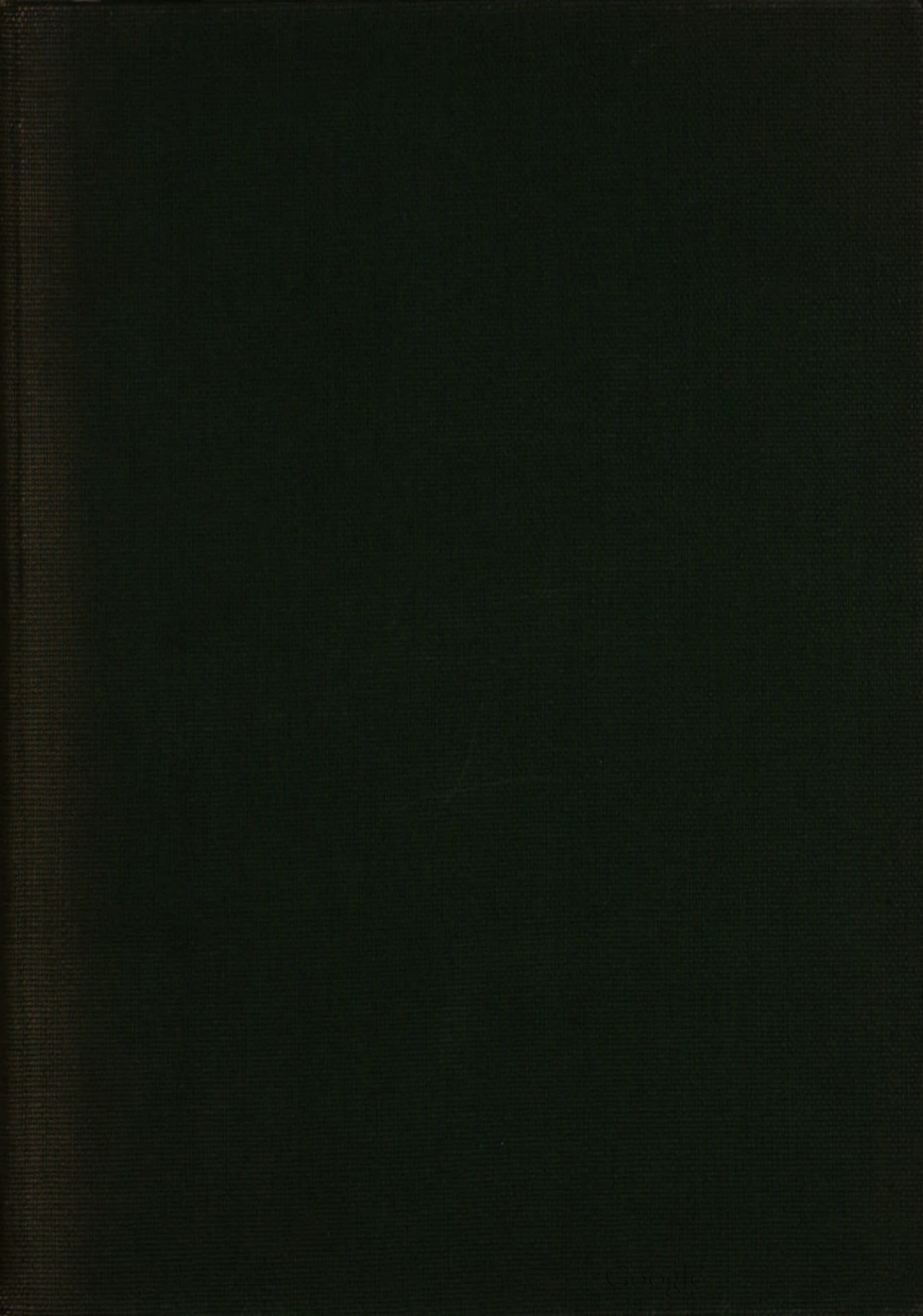
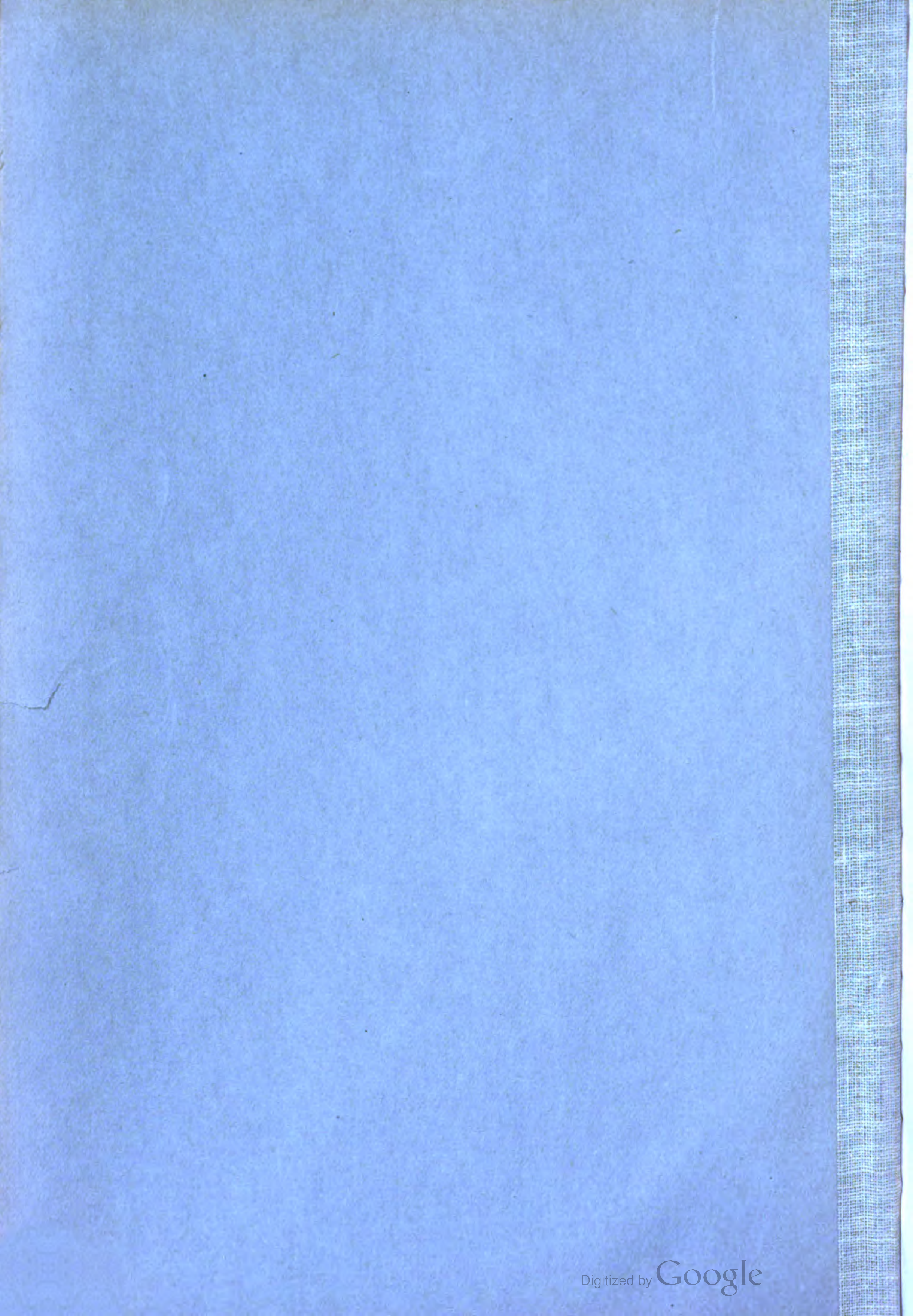


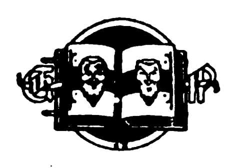


Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Einundzwanzigster Jahrgang · Band I
(Oktober 1918 bis März 1919)



Stuttgart
Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst



Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

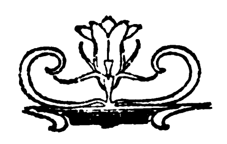
Notenbeilage

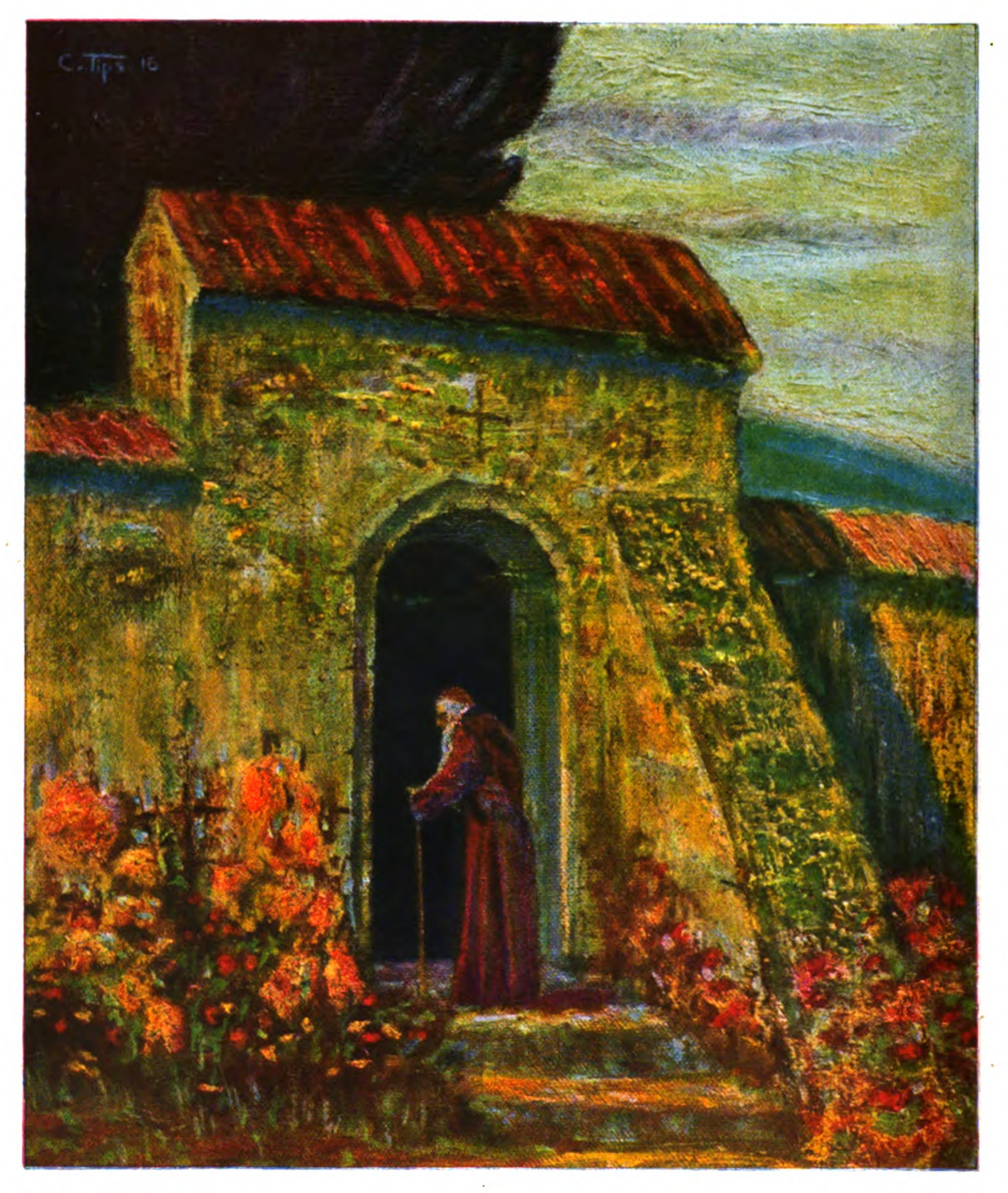
Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.

Briefe

Auf den Beilagen.





An der Klosterpforte C. Tips

Beilage zum Türmer



XXI. Jahrg. Erstes Oktoberheft 1918 Heft 1

Mein Volk!

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Wie lieb' ich dieses Volk,
Das mich so tief verwundet,
An fremdem Wesen siecht,
Am eignen nicht gesundet! —
Was lebt' ich noch,
Wenn ich an dich nicht glaubte?
Nur du allein, du siehst ihn nicht,
Den Königsreif auf deinem Haupte!

Ward Stolzeres erschaut,
Als was d i r ward beschieden?
Daß alle Wut der Welt
Sich stürzt auf deinen — Frieden?
Nackt, ohne Schwert,
Ließt du sie bänger zittern
Als vor des Höllenschlundes Brand
Und Gottes grimmigen Gewittern!

Gekreuzigt wardst du viel,
Du Heilandsvolk der Erden,
Und wieder schreit die Welt:
Er soll gekreuzigt werden!
Dem Heiland galt's!
Ward je ein höher Gut dem Erben?
Gekreuzigt hundert-, tausendmal —
Doch sterben? — Sagt, was ist das? — Sterben?

Wie lieb' ich dieses Volk,
Das ich so heiß befehde,
Wie nur mein eigen Blut
In stiller Zornesrede. —
E i n Makel nur
Ist, der dem Herrn die Freiheit raubte:
Daß er ihn nie und nie erschaut,
Den Herrenreif auf seinem Haupte!

„Wo war der liebe Gott während des Weltkrieges?“

Von W. Ruhaupt

Der Botaniker Johannes Reinke, dem wir das tief schürfende Buch „Die Welt als Tat“ verdanken, erzählt in Heft 2 seiner „Naturwissenschaftlichen Vorträge“ (Eugen Salzer, Heilbronn):

„Ich wohnte einst einer Aufführung von Gorkis Nachtasyl bei. Die Zuschauer folgten mit Aufmerksamkeit der Darstellung. Dennoch brachte das Geräusch, welches durch leichte Bewegung der vielen Menschen erzeugt wurde, es mit sich, daß mir einzelne Worte entgingen. Da richtete einer der Vagabunden aus tiefstem Vertrauen heraus an den Pilger die Frage: „Väterchen, gibt es einen Gott?“ Und wie auf Kommando herrschte absolute Stille im Saal, bis die Antwort gekommen war. Es war ein Moment äußerster Spannung, atemloser Ruhe. Die große Frage der Menschheit war gestellt. —

„Die große Frage der Menschheit“ wird auch heute gestellt, — heute, wo wir die Wahrheit des Dichterwortes: „Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg“ in nie geahnter Weise erfahren haben. — Von jeher haben, wie die Vergangenheit lehrt, große Katastrophen, wie Kriege, Erdbeben, Feuersbrünste, Hungersnöte, verheerende Seuchen, Überschwemmungen u. a. die Menschen zu Fragestellungen und philosophischen Grübeleien über den Ursprung des Seins, über Wert, Zweck und Ziel des menschlichen Lebens angeregt, und schon immer sehen wir zwei Gedankenströmungen miteinander ringen: einerseits ist es der Glaube an Gott und eine göttliche Lenkung des Geschehens und andererseits der Zweifel am Dasein eines Weltlenkers, der Glaube an ein blindes Fatum, oder an die Zwangsläufigkeit des Geschehens und damit die Leugnung einer sittlichen Weltordnung.

Wir stehen gegenwärtig im Mittelpunkt eines gewaltigen Erlebens und Werdens, dem nichts der Vergangenheit, nichts der menschlichen Geschichte Angehöriges an die Seite gestellt werden kann.

Es hat früher auch große Umwälzungen in Gestalt von schrecklichen Kriegen gegeben, es sind Ströme von Blut geflossen: so z. B. als Rom das Herrschaftszepter über die Völker schwang und später, als es unter den Hammerschlägen der Germanen zugrunde ging, — als die Hunnen nach Besiegung der Alanen und Goten mordend und sengend Europa überfluteten, — als die mongolischen Eroberer Dschengis-Chan und der lahme Timur — oder Tamerlan genannt — wie Gewitter der Hölle ganz Mittel- und Ostasien verwüsteten, Millionen von Menschen hinschlachteten und unzählige Denkmäler der Kunst vernichteten —, als der große Napoleon seinen blutigen Willen den Völkern aufzwang und Millionen seinen eitlen Eroberungsplänen opferte, aber ein Krieg von der Größe und Gewalt des heutigen, — ein Krieg, an dem bis auf einen kleinen Bruchteil alle Völker der Erde beteiligt sind, — ein Krieg, der auf der Erde und unter der Erde, auf dem Wasser

und unter dem Wasser, ja sogar in schwindelnden Höhen des Luftreichs mit gleicher Rücksichtslosigkeit und vernichtender Gewalt geführt wird, — ein Krieg, in dem die Summe aller technischen Errungenschaften gegeneinander ausgespielt wird, — ein Krieg, der mit Mitteln arbeitet, die unsern Planeten Erde in buchstäblichem Sinne erzittern und erbeben machen, — ein Krieg, der uns vor die furchtbare Tatsache einer Welthungersnot stellt, — ein solcher Krieg hat — wie schon gesagt — nach Umfang und Wirkung kein Vergleichsbild in der Geschichte.

I.

Große Ursachen haben große Wirkungen. Ein Maßstab für die Größe der in der Gestalt dieses Weltbrandes wirkenden Ursache ist die gewaltige Erschütterung, die der Bau des äußeren Lebens bis tief hinab in das unterste Steingefüge erfahren hat, sind die schwer empfundenen Eingriffe in die wirtschaftlichen Daseinsbedingungen des Menschen, unter deren hartem Druck alle Völker, auch feindliche und neutrale, seufzen.

Aber nicht nur unser äußeres Leben wird durch diesen Krieg so stark berührt, seine erschütternden Wirkungen greifen auch auf das Innenleben über; die Welt der Werte ist nicht weniger bedroht durch Umsturz als die Welt der Sachen; das unsichtbare Reich der Gedanken nicht weniger als das Reich des Ausgedehnten, des Wäg- und Meßbaren.

Soviel ist sicher und schon heute deutlich erkennbar: wenn die Kämpfe da draußen auf blutiger Walstatt erst zum Stillstand gekommen sind, dann wird ein Kampf der Geister, ein Feder-, Wort- und Gedankenkrieg entbrennen, der an Wucht, Größe und Zähigkeit dem Kampfe mit stählernen Waffen in nichts nachsteht. Schon heute werden die Schlacht- und Aufmarschpläne zu diesem Geisterkrieg ohnegleichen entworfen. Wie es unter der dünnen Decke des als lästigen Zwang empfundenen Burgfriedens gärt, das haben die jüngsten Debatten im Hause unserer Volksvertretung bewiesen.

In Fabriken und Werkstätten, in Kasernenstuben und Schützengräben, daheim und draußen im Kampfgebiet wird die „Frage der Menschheit“ gestellt und beantwortet, und nicht immer sind es Antworten, die dem Ernst und der Würde des Gegenstandes entsprechen. — Für viele sind die bei dieser Frage in Betracht kommenden Probleme schon längst „gelöst“, und zwar gelöst im verneinenden Sinne. Für sie heißt es mit Nietzsche: „Gott ist tot“, „Gott bleibt tot“, und diese mit der nackten, kalten Wahrheit sich angeblich deckende Auffassung hat durch den Weltkrieg eine praktische Stärkung erfahren.

Nach diesem Gedankengang wird der alles Herkömmliche vergewaltigende Krieg der größte Umwerter alter Werte sein; durch ihn werden nicht nur unsere wirtschaftlichen, sozialen, politischen Einrichtungen von Grund auf geändert und erneuert, auch das geistige Leben, die Welt der Gedanken wird einen ganz andern Zuschnitt erhalten. Vor allem wird der Wirklichkeitssinn des Menschen eine Schärfung ohnegleichen erfahren und längst überlebte Anschauungen religiöser, sittlicher, philosophischer Art beseitigen; der an der nüchternen Erfahrung gestählte Wille wird ohne Zagen alte Tafeln zerbrechen und viele mürbe gewordene Fäden geheiligter

Tradition ohne Kummer zerreißen. Es heißt da allerdings für den Menschen, sich selbst Stärke anzüchten; es heißt, sich mit Entschlossenheit auf den Boden der neuen Wahrheit stellen, hohe, schöne Träume aufgeben und mit unerschrockenen Ödipusaugen das aus einer entgötterten Welt emportauchende blasse Sphinxgesicht anblicken. Der Mensch muß eben lernen entsagen und muß wissen, daß Entsagung zu allen Zeiten der Anfang zu neuen Erkenntnissen und neuen Offenbarungen war. Das macht den Menschen nicht ärmer; es schafft vielmehr einen neuen, höheren Lebensstil.

Daß das Bekenntnis: „Gott ist tot“ das Leben nicht entidealisiert, beweist ja die Philosophie eines unserer führenden Geister, die Gedankenwelt Arthur Schopenhauers. Er hat unter Hinweis auf die unermeßlichen Leiden und augenfälligen Unvollkommenheiten der Welt, die Fehler, Torheiten und Laster der Menschen, das Ringen, Zappeln und Quälen um die öde, elende, kahle, nichts abwerfende Existenz den Glauben an Gott eine Sinnlosigkeit und naive Ungereimtheit genannt.

Gibt es nun ein Erleben in der menschlichen Geschichte, das diese Ansicht des Philosophen glänzender rechtfertigte als das Erleben dieses Krieges? Nie hat es so viel Schmerzen, Leiden, Klagen, Tränen, so viel bitteres Weh und Geschrei auf Erden gegeben als jetzt, nie hat die Welt so viel Haß, Lüge, Neid, Verleumdung, Heuchelei und Scheinheiligkeit, so viel Bestechung, Verrat und Niedertracht gesehen als während dieser Völkerkatastrophe. — „Wo war nun der liebe Gott während des Weltkrieges?“ — — Es gibt in der Tat — so meint man — keine bessere Probe auf das weltentgötternde Exempel Schopenhauers als das Elend und die erschreckenden Laster und Leiden der zurückliegenden Kriegsjahre.

Aber wir brauchen nicht bei Philosophen oder gar mystischen Grüblern in die Schule zu gehen, wir brauchen uns auch nicht bei der Vergangenheit Kredit für die Gegenwart zu holen. Die moderne Naturwissenschaft, der wir so vieles auch in bezug auf die erfolgreiche Führung dieses Weltkrieges zu danken haben, hat uns gezeigt, daß das gesamte Naturgeschehen ein nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung geregelter Ablauf von Vorgängen und raumzeitlichen Veränderungen ist, die in so enger und inniger Verbindung stehen, daß für ein überkausales Wirken einer die Vorgänge beeinflussenden und lenkenden Macht kein Raum bleibt. Wo gibt es da Lücken, Maschen, Spalten und Fugen, in denen sich Geist betätigen könnte; Geist ist nur ein bloßes Wort, eingeklemmt in eine Lücke menschlicher Erkenntnis.

Treffend hat die Lückenlosigkeit und Einheitlichkeit alles Geschehens die moderne Naturphilosophie zum Ausdruck gebracht. Nach ihr ist die Welt ein Ganzes, das in allen seinen Teilen, in allen wechselnden Zuständen und Erscheinungsformen sich restlos dem naturwissenschaftlichen Begriff der Energie unterordnen läßt. Das gilt sowohl nach der Seite des Körperlichen wie des Geistigen. Energie ist eben alles in allem; sie ist das ewig Bewegende und Bewirkende in dem Reiche der Ausdehnung und im Reiche des Gedankens. Die Einheitlichkeit des Geschehens aber ist dadurch gewährleistet, daß Energiearten beständig ineinander übergehen, daß sie sich gegenseitig vertreten, ohne daß dabei im geringsten Energie verschwinden und verloren gehen kann. Alle Veränderungen in Natur und Leben, alle Bewe-

gungen körperlicher und auch geistiger Art werden durch Spannungsunterschiede hervorgebracht, wobei es ein Gesetz ist, daß immer, wie z. B. bei der Elektrizität, Energie von Punkten höherer Spannung nach Punkten geringerer Spannung abfließt. Wilh. Ostwald hat dies das Gesetz des „energetischen Gefälles" genannt.

Unter dieses Gesetz ist auch der heutige Weltkrieg nach Entstehung und Verlauf zu stellen.

Der Krieg ist, wie eine große Tageszeitung in einem Artikel ausführte, entstanden durch ein „Mißverhältnis in der Verteilung der Weltkräfte", durch eine unnatürliche, im wesentlichen aber ohne „Schuld" entstandene „Überspannung dieser Kräfte". Da der Überspannung eine Entspannung folgen mußte, so stellt sich die „innere Logik" des Krieges als eine in den Bahnen mechanischer Ordnung sich bewegende Spannung und Entspannung von Kräften dar, die den Stempel fälliger Notwendigkeit, der Zwangsläufigkeit trägt, wobei es müßig ist, die Schuldfrage zu stellen.

II.

Auf der Grundlage einer gesicherten und festgefügten Ordnung des Naturwaltens bauen wir unser irdisches Arbeitsprogramm, unsere Zukunftshoffnungen, Zukunftspläne und Zukunftserfolge auf. Es ist für jeden eine stille Voraussetzung, daß ebenso wie heute auch morgen und übermorgen die Sonne im Osten aufgeht und im Westen untergeht, wir rechnen mit dem unablässigen Wechsel von Tag und Nacht, mit dem Wechsel der Jahreszeiten, hervorgerufen durch die Eigenbewegung unseres Gestirns und durch seine Bewegung um die Sonne. Wir bauen in Friedenszeiten Geschütze, fertigen Gewehre und Maschinengewehre an, in der festen Zuversicht, daß sie in einem späteren Kriege bei einer den Fall- und Fluggesetzen angemessenen Handhabung in die feindlichen Reihen Bresche schlagen werden. Wir bilden unsere Soldaten sorgfältig aus in der Überzeugung, daß ein gut geschultes Heer im Kriege mehr leistet als eine mangelhaft vorgebildete Truppe, und die Erfahrung hat uns recht gegeben.

Alle diese Beispiele zeigen, daß wir uns in Natur und Leben unter die Herrschaft des Ursachengesetzes stellen und daß die großen Richtlinien des Naturgeschehens auch in der Geisteswelt Geltung haben. Ist nun aber das Kausalitätsgesetz im Bereich des mechanischen Geschehens, wo es nur geradlinige Bewegungen gibt, ein zuverlässiger Faden, an dem wir uns irrtumsfrei vorwärtstasten können, so wird die Sache schon schwieriger da, wo wir uns auf geistiges Gebiet begeben. Hier ist der Boden der Berechnungen schon viel unsicherer und schwankender, hier gibt es Kurven und Kreuzwege, und es ist sehr oft nicht ratsam, an der Hand kausaler Berechnungen Wechsel auf die Zukunft zu nehmen. Aber abgesehen davon, daß es häufig unmöglich ist, die sich kraus verwirrenden Fäden der Willensbestrebungen kausal zu ordnen; auf den höheren Ebenen des geistigen Lebens, im Reiche der Werte greift noch etwas in das Spiel der Kräfte ein, das sich der Berechnung entzieht: es ist die sittliche Kraft, die je nachdem stärkend oder schwächend auf die Bewegungen wirkt.

Damit etwas geschieht, müssen Spannungen und Spannungsunterschiede (Intensitätsdifferenzen) vorhanden sein. Das gilt ebenso vom Geistigen wie vom

Körperlichen. Das erkannte schon der griechische Weise, als er den Satz prägte: „Der Streit ist der Dinge Vater“.

Auch der Weltkrieg ist ein Ergebnis von Spannungsunterschieden, er ist, wie wir schon sagten, die kausale Folge einer Kräfteüberspannung; Gold- und Machthunger, Selbstsucht, Habsucht, Haß und Neid traten auf ihren Höhepunkten mit sittlichen Kräften des Fleißes und solider Strebsamkeit in Gegensatz und entluden sich in der Richtung des geringsten Widerstandes. Deutschland war damit in den Weltbrand eines furchtbaren Völkerstreites verwickelt.

War es nun eine starre Notwendigkeit, daß die Entspannung in der Richtung erfolgte, wie sie erfolgt ist? Mußten sich unbedingt Leid, Not, Elend, Armut, Kriegsverderben an die Fersen dieser Entladung heften? Das ist die große Frage — das punctum saliens. . . Wir meinen nicht.

Sittliche Kräfte der Duldsamkeit, das große Gebot des Meisters: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, oder allein schon der Grundsatz: „Leben und leben lassen“ hätten dem Geschehen ein anderes Flußbett gegraben und die dunklen Gewalten zur Unwirksamkeit verurteilt.

Hier gibt es also Möglichkeiten. Hier betreten wir den Boden sittlicher Verpflichtungen und damit den heiligen Boden sittlicher Freiheit.

Aber in der Welt der Werte tritt in der ursächlichen Verknüpfung der Dinge noch etwas anderes in Erscheinung, das erstens ein Erweis der großartigen Harmonie des Weltganzen ist und uns zum andern zur Anerkennung einer sittlichen Weltordnung zwingt.

Jedes Unsittliche, jedes Böse trägt in sich selbst sein Gericht, und es folgt ihm ganz leise und still die unentfliehbare Strafe. Für jede schlechte Tat kommt einst die Stunde, wo sie von der ausgleichenden Gerechtigkeit getroffen wird, für jedes Verbrechen der Augenblick, der es seinem inneren Gericht überliefert.

Im Anfang war die Vernunft, und diese Vernunft hat nicht nur die Dinge in den Richtlinien von Ursache und Wirkung geordnet, sie hat sie auch da, wo wir das Reich der Werte betreten, den Gesetzen einer sittlichen Weltordnung unterworfen. „Die Vergeltung,“ sagt Emerson in seiner Schrift: „Die Sonne segnet die Welt“, „ist unzertrennlich von den Dingen. . . Verbrechen und Strafe wachsen auf einem Stamm. Die Strafe ist eine Frucht, die unvermutet in der Blüte der Lust reift, die sie verbarg. . . Personen und Ereignisse mögen eine Zeitlang zwischen dir und der Gerechtigkeit stehen, aber es ist nur ein Aufschub. . . Der Dieb bestiehlt sich selbst, der Betrüger betrügt sich selbst. . . Die menschliche Arbeit in allen ihren Formen, vom Zuspitzen eines Pfahls bis zum Aufbau einer Stadt oder eines Epos ist eine ungeheuere Illustration der vollkommenen Ausgleichung des Weltalls.“

Dieser Weltkrieg wird allen Völkern das Schicksal bereiten, das sie verdienen; er ist ein Gericht, durch das alle hindurch müssen, ohne Wahl und Unterschied. Der Weltkrieg ist, wie die Alten sagten, ein Werk der Nemesis divina, die ihrer nicht spotten läßt, die „die Wache hält im Weltall und kein Vergehen ungezüchtigt läßt“. Die strafende göttliche Gerechtigkeit wirft in diesem Kampfe ohnegleichen jedes Volk auf die Wage des Weltgerichts, und heute heißt es schon von vielen: „Gewogen und zu leicht erfunden.“ An dieser Wage gibt es keine Falschgewichte und

keine Irrtümer der Registrierung; jedes Volk rückt gemäß seinem „Eigengewicht", gemäß seinem innern Werte schnell oder langsam je nachdem der Stelle zu, an die es gehört, und im geschichtlichen Urteil kommender Geschlechter wird manches Volk einen andern Platz einnehmen als in den zweifelhaften Schätzungen der in Vorurteilen befangenen Menschen von gestern und heute.

Was aber von den Völkern gilt, das gilt auch von den Personen, die auf der Schaubühne dieses gewaltigen Kampfes auftreten und schon aufgetreten sind: das gilt von einem Hindenburg und Lord Kitchener, von einem Poincaré, Grey, Lloyd George, einem Wilson, Clemenceau, d'Annunzio, einem Bratianu und Venizelos, einem Zar Nikolaus und Kaiser Wilhelm II. Alle steigen und sinken nach Maßgabe ihres Eigengewichts, und je weiter sich die Dinge gestalten, um so klarer werden wir erkennen, daß die Würfel Gottes immer auf die richtige Seite fallen.

Diese Scheidung der Geister und Völker ist uns die sichere Gewähr für das Walten einer sittlichen Weltordnung; hier stoßen wir unverkennbar auf die Fußspuren des lebendigen Gottes, der auch im Weltkriege da war, wo er immer gewesen ist und immer sein wird.

Es liegt zwar wenig Vernunft in der vom Abgeordneten Adolf Hoffmann gelegentlich der vorjährigen und diesjährigen Beratung des Kultusetats gestellten Frage: „Wo war der liebe Gott während des Weltkrieges?" — aber es liegt doch immerhin Vernunft darin, und dieser Umstand hätte den Fragesteller, ehe er fragte, erst einmal Anlaß zu der Betrachtung geben sollen, von wessen Gnaden er denn die Vernunft zu seiner Frage erhalten hat? Empfing er die Vernunft zu dieser Frage aus dem ewigen Born der göttlichen Urvernunft oder aus einem blinden Wirbel räumlicher Bewegungen, mechanischer Drucke und Stöße?

Indessen wir brauchen nicht erst in das obere Stockwerk der Welt der Werte emporzusteigen, um die Fußspuren Gottes zu entdecken, auch im Gerüst und Gebälk der unteren Naturwelt, wo nur meßbare und zählbare Bewegung herrscht, zeigt sich das Wirken und Walten einer ewigen Vernunft.

Wir möchten den sehen, der uns beweisen wollte oder könnte, daß Sonnen, Planeten und Monde und die Ordnung ihrer Bewegungen blindem Zufall ihr Dasein verdanken, der uns beweisen könnte, daß die Oberfläche unseres Erdgestirns und der Wechsel ihrer Erscheinungen, der reiche Wechsel von Meeren und Kontinenten, von Flüssen, Gebirgen, Inseln, Wäldern, Tälern, Wiesen und Hügeln ohne Willen, Zweck und Absicht zustande gekommen sei, der uns erklären könnte, wie blinde Kräfte aus einem zusammenhanglosen Gewirr von Stoffteilchen wunderbare Organismen, Pflanzen, Tiere, Menschen, sehende Augen, hörende Ohren gebildet haben.

Ist die Welt nichts anderes als ein unbegrenztes Energiemeer, in dem die Wogen mechanischen Geschehens in unablässiger Folge dumpf und eintönig aufeinanderschlagen, in dem es nur Spannungen und Entspannungen im Sinne des „energetischen Gefälles" gibt; ist sie etwas, in dem keine Dauer ist, in dem ewiger Wechsel das Beständige darstellt, in dem jedem Werden ein Entwerden, jedem Plus ein Minus folgt, dann ist der Mensch, der zu dieser Einsicht kommt, die elendeste der Kreaturen, dann steht über seiner Geschichte ein erschütterndes Umsonst!

Einer meiner Bekannten äußerte sich gelegentlich einer Unterhaltung über den Ausgang und das Ende dieses schrecklichen Weltbrandes in folgender Weise:

„Es wäre zum Aufschreien, wenn unsere Tapfern da draußen umsonst geblutet und gelitten hätten, wenn unser Hindenburg umsonst seine Siege erfochten, umsonst feindliche Festungen, die als uneinnehmbar galten, zerbrochen, umsonst tief in Feindesland eingedrungen wäre, wenn wir geschwächt und verarmt ohne Gewinn aus diesem Ringen hervorgingen.“

Wäre es aber nicht viel bitterer und schmerzlicher, wenn unsere Brüder ihr Blut vergossen hätten, bloß um eine geschichtliche Spannung zur Entspannung zu bringen, wie es deren unendlich viele gegeben hat und noch unendlich viele geben wird? Wäre es nicht ein unerträglicher Gedanke, wenn dieses Leben, Ringen und Kämpfen nur ein nutzloses Wogen und Wallen, ein planloses Auf und Ab ohne Ewigkeitswert und Ewigkeitsziel wäre?

Alle Dinge, auch Not und Leid dieses Weltkrieges, erhalten erst dann einen Sinn, wenn sie geschaut werden in Gott, wenn wir sie betrachten sub specie aeternitatis, wenn wir sie werten im Lichte der Ewigkeit.

Wer erkannt hat, daß unser Planet und das Leben auf ihm nicht Zweck, sondern nur Mittel ist, daß Sinn und Ziel aller räumlichen Bewegung im Überräumlichen liegt, wem die Geschichte mehr ist als ein dumpfer, verworrener Traum der Menschheit, für den erübrigt sich die Frage: „Wo war der liebe Gott während des Weltkriegs?“



Urlaub im Herbst · Von Helene Brauer

Einmal von Todesschau und Tod
Weit die Seele gewandt.
Ein Weg durch Astern weiß und rot,
Ein Weg durch eigenes Land.

Heiße Nächte in blutigem Schein,
Tage, todesbereit, —
Heut soll das alles vergessen sein
In Oktoberherrlichkeit.

Heut will ich vergessen Grauen und Harm
Und den Schrei, wenn ein Leben zerreißt,
Heut will ich nur an deinem Arm
Wissen, was Heimat heißt.

Und ob mir kurze Stunden nur
Ins Herz mein Garten loht, —
Ich trag' das Bild von der eignen Flur
Mit fort in den fernen Tod.



Gioconda als Retterin

Erzählung von Wilhelm Schüßler

1.

Als ich vor bald zehn Jahren in Paris war, um die Kunstschätze kennen zu lernen, die dort aufgehäuft sind, war mein liebster Gang in den Louvre und zur Mona Lisa, die bis zur großen Revolution im Besitz der Könige von Frankreich war.

Ich konnte stundenlang vor diesem seltsamen Bilde weilen und mich bemühen, in das Geheimnis Lionardos einzudringen. Und jedesmal, wenn ich wiederkam, schien die Gioconda schadenfroher zu lächeln, ironisch, wie mir scheinen wollte, mit jenem Zuge um Augen und Mund, wie ihn vornehme Frauen noch haben, selbst wenn sie leiden...

Einige Tage schon war es mir aufgefallen, daß ein alter Herr mit feinem Aristokratenkopf und in gewählter Kleidung mein ständiger, aber stummer Begleiter bei meinen Besuchen vor dem Gemälde Lionardos war. Er beachtete mich kaum, ließ sich neben mir auf einem der Sofas nieder und blieb etwa eine Stunde in der Betrachtung Mona Lisas versunken sitzen. Dann erhob er sich mit einem Seufzer und verschwand langsam aus dem Saale.

Dies dauerte etwa zwei Wochen, während deren ich, um es offen zu sagen, ebensosehr aus geheimer Neugierde, ob der alte Herr wieder erscheinen würde, den Louvre besuchte, als aus Sehnsucht nach der Mona Lisa.

Endlich fragte ich eines Tages, als der Greis eben verschwunden war, einen der Saaldiener, ob er den Namen und den Stand des alten Herrn wisse, der Tag für Tag, ohne einen zu versäumen, die Gioconda besuche?

„Gewiß, mein Herr", erhielt ich zur Antwort. „Es ist der Graf d'Orville, einer der größten Kunstkenner Frankreichs, ja der Welt."

„Und warum", fragte ich weiter, „besucht er stets nur das Gemälde des großen Lionardo? Weshalb nicht die vielen anderen Kunstwerke, die augenscheinlich keine Anziehungskraft für ihn besitzen?"

„Das weiß ich nicht, weiß niemand. Bekannt ist nur, daß er seit über vierzig Jahren jeden Tag eine Stunde hier verbringt; ja, in der letzten Zeit will man bemerkt haben, daß er seine Besuche vor jenem Gemälde sogar verlängert. Doch —"

Hier wurde unser Gespräch unterbrochen und ich beschloß, nächster Tage den Greis selbst in ein Gespräch über die Gioconda zu verwickeln; vielleicht konnte ich von dem großen Kunstkenner das Geheimnis Lionardos erfahren!

2.

Ich weiß noch, es war ein erster strahlender Sommertag, als ich den Louvre wieder betrat. Die Beleuchtung war ganz einzigartig schön und ich war wieder in den unendlichen Liebreiz des Gemäldes, der Farbentöne versunken, als der Graf d'Orville sich neben mir niederließ.

Ich beobachtete eine halbe Stunde Schweigen, bis ich begann: „Nicht wahr, mein Herr, das Studium des großen Lionardo muß unendlich sein, wie es sein Geist war?“

Lebhaft wandte sich der Greis mir zu und sagte mit liebenswürdigem Lächeln: „Sie haben recht, vollkommen recht, mein Herr! Er ist der größte Künstler!“

„Ich bemühe mich“, entgegnete ich, „schon lange, diesen Riesengeist zu erfassen, allein nur um zu erfahren, daß es unserem Geschlechte nicht möglich ist! Das Lächeln der Gioconda wird nie mehr gelächelt; es gehört vergangenen, großen Zeiten an...“

„Ja“, rief der Graf lebhaft. „Sie sprechen mir aus der Seele. Große Zeiten! Vornehme Zeiten! Ach, wie ich sie liebe und wie ich die Gegenwart hasse und verachte!“

Ich betrachtete ihn mit Erstaunen und scheuer Ehrfurcht, als ich entdeckte, daß seine Augen glühten und er, gleich einem Propheten, sich erhob und wie von einer Vision gefesselt ins Leere sah.

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte und schalt mich gerade, die Ruhe des Greises gestört zu haben, als er sich wieder setzte und in mildem Tone fortfuhr:

„Sie wundern sich, mein Herr, mich täglich vor der Gioconda zu treffen! Ich will es Ihnen sagen, warum ich komme: es ist nicht nur wegen des Kunstwerkes selber, das ich zwar über alles stelle, was Menschenhand hervorgebracht hat; aber das ist es nicht allein. Dies Gemälde ist für mich ein Symbol. ... ein Symbol der Vornehmheit, der Aristokratie schlechthin inmitten einer trüben und verworrenen Zeit der Gleichmacherei, der Demokratie, der pöbelhaften Politik, der Massenherrschaft und Massen-Umschmeichelung ... der kleinen Leute. Die Gioconda ist mir ein Symbol der großen Vergangenheit und hat“, schloß er leiser redend, „mit ihrem Lächeln auch eine unvergängliche Bedeutung für mein Geschlecht.“

„Für Ihr Geschlecht?“

„Gewiß,“ sagte er eifrig und sich umsehend, ob keine Lauscher in der Nähe seien, „für das Leben und Sterben meines Großvaters und auch für das Leben der Königin Marie Antoinette.“

„Wie ist das möglich?“ rief ich. „Darf ich hoffen, den Zusammenhang von Ihnen zu erfahren und dadurch Lionardo und der Mona Lisa näher zu kommen?“

„Ja, mein Herr, ich will es Ihnen erzählen; denn ich sehe, daß Sie nach Erkenntnis streben, und ich glaube, Sie werden mich verstehen!

3.

Mein Großvater, Gaston Graf d'Orville, ein naher Verwandter der Herzöge von Larochefoucauld, hatte sich, nachdem er in jungen Jahren seine Gattin, eine Angehörige des Hauses Ligne, verloren, ohne sich weiter um seinen einzigen Sohn, meinen Vater, zu kümmern, in das Treiben der beginnenden Revolution gestürzt. Von Ehrgeiz verzehrt, es seinem Freunde, jenem Grafen von Mirabeau gleichzutun, den Kopf erfüllt von unklaren Vorstellungen über die Lage der unteren Klassen und die angeblichen Naturrechte jenes ungebildeten Gesindels, beleidigt

durch Zurücksetzungen, die er am Hofe des Königs erfahren, beschloß er, nachdem er seinen Namen geändert, da er unter den Herrschenden nicht die erste Rolle spielen konnte, wenigstens den Acheron in Bewegung zu setzen.

Glauben Sie, mein Herr, daß es mir eine unendliche Qual bereitet, von jenen Verirrungen meines Großvaters zu erzählen. Aber auch Sie werden milder urteilen, wenn Sie die ganze Geschichte erfahren haben!

Aus dem Verlauf der großen Revolution wird Ihnen ohne Zweifel der Name jenes Abgeordneten Duras bekannt sein, der sich durch das Treiben gegen den Hof und die Aristokratie und durch seine glänzende, hinreißende Beredsamkeit einen großen Namen gemacht?"

Ich bejahte. Wie oft hatte ich nicht von jenem Manne gehört!

„Jener Duras, der mit solchem Erfolge alle Spuren seiner Herkunft verwischt hat, war in Wahrheit Gaston Graf d'Orville, mein Großvater!" fuhr der Greis fort.

Er zögerte, schwieg eine Zeitlang und sammelte sich, indem er seine Blicke auf Lionardos Meisterwerk ruhen ließ. Dann endlich fuhr er fort:

„So sehr es mir widersteht, ich muß erzählen, daß mein Großvater bald einer der Hauptführer der revolutionären Massen war und in dem lang ersehnten Triumphe einer fast unbedingten Herrschaft über den verführten Pöbel schwelgen konnte. Nach Mirabeaus Tod stand er mit in der ersten Reihe jener Redner, die zu jeder Tages- und Nachtzeit von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sprachen und die Begehrlichkeit des Volkes, aller Elenden, zu schlecht Weggekommenen, Hungrigen und Gierigen bis zum Wahnsinn aufzustacheln vermochten.

Bald zeigte es sich, daß er die Geister, die er gerufen, nicht mehr bannen konnte und daß er, um sich als Führer zu behaupten, der Menge immer neue, immer heiligere Güter opfern mußte. Denn Sie wissen es ja, mein Herr, der Pöbel ist nicht zufrieden, bis alles gleich, d. h. alles, was ihn, was seinen gemeinen Durchschnitt überragt, einen Kopf kürzer gemacht ist!

Der Gleichheitswahnsinn feierte wieder einmal Orgien, als eines Abends in einer wüsten Versammlung der äußersten Linken der Ruf laut wurde, daß nur der Tod des Königspaares, insonderheit aber Marie Antoinettes, der Fremden, der Spionin, der Österreicherin, die Revolution und ihre Errungenschaften sichern könne ... Duras, alias Graf d'Orville, stutzte. Er sah plötzlich in einen Abgrund, den er bislang nicht hatte sehen *wollen*, wenn er ihn auch dunkel mochte geahnt haben. Aber war er nicht mehr stark genug, ihn zu schließen, den rollenden Rädern in die Speichen zu fallen?

Er versuchte es. Aber in einem tosenden Lärm gingen seine Worte fast vollständig verloren. Nur das Geschrei: Verräter, Aristokrat! war zu hören; und nach Verlauf von kaum zehn Minuten war er von der Tribüne gerissen und von johlenden Männern und Weibern umgeben, die ihn bedrohten und beschimpften. Er drängte sich, so gut es gehen wollte, durch; geschlagen, bespien. Er kochte vor Wut und Enttäuschung. Das war das Volk, das er zu lenken hoffte, dem er schmeicheln mußte! War's da nicht besser, dem *einen* König zu gehorchen und zu dienen, als diesen namenlosen Vielen?

Während er sich dies überlegte und noch immer die Scharen der Empörten mühsam abwehrte, ohne einen rettenden Ausgang aus dem Saale zu entdecken, tauchte plötzlich seine Freundin, Marie Lavisse, eine junge Heldin der Revolution, eine Dame der ‚Halle‘, vor ihm auf. Sie hatte seinen Bewerbungen bisher eifrig getrotzt und ihn dadurch nur immer mehr in eine rasende Leidenschaft gestürzt, die ihn fast von Sinnen brachte.

‚Ich zeige dir den Ausgang, Bürger Duras,‘ zischte sie jetzt, ‚denn ich liebe dich, trotz der Schmach von heute abend!‘

Er folgte ihrer Gestalt, die hin und wieder aus der Menge auftauchte, und fand, als die Wütenden endlich von ihm abließen, eine fast unsichtbare Tapetentür, durch die er schleunigst entschlüpfte. Beschämt, vor Wut und Empörung zitternd, mit zerrissenen Kleidern, und andererseits vor Liebe vergehend, trat er hinaus und fand Marie Lavisse am Eingang auf ihn wartend. Schweigend hängte sie sich an den Arm meines Großvaters, der vor Erregung nicht sprechen konnte und führte ihn zu seinem Hause. Sein Herz schlug ihm bis zum Halse, als sie ihn, heute zum ersten Male, in seine Wohnung begleitete. Sie setzte sich auf seine Knie, schmiegte sich an ihn und sagte leise und in zärtlichem Ton:

‚Graf d'Orville!‘

Mein Großvater zuckte zusammen und verfärbte sich. Sie hatte also irgendwie seinen Namen erfahren! Er war in tödlicher Gefahr, wenn seine aristokratische Herkunft der großen Masse bekannt wurde, besonders nach dem heutigen Abend! Mit einem Gemisch von Haß und Liebe sah er Marien in die Augen und sagte: ‚Du wirst mich nicht verraten!?‘

Sie machte sich aus seiner glühenden Umarmung frei und sagte: ‚Nein, denn ich liebe dich; und ich werde die Deine sein, morgen, morgen in der Nacht... Aber —‘

Mein Großvater erhob sich zitternd vor Leidenschaft und wollte sie an sich ziehen. Aber sie entwand sich ihm und sah ihn kalt an, als ob sie rechnete.

‚Aber Marie, Marie, warum nicht heute, jetzt gleich?‘ rief Duras — denn ich will ihn so nennen, solange er in den Händen des Pöbels ist.

‚Ich habe eine Bedingung!‘ sagte Marie fest.

‚Welche, welche? Ich erfülle dir jede!‘ rief Duras jetzt völlig außer sich und mit jagenden Pulsen.

‚Die Königin muß sterben! Morgen abend. Und du mußt der Führer sein! Denn ich liebe dich, aber ich muß stolz auf dich sein können, wenn ich dir gehören soll! Einen Abend wie den heutigen würde meine Liebe nicht noch einmal ertragen! Oder glaubst du, du könntest noch unser Führer sein, wenn du dich länger widersetztest? Oder,‘ fügte sie leise mit einem Katzenblick hinzu, ‚wenn erst alle wissen, daß du ein Graf bist?‘

Duras stockte eine Zeitlang der Herzschlag. Die widersprechendsten Empfindungen bestürmten ihn. Die Leidenschaft, die Gier nach Mariens Besitz, die da in ihrer eigentümlichen, fast brutalen Schönheit vor ihm stand, die Furcht, verraten zu werden, die Besorgnis, seine alte Führerstellung einzubüßen, wenn er der Menge nicht gehorchte, kämpfte mit den alten aristokratischen Instinkten,

den Gesinnungen eines Ehrenmannes einen schweren Kampf. Konnte er, ein d'Orville, sich an die Spitze eines wilden Haufens von Mördern stellen? Gab es einen Ausweg?

Marie trat näher, beugte sich zu ihm herab, so daß ihre biegsam-starke Gestalt ihn berührte und ihre dunkelbraunen, ungeordneten Flechten ihn im Antlitz streiften, küßte ihn leidenschaftlich auf den Mund, sprang dann eilig und mit der Miene einer Siegerin zur Tür und rief:

‚Nun?'

Und kaum hatte Duras Zeit, mit irrenden, heißen Blicken zu rufen: ‚Ja, ich bin dein!' so war sie schon aus dem Zimmer verschwunden."

4.

„Ach, mein Herr," seufzte hier der Greis an meiner Seite, indem er ein Spitzentaschentuch nahm und sich die Stirn trocknete, „erlassen Sie es mir, die ekelhaften Einzelheiten der Vorbereitung jenes Sturmes auf den Königspalast zu erzählen, in dem das unglückliche Herrscherpaar gefangen war! Genug, mein Großvater, jener Duras, war der Führer, der leidenschaftlichste Agitator, der am Tage nach jenem Zusammentreffen mit Marie Lavisse sich an Reden, Aufhetzen, Vorbereiten selbst überbot und seine alte Stellung völlig zurückgewann. Seine Geliebte hatte Grund, von neuem stolz auf ihn zu sein!"

Hier schwieg der alte Graf wieder und betrachtete eine Zeitlang die lächelnde Mona Lisa vor uns.

„Ja," sagte er dann, mit einem heiteren Blicke aufatmend, „ja, die Gioconda hat die Königin, hat ihn, hat seine Ehre und die seines Geschlechtes gerettet!

Aber hören Sie weiter.

Stellen Sie sich jenen Abend vor, wo ein brüllender Haufe von mehreren Tausend Sansculotten, viele mit den roten Freiheitsmützen auf dem Kopf, unter den ohrenbetäubenden, aufreizenden Klängen der ewig wiederholten Marseillaise, bei dem flackernden Schein der Fackeln das Königsschloß umtobt, umbrandet, die eisernen Gitter niederreißt, die Schüsse, den Widerstand der Wachen nicht achtet und ins Schloß dringt, um die Königsfamilie zu ermorden! Stellen Sie sich vor, wie jene, verängstigt, notdürftig bekleidet, sich im Schlafzimmer der Königin verbirgt, in der rührenden Vorstellung, daß dieser Raum auch dem Pöbel heilig sei!

Wie eine Flut, die die Dämme durchbricht, brauste die Menge der trunkenen, mordgierigen, bis zum Wahnsinn gebrachten ‚Freiheitsmänner' die Treppen hinan und durchsucht, erfüllt bald jedes Gemach mit ihrem Lärmen, Fluchen, Singen und dem Gedonner ihrer Tritte. Duras immer voran, Marie Lavisse dicht hinter ihm; beide im Taumel der Leidenschaft und der Gier, die ihre Wut, ihren Wahnsinn auf den höchsten Grad steigert. Duras glüht im Fieber; er weiß in diesen Stunden nur eines: noch heute wird Marie Lavisse die Seine! Alles andere ist aus seinem Gehirn verschwunden.

Das Dröhnen der Tausende von Menschentritten, das Gejohle, das Geschrei, der Lärm, durch den die Klänge der Marseillaise kreischen und an allen Nerven reißen, hat den höchsten Grad erreicht, als Duras und seine Geliebte an

der Spitze des größten Haufens endlich das Vorgemach zum Schlafzimmer der verhaßten Königin erbrechen. Ein einziger Schlag mit der Axt, die Duras über seinem Haupte schwingt, genügt, um die zierliche Tür, auf der zwei Liebesgötter eingeschnitzt sind, zu sprengen. Die beiden stürzen hinein und hinter ihnen dringt die Menge nach, die plötzlich, wie vor etwas Ungeheurem, den Atem anhält und verstummt.

‚Hier ist es!‘ kreischt Marie. ‚Wir haben sie! Es lebe die Freiheit!‘

‚Es lebe die Revolution!‘ donnert es hinter ihr. Und die Marseillaise wird tausendstimmig gesungen, geschrien, gebrüllt.

Immer neue Massen drängen nach. Aber sie stocken, können nicht weiter, stutzen.

Was geht vor? Ist die Königin entkommen?

Nein! etwas, was keiner geahnt, was keiner begreifen kann!

Der Führer, was ist mit ihm?

Das Vorgemach der Königin ist von einigen Fackeln erhellt, die ein zuckendes Licht verbreiten; die Fenster sind geöffnet, und so fällt hin und wieder ein Strahl des Mondes durch die jagenden Wolken auf ein Bild an der Wand, auf das einzige Bild in jenem Zimmer...

Ein seltsames Bild!

Gioconda!

Mona Lisa!

Sie lächelt geheimnisvoll ...

Duras, der gerade vorwärts stürzen und die Tür zum Schlafzimmer der Königin zertrümmern will, wirft einen flüchtigen Blick auf das Meisterwerk des größten aller Künstler, das König Franz dereinst erwarb.

Er stutzt, erbleicht, bleibt stehen und starrt, während Schauer auf Schauer ihn durchrieseln, entgeistert der vornehmen Frau ins Angesicht.

Mit dem wechselnden Licht beleben sich ihre Züge immer mehr; immer seltsamer wird ihr Lächeln. Unnahbar. Und jetzt wieder überlegen, ironisch. Und jetzt wird es mahnend und fragend.

Und jetzt ... Duras fürchtet vor Grausen den Verstand zu verlieren ... jetzt spricht sie sogar zu ihm, aber so leise, daß nur er ihr Geflüster vernimmt:

‚So weit also,‘ spricht Gioconda mit einem bittersüßen, einem ironischen Lächeln, aber nicht ohne Mitleid in ihren Zügen, ‚so weit also seid Ihr, Graf d'Orville, gesunken, daß Ihr um des Leibes einer Dirne willen einer Königin ans Leben wollt! So weit also! ... Ach, wie unvornehm! ...‘

Und sie lächelt von neuem, aber diesmal resigniert, als erkenne sie darin den Lauf der Welt, in der das Edle zugrunde geht.

Eine schrille Stimme weckt ihn aus seinem kurzen Traum.

‚Was heißt das?‘ schreit Marie Lavisse ihm ins Ohr. ‚Vorwärts! Gleich haben wir sie!‘

Dann aber kommt die Reihe, zu erbleichen, zu staunen an sie selber. Denn rasch wie der Blitz springt der Graf d'Orville vor die Tür zum Schlafgemach der Königin, wendet sich gegen den Haufen der Nachdrängenden und ruft mit furcht-

barer Donnerstimme, indem er die Axt über seinem Haupte schwingt und mit der anderen freien Hand die rote Mütze weit von sich wirft:

‚Nur über meine Leiche! Ich schütze die Königin! Ich, der Graf d'Orville!'

Die Menge stutzt, als ob sie nicht recht gehört. Und in diesem kurzen Augenblick, mit der Schnelle eines Gedankens, schaut er noch einmal zur Gioconda hinüber und sieht, wie sie lächelt, befriedigt, ermunternd.

‚So war es recht, Herr Graf! Das Vornehme läßt sich nicht ersticken in der Gemeinheit und im Pöbel! Sie waren doch schließlich sich selber treu!'

Er atmet tief auf.

Und dann brüllt, donnert, johlt es um ihn her: ‚Verräter! Verräter!' Ein entfesselter Orkan.

Marie Lavisse voran.

Sie entreißt ihrem Nachbarn eine Axt, springt vor und schlägt ihn, der sich gegen andere verteidigen muß, zu Boden. ‚Das war dein Lohn!'

Er aber verhaucht sein wildes und tapferes Leben, indem er seinen letzten Blick auf Mona Lisa ruhen läßt.

Sie lächelt noch immer befriedigt, ruhig, erhaben ob diesem Sturme unter ihr.

Sie hat schon viel gesehen!

‚Das Vornehme stirbt zwar und geht unter. Aber doch in Ehren!'"

5.

Der Greis schwieg erschüttert.

„Verstehen Sie jetzt, mein Herr, was dieses Gemälde, dieses Lächeln mir bedeutet?

Mona Lisa hat, indem sie meinen Großvater zur Besinnung, zum Widerstand brachte, die Königin und die Ihren in der Tat gerettet, denn jene kurze Zeit benutzten diese, um durch einen geheimen Ausgang zu entkommen. Und Gioconda hat damit auch die Ehre meines Geschlechtes gewahrt!"

Mir lag eine Frage auf den Lippen. Er schien es zu merken.

„Sie wollen wissen, mein Freund," sagte der Greis in gütigem Ton, „woher ich die Zusammenhänge kenne, diese Geschichte meines Großvaters, die Sie soeben vernommen?

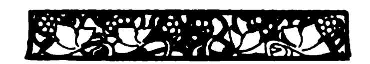
Einfach genug! Der Tod von der Hand jener Dirne, der plötzliche Widerstand des gefeierten Volksmannes Duras, jene unerklärliche Sinnesänderung im Augenblick der Entscheidung ist ja bekannt, und die Gelehrten haben viele Bücher darüber geschrieben, indem sie jenen platten, abgeschmackten und im Grunde so nichtssagenden Ruf des Pöbels, der stumpfen Masse, ‚Verräter!' wiederholen und ohne Prüfung nachbeten.

Aber ich versichere Sie: ich weiß es besser, ich allein und — Sie! Es war Gioconda, die ich um so inniger liebe, je düsterer die Gegenwart wird und je mehr das Edle, die Vornehmheit stirbt! Ja, Mona Lisas Lächeln ist es gewesen, das meinen Großvater im letzten Augenblick seines Lebens emporhob auf jene Höhen, die dem Pöbel für ewig unerreichbar, unfaßbar bleiben und die nur für Menschen von Erziehung, Kultur, Tradition und Vornehmheit geschaffen sind...

Bezweifeln Sie noch die Wahrheit meiner Behauptung, die Richtigkeit meiner Erkenntnisse?“ flüsterte der Greis, meinen Arm berührend und auf die Gioconda weisend. „Ich bitte Sie, sehen Sie hin! Mona Lisa lächelt mir Beifall, als wollte sie sagen: So ist es! Glauben Sie ihr! mein Herr. Ich kenne sie schon ein halbes Jahrhundert und länger. Sie kennt alles und weiß alles, aber sie versteht auch alles, und so wird sie mir, hoffe ich, auch verzeihen, daß ich Ihnen, einem Fremden, unser beider Geheimnis vertraut habe.

Ah, sie stimmt mir zu!

Sehen Sie, wie sie lächelt?“



Mein Tal · Von Hermine Ziegler

So sah ich dich in jedem Traum:
Still hingebettet zwischen Fels und Tann,
Wie eine kühle Wallfahrtsklause,
Die sich dem Wandrer aufgetan
Weitab dem tödlichen Gebrause. —
Und nun ist's süße Wirklichkeit!
Die alten Wege grüß' ich heimatfroh,
Das Kirchlein und die Häuserzeile,
Der Firste grünbemoostes Stroh
Und jeden Stein und jede Meile
Und beide Hände streck' ich hin. — —
Indes die Gassen stehen menschenleer,
Nur Greise spähen in den Türen,
Aus Ackerfurchen heiß und schwer
Seh' ich die Frauen Lasten führen
Und Kinder lenken das Gespann.
In allen Zügen steht ein hartes Wort,
Ein jedes Herz hat seine Klage,
Die brennt in tiefer Unruh' fort
Und löst sich schluchzend erst zutage,
Wenn überm Dorf die Sterne stehn. —
Die Zeit geht stumm am Glockenstuhl vorbei,
Manch frisches Kreuz steht bei den alten,
Und selbst der Jugend schneller Schrei
Bleibt echolos zurückgehalten
Von dieser armen Einsamkeit.

Ich weine in den hellen Sonnenschein,
Daß meines Herzens Festen beben.
Da mischt ein leiser Trost sich ein:
Auch du hast deinen Teil gegeben,
Mein kleines Tal.



Der Pendelschlag
Von Otto zur Linde

In dem stillen Zimmer rauscht leis und weich die Flamme des Gaslichts.

Bescheiden an der Wand schlägt der Uhrpendel seinen unermüdlichen Schlag. Seine metallene Scheibe glänzt schüchtern nur das helle Gaslicht zurück.

Tick, tack. — Ein Hub, ein Fallen. Und ein Rhythmus der Unermüdlichkeit. Des Maßes. Der zählbaren Unzählbarkeit. Der endlosen Unendlichkeit. Tick, tack.

Das Ohr lauscht hin, sobald der Geist zurückkehrt von den Flügen in die Welt der Gedanken.

Das Ohr lauscht hin. Tick, tack. — Zwischen den zwei Schlägen immer ein leiser Ton des Hebelwendens. So daß ein Rhythmus sich ausschwingt, vom Tick zum Tack, regulierend, und das Ohr einsummend.

Lausch' lange hin! Dann ... dreht sich der Rhythmus um. Und es geht nun vom Tack zum Tick. So ist der Pendel auch der Künder ewigen Weltgesetzes. Es biegt sich alles rund zum Anfang zurück. Die Erde, die Sonne, die Welt und das Leben aus dem Tode in den Tod.

Und steht der Pendel still, so vermag dein Auge dieses Grausige nicht in sich zu fassen. Wer lange dem Pendel zusah, und ihn stillstellt, der sieht ihn pendeln am Ort. Der sieht die Grausigkeit.

Und bist du ungeduldig des Tick, des Tack, du entrinnst ihm nicht. Und reißt du in ängstevoller Wut der Uhr den Pendel ab, so glotzt dich an ein Zifferblatt, so tot, so wahnsinnerzeugend, daß du flehst: wer gibt der Uhr wieder ein Pendel?

Tick, tack. — Das Gesicht der Uhr ist ihr Zifferblatt. Es kann dir nur freundlich blicken, wenn ihr Herz (das Pendel) schlägt.

Das Gesicht der Uhr ist ihr Zifferblatt. Das Pendel ihr Herz.

Aber sie verfolgt dich auf deinen Wegen. Und die Zeit geht mit dir. Und in deinem Ohr rauscht dein Blut den Pendelschlag, das Ticktack des Lebens. Bis in den Tod. Du entrinnest nicht.

So verfolgt dich die Uhr und der Pendelschlag. Du sitzest und schickst dein Träumen in die Höhen der Sterne. So rauscht leise mahnend unter dir, wie aus tiefem Brunnen, das Ticktack des Pendelschlags.

So befreunde dich. Und befriede dich. Der Uhrschlag deines Lebens ist streng ausgemessen. Und deiner Uhr entrinnst du nicht.

Und die metallene Scheibe des Pendels an der Uhr in meinem Zimmer glänzt freundlich und bescheiden das Gaslicht zurück.

Ich will dich doch nicht stillstellen, du bescheidene Uhr. Ich will doch aufziehen dein Werk, daß du gehst in Friede und Freundlichkeit mir.

Und wenn so leise, fast unhörbar, wandert dein Ticktack in die Träume meines Lebens, so ist ein Maß in dir, freundlich. Und ich will nicht deine Lästigkeit, dein Mahnen und dein ruheloses Störenlassen über mich kommen und mein Werk.

Es ist eine Seele im Weltgesetz, die ist nicht totes Maß allein, die kehrt wie Ticktack immer doch in sich zurück. So ist eine Heimat und ein Hafen. Und ein Schaffen der Seele. Und auch der Tod ist nicht stillgestellt. Sein Pendel geht und kehrt am Ort.



Das Pferd · Von Karl Berner

Hoch über steilen Dächern sangen Glocken
Ein neues Siegeslied nach Kampf und Grauen;
Zweidecker schwebten Adlern gleich im Blauen;
Der bunten Fahnen flatterndes Frohlocken
Hing überm mächtig flutenden Gedränge
Der dicht gescharten, frohgemuten Menge.
Ein schwerer Wagen rollte übers Pflaster,
Zwei alte Gäule dran mit steifen Knochen;
Von durst'gen Bremsen war die Haut zerstochen,
Daß da und dort ein roter Tropfen hing.
Aus brauner Pfeife rauchte seinen Knaster
Der alte Fuhrmann, der zur Seite ging.
Die Räder knarrten unter schweren Stämmen,
Die standen einst gleich trotz'gen Lanzenknechten
In sturmdurchheulten, sternenleeren Nächten
Auf unsrer Berge waldgekrönten Kämmen.
Und wenn des Treibers Hüst und Hott erscholl,
Den müden Pferden jede Ader schwoll;
Die Stränge strafften sich, die Nüstern schnoben,
Die Eisen knirschten und die Funken stoben.

Und plötzlich riß mit jähem Ruck der Strang.
Der Rappe stand noch einen Atem lang
Und stürzte dann aufs harte Pflaster nieder,
Gab keinen Laut, und streckte müd die Glieder.
Der Braune stutzte, senkte still das Haupt
Zum Weggenossen, den der Tod geraubt;
Die Nüstern gingen schnuppernd hin und her.
Wie kam es nur? Mir war das Herz so schwer!

Da reckte sich der Fuchs, sein Wiehern klang,
Daß sich die Träne mir ins Auge zwang ...
„Der Gaul ist hin", hört' ich den Alten brummen,
Als ich des Tieres brechend Auge sah —
Mir war's, als hört' ich Trauerglocken summen,
Und alle waren meinem Herzen nah,
Die still und treu in Fron und Gram erbleichen
Und sterben unter unsichtbaren Streichen.



Die böhmische Frage

Von Ottokar Teutsch

In der „Vossischen Zeitung“ sind mehrere Aufsätze erschienen, die den lebhaftesten Widerspruch aller deutschnationalen Kreise in Österreich hervorrufen müssen. Es ist dort in einer Weise über die tschechische Frage gesprochen worden, als ob die Hussiten von heute die unschuldigsten Lämmlein von der Welt wären, die kein Wasser trüben könnten, als ob die Deutschen in Österreich und namentlich in Böhmen die Hauptschuld träfe, wenn immer noch der Streit um den „Nachtwächter in Czaslau“ die Gemüter zwischen Eger und Triest bewege...

Es ist tief beklagenswert, wenn sich nach vier Jahren blutigen Weltringens, in dem die Tschechen wahrlich ihr wahres Gesicht gezeigt haben, noch ein Berliner Blatt finden konnte, das solchen irreführenden Aufsätzen die Spalten öffnet. Was der leider begnadigte Hochverräter Kramarsch und seine Leute wollen, das hat der tschechische Abgeordnete Dr. Stransky in offener Reichsratsitzung ausgerufen: Auf den Trümmern Österreichs soll mit Hilfe der Entente das tschecho-slowakische Königreich errichtet werden. Mit zynischem Hohn haben tschechische Abgeordnete es gut geheißen, daß Hunderttausende von tschechischen und südslavischen Soldaten fahnenflüchtig geworden sind. Nackter und frecher ist noch niemals der Hochverrat gepredigt worden als zu Prag und Laibach in diesem Weltkriege. Das kann den Reichsdeutschen nicht oft genug gesagt werden.

Der neue Ministerpräsident Freiherr von Hussarek hat die Errichtung eines deutschen Kreisgerichtes in Trautenau durch die amtliche „Wiener Zeitung“ bekanntgegeben. Sofort stürmten die Hussiten zum Ministerpräsidenten und legten Verwahrung gegen dieses deutsche Kreisgericht ein. Die Morgensternbrüder „warnten“ den Ministerpräsidenten vor jeder Konzession an die Deutschen! Trautenau ist ein rein deutsches Gebiet, mit einem großen deutschen Hinterlande. Seit Jahrzehnten wird dieses Kreisgericht von der Bevölkerung verlangt, weil sie heute an das rein tschechische Kreisgericht in Jicin angeschlossen ist. Die Errichtung eines deutschen Kreisgerichtes in Trautenau ist eine Verwaltungsfrage, die mit der Politik gar nichts zu tun hat; dennoch wüten die Tschechen in ihren Blättern und in Versammlungen gegen diese Maßnahme, als ob ihnen das größte Unrecht auf der Welt geschehen sei. Das ist die alte tschechische Taktik der Einschüchterung, die sie seit 1865 mit dem größten Erfolg betreiben. Stets ist die Wiener Regierung vor den maßlosen Ansprüchen der Tschechen mutig Schritt vor Schritt zurückgewichen. Sowie die Tschechen merkten, daß diese ihre Taktik Erfolg hatte, setzten sie bei jeder Gelegenheit mit dem heulenden Chor ihrer Schreihälse ein. In Versammlungen und schließlich im Parlament am Franzensring selbst. Fast immer haben die Tschechen bisher ihren Zweck erreicht. Von der Regierung aber gilt das derbe Wort, das einst der alte Blücher gesprochen hat: „Mit vollen Hosen kann man nicht reiten.“ ...

Es handelt sich nicht nur um den „Nachtwächter in Czaslau“. Dieser „Witz“ darf die Reichsdeutschen nicht über die ungeheure Gefährlichkeit der tschechischen Frage hinwegtäuschen. Das Kreisgericht in Trautenau soll errichtet werden, so sagt der neue Ministerpräsident. Aber wann es errichtet werden soll, das hat er bis heute noch nicht verraten! Da liegt der Hase im Pfeffer, da haken die Hussiten ein: In der Wiener Zeitung darf wohl stehen, daß in Trautenau ein Kreisgericht errichtet werden soll, aber wann dieses Kreisgericht wirklich „amtiert“, wie man in Österreich so schön sagt, das steht in den Sternen geschrieben.

Um was handelt es sich eigentlich in diesem deutsch-böhmischen Streit? Die Deutschen wollen in ihren Wohnsitzen ungestört von tschechischer Wühlarbeit ihrer Arbeit nachgehen. Der Deutsche will sich seinen Grund und Boden vor tschechischen Eroberungsgelüsten sichern. Deshalb wollen die Deutschen in Österreich die nationale Abgrenzung in Böhmen durchgeführt wissen. Das Kreisgericht in Trautenau ist nur ein erster Schritt auf diesem Wege. Der frühere Ministerpräsident Dr. von Seidler, der fallen mußte, weil er so unvorsichtig war, von einem „deutschen Kurs“ zu sprechen, hat bereits die Kreiseinteilung in Böhmen amtlich verkündet. National abgegrenzte Kreise sollen geschaffen werden, in denen die Deutschen vor den Eroberungsgelüsten der Tschechen gesichert wohnen und arbeiten können. Dagegen aber lehnen sich die Tschechen mit geradezu fanatischer Wildheit auf. Denn die Libussaenkel wollen Böhmen, Mähren und Schlesien, sowie einen Teil von Ungarn, in dem Slowaken wohnen, zu einem tschecho-slowakischen Königreich vereinen. In Paris und London, neuerdings auch in Washington und Rom werden die lieben Tschechen freundlich ermuntert, diesem Ziele zuzustreben. Geschäftige Agenten sind in Österreich am Werke, mit dem Gelde des Lord Northcliffe diese Gedanken überall zu verbreiten! In den tschechischen Landesteilen Böhmens herrscht eine Stimmung, die man nur mit dem Worte Landesverrat bezeichnen kann. Neuerdings verlangen die tschechischen Bauern im Schleichhandel — der nirgends mehr blüht, als in Tschechovien — für ihre Butter und Eier von den Städtern Gewehre und Munition. Den Wiener Blättern ist die Mitteilung dieser Tatsache von der Zensur gestrichen worden. In den tschechischen Zeitungen aber kann man es lesen, wie dringend die tschechischen Bauern sich nach Gewehren und Kugeln sehnen... Warum wohl?

Die deutschböhmische Frage ist keine „innere“ Angelegenheit Österreich-Ungarns. Denn die Tschechen begehren für ihr zukünftiges Königreich auch einen Teil von Preußisch-Schlesien, von dem sie behaupten, daß dort Tschechen in der Mehrzahl wohnen. Die Ungarn haben sofort, als die Tschechen Anspruch auf Teile ihres Gebietes erhoben, in energischer Weise bei der Wiener Regierung Einsprache gegen diese slawische Anmaßung erhoben. Warum tut die preußische Regierung nicht dasselbe? Die Tschechen verlangen doch einen Teil von Preußisch-Schlesien, also hätte die preußische Regierung alle Ursache, den frechen Hussiten gehörig auf die Finger zu klopfen! Es ist ja sehr schön, wenn man immer auf dem „korrekten“ Standpunkt steht, sich nicht in die „inneren“ Angelegenheiten Österreichs einmischen zu wollen, diese Korrektheit wird ja auch von Kramarsch und Genossen sehr dankbar empfunden, aber ob es dem deutschen Volke nütz-

lich ist, wenn man in der Wilhelmstraße zu allen Prager Frechheiten schweigt, das überlassen wir dem Urteil der reichsdeutschen Bevölkerung...

Graf Taaffe, der viel zu lange Ministerpräsident in Zisleithanien war, hat immer nach dem Grundsatze regiert „divide et impera". Er hat stets ein Volk gegen das andere ausgespielt. Damals waren die liberalen Deutschen leider mächtig — die „Herbstzeitlosen", wie Bismarck sie spöttisch nannte —, die in ihrer weltbürgerlichen Verträumtheit nie auf den Gedanken kamen, ihre Macht im Parlament dazu auszunutzen, die deutsche Staatssprache für Österreich festzulegen. Damals wäre es glatt und ohne jede Aufregung gegangen. Heute ist es auf parlamentarischem Wege unmöglich, die deutsche Staatssprache einzuführen, weil nicht nur die Polen, Tschechen und Südslawen dagegen sind, sondern weil auch die sich der deutschen Sprache bedienende Sozialdemokratie in allen Fragen kläglich versagt, die dem Deutschtum in Österreich nützen könnten.

Im ersten Jahre des Krieges, als die tschechischen Verrätereien dem greisen Kaiser Franz Josef so schweres Herzeleid bereiteten, da war der Ministerpräsident Graf Stürgkh entschlossen, durch ein kaiserliches Patent eine Neuordnung der Dinge in Österreich zu schaffen: Die deutsche Staatssprache, die Kreiseinteilung in Böhmen und die Vormachtstellung des deutschen Staatsvolkes sollten für alle Zeiten durch ein kaiserliches Patent festgelegt werden. Graf Stürgkh fiel durch die Revolverkugeln eines fanatischen Revolutionärs, des Sohnes des Führers der österreichischen Sozialdemokratie deutscher Zunge, aber beileibe nicht deutscher Gesinnung. Der Mörder des Ministerpräsidenten ist, wie die meisten Führer der deutschen Sozialdemokratie in Österreich, jüdischer Rasse. Mit dem Tode des Grafen Stürgkh ist auch dieser Plan begraben, denn der junge Kaiser Karl hat unzweideutig erklärt, er wolle nur parlamentarisch regieren. Auf diesem Wege aber ist die deutsche Staatssprache und die Vormachtstellung der Deutschen — die nur zum Vorteile des Gesamtstaates Österreich ist — nicht zu erreichen. Der Sinn des Ausgleiches 1866 war, daß in Transleithanien die Madjaren, in Zisleithanien aber die Deutschen der herrschende Volksstamm sein sollen. Die Madjaren haben mehr erreicht, als sie in ihren kühnsten Träumen hoffen konnten. Die Deutschen aber sind hinter den bescheidensten Erwartungen zurückgeblieben...

Wie will nun die Wiener Regierung die deutschböhmische Frage lösen? Die Tschechen wollen ganz Böhmen erobern. Das sagen sie offen heraus, das genügt ihnen nicht einmal, sie wollen auch Mähren und Schlesien, einen Teil Ungarns und Preußens. Wenn man die Deutschen in ihren Wohnsitzen schützen will, so muß man sie vor der Eroberungsgier der Tschechen sichern. Wird die Regierung in Wien dazu die Entschlußkraft finden? Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube... Den Tschechen wird das Erobern wirklich nicht schwer gemacht. Die Freizügigkeit gestattet ihnen, das ganze Gebiet Österreichs, in dem Deutsche wohnen, als ihr Jagdrevier zu betrachten. In Wien sind tschechische Trutzbanken errichtet, denen leider auch aus den Kreisen der reichsdeutschen Hochfinanz viele Gelder zufließen. Die Verbindung der

Dresdner Bank mit der Zivnostenska Banka in Prag ist in deutschnationalen Kreisen Österreichs schon oft erörtert worden. Aber das Großkapital denkt eben international und pfeift auf den „Nachtwächter von Czaslau", wie die geistreichen Börsenblätter höhnisch zu sagen pflegen. Wo jetzt ein deutscher Bauer im Kampfe für das Vaterland gefallen ist, da tauchen sofort bei der Witwe geschäftige tschechische Agenten auf, die ihr den Grund und Boden abschwatzen. Dann zieht flink in das einstmals deutsche Bauernhaus der neue tschechische Besitzer ein. Das geschieht fast täglich in Oberösterreich, das ereignet sich jede Woche in Niederösterreich, das kann man jeden Monat in Kärnten, Mähren, Schlesien, im Salzkammergut und auch in Tirol erleben. Aber die Regierung in Wien spielt immer unentwegt den Vogel mit dem berühmten langen Halse...

Mit eiserner Zähigkeit, unterstützt durch die Geldmittel des Feindes, setzen die Tschechen ihren Eroberungszug in Österreich fort. Tschechische Dienstboten, Handwerker, Ärzte, Advokaten und Fabrikanten werden in alle Kronländer des Kaiserstaates geschickt. So geht die Sache seit Jahrzehnten, die Regierung sieht alles und duldet alles. Man scheint also in Wien entschlossen, die Stellung der Deutschen in der Monarchie preiszugeben? Zu diesem Schluß muß man doch unerbittlich kommen, denn die Unentschlossenheit der vielen Jahrzehnte hat jene unhaltbare Lage geschaffen.

Es handelt sich jetzt nur noch um die Frage: Will die Regierung den Deutschen in Österreich schützen, daß er auf seiner deutschen Scholle deutsch bleiben kann, oder will sie den slawischen Eroberungszug, an dem auch Polen und Südslawen teilnehmen, weiterdulden? Will man in Wien ein slawisches Österreich schaffen? Diese Fragen müssen laut und vernehmlich gestellt werden. Auch von Berlin aus. Denn für die Reichsdeutschen heißt es „tua res agitur"!

Die Deutschen wollen die Tschechen in Österreich nicht vergewaltigen. Aber die Tschechen wollen die Deutschen vergewaltigen, das ist des Pudels Kern. In ihren tschechischen Bezirken mögen die Hussiten ruhig ihre Sitten und ihre Sprache pflegen; da mögen sie ihren nationalen Idealen nachgehen. So lange das Gefüge des Gesamtstaates nicht darunter leidet, wird der Deutsche den Slawen niemals hindern, sich in seiner Eigenart auszuleben. Aber der Tscheche ist ebenso wie der Pole und Südslawe von wilder Eroberungsgier gepackt. Da gibt es keine „Verständigung" mehr, dieser Kampf muß ausgetragen werden durch das Recht des Stärkeren. Nun ist der Deutsche unbedingt der Stärkste in Österreich, wenn die Regierung sich auf seine Seite stellt. Der Deutsche ist weitaus der größte Steuerträger im Lande, er zahlt nicht nur die meisten Gelder in die Staatskasse, er leistet auch die größten Blutopfer auf dem Felde der Ehre. Während Tschechen und Südslawen zu Hunderttausenden zum Feinde überliefen, haben die Deutschen überall ihre Treue zum Staat mit ihrem Blute besiegelt. Soll es auch hier wieder heißen: Dank vom Hause Österreich?

Der junge Kaiser Karl will das Beste. Davon sind die Deutschen überzeugt. Kaiser Karl hat es den deutschen Abgeordneten wiederholt gesagt, wie er die Leistungen der Deutschen für den Gesamtstaat Österreich zu schätzen weiß. An dem guten Willen des jungen Kaisers zweifelt kein einsichtiger Deutscher.

Aber es ist höchste Zeit, daß dieser junge Kaiser endlich Ratgeber erhält, die seine freundlichen Gedanken für die Deutschen in die Tat übersetzen. Graf Polzer-Hodiz — der mit dem sattsam bekannten Professor Lammasch zusammen die unglückselige Amnestie für Kramarsch und Genossen ausgeheckt hat — ist nicht mehr im Amte. Der deutschfühlende, ehemalige Ministerpräsident Dr. von Seidler ist Chef der kaiserlichen Kanzlei geworden. Nun mögen von da aus die Fäden gesponnen werden, nun möge man endlich mit Eifer und Bedacht an dem neuen Gewande wirken, das Frau Austria in Zukunft tragen soll! Die tschechische Gefahr ist zu bannen, man muß nur wollen. Wie Goethe lehrt: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Taten sehn!..“



Heimkehr · Von Helene Helbig-Tränkner

Wie wird es sein, wenn wieder du wie einst
Geborgen trittst auf deiner Heimat Schwelle,
Den Fuß dir netzt am Uferrand die Welle
Und du das alte Glück zu finden meinst?

Wie wird es sein, wenn an der Holztür lehnt
Dein Weib, das Jahre dir die Stürme raubten,
Und, was des Hoffens nimmer wert wir glaubten,
Herzschlag zu Herzschlag drängt, wie wir ersehnt.

Wie wird es sein? — Dein Kindlein spielt im Sand,
Des Stimme an dein Ohr noch nicht geklungen;
Kommt es dir selig wohl ans Herz gesprungen,
Fühlt es des Blutes Bann am Druck der Hand?

Wie wird es sein? Wird durch der Jahre Flucht
Sich deines Denkens Straße zu mir winden,
Wird deine Seele zu der meinen finden,
Die dich in bangen Stunden heiß gesucht?

Wird all das Glück, in dessen mildem Schein
Wir zukunftssel'ge Jahre vor uns sahen,
Aus deiner Hand mein Leben noch empfahen,
Wenn du erst wiederkehrst? — Wie wird es sein!



Die Inspektion
Von Fritz Müller

„Ah, Sie, Herr Inspektor?" sagte der Rektor überrascht, „ich hatte keine Ahnung —"

„Freut mich," sagte der Inspektor knapp verbindlich, „Inspektionen müssen ungeahnt sein, sonst sind sie Kaffeevisiten."

„Nun, vor solchen wären wir im vierten Kriegsjahr ziemlich sicher", scherzte der Rektor und klappte sein Tagebuch zu, um mit dem Inspektor zu gehen.

„Nein, Herr Kollege, nicht begleiten," wehrte der Inspektor etwas steif ab, „ich inspiziere stets allein. Zwei Augen sehen mehr als vier, auch im Kriege, nichts für ungut also —"

Der Rektor lächelte etwas gezwungen.

„Das heißt," lenkte der Inspektor ein, „Ihre Anstalt ist natürlich stets dieselbe, für jede Augenzahl, im Frieden wie im Krieg: musterhaft." Er wollte verbindlich aussehen. Aber es wurde eine Grimasse. Das Schmeicheln lag dem gefürchtetsten der Inspektoren nicht.

„Musterhaft?" sagte der Rektor offen, „wenn Sie bedenken, daß wir jetzt im vierten Kriegsjahr —"

Den Inspektor straffte es. Keine Spur Verbindlichkeit mehr. Vorgesetzter um und um: „Herr Kollege, es ist unser Stolz, daß unsre Schulen auch im Krieg denselben Geist —"

„Nein, der Geist ist überhaupt nicht umzubiegen. Der ist, was er war. Nur was die Unterrichtstechnik anbetrifft — die meisten Lehrer im Feld — wir haben da und dort auf die Aushilfe pensionierter Kräfte zurückgreifen müssen, denen die modernen pädagogischen Vorschriften noch nicht so in Fleisch und Blut —"

Bim-bim-bim, die schrille Zehnuhrglocke schnitt den Faden ab. Die beiden Männer sahen sich während des langen Bimmelns fest an. Sie waren beide aus solchem Material, daß sie das Gespräch stumm fortsetzen konnten. Bis zum Ende. Bim, klappte die Glocke ein letztes Mal nach: „Vielleicht benützen Sie die Pause, Herr Inspektor, um den Schulhof, die Aula und die Klassenräume nachzusehen. Wenn ich Sie auch dabei nicht begleiten darf — Sie wissen ja Bescheid?"

Der Inspektor nickte und ging. Der Rektor arbeitete weiter im Journal an einer Liste. Aber er war nicht bei der Sache. Unruhig stand er auf, ging zur Türe, legte unschlüssig die Hand auf die Klinke. Aber da ward ihm der Entschluß von außen aus der Hand genommen: Ein altes kleines Männchen trippelte herein. Zwei gute Augen schauten aus den großen Brillengläsern. Schwarzgelb schlotterte ihm ein dünngewordener Gehrock um den Körper: „Herr Rektor, der einberufene Kollege hat als neues Aufsatzthema ‚Vaterland' im Klassenbuch vermerkt."

„Ich weiß es. Ein schönes Thema."

„Darf ich nicht ein andres nehmen?"

„Ein anderes nehmen? Warum?"

„Große Dinge kann man in der großen Zeit so schwer zergliedern. Das

Vaterland, die Jungens fühlen's jetzt als Ganzes auf den Gassen, im Kummer der Familien besser, als wenn ich sie's in Wort und Schrift zergliedern lasse."

„Mag sein, Herr Kringeldanz, jedoch das Thema steht im Lehrplan."

„Dann möchte ich es wenigstens frei behandeln lassen, darf ich?"

„Dispositionen schreibt der Lehrplan gleichfalls vor, Herr Kringeldanz. Ich selber hätte nichts dagegen, gar bei diesem Thema. Aber wenn Besuch kommt —"

Die Glocke bimmelte schon eine ganze Weile. Der alte kleine Lehrer hatte schwerhörig die Hand am Ohr. „Nichts dagegen", hatte er erfaßt und war, befriedigt grüßend, den Gang entlang gegangen, seiner Klasse zu, deren Vertretung er jetzt im zehnten Jahre seiner Pensionierung übernommen hatte.

„Kinder," fing er seine Stunde an und strich sich durch die Fülle seiner alten Haare, „Kinder, der neue Aufsatz heißt ‚Vaterland'. Eigentlich müßten wir eine ordentliche Gliederung mit Einleitung, Ausführung und Schluß machen. Aber was ein richtiges Vaterland ist, das verträgt keine Einleitung und keinen Schluß. Nur eine Ausführung. Und die will es frei haben, ganz frei, ohne a und b und c. Also könnte ich euch gleich wieder heimschicken: macht's zu Hause. Aber ihr seid nun einmal da. Machen wir also zusammen ein paar Spaziergänge im Vaterland, kreuz und quer, wie's kommt. Dazu denkt euch selbst das eurige dazu, und dann zu Hause, los: Vaterland. Weißgerber, schau' dir mal das Wort an: Vaterland — fehlt da nicht etwas?"

Der Weißgerber ist unsicher. Er wüßte schon was. Aber wenn er sich blamierte —

„Vielleicht die — die Mutter?" sagt er zaghaft.

„Fein erraten, Weißgerber, Vaterland ist auch ein Mutterland. Und nicht nur das. Was ist es noch? Schriekelmann, ich seh's dir an, du weißt's."

„Ein Kinderland, Herr Lehrer."

„Stimmt. Also: Vater, Mutter, Kind. Soviel seid ihr auch zu Hause. Das Vaterland muß größer sein. Nun, Hans Dorsenmaier, was gehört noch dazu?"

„Die Felder."

„Gut. Wär' das Feld kein guter Kamerad von uns, der uns Brot gibt, gäb' uns der Wald kein Holz, der Fluß kein Wasser, das Bergwerk keine Kohle, die Lüfte keinen Sauerstoff, der's Blut rot macht, was dann? — Nun, weiß es niemand?"

„Dann adjüs, Vaterland!" sagte wagemutig eine Stimme hinten.

„Getroffen, Franz Schindler!" sagte der alte Lehrer und spazierte vergnügt zwischen den Bänken herum, mit seinem dünnen schwarzgelben Gehrock die Bänke und die Kinderwangen streifend. „So, nun zählen wir zusammen: Vater, Mutter, Kinder, Felder, Wälder, Wasser, Eisen, Kohle, Lüfte. Kommt als Summe das heraus, wofür wir kämpfen, wofür wir hungern, wofür eure Väter draußen bluten; oder fehlt noch was? Nun, Hans Schallhammer?"

„Es fehlt noch was."

„Ja, aber was? Seine Luft, die wir atmen, sein Wasser, das wir trinken, sein Brot, das wir essen — es genügt nicht, um's zu lieben. Es kommt noch was dazu?"

Hier versagte die Klasse. Der Lehrer setzte sich auf einen Banktisch, strich einem Schüler übern Scheitel: „Na, Fritz Schöller, was war deine größte Freude? Nicht lang besinnen — heraus, was durch den Kopf schießt, auch wenn's dumm scheint. Also, was war deine — ?"

„Als wir den Tyras 'kriegt hab'n."

„Siehst du, gar nicht dumm. Und dein größter Schmerz?"

„Als der Tyras g'storben ist."

„Aha, jetzt haben wir's: Was wir darin erlebt haben, in höchster Freud und höchstem Schmerz, das ist des Vaterlandes Seele. Und um die, nur um die, ist's uns zu tun. Worüber also wirst du uns in deinem Aufsatz was erzählen, Fritz Schöller?"

„Übern Tyras."

„Und über die, die um ihn waren. Da war sicher einer, der ihn gar nicht mochte?"

„Ja, der Thomas mit dem dicken Stock."

„Und jemand, der ihm sehr gut war?"

„Ja, die schiefe Gret'."

„Also Tyras, Thomas, Gret' und Fritz zusammen in einer Schüssel umgerührt, Blasen steigen auf, das gibt Gedanken. Blasen platzen, das gibt Taten. Aus den Blasen steigt ein feiner Duft, herb und süß zugleich, wie — na, wie bei Mutters Teigschüssel, die ihr zu Weihnachten rühren durftet. Und was euch da in euren Nasen prickelt, so daß ihr's nie vergäßt und wenn ihr hundert Jahre würdet, das ist, recht verstanden, ein Stück vom?"

„Vaterland", fiel die Klasse ein.

„Freilich nur ein Stück. Das Ganze können wir nur ahnen. Wie ein jeder auch von diesem Riesenkriege nur ein Stück sieht, und ahnt doch das Ganze. Wer übers Ganze redet, macht meistens doch nur Worte. Wir wollen mehr. Wir wollen was Erlebtes. Stößinger Max, was hat dich am meisten gefreut, aber die Wahrheit, bitte, die blanke Wahrheit?"

„Als die Ferien angefangen haben."

„Aha, und als sie zu Ende waren, war's dein größter Kummer. Gut also, der Max Stößinger schreibt sein Stück Vaterland an seinen Ferien ab. Und du, Kurt Schwallinger?"

„Ich — ich hab' einen großen Bruder —" Er stockte. Er sah auf den schwarzen Armflor. „— gehabt", ergänzte er gesenkten Blicks.

„Gut, Kurt Schwallinger, dein Stück Vaterland heißt ‚Gehabt' — es ist kein kleines Stück, werd' ihm gerecht. Nun noch einige aus den hintren Bänken. Kreuzer Joseph, wie heißt dein Erlebnis? Nun? nicht flunkern, Joseph, aus deinen Augen les' ich doch die Wahrheit. Also?"

„Einmal — einmal hat's — hat's gedonnert, als ich — als ich was gesagt hab', was — was nicht ganz wahr war."

„Schön, du wirst uns also ein Stück Vaterland um ein Gewitter und die Wahrheit herumschreiben. Und du, Hermann Götz, was weißt du?"

„Nix."

„Wirklich gar nichts? Besinn' dich doch, wo's gar so schön war — als du — als du —?"

„Als ich auf dem Heuwagen liegen hab' dürfen", platzte er heraus. Und trübsinnig setzte er hinzu: „Aber dann bin ich herunterg'fall'n."

„Genügt schon. Hermann, du wirst dein Vaterland auf einem Heuwagen in die Klasse fahren. Ein andrer fährt's in der Karosse spazieren. Es ist sehr die Frage, wo es besser sitzt . . ."

Und so ging der Lehrer von Bank zu Bank, fragend, scherzend, ernst herausholend, über Stirnen streichend, und immer Aug' in Aug'. Und so eifrig, daß er den Weg zum Katheder nicht zurückfand. Aber wie er sich jetzt umdrehte, erschrak er doch und fuhr sich durch seinen alten Haarwald: Auf dem Katheder saß was Strenges, Dünngescheiteltes —

„Ich bin der Inspektor. Sie haben mich nicht eintreten hören. Ich habe Ihrer Stunde beigewohnt und muß sagen —"

Bim-bim, bim-bim, die Stunde war zu Ende. Der alte Lehrer zitterte kaum merkbar in der Stimme, als er, der Klasse zugewendet, sagte: „Heute über acht Tage, Kinder, vergeßt nicht, eure Vaterlandsstücke vorzulegen — jetzt in den Hof — Herr Inspektor, ich stehe zur Verfügung." Die Klasse leerte sich.

Der dünne Scheitel blätterte in einem amtlichen Büchlein: Anweisungen für den Unterricht im deutschen Aufsatz.

„Herr Kollege" — er blickte anfangs gar nicht auf — „Herr Kollege, Ihre Art zu unterrichten, deckt sich nicht mit den Vorschriften. Zunächst ist es pädagogischer Grundsatz, die ganze Klasse im Auge zu behalten. Das kann man nur vom Katheder. Was die Aufsatzbesprechung betrifft, so vermisse ich zu meiner Verwunderung jede Disposition des Begriffes Vaterland. Dann muß ich zu meinem Erstaunen feststellen, daß Sie eigentlich jedem Schüler ein andres Thema gaben. Alle diese Dinge verstoßen so elementar gegen den Lehrplan, daß ich nicht umhin kann —"

„Bevor Sie Ihren Satz vollenden, Herr Inspektor — wollen Sie nicht das Ergebnis abwarten?" sagte eine wieder festgewordene Stimme.

„Welches Ergebnis?"

„Nun, die Aufsätze, die aus der Besprechung in einer Woche sprießen werden, Herr Inspektor."

„Ich kann nicht so lang warten. Ich muß mein Urteil heute fällen. Und da muß ich sagen, daß aus Ihrem Unterricht —"

„Leute hervorgegangen sind, die es trotz der — hem, der mangelnden Disposition zu etwas gebracht haben im Leben", unterbrach ihn das alte Lehrergesicht, in dem es seltsam zuckte.

„So, wer zum Beispiel?" sagte der Inspektor ironisch.

„Zum Beispiel ein gewisser Hans Wieninger."

„Erlauben Sie, so heiße ich!"

„Und ich Peter Kringelbanz, haben Sie Ihren alten Lehrer ganz vergessen, Herr Inspektor?" Er hielt ihm die alte Hand hin.

„Wahrhaftig," sagte der Inspektor mit seltsam verdrehten Zügen und schlug

zögernd ein, „freut mich, freut mich ungemein. Es ist aller Achtung wert, daß Sie in so späten Jahren noch vertretungsweise eingesprungen sind, dem Vaterland zuliebe, dem wir alle dienen."

„Jeder in seiner Weise, Herr Inspektor."

Hier kämpfte der Inspektor sichtbar mit sich selbst. „Sie haben recht, lieber Herr Kollege — es läutet eben — Sie haben frei — darf ich Sie nach Haus begleiten? — ich hab' noch einen Augenblick im Rektorat zu tun — erwarte Sie am Tore ..."

Im Rektorszimmer ging der Rektor nervös auf und ab: „Es soll mir alles recht sein," dachte er, „wenn ihn der Zufall nur nicht zu Herrn Kringelbanz — Ah, Herr Inspektor, schon zurück?"

„Ja, ich hospitierte in der Klasse von Herrn Kringelbanz."

„Natürlich," dachte der Rektor, „das Unerwartetste ist immer das Wahrscheinlichste. Hem, Kringelbanz?" fuhr er laut fort und tat, als zöge er den Stoffplan zu Rate, „vermute, Aufsatzstunde, Thema Vaterland — hem, ist noch von der alten Schüle — kann sich in den neuen Lehrplan nicht recht finden — Sie müssen schon verzeihen, Herr Inspektor, wenn er etwa hinsichtlich eines Mangels an Disposition —"

„O bitte, Herr Kollege, man kann dem Vaterlande mit und ohne Dispositionen dienen — ich komme wieder nachmittags — jetzt möchte ich Herrn Kringelbanz nach Haus begleiten ..."

Als die beiden über den Schulhof gingen, konnten es der Rektor und die Schüler der inspizierten Klasse sehen, als sie sich ein wenig von den Stühlen hoben.

„Merkwürdig," murmelte der Rektor, „Arm in Arm? Und ich hab' bestimmt gedacht, daß es beim ‚Vaterlande' krachen würde — na, kenn' sich einer bei den Inspektoren aus ..."

„Aha," dachten die Schüler, „Arm in Arm? Sicher fragt ihn unser Lehrer ab nach seinem Stücke Vaterland ..."



Oktober · Von Richard O. Koppin

Rot hängt der Wein an meinem Gartenzaune,
Tiefblaue Astern blühen aus den Beeten,
Der blasse Nebel flieht vor eines späten
Nachsommertages leichter Julilaune.

Und an der Berge grauer Schattenmauer
Lehnt stumm der Herbst im ockergelben Kleide,
Die welke Hand nachsinnend über beide
Taufeuchte Augen spannend, tief in Trauer.



Hoffende Seele

Von Dr. A. Schröder

Seele, du Innerstes und Herrlichstes im Menschen! Wie haben dich viele erdrückt und schier vergessen über den äußerlichen, allzu handgreiflichen Dingen des Lebens! Sie hören nur mit einem halben Ohre hin, wenn jemand eindringlich von dir reden möchte. Es dünkt sie wie ein ferner, seltsamer Klang, wie ein Ton aus dunkler, verworrener Melodie des Mittelalters, bestenfalls wie eine romantische Weichmütigkeit. Was soll man heute damit anfangen? Der moderne Mensch, so sagen die ganz klugen Lebenskünstler, braucht gute Nerven und vor allem eine beträchtliche Masse Rücksichtslosigkeit; er darf sich nicht verblüffen lassen, muß es immer nur möglichst schlau anfangen, und im übrigen genieße er das bißchen Erdendasein, so gut es eben geht! Tausende trotteln mit dieser allbekannten Weisheit durchs Leben. Sie merken es nicht, wie jämmerlich darüber das innerste Leben verkrüppeln kann. Aber seltsam, es kommen doch Stunden, wo es wie grelles Scheinwerferlicht über die Seele blitzt, und dann sieht man die Seele in ihrer freudlosen, friedlosen Dürftigkeit; und die Seele hebt an zu reden, — es ist ein müdes, zages Stammeln von gesuchtem und nicht gefundenem Glück. Die Seele hält Selbstgericht. Es gähnt und ächzt eine innere Not. Das Leben sieht schal und öde aus.

Muß das so sein? Es gibt auch eine *freudige, hoffende* Seele. Da schwingt ein bejahender, kräftiger Lebenston — trotz allem und allem! Willst du's Idealismus nennen, deutschen Idealismus? Ja, das ist eine hohe innere Wirklichkeit. Wir wollen sie nicht totsagen, wenn sich auch kleingeistige, ichsüchtige Brutalitäten um sie sammeln. Das Deutsche der Seele und die Seele des Deutschen kann doch nicht zerbrochen werden. Der Glaube an die Ideen muß wachsen, das ärmliche Kleinkrämertum der Hamster- und Wucherinteressen muß abnehmen. *Hoffende Seele*, schau' mit frohen, blanken Augen in die Zukunft, ja auch in die deutsche Zukunft! Es steht dir wohl an, einen wundersamen Friedenshauch zu ahnen und zu preisen, aber keine törichte Schwäche verwirre das tapfere seelische Denken! Hoffende deutsche Seele, dein vaterländisches Hochziel kann nur auf einen starken deutschen Frieden weisen!

Hoffende Seele, sei, was du sein kannst und sollst, eine feste, stolze Lebensburg! Es muß ein unermüdlicher Schwung und Rhythmus in den Menschen sein, wenn die Rede vom Glück kein bloßes Gerede bleiben soll. Der lange Krieg hat viel Kultur entzweigeschlagen, und manches persönlichste Gut ist auch in Stücke gegangen. Der Schmerz will sein Recht und soll es haben. Aber es kommt ihm nicht zu, die unbedingte Alleinherrschaft zu haben. Dem Sterben folgt immer ein neues Leben. Das ist uraltes, heiliges Gesetz. Wir heißen euch hoffen! So rufen wirklich die Stimmen der Geister, die Stimmen der Besten, der Erfahrensten. Prüfe dich, meine Seele, und es wird dir ein Ahnen, nein, eine innerste, herrlichste Gewißheit leuchten: ein gut Teil deines eigensten Wesens ist Hoffnung, wunderstarke, nicht totzukriegende Hoffnung. Freue dich, lebe, schaffe, herrsche, du hoffende Seele! ...



Die Entwertung des Geldes

Der jetzt im Reichsschatzamt als Hilfsreferent beschäftigte Dr. jur. et phil. Rudolf Dalberg behandelt in seinem neuen, im Schützengraben entstandenen Buche „Die Entwertung des Geldes. Eine Untersuchung der Einwirkung von Kreditanspannung und Geldumlauf auf Preisniveau und Valutastand, mit besonderer Rücksicht auf Kriegs- und Übergangswirtschaft". (Berlin 1918, Puttkammer & Mühlbrecht.) Die so ungemein wichtige Tatsache, daß man heute für eine bestimmte Geldmenge weniger wirtschaftliche Güter kaufen kann als früher, daß mit anderen Worten die Mark heute höchstens 50 Pfennig wert ist. Schon in seiner früheren Schrift „Die Entthronung des Geldes" (Heft 30 der finanzwirtschaftlichen Zeitfragen) hat Dalberg diese Frage, das sog. Inflationsproblem oder wie er selbst diese Erscheinung definiert, „die Klarlegung derjenigen Umstände und Kräfte, die Preise und Valuta nicht von der Marktlage der einzelnen Güter, sondern von der Finanzlage der ganzen Volkswirtschaft aus beeinflussen", berührt. In seinem neuen Werk erörtert er eingehend alle Umstände, die zur Erklärung der Inflationserscheinung in Betracht kommen können und setzt sich mit den bisher in dieser Hinsicht aufgestellten Theorien (Quantitätstheorie usw.) auseinander. Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Dalberg weist überzeugend nach, daß es unrichtig ist, das Sinken des Geldwertes, wie bisher meist geschehen, auf eine Überschwemmung des Verkehrs mit Zahlungsmitteln (Noten) zurückzuführen und legt dar, daß letzte Ursache der Entwertung des Geldes allein die Anspannung des Kredits ist, mit der zuerst der Staat begonnen hat, um seine Kriegsbedürfnisse bezahlen zu können. Die gesteigerte Ausgabe von Papiergeld ist nur eine Folge der Kreditanspannung und Symptom der Teuerung. Die moderne Wirtschaft nimmt auch nicht mehr Noten auf, als sie nötig hat, und leitet einen etwaigen Überschuß an die Notenbanken zurück. Die fortgesetzte Kreditanspannung, zuerst des Staates, dann der Einzelwirtschaften, gibt ihnen unaufhörlich neue (fiktive) Kaufkraft, wodurch als notwendige Folge allgemeine Preissteigerungen eintreten müssen, da die verkäuflichen Güter sich nicht entsprechend vermehren. Gegen diese unvermeidlichen Folgen der Kreditanspannung hilft, wie Dalberg weiter nachweist, auch die Förderung des bargeldlosen Verkehrs nichts. Das wirksamste Mittel zur teilweisen Senkung des gegenwärtigen hohen Preisstandes, zum Schutz gegen weitere Geldentwertung und zur Hebung der Valuta sieht Dalberg in einer entsprechenden Besteuerung, welche die fiktiven Vermögenswerte zur Auflösung bringt, und mit der das Reich zurzeit ja auch schon vorgeht. Doch wird nach Ansicht des Verfassers das Bestreben des Staates nach dem Kriege nicht auf unbedingten Abbau des Preisniveaus und Wiederherstellung der Valutaparität um jeden Preis, sondern darauf gerichtet sein müssen, den Fortschritt der Volkswirtschaft durch stärkste Anspannung aller Kräfte

herbeizuführen, da ja die Valutapolitik ihre Grenzen im Gedeihen der Gesamtwirtschaft finden muß. Die in diesem Zusammenhang vom Verfasser gemachten Ausführungen zur Valutafrage, die Richtlinien für die Zukunft darstellen, setzen sich in bemerkenswerten Gegensatz zu den Ansichten, die heute als gang und gäbe bezeichnet werden können.

Das Buch wird sicherlich in weiten Schichten des Volkes regem Interesse begegnen, da es eine der zur Zeit brennendsten Tagesfragen behandelt. A. Kg.



Geistige Lebensmittelnot

Die ungeheure, verderbliche Macht des Geldes kann wohl kaum mehr stärkeren und erschütternderen Ausdruck finden, der Materialismus kann kaum mehr und wilder triumphieren als in unsern Tagen. Wenn der Krieg bei seiner langen Dauer überhaupt Gutes und Veredelndes für die Zukunft hervorbringt, so ist hiervon ein Punkt sicher das, daß viele, viele — vor allem draußen im Feld — die ungeheure Gefahr der Vermaterialisierung des Lebens in ihrer ganzen Größe erfaßt haben und die Pflege der geistigen Werte mit Begeisterung auf ihre Fahnen geschrieben haben. Riesenhafte Aufgaben für die Zeit nach dem Kriege sind damit gestellt. Nach vielen Richtungen hin sind diese Aufgaben und daraus sich ergebende neue Problemstellungen schon jetzt in weiten Kreisen vor allem der jungen Akademiker Gegenstand der Erörterung. Als Hauptziel schält sich dabei die Notwendigkeit der Erhöhung und Erweiterung der allgemeinen Bildung des Volkes heraus. Dieser Notwendigkeit wird sich niemand verschließen können, der neben vielem andern z. B. nur den einen Punkt sieht, daß unserm Volk als ganzem noch immer jegliche Fähigkeit, geschichtlich zu denken, und damit kurz gesagt jede politische Reife fehlt. Im engen Zusammenhang damit, als Wege zur Erreichung dieses Ziels, schweben zahlreich und lebhaft die Probleme der Umgestaltung der Jugenderziehung und des Unterrichts durch die Erörterungen. Nicht im Vollpfropfen mit noch mehr Wissen — im Gegenteil —, in der Anleitung, „Mensch“ zu sein, Persönlichkeit zu werden, alles Wissen in persönliche Bildung umzusetzen, liegt der Weg zum Ziel und liegt auch die Möglichkeit, die Gefahr der Materialisierung des Daseins zu beschwören, dadurch eben, daß ihr die ideellen Werte in möglichst vielen — allen! — zu starken Persönlichkeiten erzogenen und gewordenen Menschen entgegengesetzt werden.

Aufgaben für die Zeit nach dem Kriege — gewiß. Aber man darf doch nicht mit allem immer warten wollen, man kann manches schon heute tun, und wenn es bloß negativ wäre, so, daß man weitere Materialisierung und ihre Folgen zu bremsen sucht. Ruhig und ungehindert geht bei der Neuverteilung des Geldes, wie sie jetzt vor sich geht, der Prozeß weiter, daß der Stand oder die Kreise, die jetzt eben noch die Hauptträger der geistigen Werte sind — der sogenannte „Mittelstand“, die Akademiker im besondern — einfach glatt verarmen, zum Proletariat herabgedrückt werden. Das dürfte nicht sein und darf nicht so weiter gehen. Mögen die Regierenden das bedenken! Diese Kreise müssen auch nach dem Kriege noch die Hauptträger geistiger Kultur sein, denn die, die jetzt durch Kriegsgewinn und Wucher in die Klasse der Reichen „aufgerückt“ sind, sind zunächst noch nicht dazu geeignet, auch wenn sie selber gerne infolge des neuen Reichtums zu den „Gebildeten“ gezählt werden möchten. Es mag sein, daß diese Entwicklung, die nun einmal läuft, nicht so rasch sich aufhalten läßt, wie es gut wäre. Etwas aber darf nicht sein: die leiblichen Nahrungsmittel mögen wohl knapp sein und ihre Beschaffung infolge von Organisation, Schiebung und Wucher, die Vermögen verschlingen, aber die geistige Nahrung darf man uns nicht auch noch entziehen.

Eine geistige Lebensmittelnot hat begonnen und droht immer schlimmer zu werden: wir können uns bald keine Bücher mehr kaufen. Das ist etwas, was wir jetzt sofort tun müssen:

uns dagegen mit aller unserer Kraft wehren und sträuben. Es darf nicht sein, daß die Bücher so teuer werden, daß nur noch die sie kaufen können, die mit einem Bücherschrank voll Luxusausgaben ihre „Bildung“ beweisen oder ihren Kriegsgewinn anlegen wollen. Wir brauchen unsere Bücher, unsere Literatur und Wissenschaft, um uns in schwerer äußerer Lage unseren Geist und unsere Seele aufrecht und wach und für die kommenden, oben angedeuteten Aufgaben des Friedens frisch, kampfkräftig und arbeitsfähig zu erhalten. Und wir draußen im Feld, wir brauchen unsere Bücher ganz besonders nötig! Man unterschätze das nicht, was uns die Bücher zur Aufrechterhaltung unserer geistigen Frische und unserer Nervenkraft sind und bleiben müssen. Eine Farce waren all die Büchersammlungen, die man veranstaltet hat, um gute Bücher ins Feld gelangen zu lassen, wenn man jetzt Preissteigerungen zuläßt, die ein Bücherkaufen fast unmöglich machen. Mögen tausendmal bureaukratische Behörden und aktenverstaubte Schreiber entscheiden, Bücher seien kein „Gegenstand des täglichen Bedarfs“. Natürlich sind sie es für viele nicht. Aber für die, für die überhaupt Bücher bestimmt sind, sind sie es. Und was diese für Deutschland und seine Zukunft bedeuten, wurde vorhin zu zeigen versucht. Aber, Gott sei Dank, geht das Bedürfnis nach Büchern weit, weit über diese hinaus! Und wir dürfen sagen und müssen es sagen, laut und vernehmlich, daß es auch am grünen Tisch gehört wird, Bücher sind in Deutschland ein „Gegenstand des täglichen Bedarfs“. Es ist furchtbar traurig, daß man im „Lande der Dichter und Denker“ so etwas besonders betonen muß.

Und noch viel trauriger ist es, daß es möglich ist, daß die, die das Bedürfnis nach geistiger Nahrung am besten kennen: Verlage, Druckereien, Buchhändler, Buchverkäufer, wo und was es sei, — daß die dies Bedürfnis so, wie es geschieht, ausnützen, vielfach wenigstens, und die Preise zu schwindelnden Höhen treiben. Es soll hier nicht die Rede sein von numerierten Luxusausgaben. Denn wer jetzt Bücher auf Pergament gedruckt und in Leder gebunden, mit Goldschnitt und allem möglichen sonst, kaufen will, der kann schließlich auch jeden Preis bezahlen. Von den normalen Buchausgaben ist die Rede. Man komme mir ja nicht mit Papiermangel! Man nehme bloß unsere großen und auch manche kleinere Zeitungen! Vier Fünftel sind ganze Seiten, ganze Blätter Inserate, Reklame, tagelang, wochenlang oft des gleichen Inhalts. Ist das nötig? Oder ist es nötig, daß zwei ganze Seiten mit Todesanzeigen und Nachrufen für ein und denselben Toten angefüllt werden? Und von dem einen Fünftel Text bliebe oft auch noch die Hälfte besser ungedruckt. Papiermangel? Wer lacht da nicht? Oder leiden unsere Behörden an Papiermangel? Wird nicht der Krieg großenteils mit Papier geführt und mit Papier die Lebensmittelknappheit organisiert?! Wer beobachtet, der lacht, wenn er das Wort Papierknappheit hört!

Nun wird wohl niemand dagegen etwas sagen, wenn die Verlage die Buchpreise den erhöhten Herstellungskosten gemäß in angemessener Weise erhöhen. Manche haben das getan und beibehalten und das ist in der Ordnung. Weshalb aber schlagen manche gleich ums Doppelte etwa, oder mehr, auf, wenn andere den Aufschlag in sehr mäßigen Grenzen halten können? Weshalb herrscht die Willkür und ist dem Kriegswucher Tür und Tor geöffnet? — Auch daß sich der Verdienst der Buchhändler den allgemein verteuerten Lebensbedingungen entsprechend erhöht, ist nur recht und billig. Ob bei den Aufschlägen der Buchhändler Einheitlichkeit herrscht, weiß ich nicht sicher. Ich glaube auch nicht ganz. Jedenfalls aber muß man bei manchen Bücherverkäufern (an Bahnhöfen z. B.) geradezu Phantasiepreise bezahlen. Gesetzlich festgelegte Einheitlichkeit muß hier eintreten; aber eine Festsetzung der berechtigten Preiserhöhungen nicht durch die dem praktischen Leben fremd gegenüberstehenden Schreibstuben der in Deutschland unfehlbaren Juristen, sondern durch Sachverständige. Und alle Beteiligten müssen tief davon durchdrungen sein — die Gesetzgeber, die Sachverständigen, die Verlage und Buchhändler —, wie notwendig dem deutschen Volke seine Bücher sind, welche gefährliche Folgen die geistige Lebensmittelnot nach sich ziehen wird.

Keine maßgebende Stelle scheint das bis jetzt erkannt zu haben. Im Gegenteil, man hört von dem geradezu grotesken Plan, auf Bücher eine Luxussteuer zu erheben, zu allen bisherigen Erhöhungen noch hinzu! Luxussteuer auf Bücher in Deutschland. Man betone jedes Wort und — schäme sich, ganz tief, daß das überhaupt gedacht werden konnte. Man wird wohl mit Einschränkungen kommen. Etwa: Steuer nur auf Luxusausgaben. Wer will wohl eine allgemein gültige Grenze ziehen können zwischen Luxusausgaben und gewöhnlichen Ausgaben, die doch auch ansehnlich und erfreulich ausgestattet sein dürfen und sollen? Oder vielleicht: Wissenschaftliche Werke sollen steuerfrei bleiben. Ja, kann nicht fast jedes Buch, unter gewissen Voraussetzungen und zu bestimmten Zwecken gekauft, als wissenschaftlich bezeichnet werden, unter anderen aber wieder unbedingt nicht? Nein, das würde wieder eine üble halbe Sache geben. Mag noch vieles versteuert werden — unsere Bücher müssen ganz und unbedingt davon frei bleiben.

Es war schon immer eine eigenartige Erscheinung, daß in Deutschland, dem Land der Wissenschaft und verständnisvoller Kunstpflege, die Bücher teuerer waren als in andern Ländern. Und nun will man uns noch das bieten: die Bücher zu versteuern, und wagte womöglich, das eine „Luxussteuer" zu nennen. Bücher — Luxusgegenstände! Könnte es soweit kommen, es wäre ein bedenkliches Symptom, es wäre die staatliche Sanktion dafür, daß die geistigen Werte in den Winkel gedrückt werden, eine Anerkennung des Materialismus als „Staatsreligion"...

Möchten nun die einen, die das angeht, die, denen ihre Bücher ein Lebenselement sind, sich zusammenschließen, insbesondere die Pflegestätten von Bildung, Wissenschaft und Kunst, die Universitäten und Schulen, und laut, laut rufen: „Nehmt uns nicht unsere geistige Nahrung"; und die andern, denen Herstellung und Vertrieb der Bücher in die Hand gegeben ist, sich und uns sagen: „Ja, wir wollen euch eure Bücher geben so billig, als wir es irgend machen können." Möge endlich der Staat es hören und erkennen, was auf dem Spiele steht; rechtzeitig regelnd eingreifen, wo es nötig ist, und uns vor der Blamage vor uns selber und der Welt bewahren, daß in Deutschland die Bücher versteuert werden. Die geistige Lebensmittelnot muß beschworen werden. Es ist hohe Zeit; sie steht vor der Tür. Sie könnte sonst in ihren Folgen — in andern Lebensschichten natürlich — ebenso bedenklich, oder noch bedenklicher werden als die Knappheit an den äußeren Bedürfnissen des Lebens, unter deren Zwang wir alle stehen.

Th. Sch., Lnt. d. Res.

* * *

Der „Türmer" gibt dieser Zuschrift um so lieber Raum, als sie einen Einblick in die idealen Zukunftssorgen unserer Frontkämpfer gewährt. Zur Sache selbst müssen wir einige Bemerkungen machen, um den für unser geistiges Leben so außerordentlich wichtigen deutschen Verlagsbuchhandel und die schwer ringenden Sortimentsbuchhändler vor einem falschen Verdachte zu schützen. Der „Türmer" braucht nach seinem mehrjährigen Kampfe gegen jede Form von Preistreiberei und gewinnsüchtiger Ausnutzung der „Kombination" nicht erst zu versichern, daß er jede ungerechtfertigte Preissteigerung der Bücher bekämpfen würde. Aber von vereinzelten Ausnahmen abgesehen — der Einsender spricht von Phantasiepreisen, die bei einzelnen Bahnhofsbuchhandlungen zu bezahlen seien — kann von einer solchen ungerechtfertigten Preissteigerung im deutschen Buchhandel nicht die Rede sein. Wer einen Einblick in die ungeheure Preissteigerung aller Rohstoffe (Papier, Druckfarbe, Pappen, Buchbinderleim, Versandmaterial, Bindfäden usw.) gewonnen hat, wird sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß der deutsche Verlag im allgemeinen seine Preise nur um das unumgänglich Notwendige erhöht hat. Die Erhöhung der Bücherpreise steht prozentmäßig weit hinter dem prozentmäßigen Aufschlag aller Herstellungsmittel zurück; er steht ferner weit zurück hinter dem Aufschlag aller Löhne der Setzer, Drucker, Buchbinder und des ge-

samten technischen Personals. Ob die Preissteigerungen der Rohmaterialien in dieser Höhe gerechtfertigt sind, steht auf einem andern Blatt. Aber keinesfalls darf man die Schuld dafür dem Verlagsbuchhandel zuschreiben, der ja selber darunter leidet. Gerade der ernste Buchverlag leidet auch am schwersten unter dem Papiermangel. Die Form der Papierzuteilung durch die Kriegswirtschaftsstelle ist durchaus mechanisch und entspricht gewiß nicht idealen geistigen Bedürfnissen. Es muß aber zugegeben werden, daß es viel leichter ist, die Mängel des angewandten Systems festzustellen, als ein besseres zu finden. Viel böses Blut hat dann der allgemein übliche Zuschlag auf die Verlagsbücherpreise durch die Sortimenter gemacht. Auch da wird man aber billigerweise, so schmerzlich man die Verteuerung empfindet, zugestehen müssen, daß der Sortimenter bei den jetzigen Verhältnissen mit seinem üblichen Gewinn nicht auskommen kann. Durch die feste Regelung der Bücherpreise in Deutschland gehört der Sortimentsbuchhandel zu den wenigen Erwerbszweigen, bei denen die Spekulation ausgeschlossen ist. Jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß der Sortimentsbuchhandel schon vor dem Kriege schwer um sein Dasein zu kämpfen hatte. Nicht umsonst hat der Buchhandel so große Schwierigkeiten mit der Gehilfenfrage. Er kann eben einfach die Gehälter nicht bezahlen, die junge Leute mit der gleichen Vorbildung in andern Berufszweigen ohne weiteres erreichen. Nun leidet aber auch der Sortimentsbuchhändler unter der allgemeinen Verteuerung der jetzigen Verhältnisse, der gegenüber der übliche Zuschlag von 10 % doch wirklich bescheiden ist.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß dem Verbraucher jetzt von allen Seiten her in grausamer Weise zugesetzt wird, und das deutsche Volk muß ein Übermaß von Geduld aufbringen. Dabei wird sein Idealismus einer unerhörten Belastungsprobe ausgesetzt. Es wäre aber eine tragische Ironie, wenn der Geduldsfaden, der den ärgsten Zerrungen durch alle Händler mit materiellen Lebensgütern standgehalten hat, nun gerade dann reißen wollte, wenn die Vermittler der geistigen Güter notgedrungen leise daran zupfen.

Was nun die Luxussteuer der Bücher betrifft, so wollen wir uns durch ein Schlagwort nicht kopfscheu machen lassen. Daß uns die geistige Nahrung nicht auch noch besteuert werden darf, ist selbstverständlich. Aber das Luxusbuch gehört nicht zur geistigen Nahrung, sondern ist im günstigsten Falle geistige Schwelgerei, meistenteils sogar nur Snobismus oder gar materielle Spekulation. Die gediegene Ausstattung unserer Bücher wird niemand zum Luxus rechnen. Aber es gibt eine ganze Masse von Veröffentlichungen, die sich, bevor eine Luxussteuer drohte, selber als „Luxus" zu bezeichnen pflegten. Man braucht die Werte, die in kostspieligen, auf teurem Papier, mit besonders gezeichneten Schriften, in ganz kleinen Auflagen hergestellten Drucken liegen können, durchaus nicht zu verkennen. Aber irgendwie für unser geistiges Leben notwendig sind diese Dinge nicht, und es ist gar nicht einzusehen, weshalb nicht Leute, die für ein Literaturwerk, das für zwei Mark in gutem Druck und gediegener Ausstattung zu haben ist, hundert Mark anlegen, um es in einer Luxusausgabe zu haben, nicht noch 20, 30 % Steuer aufbringen sollen. Und wer für das gleiche Buch, nur weil es „in der Presse numeriert und vom Verfasser signiert" ist, statt zwei, zehn Mark bezahlt, kann auch noch eine Mark Steuer aufbringen, ohne daß dadurch unser geistiges Leben geschädigt wird. Wer einmal nachforschen könnte, wo die meisten dieser sogenannten Luxusdrucke sich finden, würde jedenfalls zu dem Ergebnis kommen, daß diese Druckwerke zu den am wenigsten gelesenen gehören, sondern eben nur als Prunkstücke aufgefaßt werden. Die Erfahrungen bei allen Bücherversteigerungen der letzten Jahre zeigen übrigens deutlich, daß der „Marchand amateur", der Liebhaber mit Händlergeist, auf diesem Gebiete fast noch häufiger ist, als im Bilderkunsthandel.

K. St.



Merlin

„Ich schrieb den Merlin und wußte sein Schicksal vorher, nämlich, daß man seiner nicht achten werde." So Immermanns trübes Bekenntnis über seine bedeutendste dramatische Dichtung, die er zu anderen Zeiten als „Tragödie des Widerspruchs" bezeichnet hat. Und ein Widerspruch liegt schon zwischen diesem müden Verzicht und der glühenden Hingabe, mit der er in Qualen, Entzückungen und fiebriger Erregtheit sein Werk gestaltet hatte.

Die Tragödie des Widerspruchs liegt im Dichter selbst. Ein echter Norddeutscher, mit kantigem Schädel, tiefliegenden scharfen Augen, fest zusammengebissenen Lippen, die kurze gedrungene Gestalt erdfest und erdengebunden; in ihm aber die Sehnsucht nach weicher und reicher Natur, nach blühendem Leben, nach der Fülle sinnlicher Schönheit. Ein scharf denkender, juristisch geschulter Geist, organisatorisch hoch begabt, mit sicherstem Blick für alles Inständliche; dazu eine Phantasie, die nach der Phantastik lockt, auf die alles Mystische einen unwiderstehlichen Zauber ausübt. Ein unmusikalischer Mensch, mit durchaus naturalistischen Anlagen, aber voll der Sehnsucht nach dem Zauberklang des Verses und der wiegenden Wirkung weichen Sprachgesangs. Dazu im Leben selbst der Mann der strengen sittlichen Forderung, der sich zur Überzeugung bekannte, „daß bei uns auch die Ehe zu der Liebe hinzutreten muß, soll sie von dem Zweifel, sie könne doch nur eine Grille, ein Anstoß, ein Irrtum, eine Leidenschaft sein, ausgeheilt werden. Denn niemand darf sich jenen durch nichts anderes willkürlich zu ersetzenden Prüfungsmomente vor dem Antlitze Gottes unterschlagen, will er im Strome deutschen Lebens verbleiben." Er selber aber wird die Beute der Liebesleidenschaft zu einer Frau (Elise Gräfin von Ahlefeldt), die ihm immer wieder die Ehe versagt und doch mit allen Kräften am Liebesbunde mit ihm festhält. Widerspruch auch in seiner Erkenntnis, daß ihm die überlegene Gestaltungskraft versagt ist, um die in starker Genialität erschauten künstlerischen Pläne wirklich bändigen zu können und dem um so fiebrigeren Schaffen.

So konnte denn auch von ihm selbst die aus tiefster Lebensnotwendigkeit erfaßte „Tragödie des Widerspruchs" künstlerisch unmöglich vollkommen gebändigt werden, da er selber mitten darin stand und sein Werk in diesen Kampfesjahren sich abzwang, während das Problem höchstens von dem überlegen zurückblickenden Sieger hätte gemeistert werden können. Wenn man so oft seinen „Merlin" den „zweiten Faust" genannt hat, so zeigt sich schon hier der wesentliche Unterschied. Goethes Dichtung ist das Werk eines weltumspannenden, bis zu Ende durchgelebten Lebens; Immermanns Drama ist ein aus einem glühenden Vulkan hinausgeschleudertes Basaltgestein, das in eine blühende Matte zu liegen gekommen ist, groß und schön zugleich, aber aus Naturnotwendigkeit uneinheitlich und unharmonisch.

Den in vollster Lebenskraft vom Tode jäh Gefällten hat Freiligrath einem edeln Felsen im Walde deutscher Dichtung verglichen:

> „Drin wird er ragen — jetzt und immerdar!
> Für viele noch ein schroffes Rätsel zwar;
> Ein Runenstein, mit Moose rauh bedeckt,
> Der den Verzagten und den Blöden schreckt;
> Doch stets des Volkes Edelsten und Größten
> Ein ernster Freund, zu wecken und zu trösten!"

Auch diese Voraussage Freiligraths hat sich widerspruchsvoll erfüllt. Wirklich gekannt aus Immermanns Gesamtwerk ist nur der zum „Oberhof" verstümmelte Münchhausen. Sein „Merlin" ist trotz des Lobes vieler Berufener nie auf die Bühne gekommen, die sich textlich minderwertigen Opernbearbeitungen desselben Stoffes willig erschlossen hat. Nun schien unsere in sich selbst widerspruchsvolle Zeit ein günstiger Aufnahmeboden für das Werk, und man durfte gute Hoffnungen hegen, als es von der Berliner „Volksbühne" zur Eröffnungsvorstellung

ihrer von Reinhardts Vormundschaft befreiten selbständigen Wirksamkeit erkoren wurde. Aber auch jetzt hat der „Merlin" kein Glück gehabt. Mit einer ganz auffälligen Feindlichkeit stellt sich ihm ein großer Teil der Berliner Kritik gegenüber, so daß man wieder einmal vor der Frage steht, ob sich diese Kritik überhaupt ihrer Aufgabe bewußt sei. Sie begnügt sich nicht mit der Berichterstattung, sie versucht aber auch nicht Führerin zu sein, wozu sie doch gerade an einer Stätte, wie der Volksbühne, berufen wäre. Es ist anzunehmen, daß kaum einer auf hundert der Zuhörer mit der Dichtung schon vorher vertraut war. Ich bin aus Erfahrung ketzerisch genug, um selbst für einen Teil der Kritik anzunehmen, daß sie vorher über das Werk mehr literaturgeschichtlich Bescheid gewußt, als es wirklich gekannt hatte.

Es handelt sich um eine mit Gedanken schwerbefrachtete Dichtung, und der Gang der Entwicklung führt über manche Seiten- und Umwege. Aber es ist auch eines jener Werke, bei denen jeder Hörer sofort fühlt, daß ihm ein tieferes Erleben mitgeteilt wird. Da ist gerade das einfache Gemüt willig zur Aufnahme und voll jener Hingabefähigkeit, die gerade beim Kunstwerk viel wertvoller ist, als das Schulwissen. Da muß man doch den Willigen helfen, an den hemmenden Blöcken vorbeiführen, über die Fangwurzeln hinwegleiten und vor allem bejahend die Fülle der Schönheiten aufweisen. Aber ich lese da nur Genörgele, weiteres Hineintragen von Schwierigkeiten (z. B. die Frage: Klingsor-Goethe, die den naiven Hörer gar nichts angeht) und ein hochmütiges Abweisen. Das geht so weit, daß sich Stephan Großmann in der „Vossischen Zeitung" zu einem Angriff auf den Vorstand der Freien Volksbühne versteigt, weil keines von den zehn Vorstandsmitgliedern seine Stimme deutlich gegen dieses starke Experiment erhoben habe. Und doch müßte man für den Versuch dankbar sein, selbst wenn er mißlungen wäre, da der dichterische Wert des „Merlin" entschieden größer ist, als der sämtlicher Stücke zusammengenommen, die uns die Gesellschaft „Junges Deutschland" im letzten Jahre geboten hat. Und wieviel Wohlwollen wußte man da aufzubringen! Dabei steht das innere Problem des „Merlin" an „Modernität" keinem jener anderen Stücke nach. Ist es etwa bloß die „germanisch-christliche" Einkleidung, die den Herren so unbehaglich ist?

In Wirklichkeit ist der Versuch der Volksbühne auch keineswegs mißlungen. Ich habe erst der vierten Aufführung beigewohnt. Trotzdem die Zuhörerschaft durch die Kritik ungünstig beeinflußt war, war die tiefe Ergriffenheit nicht zu verkennen. Mit aufmerksamster Hingabe folgte das gefüllte Haus den Vorgängen, und es konnte einen jammern, daß die Kritik ihre schöne Aufgabe so ganz versäumt hatte, die paar Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die sich einem restlosen Genuß entgegenstellten.

Allerdings hatte Immermanns Werk in dieser Aufführung auch am „Widerspruch" unseres zeitgenössischen Kunstwollens zu leiden. Unserm Sehnen nach Ausdrucksreichtum, nach seelischem Gehalt der Kunst fehlt das naive Vertrauen auf die formgestaltende Kraft des wahrhaft starken Erlebens. Und so tritt der Verstand mit seiner Willkür dazwischen. Fehlt dem Expressionismus schon im gemalten Bilde die überzeugende Kraft, weil den vom Künstler gewählten Formen eine bestimmte Bedeutung aus bindender Erfahrung nicht innewohnt, so muß seine subjektiv-willkürliche Gestaltung der Umwelt dort völlig versagen, wo, wie auf der Bühne, der leibhaftige Mensch in sie hineintritt, der sich nun einmal nicht in eine Reihe kubistischer Formeln vergewaltigen läßt. Die kubistischen Szenenbilder Ewald Dülbergs hätten auch dann auf die ihrer ungewohnte Zuhörerschaft befremdend und damit von der Dichtung ablenkend gewirkt, wenn sie nicht von solcher armen Eintönigkeit gewesen wären. So aber sollten durch die wenigen geometrischen Figuren die tropische Landschaft der ersten Auftritte, der Wald Britanniens, der Hof des König Artus, wie die Einöde auf dem Wege zum Gral symbolisiert werden. Und die Weißdornhecke, in der Merlin festgebannt wird, konnte auch von der willfährigsten Phantasie nicht nachempfunden werden. Statt zu helfen, haben die Szenenbilder gehindert. Es ist kein wahres Dienen an der Sache, wenn man so aus Modernität einem Kunstwerk eine Welt verbindet, an die der Dichter unmöglich irgendwie gedacht haben kann. Auch Heinz Tiessens Musik bedeutete im ganzen keine Unterstützung.

Ihr völliger Verzicht auf Melodie, die gewiß sehr interessanten leisen harmonischen Rückungen können auf die Mehrzahl der Besucher nur befremdend gewirkt haben. Auch sie lenkte also von der Dichtung ab, statt ihr zu dienen. Dieses Dienenkönnen aber ist in der Kunst ein Höchstes. Dagegen bot die Aufführung als solche manches sehr Gute — vor allem Friedrich Kayßlers Merlin — und war nur in der Darstellung der Candida völlig vergriffen, die von vornherein schwere Tragödin war, statt in glücklichster Unwissenheit unberührte Jungfrau. War hier der Typus der jungen Madonna geboten, so war er bei der liebeerfahrenen Königin Ginevra des Artushofes geradezu blasphemisch.

Die Entdeckung unseres mittelalterlichen Literatur- und Sagenschatzes muß auf die dichterischen Gemüter des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts geradezu berauschend gewirkt haben. Uns Heutige schädigt, von jenem Ausschnitt abgesehen, den wir in Richard Wagners Gestaltung getreu kennen, die doch recht verschwommene Ahnung, die nur in Ausnahmefällen zu einer klaren Vorstellung wird. Die Neuromantik hat überdies allzu willkürlich an der Bedeutung der Gestalten gerüttelt und dadurch die Vorstellungen noch mehr verwirrt. Immermann dagegen hat die Grundzüge der ihm aus Dorothea Schlegels Verdeutschung der altfranzösischen „Geschichte des Zauberers Merlin“ bekannten Sage nicht angetastet. Bei ihm ist Merlin der Sohn Satans und einer reinen Jungfrau, der wahre Antichrist, gezeugt als genaues Widerspiel zu Christus und vom Satan ausersehen zum Kampfe wider diesen Christus um die Herrschaft über die Erde. Diese Sage konnte nur entstehen aus der gnostischen Weltanschauung, für die Satan nicht ein von Gott verstoßener Engel, sondern eine Art Emanation Gottes war, der Demiurgos-Weltbildner. Gerade diese Vorstellung hat Immermann wundervoll erfaßt.

„Am Anfang, da er (Gott) in sich aufgelebet
Und an dem eignen Strahl die Kraft entbrannte,
An seinem Blick das Auge sich erkannte,
Hat in des Abgrunds Tiefen er gebebet.
Und zitternd setzt' er ein des Chaos Schichtung,
Die tote, dumme, farbenlose Masse,
Das Öde, Trübe, Finstre, Nebelnasse,
Als eine Schranke gegen die Vernichtung.
Daß leblos den Despoten sie umwalle!
Ich (Satan) aber schwang mich auf des Sturms Gefieder
Voll brünst'gem Mitleid zur Verworfnen nieder;
Das ist die Wahrheit von der Engel Falle!“

So wurde Satan zum Schöpfer der Erde, die er ganz auf Sinnlichkeit gestellt hat, auf den Genuß der Stunde. Da kam Gott zu den Menschen, indem er sich vom reinen Weibe den Sohn gewann. Durch ihn ist die Sehnsucht nach dem Himmel in die Menschheit gekommen, das Ungenügen am bloß Irdischen. Dem Satan gilt es, seine Welt zu verteidigen.

„Der Mensch (Christus) hat mit ihnen (den Menschen) gelebt und gelitten,
In die Göttlichkeit ist er zurück dann geschritten!
Der Weg ist gewiesen, bezeichnet die Bahn,
Und alle vermögen, was Einer getan.“

Aber wenn er von der reinen Jungfrau Candida gewaltsam sich den Sohn gewinnt, hat er nicht in Rechnung gestellt, daß in ihr die Sehnsucht nach dem Himmel bereits vorhanden war, die nun Merlin als Erbe von ihr überkommen hat.

In Merlin selbst prallt also der Widerspruch der beiden Welteinstellungen des irdischen Sinnengenusses und der dem Himmel zugewendeten Weltverneinung aufeinander. Aber Merlin selbst hat die Möglichkeit der Vereinigung der beiden Gegensätze in einem Höheren erkannt. Seinem auf seine Rechte pochenden satanischen Vater macht er klar, daß Gott nur sein Eigentum mit ergriff, als er „die Erde zärtlich in den Arm genommen und auf die Lippen

der geschmückten Braut den Kuß gehauchet, welcher Christus heißet". — — „Du (Satan) kamst ja nur von ihm und warst der Diener dessen, der dich zum Werke günstig auserkoren." So war es Gottes Kraft, die in Satans Weltschöpfung waltete. Nun will Merlin das Werk vollenden und — brauchen wir die schmucklosen Worte — das Sinnliche und Geistige, das Irdische und Himmlische vereinen.

Schon die alte Sage hat ahnungsvoll nach einer Verbindung Merlins mit dem Gral gestrebt. Immermann hat auch diese Züge glücklich vertieft. Seinem Merlin ist der Gral das Blut des Heilandes und damit der höchste Ausdruck des Himmlischen, was auf Erden vorhanden ist. Aber daß Titurel und die Templeisen nur in völliger Weltverneinung des Grales würdig walten zu können vermeinen, ist ihm ein blöder Irrtum. Der Gral gehört vielmehr in die Obhut der höchsten Vervollkommnung der sinnlichen Weltschönheit. Und so macht sich Merlin auf, mit der Artusritterschaft den Gral zu erobern. Das ist das böse Erbteil seines Vaters, das er hochmütig aus eigener Kraft erzwingen zu können glaubt, wozu man nur durch die Gnade berufen sein kann. Es ist andererseits ein Erbe der auf ihre magdliche Reinheit stolzen Mutter, daß er in sein eigenes Belieben gesetzt wähnt, wie weit er sich den sinnlichen Mächten des Irdischen hingeben will. Er wähnt sich eben Herr aller Dinge und ist doch als Menschensohn in ihre Bedingtheit gestellt.

Hier hat Immermann noch eine Zwischenhandlung eingeflochten, die, an sich tiefsinnig und schön, den Fehler hat, eine festgelegte Sagengestalt (Klingsor) zu verbiegen und dadurch die Problematik seines Werkes noch zu häufen. Klingsor ist ihm der Vertreter des reinen Naturglaubens, des ganz in der Natur Aufgehens. Daß er sich damit fälschlich an Goethe vergriff, braucht den Hörer nicht zu stören, der dieses Literaturgeschichtliche ja nicht zu wissen braucht oder beim Genuß der Dichtung vergessen kann. Schlimmer ist, daß für unsere Vorstellung Klingsor im Grunde ein Vertreter des Satan ist, wie er vor der Erzeugung Merlins möglich war, und der Dichter versäumt hat, diese Stellung Klingsors deutlich herauszuarbeiten.

Dagegen ist von höchster innerer Gestaltungskraft der Zug der Artusritter nach dem Gral. Die ganze Szene ist in Worten so kurz, daß hier das Bühnenbild zu Hilfe kommen muß, dann aber auch einen ganz gewaltigen Eindruck erwecken könnte. Merlin ist dem ersten Zusammenstoß mit der geistig ganz unbelasteten Naturkraft erlegen. Er liebt das schöne Naturkind Niniana, die in ihrer Seelenlosigkeit nur zu einem sinnlichen Augenblicksgenuß fähig wäre. In ihrer Nähe vergißt Merlin die Artusritterschaft, die er zum Gral führte; ihr liefert er das Wort aus, durch das sie ihn für immer in Fesseln schlägt. Wenn uns ein gutes Bühnenbild diese von ihrem Führer verlassene Artusritterschaft in der furchtbaren Steinöde gezeigt hätte und im fahlen, grauen Lichte das Hinsiechen dieser glänzenden Weltlichkeit uns hätte erleben lassen, das Verhungern dieser stolzen Helden, die ihres Stolzes wegen nicht der Speisung durch den Gral würdig sind, — dem einfachsten Gemüte einer Volkszuhörerschaft hätte sich dieser Eindruck für immer eingeprägt. Und wenn ein anderes Bühnenbild versucht hätte, das Gemälde des Burne Jones von dem in der Weißdornhecke gefangenen Merlin auf die Bühne zu zaubern, — keiner hätte es jemals wieder vergessen. Jetzt sollten sich die Hörer dieses Erleben leibhaftiger Menschen aus Dreiecken und Halbkreisen und geschnitzelten Tuchstreifen heraussymbolisieren.

Ein Problem, wie es Immermann im „Merlin" gestaltet hat, gehört zu denen, womit ein Dichter nach Goethes Ausspruch von seinem „Faust" niemals fertig wird. Es gibt da keine Lösung, sondern nur ein Ende, und dieses Ende des Immermannschen „Merlin" ist bedeutend und aus dem Kern der Sage heraus auch berechtigt. Satan erlöst seinen Sohn aus der unwürdigen Fessel; er nimmt ihn an seine breite Brust und hofft in dem Schwergestraften nun ein willfähriges Werkzeug gefunden zu haben. Aber der von seinem Wahn befreite Merlin hat als Frucht seines furchtbaren Erlebens den gebrochenen Hochmut davongetragen, die Erkenntnis der Notwendigkeit der Gnade. Und so befreit er sich jetzt von des Satan-Vaters Herrschaft und von der Qual des Lebens durch das gläubige Gebet des Vaterunsers.

Das ist im Grundriß Immermanns „Merlin". Gewiß, dem Dichter war es nicht gegeben, mit der überquellenden Fülle des schönen Wortes das Astwerk dieses gewaltigen Baumes mit grünenden Blättern und leuchtenden Blüten zur vollen Sommerschönheit zu umkleiden. Aber an dem gemessen, was uns das Theater gemeinhin bringt, ist sein Werk auch in dieser Hinsicht noch die Gabe eines der Reichen in der Welt unserer Dichtung. War es da wirklich „unverantwortlich", wenn ein Theater jetzt endlich, bald neunzig Jahre nach seinem Erscheinen, das Drama auf die Bühne brachte, das von dem sonst so gern angerufenen Jakob Burckhardt die „wichtigste und unabhängigste Parallele, um nicht zu sagen Ergänzung zum Faust genannt wurde"?! Ist es nicht vielmehr unverantwortlich, wenn die zur Klärung der öffentlichen Meinung Berufenen ihre Aufgabe so wenig erfüllen? Wenn Immermanns „Merlin" dem Theater verloren bleibt, so ist es keine Niederlage der Dichtung, auch trotz der gekennzeichneten Unzulänglichkeiten in der Aufführung, keine der Berliner Volksbühne, wohl aber eine solche der Berliner Kritik.

Karl Storck

Zur Notenbeilage

Unsere Notenbeilage bringt ein Lied des jüngst verstorbenen, von Nietzsche so hochgewerteten Peter Gast (vgl. 2. September-Heft), das den Musiker von seiner liebenswürdigsten Seite zeigt. Es sei hier beigefügt, was er in seinem Begleitschreiben über die Dichtung sagte:

„Die Text-Übersetzung aus dem Bulgarischen stammt von Friedrich Daumer, jenem tiefen rätselhaften Menschen, dem wir Deutschen eines unsrer entzückendsten Bücher verdanken: die dithyrambisch-schwungvolle Nachdichtung des Hafis.

Das Lied ‚Rose, du am Borne, rote Rose' — steht in dem andern Übersetzungswerk Daumers, der ‚Pandora': einer Volksliedersammlung, die unmittelbar neben Herders ‚Stimmen der Völker' und neben ‚Des Knaben Wunderhorn' zu stellen ist und sich vor diesen in mancher Hinsicht, zumal durch sprachliche Schönheit und Ebenmäßigkeit, auszeichnet.

Gedanklich und dem Aufbau nach ist das Gedicht ein Meisterstückchen und eines hochkultivierten Dichters wert; dem Musiker gibt es zudem Gelegenheit zu einer sehr wirksamen Klimax im Mittelsatz und einem ergreifend resignierten Abgesang."

Das kleine Lied „An die Musik", das wir in einer der feinfühligen Bearbeitungen Hermann Justus Wetzels darbieten, entstammt einer der eigenartigsten Sammlungen unserer älteren Liedliteratur; sie hat den Titel: „Ohren vergnügendes und Gemüth ergötzendes Tafelkonfekt; bestehend in 12 kurzweiligen Sing- oder Tafelstücken von 1, 2 oder 3 Stimmen mit einem Clavier oder Violoncello zu akkompagniren zur angenehmen Zeitvertreib — und Aufmunterung melancholischen Humeurs aufgetragen und vorgesetzt Von einem Recht gut meinenden Liebhaber. Im Jahr Wo Man hIer fröLICh VnD LVstIg War. Zu finden bei Johann Jacob Lotter in Augspurg."

Die großen lateinischen Buchstaben in den zwei letzten Sätzen ergeben neben der Jahreszahl, in der die Sammlung erschienen ist, 1733, noch in V und R die Anfangsbuchstaben des Herausgebers der Sammlung, Valentin Rathgebes. Er ist 1682 geboren und 1750 in dem herrlich gelegenen Kloster Banz bei Bamberg gestorben. Einige Jahre hat er in Augsburg gelebt und sich als Kirchenkomponist bekanntgemacht. Die Sammlung ist bis zum Jahre 1746 auf vier Teile erweitert worden.

Mit ihr beginnt nach einigen Jahrzehnten völligen Stillstandes die deutsche Liedkomposition des 18. Jahrhunderts. Anders, als das deutsche Lied des 17. Jahrhunderts, stellt sie sich auf eine volkstümliche Grundlage, dient vor allem geselliger Heiterkeit und wählte darum auch gern die Freuden der Tafel zum Mittelpunkt ihres Treibens. Die Eigenart der Sammlung liegt in den „„Quodlibets".

„Ein Quodlibet ich singe,
Auf deutsch ein Durcheinandt,
Ein Gmisch, Gmasch aller Dinge“,

so charakterisiert sich diese Gattung in einer späteren Sammlung. Wir haben hier die ergötzlichste Form, die das Potpourri jemals gefunden hat. In der alten kirchlichen Motette hatten oftmals die verschiedenen Stimmen verschiedene Texte gesungen. Es konnten in diesem Miteinander theologisch recht tiefsinnige Beziehungen liegen, wirklich schön kann es natürlich nicht geklungen haben, und so ist es begreiflich, daß man diesem gleichzeitigen Singen verschiedener Texte und Melodien bald die komische Seite abgewann. Das kontrapunktische Zeitalter konnte hier seine besondere Kunst leuchten lassen, und der derbe deutsche Kantorenhumor hat sich in derartigen Stücklein oft recht ungebärdig ausgetobt.

Unserm Geschmack zugänglicher als dieses senkrechte Quodlibet eines gleichzeitigen Singens verschiedener Texte und Melodien ist das Nacheinander in einem mehr horizontalen Quodlibet, wo sich Texte und Melodien in überraschender, witziger und sinnreicher Weise aneinanderreihen. Die geistlose Art unseres heutigen instrumentalen Potpourris läßt kaum ahnen, wie fein witzig und musikalisch kunstvoll diese Gesangsquodlibets der älteren Zeit oft sind. Dieser fröhliche Benediktiner Mönch Rathgeber bietet in seiner Sammlung einige der köstlichsten Stücke. Vor allem die „Von der Solimsation in der Musik“ überschriebene Nummer ist ein Meisterstück urmusikalischen Humors in vortrefflichster Kunstarbeit. Es wäre dringend zu wünschen, daß manche dieser Stücke in erneuerter Form herausgegeben würden, vielleicht daß dann auch unsere heutigen Komponisten sich zu ähnlichen Leistungen angespornt fühlen würden. Freilich wird jetzt ja nicht einmal das Vorhandene ausgenutzt, und die feinmusikalischen Instrumentalstücke Moritz Käsmeyers z. B. („Musikalische Mesalliancen“) sind in Liebhaberkreisen ganz unbekannt. St.

Preisausschreiben

Zur Förderung der belletristischen Kleinkunst erlassen Schriftleitung und Verlag des Türmers ein Preisausschreiben für kurze Erzählungen, Studien und Skizzen.

Die Arbeiten sollen den Umfang von 7000 Silben (acht Türmerseiten) nicht überschreiten und statt des Verfassernamens ein Kennwort tragen. In einem mit demselben Kennwort versehenen Briefumschlag hat ein die volle Adresse des Verfassers tragender freigemachter Umschlag für die etwaige Rücksendung des Manuskriptes zu liegen.

Letzter Einlieferungstag ist der 1. Februar. Das Ergebnis wird im Ersten Aprilheft des Türmers veröffentlicht. Alle Sendungen sind eingeschrieben an die Schriftleitung des Türmers (ohne Hinzufügung eines Namens), Berlin-Zehlendorf, zu richten.

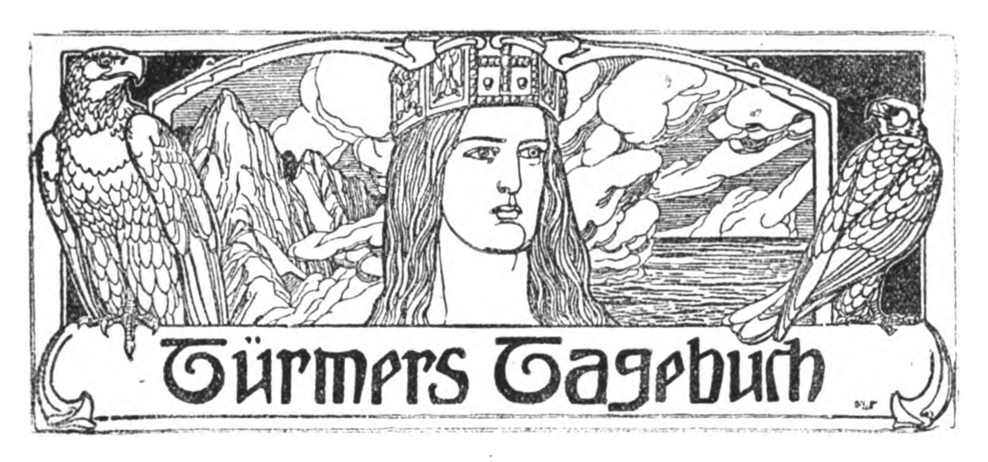
An Preisen werden ausgesetzt:

ein 1. Preis von 500 M,
„ 2. „ „ 300 „
„ 3. „ „ 200 „
außerdem 10 Preise von je 100 M.

Es bleibt das Recht vorbehalten, weitere Arbeiten nach dem Honorarsatz von 200 M für den Bogen zu erwerben.

Die Arbeiten werden nur für die eine Veröffentlichung im Türmer erworben und müssen innerhalb zweier Jahre veröffentlicht werden.





Der Krieg

Die große, die entscheidende Frage ist, ob an der Front und in der Heimat die Stimmung so bleibt, daß draußen und drinnen die unvermeidliche Kriegsarbeit dauernd mit der notwendigen Freudigkeit und Hingabe geleistet wird. Man darf es mit dem Abgeordneten W. Bacmeister (im „Größeren Deutschland") ruhig aussprechen, daß die Stimmung erheblich gelitten hat. Mag das auch bei fast allen Kriegführenden der Fall sein — entscheidend bleibt, wo die Zersetzung der Stimmung zuerst zur Zersetzung der Kräfte führt, deren die Kriegsleitung bedarf.

Man muß zugeben: das deutsche Volk hat es nicht leicht in diesem Kampfe um Aufrechterhaltung der notwendigen Gesamtstimmung: „Englands Wirtschaftskrieg, dem eine unglaublich vertrauensduselige Politik keinerlei deutsche Vorbereitung entgegengestellt hatte, hat in Deutschland Verhältnisse hervorgerufen, die nur schwer erträglich sind und in verdrossener Stimmung kaum ertragen werden können. Was man in Begeisterung für eine große Idee gerne duldet, empfindet man ohne solche Begeisterung als untragbare Last. Die kriegswirtschaftliche Organisation des Reiches hat es nicht verstanden, sich auch nur den Ruf einer nationalen Notwendigkeit zu verschaffen; sie hat Fehler auf Fehler gehäuft und sich dadurch und durch das Auftreten ihrer Organe geradezu den Haß weiter Bevölkerungsgruppen zugezogen. Der Ärger über sie und die Sorge des Alltages beherrschen die Stimmungen der Masse. Die Organisation hat also das Gegenteil von dem erzeugt, was sie durch das sogenannte System der gerechten Verteilung zu erreichen hoffte. Hinzu kommt, daß auf seiten der Entente der aufpeitschende Faktor Amerika steht, in dem natürlich noch nicht viel von Kriegsverdrossenheit zu spüren ist. Die Hoffnung auf Amerika leistet den Staatslenkern in England, Frankreich und Italien erhebliche Dienste, wenn es gilt, die Stimmung bei den eigenen Massen aufrechtzuerhalten. Und leider verwenden einzelne viel gelesene deutsche Zeitungen, in Erinnerung an alte parteipolitische Kämpfe, einen guten Teil ihres Schaffens dazu, dem deutschen Volke wöchentlich einigemal in möglichst dunklen Farben darzutun, welches Unheil der Eintritt

Amerikas in den Krieg für uns bedeute, um zu beweisen, wie recht sie seinerzeit mit ihren Warnungen gehabt haben. Ganz abgesehen davon, daß die Richtigkeit ihrer Gedankengänge dabei durchaus bestritten werden kann, läßt es die gegenwärtige Lage Deutschlands als praktisch völlig gleichgültig erscheinen, wer mit seinen theoretischen Anschauungen zu irgendeiner Zeit des Krieges im Recht gewesen ist. Bedeutsam ist nur die Frage: Wie gewinnen wir den Krieg, auch gegen Amerika? Wozu also soll es dienen, wenn man dem deutschen Volke die Größe der amerikanischen Gefahr möglichst übertrieben, ihre Überwindung so gut wie unmöglich hinstellt und dadurch den Glauben an den Sieg untergräbt? Man nennt das ruhig abwägende, illusionsfreie Politik, vergißt aber oder will vergessen, daß ein zweifelnder Geist nie sieghaft ist, daß die allererste Grundlage für jeden Sieg der Glaube an den Sieg ist. Wer, nur um als nüchterner, weitschauender Prophet und Politiker zu gelten, die ungünstigen Momente der Kriegslage vor seinem Volke hervorhebt, der mag die Genugtuung haben, Illusionen in den Begeisterungsfähigen unter seinen Mitmenschen zu zerstören; aber er zerstört zugleich eben auch die größte lebendige Kraft, die diesem Volke für die Kriegführung zur Verfügung steht, eben den Glauben an den Sieg. Der Obermatrose, der, während das Schiff in Seenot ist, den auf Befehl des Kapitäns pumpenden Matrosen erklärt, das Schiff müsse doch untergehen, das Leck sei zu groß, steigert wahrlich nicht die der Not wehrenden Kräfte der Matrosen. Und sein ‚Weitblick' hat den Matrosen auch nichts genutzt, wenn das Schiff wirklich untergeht; vielleicht aber wäre es gerettet worden, wenn die Matrosen das Allerletzte ihrer Kraft hergegeben hätten.

Es ist manches andere hinzugekommen, was der Stimmung des deutschen Volkes abträglich war. Der Krieg hat viel Betrübliches vor uns hingestellt, und man kann den Ingrimm vieler Feldgrauen verstehen, der in ihnen lebendig geworden ist, als sie sehen mußten, welches Gesindel auch zu dem Volke gehört, dessen Gegenwart und Zukunft sie unter Opferung ihrer besten Jahre oder gar ihres Lebens zu verteidigen haben.

Aber das alles hätte der gesunde Sinn des deutschen Volkes doch leichter überwunden, wenn ihm eine starke politische Hand den Weg durch die materiellen und geistigen Unerträglichkeiten des Krieges gewiesen hätte. Aus feindlichem Munde hat es der deutsche Feldgraue hundertmal vernommen, worum es geht: Vernichtung des den Frieden der Welt gefährdenden deutschen Militarismus, eine von der sozialistischen Friedensarbeit her dem deutschen Volke geläufige Phrase; Schaffung des Weltfriedensbundes, der die deutsche Junkerkaste mit ihren militärischen Neigungen ausschalten, das bedrückte deutsche Volk von seinen Regierenden trennen und befreien soll; Beseitigung der Hohenzollern, der einzigen Friedensstörer und des Mittelpunktes des Widerstandes gegen die neue Weltfriedensordnung. Immer dasselbe lockende Lied: Trennt euch von euren Regierenden, so habt ihr den ersehnten Frieden. Auf unserer Seite aber nichts als das an sich gewiß zutreffende, aber allmählich doch zur Phrase gewordene Wort, das gar nicht mehr recht ins Bewußtsein dringt: Es gilt unser Dasein! Es gilt durchhalten! Ist es wunderbar,

daß der schlichte Mann sich schließlich sagt: Werden die Engländer und Franzosen denn wirklich das ganze deutsche Volk abschlachten, falls sie in das Land kommen? Wessen Dasein gilt es denn eigentlich? Werden sie mir und den Meinen das Leben nehmen, oder meinen Hof, mein Haus? Gilt es vielleicht nur das Dasein der Reichen, der Herrschenden, der Regierenden? Lassen wir unser Leben nicht vielleicht nur für den Kapitalismus, der so wüste Orgien gerade jetzt feiert? Ist's nicht nur ein Krieg der herrschenden Klassen?

Und im Lande selbst finden solche Gedankengänge vielfältigen Widerhall. Eine Presse, die das Wesen eines geschlossenen Volkstums zu verstehen nie auch nur versucht hat, schürt den Klassenhaß schlimmer als in Friedenszeiten. Was angeblich freiheitliche Staaten wie Frankreich und Amerika längst als Kriegsnotwendigkeit erkannt haben, die Einstellung der Presse zur Aufrechterhaltung einer völlig geschlossenen Kriegsstimmung, die Leitung der Gesamtstimmung im Sinne der von der Kriegführung notwendig erachteten Richtung, ist bei uns auch in seinen Anfängen noch unerkannt geblieben. Was man jenseits der Vogesen als Defaitismus verfolgt, ist bei uns die tägliche Kost der breitesten Massen, selbst des Heeres!

Es wird für alle Zeiten eine Groteske bleiben, daß die deutschen Pazifisten bis in die Kreise des Bundes ‚Neues Vaterland' hinein sich noch während des Krieges lange Zeit mit der leitenden politischen Persönlichkeit des Reiches verbündet fühlten, und daß der erste Kriegskanzler in Wahrheit auch ein fast farbenechter Pazifist war. Daß also an der Spitze des Staates, den man als die Verkörperung des Militarismus verschreit, ein zur Offensive ganz unfähiger, das Wesen des Krieges gar nicht begreifender, den Gedankengängen des Pazifismus nachgehender Mann stand, während in den Ländern, die auf ihre Fahne den Kampf gegen den Militarismus schrieben, der Kriegsnotwendigkeit einer zielbewußten Kriegsstimmung, also dem allerersten militärischen Erfordernis, sogar die bürgerliche Freiheit rücksichtslos zum Opfer gebracht wurde. Man denke sich einen Haase, einen Cohn, einen Vogtherr, eine ‚Leipziger Volkszeitung' in Frankreich oder in Amerika, wo schon ein Scheidemann oder ein Theodor Wolff unmöglich wäre!

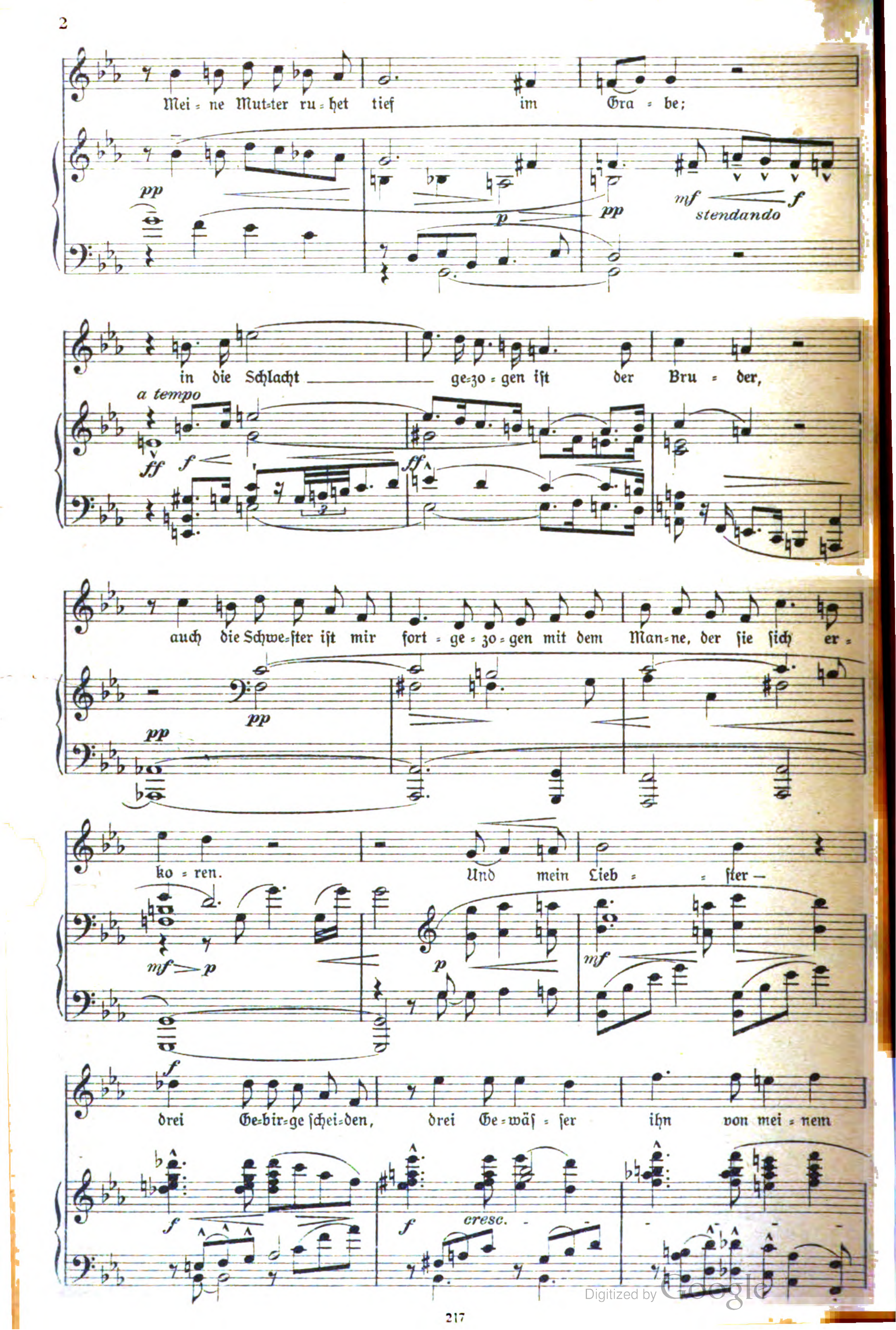
Es ist die schwere objektive Schuld des ersten Kriegskanzlers, daß er das Wesen der deutsch-englischen Auseinandersetzung und ihrer Ursachen nicht begriffen und, aufbauend auf einer falschen Betrachtung der Dinge, dem deutschen Volk nicht von vornherein mit aller logischen Klarheit dargelegt hat, daß einen Krieg mit England führen heißt, auf Leben und Tod kämpfen! Dem Staatsmann, der diesen Krieg so erfaßt und dem deutschen Volke so nahe gebracht hätte, wäre kein Reichstag mit einem pazifistischen Verständigungsversuch in den Arm gefallen, einfach deshalb, weil der große Irrtum, zu dessen Träger sich Bethmann Hollweg vor dem Krieg und während des Krieges gemacht hat, gegen den Willen des klar erkennenden und Ziel weisenden Staatsmannes nicht solche Verbreitung in den Köpfen hätte finden können. Auch der überzeugteste Anhänger des Verständigungsgedankens und jener Reichstagsfriedensentschließung kann nicht umhin, anzuerkennen, daß ein Verständigungsversuch

nur Zweck hat, wenn eine, sei es auch geringe, Aussicht auf Erfolg besteht. Wer nun aber das Wesen der deutsch-englischen Auseinandersetzung begriffen hat, der weiß, daß ein Verständigungsversuch gegenüber einem unbesiegten England aussichtslos, also zwecklos ist. Es ist erfahrungsgemäß ungemein schwer, große Teile des deutschen Volkes zu einem kalten, restlosen Durchdenken des in Frage stehenden Problems zu veranlassen, und darauf ist es zurückzuführen, daß an der Front und in der Heimat der Verständigungsgedanke immer noch eine große Hoffnung bildet. Hier liegt vielleicht die schädlichste Folge der Bethmannschen und der Reichstagspolitik. Der einfache Mann fragt sich, warum denn die ‚großen Herren' eigentlich nicht zu einer vernünftigen Verständigung kommen; gewissenlose oder verhetzte Elemente erzählen ihm, daß diesen großen Herren wenig an dem Leben der kleinen Leute gelegen sei. Und so wird schließlich jeder, der die Unmöglichkeit der Verständigung betont, als kaltherziger Kriegshetzer betrachtet. Man vermutet bösen Willen, wo nur harte Notwendigkeiten sind. Das alles würde anders sein, wenn wir zu Beginn des Krieges einen Staatsmann gehabt hätten, der dem Parlament und dem Volk die uralten Richtlinien der britischen Politik und die Interessen dargestellt hätte, die jeder Engländer für Lebensinteressen Englands hält, und wenn er gezeigt hätte, daß die englischen Staatsmänner eine weitere weltwirtschaftliche Ausdehnung Deutschlands nicht für vereinbar mit den englischen Interessen hielten, ja halten konnten. Das hätte zu der Erkenntnis geführt, daß, wer mit England Krieg führt, mit einem Widersacher zu tun hat, dessen Politik und dessen Kriege von großen, unverrückbaren Zielen getragen sind. Dann hätte auch der ärmste deutsche Proletarier wahrscheinlich begriffen, daß diese englischen Ziele selbst mit seinen kleinen Interessen unvereinbar sind... Aus dem weltgeschichtlichen Irrtum eines Staatsmannes wurde so der folgenschwere Irrtum großer Teile seines Volkes. Immer wieder wurden Hoffnungen lebendig, die mit den harten Tatsachen im Widerspruch standen; die Kriegführung selbst litt unter den auf dem Irrtum aufgebauten Hoffnungen. Ziellos stand das deutsche Volk in seinem schwersten Kampf, während doch ein Ziel Vorbedingung für alles Handeln sein soll. Und von der Ehre wurde von diesen Politikern schon gar nicht gesprochen...

Aber mit dem Reden allein ist's nicht getan. Es kommt darauf an, daß endlich das ganze Kriegsproblem in den deutschen Köpfen wieder zurechtgerückt wird. Gerade weil jeder große Zug in den politischen Reden der deutschen Staatsmänner während dieses Krieges gefehlt hat, haben sich Ziellosigkeit, Mißstimmung und tiefste Verdrossenheit so breit in unserem Volk gemacht. Das ist keine Zielsetzung, wenn man diesem Volke immer nur sagt: Es gilt durchhalten! Und man muß sich fast wundern, daß ein so gar nicht geführtes Volk das alles so lange getragen hat, was zu tragen war. Wollt ihr aber, daß dieses prachtvolle deutsche Volk sein Letztes gebe, so müßt ihr ihm endlich zeigen, daß der Sinn dieses Krieges nicht mit der Bereicherung der Kriegsgewinnler, nicht mit der Bildung von Kriegsgesellschaften und der Reklamierung von Beamten für diese Gesell-



Bulgarisch
Übersetzung von Friedrich Daumer
Nachdruck verboten
Peter Gast
Sehr getragen, sinnend
Gesang
Klavier
(♩= 63)
(♩= 58)
Ro - se, du am Bor-ne, ro - te Ro - se, was er - blühst du so in vol - ler Schön-heit? Ach, wie gern, wie gern möcht' ich dich bre - chen: doch für wen? das ist die ban-ge Fra - ge.


Mei = ne Mut=ter ru = het tief im Gra = be;
pp
p
pp
mf
f
stendando
a tempo
ff
f
in die Schlacht ge=zo = gen ist der Bru = der,
ff
auch die Schwe=ster ist mir fort = ge = zo = gen mit dem Man=ne, der sie sich er =
pp
pp
ko = ren. Und mein Lieb = = ster –
mf
p
p
mf
drei Ge=bir=ge schei=den, drei Ge = wäs = ser ihn von mei = nem
f
f
f
cresc.


Her - zen.
Sehr ruhig
Blü - he fort auf dei - nem Stock, o Ro - se,
trä - nen - ü - ber - taut und un - - ge - bro - chen!
pp dolciss.
ten.
poco sf
dolce
Ped.
ritard.

Lob der Musik

Valentin Rathgeber



schaften, auch nicht mit der Bekämpfung des Schleichhandels durch Tausende von Gendarmen erschöpft ist; daß vielmehr der Sinn dieses Krieges Schicksalsfrage für das ganze deutsche Volk ist und daß von der wirtschaftlichen Versklavung, die uns droht, auch der unter uns nicht ausgenommen sein wird, dessen Blutmischung es ihm gestattet, französisch oder englisch anstatt deutsch zu denken und zu fühlen. Wer die Lasten dieses Krieges zu tragen hat, ist verloren, sei es ein ganzes besiegtes Volk, sei es der einzelne in diesem Volk. Gewönne der Feind den Krieg, wahrlich, es würde niemandem von uns geschenkt, daß deutsches Blut in seinen Adern rinnt, ob er gleich die Ehre seines Volkstums vor die Hunde werfen wollte."

* * *

Nein, unser Betteln und Winseln wird den Sinn der Feinde nicht erweichen, denn bei ihnen stoßen wir auf einen harten festen Willen zu einem unverrückbaren festen Ziele. Welches dieses Ziel ist, braucht hier nicht erst gesagt zu werden. Das ist die unbegreiflich törichte Rechnung unserer Versöhnungsschwärmer und Verbrüderungsschwätzer, daß sie ihre eigene wirre Gedanken- und Gefühlswelt auch bei den Gegnern wähnen voraussetzen zu dürfen, die nur darauf warteten, daß wir uns ihre so selbstlosen Forderungen der „Menschlichkeit" und „Demokratie" zu eigen machten, uns von den bösen Geistern des „Militarismus" und „Alldeutschtums" lossagten, um uns dann beide Hände entgegenzustrecken und gerührt in die Arme zu sinken. Kann hier aber nach all den gehäuften Erfahrungen bei den nicht ganz verkleisterten oder politisch unzurechnungsfähigen Köpfen von einer Vernunftüberlegung noch die Rede sein? Stehen wir bei diesem Phänomen nicht vielleicht auch anders gerichteten Zielen, anders gearteten Beweggründen gegenüber? „Die Hunderte von Versicherungen der Feinde, daß sie uns vernichten wollen, daß eine Beendigung des Krieges ohne unsere völlige Niederlage und dauernde Niederhaltung als machtloses, staatlich und finanziell ruiniertes Volk für sie undenkbar sei, wiegen ihnen leicht; wenn aber irgendein unbekannter deutscher Heißsporn den Mund zu voll nimmt und Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht, dann wird nicht er, sondern das deutsche Volk dem Auslande und dem Inlande als Nation denunziert, die nach Weltherrschaft strebt und von unchristlicher Vergewaltigungsgesinnung erfüllt ist. Haß gegen die Feinde ist nicht erlaubt und unwürdig; aber Haß gegen die eigenen Landsleute, die Vaterlands-Partei, die Alldeutschen, die Konservativen zu predigen, die Kluft im eigenen Volk aufzureißen und zu vertiefen, ist tägliche Gewohnheit dieser pazifistischen Edelmenschen und ihrer Presse. Kein Organ Northcliffes kann mit solchem Spürsinn jede nach Welteroberung klingende Phrase, die im entferntesten Winkel des Deutschen Reiches auftaucht, entdecken und, orbi et urbi, als Meinung eines großen Teiles des deutschen Volkes festnageln, als das ‚Berliner Tageblatt', und die Kreise um die ‚Preußischen Jahrbücher' (Professor Delbrück) machen es nicht viel besser. Neuerdings soll eine große Hetze gegen die „Alldeutschen" (was man darunter versteht, definiert jeder der Entrüsteten anders) den Sinn der Feinde erweichen — es ist wie in einer schlechten Schulstube, in der ein paar

Strebsame auf die Missetäter hinweisen und sich als Musterknaben empfehlen. Ist das die Gesinnung eines großen Volkes, das in vier Kriegsjahren der ganzen Welt widerstanden hat und sich auch fernerhin als unbesiegbar zu behaupten vermag? Wird damit die Achtung der Feinde vor uns erhöht, ihr Wille, uns niederzuwerfen, beirrt? In England gibt es keine Pazifistenorgane, verkündete jüngst Lord Northcliffe, und der edeldemokratische Wilson sperrt jeden, der den Kriegswillen beirrt, ins Zuchthaus. Bei uns blüht die Pazifistenpresse und darf straflos den Kriegswillen verseuchen, Wilson als den Wohltäter der Menschheit, die Entente als den Hort der Freiheit preisen und die eigene Staatsform mitten im Kriege verlästern, ihre Verteidiger als reaktionäre Feinde der Menschheit denunzieren."

Diesen Spiegel hält die „Tägl. Rundschau" den „Musterknaben" vor, und welcher aufrechte Deutsche könnte dem freisinnigen Volksmanne Traub nicht nachfühlen, wenn der in einer großen Versammlung jüngst in die zornige Klage ausbrach: „Welch eine erbärmliche Gesellschaft sind wir doch hier!"

Funken in das taube Gestein schlugen zum ersten wieder die prächtigen Schwertworte des Kriegsministers von Stein wider die Feigen und Verräterseelen. Da wurde der richtige Ton angeschlagen, den auch die drüben nicht mißverstehen können, wurde sogar dem edlen Menschheitsapostel Wilson die Maske vom Gesicht geschlagen, daß es eine reine Freude war. Man denke —: Wilson, dem Idol der deutschen internationalen Demokratie und Plutokratie, die freilich nur zwei verschiedene Schilder für die gleiche internationale Firma sind. Aber war diese gar nicht ehrfurchtsvolle Berührung des hochgelobten Yankeehäuptlings nicht schon fast ein Frevel am Allerheiligsten? Dergleichen hatte noch nie eine deutsche Regierungsstelle „gewagt"!

Dann redete Hindenburg und dann der Kaiser den sich ängstigenden deutschen Kindlein väterlich zu. Hat dieses Werben um die „deutsche Seele" nicht etwas tragisch Ergreifendes? Sollten aber die, um deren Seelen in solcher Lage und von solchen Stellen erst geworben werden muß, sich nicht einmal bewußt werden, wie unsäglich beschämend das für sie, leider aber auch für uns alle ist?

Härter und härter bekommen wir's zu spüren: Unser bestes Teil haben wir nicht mehr bei uns, das haben wir dahin- und nach draußen geben müssen. Was sich heute bei uns breit macht, ungestört und unverschämt unter den Augen einer hohen Regierung und eines noch höheren Reichstages breit machen darf, läßt allein schon den innigen, heißen Wunsch aufsteigen: Ach, würden uns doch die draußen wiedergegeben, damit sie mit der emporgeschlemmten Gesellschaft, die sich hier als Herr und Herrscher aufgetan hat, gründliche Abrechnung halten und sie in die Löcher zurückjagen, durch die sie nur der Krieg hat schlüpfen lassen, auf daß unser Land — weil es doch nicht gelang, es äußerlich zu verwüsten, um so tiefer innerlich und von innen heraus verwüstet werde. Daheim aber scheint man in dieser ganzen „Entwicklung" kaum noch etwas Beunruhigendes zu finden. Man wird deutlicher sprechen müssen. Und vor keiner verantwortlichen Stelle zurückscheuen.





Das „Glück" der Großen

Kammerdiener sind bekanntlich gegen die Bewunderung großer Männer gefeit. Nötigenfalls steigen sie auf den Lehrstuhl des „Positivismus" und feiern die Masse als Trägerin der weltgeschichtlichen Entwicklung. Zwar hat es der Weltgeschichte gefallen, den seines Sieges schon gewissen Positivismus zu ironisieren, indem sie ihm auf seinem Siegesmarsche Bismarcks Person entgegenwarf, „in ihr allein einen Riesenstoff aufspeichernd, fast als ob es sie dränge, gegen die allgemeine Durchschnittlichkeit Zeugnis abzulegen, daß die Fortentwicklung der Menschheit sich nicht, wie die Positivisten lehren wollten, in den Massen vollzieht, sondern in den großen Männern für die Massen". (Heyck: Bismarck.) Aber ein Kammerdiener läßt sich nicht so leicht verblüffen. „Glück!" sagt er, und der große Mann ist entlarvt als Fatalist, Epileptiker, Vabanquespieler oder dergleichen.

Es erscheint zur Kennzeichnung dieser „Weltanschauung" zeitgemäß, auf einen Aufsatz zurückzugreifen, der u. a. Scheidemanns Weisheit: „Ein Narr, wer noch an den Sieg glaubt", gerade als unübertreffliche, unwiderlegliche und auch durch die neuesten Ereignisse nicht widerlegte (weil nicht zu widerlegende) Weisheit retten will. In der „Welt am Montag" hat Hans Lenß bezeichnende Betrachtungen angestellt, die sich zwar mit Friedrich dem Großen beschäftigen, in dem gefällten Urteil aber über den großen König hinaus Hindenburg treffen sollen. „Damals (als man sich gegen Scheidemanns Narrenwort aufzulehnen erlaubte) ist oft, sagt Lenß, an Friedrich den Großen erinnert worden, der sogar in verzweifelten Umständen den Willen zum Siege nicht aufgab. Das Exempel war aber falsch. Man weiß doch wohl, daß Friedrich der Große gerade in dem Punkte mehr Glück als Verstand gehabt hat: daß er die Partie verloren hätte, wenn Katharina (Irrtum, Verf. meint: Elisabeth) nicht just zur rechten Zeit gestorben wäre." — Die Bedeutung dieses Glücksfalles soll ebensowenig wie die manches andern, der dem großen Könige zustatten gekommen ist, bestritten werden. Aber von Friedrich deshalb, weil ihm dieser „Zufall" zu Hilfe gekommen ist, zu sagen, er habe mehr Glück als Verstand gehabt, ist denn doch eine Unmanierlichkeit, die sich eine charaktervolle Persönlichkeit nie herausnehmen würde. Wenn nun Friedrich seine Sache verloren gegeben hätte kurz vor Elisabeths Tod, wäre dann wohl Herr Hans Lenß als sein Verteidiger aufgetreten? Vielmehr hätte Friedrich dann außer dem Schaden auch noch den Spott der Geschichtsklitterer der ganzen Welt, ja den Spott aller Welt geerntet.

Wer aber der Weltgeschichte mit derjenigen Ehrfurcht gegenübersteht, die man ihr als einer Offenbarung Gottes schuldet, der bewertet das „Glück" der großen Männer ganz anders. Vor allem erkennt er, wo der Philister blöden Auges nur einen „Zufall" wahrnimmt, eine Fügung. Mit dem „Zufall" reden sich die Anhänger der immanenten Auffassung aus der unerfreulichen Lage heraus, daß sie nicht zu einer völligen Würdigung der Geschichte gelangen können. Für jeden andern kommt in der Fügung die überweltliche Leitung der Menschheitsgeschichte am

sinnfälligsten zum Ausdruck. Ja, für ihn bekennt sich Gott durch sie, sofern sie den Großen zustatten kommt, zu diesen als seinen Auserwählten. Und diesem Bekenntnis Gottes zu den großen Persönlichkeiten antwortet auf ihrer Seite eine Geisteskraft, die, aus moralischen und intellektuellen Bestandteilen gemischt, sie trotzig stehen läßt, wenn Welten krachen und Philister verzagen, weil sie durch jene Kraft sich mit Gott verbunden, der Welt überlegen fühlen.

Kammerdienerpsychologie aber wähnt, durch Phrasen wie Fatalismus und dergleichen mit dieser Tatsache des Seelenlebens fertig werden zu können. „Der Fatalismus des ungläubigen Königs wirkte in ihm nicht anders als der Glaube des Epileptikers Muhammed und der Aberglaube des Epileptoiden Napoleon in diesen beiden historischen Helden. Genie und Wahnsinn zeigen ja oft eine sonderbare Nachbarschaft. Cäsar und Paulus stehen auch im Verdacht, zu den großen Epileptikern der Weltgeschichte zu gehören, und Blücher war zeitweise schwer geisteskrank."

Um diese Ausführung recht zu würdigen, muß man im Auge behalten, daß sie zur Rechtfertigung und Verherrlichung von Scheidemanns Narrenwort dienen soll. Denn: „Wer wollte wohl auf solche rätselhafte geschichtliche Erfahrungen eines Reiches Bestand und Politik gründen und bauen? Wer auch nur die verzweifelte Politik Friedrichs des Großen als Muster empfehlen? das Muster eines Vabanquespielers, den ein Glücksfall rettete?" Nein! Scheidemann hatte recht mit seinem Satze — sagt Herr Hans Leuß. Wer im November 1916 an den Sieg glaubte, war ein Narr. Wir wissen, wer an der Spitze dieser Narren gestanden, ja sogar durch manches markige Wort für dieses Narrentum geworben hat. Herr Lenß sagt's freilich nicht. Aber wer seine geistreichelnden Ausführungen folgerecht durchdenkt, kommt zu dem Schluß: im November 1916 wollte Philipp Scheidemann mit Geistesklarheit unseres Reiches Bestand und Politik gründen und bauen, wurde aber leider durch den Vabanquespieler Hindenburg daran gehindert.

Angesichts solcher Leistungen in deutschen Blättern könnte man fast zu der Ansicht kommen: das größte Glück für einen großen Mann ist es, nicht in Deutschland geboren zu sein. Dann wird ihm wenigstens nicht von Deutschen am Zeuge geflickt. Nein! dann sind Deutsche die lautesten Herolde seines Ruhmes. Prof. Hans Haecke

*

Nachschrift zur Rede des Prinzen Max von Baden

Eine lautere Persönlichkeit, kein Zweifel. Eine formvollendete Rede, kein Zweifel.

Aber — Aber! Ein Philosophieprofessor von einem Lyzeum als Staatsmann!

— Von allem, was links sitzt, heftig beifallt.

Für uns heißt es: Eine tiefe Müdigkeit geht im deutschen Volke um, wenigstens unter seinen Wort-Führern.

Ein Nichtherrschenwollen. „Eine erbärmliche Verweichlichung des Gefühls." —

— „Aber herrschen, das ist ja reaktionär, das wollen ja nur die Junker!"

Wer lacht da?

In Rußland ist die Diktatur des Proletariats. Das herrscht dort mittels — Maschinengewehren.

Und Clemenceau ist — Diktator.

Lloyd George ist — Diktator.

Wilson ist — Diktator.

Diese drei Weltherrscher sind Feinde Deutschlands. Also geht es doch gegen die „Demokratie". Denn die ist heute allein in Deutschland zu Hause. M-J.

*

Was das Auswärtige Amt nicht gewußt hat

In Nr. 4 der „Materialien zur osteuropäischen Politik", die von dem „Ausschuß für deutsche Ostpolitik" herausgegeben werden, wird festgestellt, daß das deutsche Auswärtige Amt, als sein Vertreter sich im Reichstage zur Frage der staatsrechtlichen Stellung Estlands und Livlands nach dem Brester Friedensvertrage äußerte, nicht gewußt hat, daß die Regierung Lenins

längere Zeit vorher schon, nämlich am 16. November 1917, einen Beschluß gefaßt hatte, der die Loslösung jener Landschaften von Rußland sehr erleichterte. Von konservativer Seite war geltend gemacht worden, wir seien in der Lage, sie loszulösen. Aber der Vertreter des Auswärtigen Amtes, der eben über jenen Beschluß nicht unterrichtet war, erklärte: „Est- und Livland stehen noch unter der Oberhoheit Rußlands.“ Tatsächlich indessen hatte die Regierung Lenins sich schon bereit gefunden, sie aufzugeben! Demnach, wird in den „Materialien“ bemerkt, entsprach der Punkt des Brester Friedensvertrages, als ob sich Est- und Livland noch unter russischer Oberhoheit befänden, schon bei der Festsetzung nicht den Tatsachen. Es hat vielmehr zur Zeit der Brester Verhandlungen ein von Rußland selbständiges est- und nordlivländisches Gebiet bereits bestanden, dessen später gebildete Vertretung (der Landesrat) den Wunsch aussprach, sich an Deutschland anzulehnen.

„Die Angelegenheit“, schreibt dazu ein Hochschullehrer im „Größeren Deutschland“, „ist wahrlich keine Kleinigkeit: wieviel Schwierigkeiten haben uns die Brester Friedensbestimmungen mit ihren lästigen Unklarheiten gemacht! Und man denke auch an den unendlich schmerzlichen Verlust an edlem deutschen Blut und Gut, der durch die sehr verspätete Besetzung von Liv- und Estland verursacht worden ist. Alles das hätte sich vermeiden lassen. Der Fehler liegt hier nicht bloß in jener mangelhaften Kenntnis des Auswärtigen Amtes. Dessen gesamte Auffassung, sein Wollen und Handeln ließen beträchtlich zu wünschen übrig. Aber die Tatsache bleibt nun einmal bestehen, daß das Auswärtige Amt sich mangelhaft unterrichtet gezeigt hat. Und die mangelhafte Kenntnis ist bei ihm nicht bloß hier hervorgetreten. Von Anfang des Kriegs an hat man Klagen darüber gehört, wie wenig Bescheid man auf dem Auswärtigen Amt über die Ostfragen wußte.“

Nur über die Ostfragen?

*

Harden und das „Faustpfand“ an Belgien

Hertlings Wort vom Faustpfand an Belgien läßt Hardens Rechtsgewissen nicht ruhen.

„Gesetzbuch her! — Wozu hat man denn sein BGB.?“ Also: Pfandrecht steht nur dem zu, der von dem Besitzer der zu pfändenden Sache etwas zu fordern hat, und wird dadurch erworben, „daß der Eigentümer die Sache dem Gläubiger übergibt und beide darüber einig sind, daß dem Gläubiger das Pfandrecht zustehen soll (§ 1205 BGB.) —“

Hat Belgien sich freiwillig dem Deutschen Reiche übergeben mit vollem Willen und Bewußtsein, daß es Deutschland etwas schulde, wofür diesem ein Pfandrecht zustehen soll? — Nimmermehr.

Harden schreibt:

„Unmöglich ist bei uns nicht mehr viel; doch dieses: daß ein ... Gutachten der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes bekunde, wie laienhaft unklug, wie ungeheuerlich rechtswidrig (bei Harden heißt's ‚rechtwidrig') der Versuch ist, auf Deutschlands Verhältnis zu Belgien den Begriff des Faustpfandes anzuwenden. Pfandrecht steht nur dem zu ...“ usw. usw. wie oben.

Ich weiß nicht, wer auf Hertlings Reichstagsrede hin noch nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch gegriffen hat — man lächelt unwillkürlich, nicht wahr? —, aber „unmöglich ist bei uns nicht mehr viel“; also sei der Vergleich einmal ehrlich durchgeführt.

„Deutschlands Verhältnis zu Belgien“: der völlige Widersinn, daß hier, den Rechtsfall vorausgesetzt, der schuldige Eigentümer (Belgien) sich selbst (nämlich Belgien) als Pfandsache (!) übergeben haben sollte, mußte den ehrlichen Denker stutzig machen. Faustpfand konnte also nicht im Sinne unseres Bürgerlichen Gesetzbuches gemeint sein. Aber auch sonst ist's außer Zweifel: zwischen Belgien und Deutschland ist natürlich nur ein öffentlich-rechtliches Verhältnis möglich!

Aber darum handelt es sich ja überhaupt gar nicht.

Nicht um Belgien, sondern um die vereinigten Mächte der Entente, in deren Hand Belgien nur ein Werkzeug war. Das muß allen beabsichtigten und unbeabsichtigten Verdrehungen gegenüber einmal offen ausgesprochen werden. Also Tatbestand:

Der deutsche Generalstab hat sichere Nachrichten, daß zwischen Belgien, Frankreich und England geheime militärische Abkommen getroffen sind oder doch verhandelt werden. Die belgischen Befestigungen werden sämtlich nach der deutschen Seite hin ausgebaut, während sie nach Westen geradezu offen stehen. Lord Kitchener macht mit seinem Stabe eine Inspektionsreise durch Belgien und Frankreich und besichtigt die belgischen und französischen Festungen. 1914 werden — zum ersten Male! — englische Truppen nach Frankreich verschifft, um an den großen französischen Truppenübungen teilzunehmen. — Kurz, der deutsche Generalstab weiß, Belgien steht England und Frankreich offen; Belgien ist geheimes Mitglied der Entente, hat seine Neutralität und Selbständigkeit zugunsten unserer Gegner aufgegeben. Ob das freiwillig geschah oder nicht, ist gleichgültig für die Tatsache: Belgien ist ein Werkzeug in englisch-französischer Hand, nur ein Teil der englisch-französischen Macht.

Und Bethmann-Hollweg spricht es aus: „Wir wußten, daß Frankreich zum Einfall in Belgien bereitstand —“ (Rede vom 4. August 1914).

Ist es nötig zu sagen, wie der Kampf begann? Hat Deutschland seinen Angreifern gegenüber kein Verteidigungsrecht? Keinen Anspruch auf ungestörte Lebensgemeinschaft?

Das Deutsche Reich soll zerstückelt, vernichtet werden; ein Werkzeug dazu ist Belgien. Dieses Werkzeug wird — Gott sei Dank! — Englands Macht noch im letzten Augenblick entwunden. Das ist Notwehr im wahrsten Sinn!

Dann raubt die Entente im Verlauf des Krieges unsere Kolonien. Besitzt Deutschland ihr gegenüber keinen Rechtsanspruch auf Kamerun, Togo, Deutsch-Südwest und Ostafrika?

Also gewinnt Belgien für uns die Bedeutung eines Faustpfandes, d. h. wie ein Faustpfand in unserer Hand! Als wenn es — verglichen mit bürgerlichem Recht — zum Pfande gegeben worden wäre. Denn Belgien war nur ein Werkzeug, nur eine Waffe — und in diesem Sinne also vergleichbar einer „Sache“ — in englisch-französischer Hand.

Das ist der Sinn des „Faustpfandes an Belgien“. Ein rednerisches Gleichnis zur Verdeutlichung tatsächlicher Verhältnisse. Von jedermann begreifbar und anders nie verstanden. — War es doch früher auch möglich, daß der Gläubiger den Schuldner selbst pfändete, das war gutes Recht. Heute gilt das — einen einzigen Fall ausgenommen — nicht mehr. Aber man darf daran erinnern, wenn vom Faustpfand an Belgien die Rede ist. Wer sollte denn jetzt Deutschland Recht verschaffen, wenn nicht es selbst? —

Wenn X mich töten will und Y bereit ist, ihm Waffen darzureichen, — wer will mich des Rechtsbruchs und der Gewalttat beschuldigen, wenn ich Y die Waffen entreiße und ihn durch Fesselung hindere, andere zu beschaffen — solange niemand da ist, der mir sonst die beiden unschädlich macht?

Noch haben wir nicht das unparteiische Welt-Gericht. Noch stehen wir mit der Welt im Krieg. Noch haben wir gegen Verleumdung, Rechtsbruch, Verhetzung, Grausamkeit, gegen Roheit, Lüge, Haß — gegen Senegalesen, Inglesen, Irokesen, gegen Franzosen, Italiener, Amerikaner, Indianer, Japaner uns unserer Haut zu wehren.

Wer greift da nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch? — Maximilian Harden.

Sein Rechtsgewissen läßt ihn nicht ruhen. Und mit der Weisheit des Brahmanen „Wer Müller gemordet hat, um aus dessen Haus auf Schulze zu schießen, kann nicht . . .“ usw. usw.

Ist Müller-Belgien ermordet? — Wie könnte es dann je wiederhergestellt werden? — Herr Harden verlangt das doch selbst ausdrücklich! Dergleichen kommt heraus, wenn man Staaten urteilslos den Einzelmenschen gleichstellt!

Und mit dem Pathos des Wüstenpredigers:

„Hier geht's um Anstand, Sittlichkeit, Ehre der Nation, um Unersetzliches, nicht um Politik und Wirtschaft!“

Wer hat gemordet? Und wo sind die Mörder? Wer bewahrt Anstand, Ehre, Sittlichkeit?

Und mit dem milden Zweig des Friedensbringers:

„Freundschaft in Freiheit — — —"

Vorm Kriege las man's anders, Herr Harden, in Ihrer „Zukunft". Da war von Nibelungenrossen, schimmernder Wehr und Macht gar oft die Rede. O tempora —!

Dr. Alfred Falb, Lt. d. R. (z. Zt. im Lazarett)

*

Feindeslob ...

Im Jahre 1915 gab der frühere Berliner Vertreter der „Daily Mail", ein Herr Frederik William Wile, ein Buch heraus, das sich mit den Zuständen Deutschlands beschäftigt und den bezeichnenden Titel führt „Who's Who in Hunland". In diesem sehr interessanten Buch, in dem alle maßgebenden Persönlichkeiten unserer Politik beurteilt sind, z. B. Erzberger (natürlich!), Lichnowsky, Kühlmann, Hindenburg u. v. a., fällt vor allem eins auf, daß die einzigen Leute in Deutschland, die vor den stockenglischen Augen des Herrn F. W. Wile unbeschränkte Gnade gefunden haben, — Theodor Wolff und Rudolf Mosse mit ihrem „Berliner Tageblatt" sind. Nicht Lichnowsky, nicht die „Frankfurter Zeitung", ja selbst nicht der Reichstagsabgeordnete Haase und Delbrück, der Nachfolger des gefährlichen (!) Treitschke, sind so nach seinem Geschmack, wie das Dreigestirn Th. Wolff, R. Mosse, „B. T."

Doch mag er selbst sprechen:

Theodor Wolff: „Der Leiter des ‚Berliner Tageblatts' ist ein 47jähriger Jude, aus Berlin gebürtig, der das Blatt von 1894 bis 1906 in Paris vertrat. Seine Frau ist Pariserin, seine Kinder sind in Frankreich geboren und seine persönlichen Ideale sind, wie seine politischen, mehr französisch als preußisch. Er ist Novellist und Schauspieler von nicht unbeträchtlichen Talenten, die in Friedenszeiten dem rücksichtslosen Kampf gegen das Regime gewidmet sind, das die Welt als preußischen Militarismus kennen und fürchten gelernt hat. (Was hat uns wohl in diesem Kriege vor dem Verderb gerettet?) Wolff ist Deutschlands fähigster und modernster Redakteur, den der lange Aufenthalt in der Fremde von der geistigen Beschränktheit des deutschen Journalisten befreit hat."

Rudolf Mosse: „Deutschlands größter Zeitungsbesitzer, ein 72jähriger Jude aus Preußisch-Polen. Er ist der einzige Besitzer des ‚Berliner Tageblatts', außerdem noch einiger kleinerer Zeitungen. Daneben hat er die größte Annoncen-Agentur des Landes und verfügt über den Inseratenteil von etwa 100 städtischen und Provinzblättern. Sein ‚Tageblatt' bleibt auch jetzt noch das gefürchtetste Blatt des Reiches; seine Tendenz ist stark radikal, demokratisch und halb sozialistisch, es ist das Hauptorgan der kommerziellen und finanziellen Kreise Norddeutschlands."

„Berliner Tageblatt": „Seine Tendenz ist gegen die Regierung, gegen das Preußentum, gegen das Militär gerichtet und halb sozialistisch. Offiziell vertritt es die radikale Demokratie. Da es Juden gehört und von Juden herausgegeben wird, ist es auch maßgebend für die Meinungen des einflußreichen Berliner Judentums. Keine andere deutsche Zeitung ist so bekannt im Ausland, und seine Artikel werden viel von ausländischen Zeitungen, besonders von englischen, zitiert. Bis zu der Zeit, da die Militärdiktatur den freien Ausdruck der öffentlichen Meinung in Deutschland knebelte, übte das ‚Tageblatt', mit Ausnahme der sozialdemokratischen Presse, die einzige offene und beständige Kritik am Hohenzollerntum."

Und an einer anderen Stelle erzählt der Verfasser, die Frau Bethmanns habe einmal einem fremden Gesandten gesagt: „Das ‚Tageblatt' ist das erste, was er (nämlich Bethmann) am Morgen in die Hand nimmt, und das letzte, was er abends liest." Sehr glaublich.

*

Polnisch

Im freundlichen Ton der beabsichtigten Fürsorge werden die Polen in der Schweiz aufgefordert, ihre russischen Wertpapiere anzumelden. Und zwar bei der polni-

schen Vertretung in Bern. Das läßt sich ohne postalische Verzögerungen und Unmöglichkeiten, an denen der gehorsame Untertan keine Schuld trägt, auch erfüllen. — Wie oft dagegen enthalten die deutschen Maßregeln einen lieblosen Mangel an Durchdenkung. Das Gefühl behält man doch immer, daß der gewöhnliche patriotische deutsche Staatsbürger nur noch das zwar lastentragende, sonst aber lästige Anhängsel einer Verständigung von Amts- und Bankleuten bildet, durch welche ein neuartiges L'état c'est moi entstanden ist. Deswegen sitzen wir in zahlreichen Hinsichten infolge des Umstands, daß wir Auslanddeutsche sind, beständig in der Tinte, während einem beschränkten Kreise die Ungünste der Zeit mit freigebigsten Reichshänden genußreich und vorteilhaft ausgeglichen werden. Und deswegen auch, was schlimmer ist, stellt sich die Politik, die gemacht wird, obwohl sie besser geworden ist, noch immer nicht klar auf die Grundlage der Durchdenkung nach einer politischen Zielstrategie. Nicht die vielverkündete Sicherung und Zukunft der Nation erscheinen so als der feste Leitstern, sondern eine Art höheres Kriegsgewinnlertum, welches unbeeilt zwischen „Konjunkturen" hin und her irrt, türkischen, rumänischen, polnischen, ukrainischen, transkaukasischen, dann wieder allrussischen (!). Das hat nicht nur zur Folge, daß ihre „staatsmännischen" Wege donquichottisch bleiben, ja der berühmten Reise des Kandidaten Jobses gleichen, der schließlich als Nachtwächter einsam endete, sondern daß wir auf die Weise auch nie dasjenige, was ernstlich zum Frieden führen könnte, mit schlüssiger Überblickung und diplomatischer Überlegenheit ins Auge fassen. F.

*

Eine Erinnerung

Als Herr von Kühlmann zum Botschafter in Konstantinopel ernannt wurde, bedauerte einer unserer Mitarbeiter diese Berufung und erinnerte daran, daß Herr Kühlmann, der Vater, jahrzehntelang in Konstantinopel Direktor und erster Vertreter des Barons Hirsch war und zu vollführen hatte, was der Türkenlosbaron einleitete, um seine üblen Machenschaften bei dem Bau und Betrieb der Eisenbahn in der europäischen Türkei zu decken. Merkwürdige Einzelheiten darüber finden sich in der kleinen Schrift „Deutschland und Orientbahnen" von Paul Dehn.

Aus jener Zeit war der Name Kühlmann den höheren türkischen Kreisen Konstantinopels in unangenehmer Erinnerung geblieben und sie mußten durch die Berufung des Sohnes zum Botschafter befremdet werden, was sie sich freilich nicht merken ließen. Anscheinend hatte man in Berlin keine Kenntnis von der eigenartigen Stellung und Tätigkeit Kühlmanns, des Vaters, der den Adelstitel nicht besaß. Herr von Kühlmann, der Sohn, wurde zwar von der ganzen Wiener Börsenpresse, die noch heute den Baron Hirsch als freigebigsten aller Geldfürsten feiert, verehrt, allein dieser Umstand sprach eher gegen als für Herrn von Kühlmann.

Nach seinem Rücktritt läßt sich der Wunsch äußern, der damals unterdrückt wurde, daß in Zukunft bei Berufung von Personen in höchste Stellungen die Prüfung der Herkunft nicht so ganz und gar außer acht gelassen werden möge.

*

Deutschböhmen, ein einheitliches — Hungergebiet!

Eine erschütternde Statistik macht die Prager „Bohemia" auf:

In Deutsch-Böhmen entfielen im Jahre 1917 20000 Erkrankungen an Hungerödem mit 5½ v. H., das sind weit über 1000 Todesfällen. Die tschechischen Bezirke Böhmens wiesen nur etwas über 3000 Erkrankungen auf, unter denen nur hie und da — 0,06 v. H. — ein Todesfall zu zählen war. Die tschechischen Überschußbezirke haben sich fest und undurchdringlich abgeschlossen, die Ergebnisse der Aufbringung dort blieben weit hinter aller Berechnung und Erwartung zurück, die Behörden ließen es — um keine schlimmere Beschuldigung zu erheben — zumindest an der nötigen Energie fehlen und schließlich mußte der dort um Brot bettelnde deutsche Anrainer buchstäblich sein letz-

tes Hemd für Brot geben. — Mag Deutschböhmens Selbständigkeit heute hart umstritten sein — ein einheitliches selbständiges Hungergebiet ist es in diesem Kriege geworden. Die Zahlen sprechen.

*

Allrussisch, aber nicht alldeutsch!

Die amtlichen Kundgebungen der Bolschewiki haben seit einiger Zeit die Reihe der Feinde der Arbeiter und Bauern um eine stilistische Neuheit vermehrt, das sind die „Dorfwucherer". Der bodenständige Antisemitismus fängt an, auch durch die Ideen einer Partei hindurchzubrechen, die bestimmt gewesen, ihn in der Menschheit für immer zu überwinden und ersticken. Nachrichten aus den verschiedensten Gegenden des ehemaligen Rußland melden von gärendem Judenhaß, auch von der mächtigen Handhabe, die er dem etwaigen Auftreten volkstümlicher realpolitischer Führer bieten würde. — Was können, müssen wir dagegen tun? Schleunigst Allrußland wiederherstellen! Unsere „einflußreichen" Publizisten haben das im voraus längst erkannt. Im kadettischen Allrußland wird man dann schon mit den Stammes- und Nationalitätsbewußtheiten fertig werden, die jetzt, durch die Geschehnisse von Brest-Litowsk, der alten Verschnürungen und Balanzierungen allzu ledig wurden, die zu „selbstbestimmte" wurden. Es wird dann leicht sein, die nationalen Triebe zurückzulenken in den Panslawismus. h.

*

Wolff

Mit einer Kundgebung des „Volksbundes für Freiheit und Vaterland" werden durch den telegraphischen Wolff wieder die neutralen Zeitungen in voller Breite angefüllt. Von den nationaleren Gesinnungen dagegen erfahren sie auf solche Weise nie, und unablässig wird auswärts die Meinung gestärkt, daß das „deutsche Volk" im Widerspruch zu den Gesichtspunkten stehe, die in den noch so gedämpften Reden der höheren Verantwortlichen immerhin als politisch notwendig heraustreten. ed. h.

Die politische Propaganda und ihr Opferlamm

Der raffinierten, kein Mittel scheuenden, aber leider nur zu erfolgreichen Propaganda unserer Feinde unter Führung Englands mit seinem meisterlichen Lord Northcliffe stellt der „Berl. Lokal-Anz." den Jammer deutscher Hilflosigkeit gegenüber, in der wir uns ausschließlich als Objekt, als armes Opferlamm bekennen müssen. Uns selbst bemitleiden müssen —: ein klägliches Schauspiel!

„Fast in jeder deutschen Zeitung, die man zur Hand nimmt, tritt uns eine Rede oder eine packende Äußerung eines feindlichen Staatsmannes entgegen. Wir drucken sie treulich nach im Bewußtsein unserer Stärke und aus übertriebener Neigung zur sogenannten Objektivität. Die feindlichen Sprecher, die unsere, sagen wir einmal, unsere Ehrlichkeit kennen, schneiden ihre Äußerungen natürlich auf die Wirkung in Deutschland mit zu. Es ist erstaunlich, wie sie es verstehen, den einen Teil ihrer Reden jedesmal auf die eigenen Landsleute, den anderen auf uns hin zu konstruieren. Wenn Lloyd George gerade Atem schöpfen muß, so macht automatisch Herr Clemenceau den breiten Mund auf, und falls einmal beide Muskelschmerzen im Kiefer haben, meldet sich Herr Wilson und läßt seine Niederschmetterungsreden in die Welt funken. So geht es in der Runde herum, auch die geschlagenen und geschundenen Italiener schreien mit, ja neulich griff sogar ein belgischer Ministerpräsident in das Konzert ein. Nur von Serbien und von dem ollen, ehrlichen König von Montenegro hört man nichts mehr; sie stehen in letzter Reserve und werden schließlich auch noch eingesetzt werden.

Nun können wir den feindlichen Zeitungen nicht die Bösartigkeit vorwerfen, sie unterschlügen die ausgezeichneten, sorglich abgestimmten und deshalb hüben und drüben so wirkungsvollen Reden deutscher Staatsmänner. Nein, wir kommen ihnen viel großzügiger entgegen, wir entheben sie höchstselbst dieser Bösartigkeit, indem wir jene

ausgezeichneten Reden erst gar nicht halten. Unter diesen Umständen ist die Frage zu entscheiden, ob die deutschen Zeitungen die Reden feindlicher Minister weiter veröffentlichen sollen, ohne ihnen aus dem eigenen Lager gleichwertige Äußerungen deutscher Staatsmänner entgegenstellen und die feindselige Propaganda dadurch unwirksam machen oder zu unseren Gunsten umwandeln zu können...

Neben dem Schwerte sollte nun aber endlich die politische Propaganda entfaltet werden, denn sie ist eben auch eine Tat, und zwar von gewaltiger Bedeutung. Wie wertvoll wäre es für die Oberste Heeresleitung, wenn die Feldgrauen vorn durch die kraftvolle Tat einer gut durchdachten, glänzend organisierten politischen Propaganda den beseelenden Hauch des großen vaterländischen Gedankens spürten. Wie würden die Feldgrauen selbst aufatmen, wie würden die Köpfe in der Heimat höher und stolzer getragen, wenn sie spürten, auch wir vertreten eine große weltpolitische Idee, auch wir werden politisch überlegen geleitet, unsere Sache wird besser geführt als die der Feinde."

Ja, wenn, wenn —! Wenn man Politik mit frommen Wünschen machen könnte!

*

Auch eine „deutsche" Partei!

Die „Unabhängigen"! Welche Gesinnung bei ihnen die herrschende ist, kann nicht deutlicher gekennzeichnet werden, als durch einen Vorfall, den die „Frankfurter Zeitung" berichtet. Danach faßte die Frankfurter Ortsgruppe der unabhängigen sozialdemokratischen Partei den Beschluß, zwei Mitglieder auszuschließen, weil sie Kriegsanleihe gezeichnet hatten. Mehrere Mitglieder erklärten sich mit den Ausgeschlossenen solidarisch und traten aus der Organisation aus.

Die „mehreren Mitglieder" in Ehren, — diese paar Ausnahmen bestätigen aber nur die Regel. Der Beschluß, nach dem Mitglieder als Parteiverräter ausgestoßen werden, wenn sie durch Zeichnung deutscher Kriegsanleihe das Deutsche Reich und Volk im Daseinskampfe gegen seine Feinde unterstützen, bleibt bestehen.

Nicht umsonst werden nach den amtlich bekanntgegebenen Anweisungen der Ententeregierungen die feindlichen Spione aufgefordert, sich im Bedarfsfalle vertrauensvoll an die Organisationen der Unabhängigen zu wenden, von denen sie erwarten dürften, in ihrer Arbeit gegen das deutsche Volk in der Heimat und an der Front gewissenhaft mit Rat und Tat unterstützt zu werden. Gr.

*

Das hätte ich nicht getan!

Ein Selbstgespräch des Prinzen Friedrich Karl aus der andern Welt.

Nein, das hätte ich nicht getan. Keinesfalls hätte ich einen so großen Waldbestand an Bauspekulanten verkauft und nimmermehr jenes stille Stück, wo Kleist seine letzte Ruhe fand, Kleist, der Dichter der „Hermannsschlacht", dem die Deutschen zu größtem Dank verpflichtet sind, Kleist, der Dichter des „Prinzen Friedrich von Homburg", den die Hohenzollern verehren müssen. Jetzt liegt sein Grab zwischen einer hohlen Gasse und einem Rudersportshaus. Das empört mich!

Nein, von meinem geliebten Wald hätte ich nicht so große Stücke niederschlagen lassen. Weil das Holz jetzt viel Geld bringt! War mein Nachlaß nicht reich genug? Wozu weitere Reichtümer zusammenraffen? Wir sind doch keine Yankees!

Nein, auch den Wald hätte ich nicht umzäunen lassen. Wie häßlich und wie unvornehm! Mein Wald sollte ein freier Wald bleiben, offen für jedermann. Dazu hat man gar den alten lieben Königsweg durch Querzäune abgesperrt und nur für Fußgänger kleine Türen gelassen. Ist keine Wegepolizei da?

Was höre ich? Der Gutsverwalter mit Gefängnis bestraft wegen Schleichhandels, nicht zu seinem persönlichen Vorteil! Also zum Vorteil der Verwaltung? Und noch immer prinzlicher Gutsverwalter? Da soll doch gleich ...

*

Aus Schiebers glücklichen Tagen

In Berlin ist ein Schieber, der als Soldat, wie die Verhandlung ergab, einen Jahresumsatz von drei Millionen hatte, zu 1500 ℳ Geldstrafe verurteilt worden. Er hat bei seiner Vernehmung angegeben, auch im Interesse von Lazaretten „gewirkt“ zu haben, eine neuerdings sehr beliebte Ausrede, um Milderungsgründe herauszuschlagen.

Wenn man dem Schleichhandel mit so milden Strafen zuleibe geht, kann allerdings auf eine Besserung der immer unhaltbarer werdenden Zustände niemals gerechnet werden. Es ist ja eine höchst einfache Kalkulation: fünf Schiebergeschäfte glücken, beim sechsten wird man erwischt, zahlt einen kleinen Bruchteil vom Verdienst des sechsten Geschäftes als Sühne an die Gerichte und — schiebt munter weiter. Es ist ja gar kein großes Risiko dabei. Was heißt — Geschäftsunkosten! Auf das Konto „Schmiergelder“ geht sicher ein weit größerer Teil des Gewinns ab. Es gibt Leute, die, kaum aus der Untersuchungshaft herausgelassen, das durch das gerichtliche Eingreifen unterbrochene Geschäft flugs und ungehindert wieder aufnehmen.

Oder verspricht man sich von der moralischen Wirkung einer solchen unverhältnismäßig geringfügigen Geldstrafe einen nennbaren Erfolg? Wer unter uns glaubt im Ernst daran? Das abgehärtete Gemüt des Schiebers bleibt völlig unberührt. Geldstrafe wird im allgemeinen als nicht weiter ehrenrührig angesehen. Werden ja doch so viele armen Schächer, die sich oft mehr aus Unkenntnis als aus bösem Willen an irgend einer der Tausende von Verordnungen versündigt haben, zu Geldstrafen verdonnert, deren Höhe meist in umgekehrtem Verhältnis des Vergehens steht. Der wirkliche Schädling, der berufsmäßige Schieber, schwimmt da mit durch, läßt womöglich noch mit einem inneren Schmunzeln den Nimbus dieser überhart von den Behörden Verfolgten auch auf seine ehrliche Haut abfärben, um dann mit seinen Chamäleonsfähigkeiten seinem unsauberen Gewerbe mit noch größerem Erfolge nachgehen zu können.

Der Sumpf aber gewinnt täglich an Größe, wird immer uferloser, und ungeheure Mengen des Volksvermögens verschwinden spurlos in ihm.

*

Das ist der Friede — —

Herr Viktor Auburtin beliefert neuerdings das „B. T.“ mit Berner Eindrücken. Er hat offenbar den Auftrag, in Ästhetizismus zu machen, aber angesichts der „strotzenden Gesundheit allerorten“ packt ihn der bittere Schmerz über die Zustände daheim in Deutschland, wo dem, der nicht gerade Kriegsgewinnler ist, zurzeit Genüsse versagt sind, denen ehemals auch Nichtmillionäre frönen konnten. Namentlich „die dicken Beine der kleinen Mädchen“ versetzen den ehemaligen Boulevardberichterstatter in ein Entzücken, hinter dem alle schöngeistigen Erwägungen zurücktreten müssen. „Mit einem Bekannten, der eben aus Deutschland angekommen war,“ so erzählt Herr Auburtin schmunzelnd, „bin ich dieser Tage aus wissenschaftlichem Interesse einem solchen kleinen Mädchen nachgegangen. Sie verschwand in einem Delikatessengeschäft, und wir konnten durch die Scheiben des Ladens beobachten, wie sie sich da drinnen ein halbes Pfund gekochten Schinken aufschneiden ließ. L a n g s a m u n d f e t t fielen die saftigen Scheiben aus der Schneidemaschine. Da sahen wir beide uns an und dachten: d a s i s t d e r F r i e d e, den Europa sich verscherzt hat.“

Stramme Beine und fetter Schinken als die erhabenen Symbole des europäischen Friedens — das offene Bekenntnis einer schönen Seele zu dieser schmucklos sinnfälligen Formel mag manchen Widerhall erweckt haben in wesensverwandten Gemütern. Denn Herr Auburtin als langjähriger Mitarbeiter des „B. T.“ und früherer Importeur überfeinerter Pariser Kultur muß doch wissen, was seinem Leserpublikum zusagt.

*

Ja, Bauer ...

Die Berliner Blätter vom 17. August erzählen die polizeiliche Wiedereinbringung von Schmuck- und Goldsachen, die im Wert von 60000 ℳ am Kurfürstendamm durch Einbruch gestohlen waren. Der noch vorhandene Teil konnte „der Bestohlenen zurückgegeben werden“. Von einem zarten Gedanken daran, daß man solches Gold, wer hat, der Reichsbank hätte überlassen sollen, war kein Wörtlein im Bericht zu lesen, der letzten Endes doch auf die Behörde zurückführt.

*

Der neueste deutsche Modetanz

Daß in einer Zeit, in der täglich Hunderte und Tausende von jungen hoffnungsvollen Menschen Leben, Glück und Gesundheit dem Vaterland zum Opfer bringen, getanzt werden muß, wird jeder ohne weiteres einsehen. Und so mag es denn vielleicht auch manchen wohltuend berühren, daß unsere fortgeschrittene Kultur mitten im Krieg einen neuen, echt deutschen Modetanz geschaffen hat. Ja, wirklich. Einen echt deutschen Modetanz. Er heißt Fox-Trott und scheint bereits tapfer und ausdauernd getanzt zu werden, denn das Münchener Kolosseum zählt ihn schon seit einiger Zeit zu ihren „Attraktionen“, und die übrigen Vergnügungsstätten unseres deutschen Vaterlandes werden vermutlich auch nicht rückständiger sein. Der Name Fox-Trott wird freilich manchen Schnüfflern nicht ganz deutsch vorkommen, aber das rügen, hieße wirklich kleinlich sein. Wie wird es zum Beispiel nach dem Kriege die Verbrüderung mit unseren Vettern jenseits des Kanals und des großen Teiches erleichtern, wenn wir uns schon in ihre Tänze hineingetanzt haben und ihnen also die Mühe sparen, uns erst nach ihrer Schnur tanzen lehren zu müssen! Es liegt also der bewußte „tiefe Sinn“ auch im Fox-Trott, den der Himmel unseren Kindern und Kindeskindern noch lange erhalten möge, als Erinnerung an Deutschlands eiserne Zeit. — Allen jenen Kulturmenschen, die vielleicht schon gefürchtet haben, daß die Zeit der nord- und südamerikanischen Dirnentänze nun endgültig hinter uns liegt, mag übrigens noch ein Trost gespendet werden. Eine Münchener Tanzlehrerin verspricht nämlich in einer ausführlichen Anzeige, allen Wissensdurstigen die „modernen Gesellschaftstänze“, als da sind: Walzer, Onestep, Twostep, Boston, Maxise, Brésilienne, Tango, Foxtrott usw. zu lehren.

M. A. v. L.

*

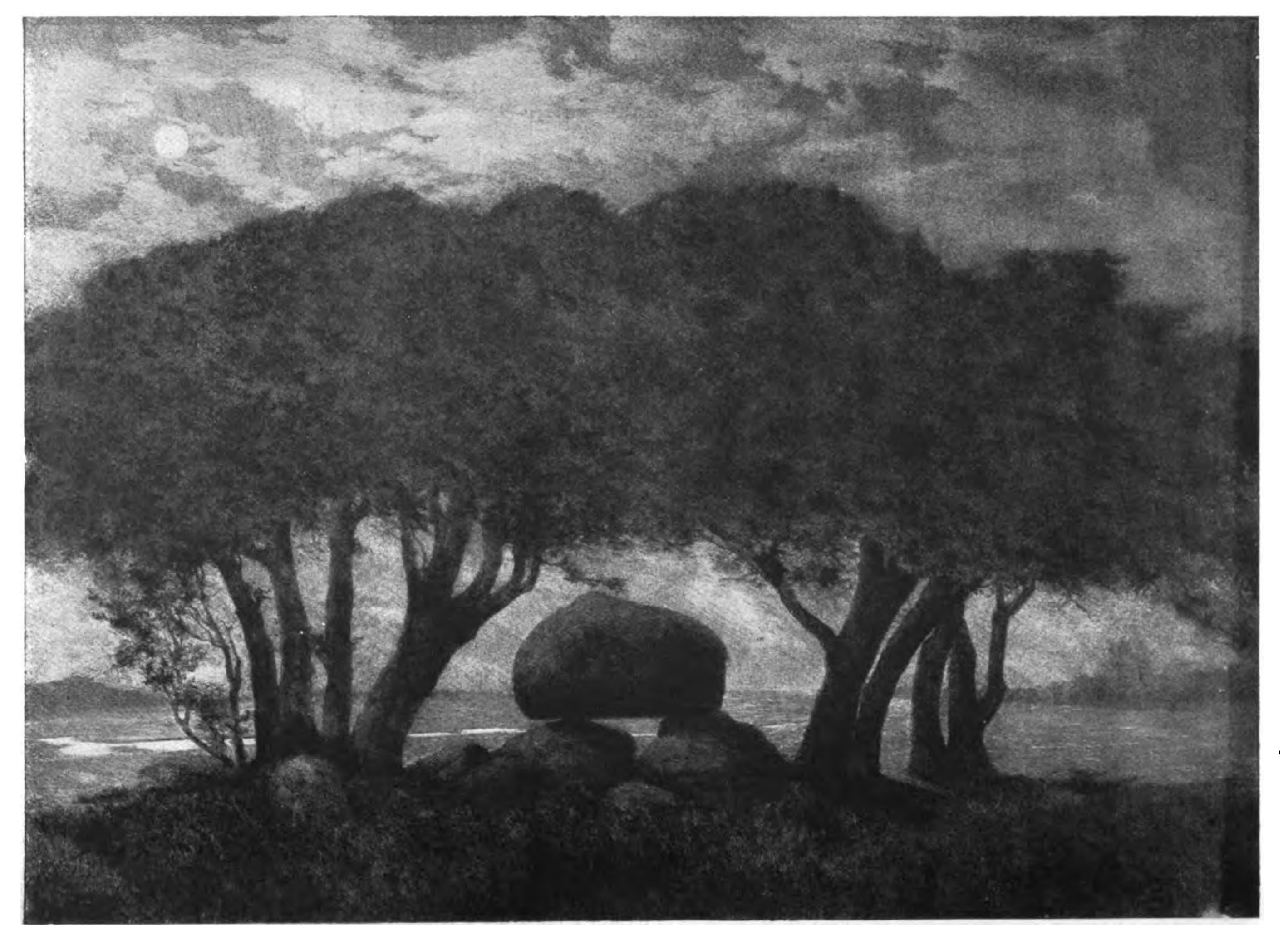
Unser Rechtsanwalt — der Reichstagspräsident

In einem Berliner Blatte fand sich folgende Notiz:

„Die Berufung des Gastwirts Walterspiel, bisherigen Inhabers des Weinrestaurants Hiller, gegen seine im Juli ausgesprochene Verurteilung zu 28000 Mark Geldstrafe wegen 28maliger Überschreitung der Höchstpreise beim Einkauf von Lebensmitteln, gelangt am 23. Oktober zur Verhandlung. Als Rechtsbeistand des Herrn Walterspiel wird Reichstagspräsident Fehrenbach wirken, der bekanntlich in seinem bürgerlichen Beruf Rechtsanwalt in Freiburg i. B. ist und in dieser Eigenschaft seit vielen Jahren die Rechtsangelegenheiten der Familie . . führt.“

Der offenkundige Mißbrauch, der hier mit dem Titel des Reichstagspräsidenten getrieben wird, ist höchst beschämend. Was hat der bürgerliche Beruf des Herrn Fehrenbach mit seiner amtlichen Eigenschaft als Reichstagspräsident auch nur im entferntesten zu tun? Den Übereifrigen, die auf diese dreiste Art einen der höchsten Amtstitel zum Aushängeschild ihrer privaten Interessen machen, müßte einmal gehörig auf die unsauberen Finger geklopft werden. Am bedauerlichsten bei der ganzen Sache ist, daß ein großes Blatt nicht so viel Taktgefühl besitzt, um solche peinlich wirkenden Entgleisungen von seinen Spalten fernzuhalten.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Wendentaufstein — Beilage zum Türmer — Sander-Herweg



XXI. Jahrg. Zweites Oktoberheft 1918 Heft 2

Geschichtliches Werden

Von H. Schäff

Erschrecken wir nicht vor den Prüfungen des Werdens, lassen wir uns nicht irre machen durch die Verkleidungen der Zeit: es geht doch vorwärts, so oft uns auch der Tag heimsucht, unerkennbar in das Gewand der Gegensätzlichkeit gehüllt. Erschrecken wir nicht vor der Geduldsprobe, die uns auf dem Wege des historischen Geschehens der Augenschein auferlegt. Auch die Wiederkehr des Gleichen bringt doch nie das Gleiche wieder, es ist immer ein Anderes, denn es befindet sich unterwegs auf einem Wege, auf welchem sich im Grunde nichts wiederholt, so oft und so sehr es auch scheinen mag, als ob ein unverbesserliches Heute auf das Gestern und ein ebenso geartetes Morgen auf das Heute zurückgriffe. Gewiß müssen wir uns noch für lange auf geschichtliche Schwankungen gefaßt machen, aber in allen auch noch so empfindlichen Rückschlägen liegt doch schon jene umfassende Spannung der geschichtlichen Absichten, welche sich eines Tages als Weltenwende kundtun wird.

*

Hier läßt sich nichts vorwegnehmen mit billigen Menschheitsworten und verfrühten Friedensreden: wer zu beobachten und zu warten versteht, ohne deshalb in eine stumpfsinnige Untätigkeit zu verfallen, wird auch im vorübergehenden Rückschritt den Fortgang ahnen und in den Verzögerungen und Stillständen den Herzschlag des Wollens und Werdens und in aller Nähe die Kraft der Ferne ver-

spüren. Mögen die Individuen auch noch so lange dieselben bleiben, das, was sie mit sich im Laufe des Geschehens hervorzubringen haben, ist doch das werdende und einlösende Leben der Welt. Deshalb sollte man nie verzweifeln, wenn man auch noch nach Jahrzehnten, ja Jahrhunderten auf dieselben menschlichen Leidenschaften stößt. Sie müssen doch einem weitausgreifenden Anstieg dienen, der sich durch die ihm auferlegten Hemmungen und Schwankungen nicht beirren läßt. Wer so weit zielt und so weit sieht, wie der zwischen einem anfangslosen Anfang und einem endlosen Ende ausgebreitete Gang der Dinge, der kennt die Zweifel und Zwiespälte der Sterblichkeit nicht, der ist seiner sicher und geht mit allen Hemmungen über alle Hemmungen hinweg, lebensfreudig und hochragend, wie ein bevollmächtigter Dämon des unvergänglichen und unergründlichen Seins. Nein, das Gleiche kehrt nie wieder, weil niemals ganz dieselben zeitlichen Umstände wiederkehren, unter denen es ein und dasselbe sein könnte. Es tritt, auch wenn es dem äußern Eindruck nach nur eine Wiederholung früherer Vorgänge zu sein scheint, als dienender Bestandteil doch schon wieder in einem andern Zusammenhang des Werdenden auf und ist insofern für eine tiefere Fühlungnahme auch schon im gegebenen Augenblick ein anderes. Kein einzelner Vorgang ist so selbständig, daß er unabhängig von dem großen Gesichtskreis der Weltbestimmung auftreten könnte, er ist stets wieder etwas Neues, weil er dem stets sich erneuernden und auf eine absehbare Zukunft gerichteten Leben untertan ist.

*

Wer den Glauben an die Ferne festzuhalten vermag, wird der Nähe, dem Zunächstgültigen gerecht werden und sich all jene Übereilungen und Enttäuschungen ersparen, welche den Schwärmer zu treffen pflegen. Mag man diejenigen, welche gegenüber dem Überschwang und der Ungeduld gewisser Idealisten warnen, immerhin ungläubige Schwarzseher nennen, sie sind doch wenigstens der ruhigeren Hoffnung, daß die einlösende Stunde einst kommen, daß ihr Glaube besiegelt werden wird und die Früchte des Lebens einst reifen werden, auch wenn sie nicht von heute auf morgen reifen, auch wenn die Arbeit für die Zukunft zu einer Forderung des Tages wird, welche auf dem einzelnen, wie auf ganzen Völkern oft unerbittlich lastet und für den Umfang der Weltabsichten auch vom einzelnen und von ganzen Völkern einen entsprechenden Aufschwung und eine über den Alltag hinausreichende Größe verlangt.

Und einmal doch · Von Reinhold Braun

Dann wird die Stunde Rosen tragen
Und einen selig-güldnen Schein,
Und eine Pforte wird zu Sonnentagen
Aus Blumen aufgerichtet sein...
Ein freudetränend Willkomm jubelt aller Enden ...
(Es müssen viele einsam stehn.)
Doch die sich wiedersehen, fassen sich wie Kinder bei den Händen
Und werden wie die Träumenden nach Hause gehn...



Die Königin

Von E. M. Schultheis

Das war ein seltsames Sterbebett — ein altes Weib lag darauf, und als Bettgesell hatte sie ein nacktes Schwert.

Es gibt Dinge, oder Worte (der Abklatsch von Dingen), die wie Schlüssel sind, oder wie die Springwurz in fabelhaften Sagen, die verschlossene Türen sprengen. Dies nackte Schwert ist ein solcher Schlüssel, oder eine Springwurz — es sprengt die Tür, hinter der eine Königin stirbt. Als Königin stirbt sie unbelehrbar; unnahbar wie die Meduse selbst. Ist sie schwach, den Übeln unterworfen, die des Fleisches Erbteil? Beweist ihr der biegsame logische Untertanenverstand, daß sie in einer Viertelstunde an der Grenze ihrer Herrschaft angelangt ist, daß in dieser Viertelstunde das Zepter ihrer kraftlosen Hand entsinkt? So setzt sie ihm die Logik einer Königin entgegen, in der die letzte Viertelstunde ebenso von unbeugsamem Willen durchströmt ist, wie die erste: dum spiro impero. Kein Dolch, kein Stilett — ein Schwert muß es sein — die Manneswaffe, die Königswaffe. Als König stirbt sie, als Mann — geistig; als vergilbtes, gebrechliches Weib — körperlich. Sie füllt auch diese letzte Viertelstunde mit der Vollkommenheit ihres Ichtums, und darüber blinkt das Schwert. Es gibt nichts Wahreres, nichts Harmonischeres als diese letzte Geste. Karl V. ging in ein Kloster. Elisabeth entblößte die Klinge.

Diese gealterte Elisabeth ist uns wohlbekannt. Tigerkatze und der Abkömmling eines Tigertiers, das räudig geworden war im Alter. Sie konnte die Krallen lüstern strecken und sie konnte sie einziehen. Keiner duckte sich wie das Kätzchen Beß in seiner Jugend. Keiner entrann schmiegsam dem Richtschwert so oft wie sie. Als sie aufrecht gehen konnte, gewann sie das Schwert lieb. Es gab Köpfe genug, die sich nicht zu ducken wußten. Aber es gab anderes, als Mohnstengel zu köpfen. Es gab Weiten, in die ihr helles Auge schweifte. Weiten, die die Zukunft wie in einem Schoße hielten. Vor hundert Jahren hatte erst einer zum erstenmal den Erdball umsegelt, die Welt war noch so jung. Wie sprossende Topfpflanzen hielt Elisabeth Unbegrenztes in ihren beiden Händen — Virginia und die Ostindische Kompagnie. Spuren von Sternenstaub sind an ihren Füßen und Spuren von Blut. Der achte Heinrich, der große Witwer, erscheint seltsam widergespiegelt in der Tochter, verzerrt, vergrößert. Sein cant ist ins Feminine übersetzt, realistischer, mit mehr Boden unter den Füßen. Wo der Vater feig ist, ist die Tochter diskret. Er übertüncht seine Gelüste mit Gewissensskrupeln, schielt mit einem Auge nach der Galerie, während das andere in hitziger Folge über seinen sukzessiven Harem gleitet, von der Boleyn bis zur großen Parr, die ihm überlegen ist. Beß ist klarerblickend, zynischer. Der Anomalismus zwischen Herrscherin und Gattin ist ihr von Anfang an klar. Sie umschifft die Klippe, sichert sich ihre Freiheit als Fürstin und — als Weib; sie entsagt nicht, sie appelliert nicht an Rom, sie erfindet nur eine jener großen, englischen Losungen: die jungfräuliche Königin!

Ihre Liaisons nimmt sie mit bis in jenes hohe Alter, wo sie einem aufgeputzten Totenkopf gleicht. Ein solches bleiches Porträt hängt in Holyrood, neben Marias rosenrotem Himmelbett — die kalten, hellen Augen lassen das Bett nicht los. Maria muß albschwere Träume gehabt haben zu jener Zeit. Die Männer beteuerten noch Liebe für Gloriana, aber die Hoffräulein trieben ein gruseliges Spiel mit ihr, kecke Mäuse um die greise Katze. Der Totenkopf bekommt von ihren ehrfurchtslosen Händen eine rote Nase und fahle Wangen. Die jungen Hälse jucken ihnen vor Übermut, denn noch gibt es Spiegel im Palast.

Ein langer, guter Tag geht zur Rüste. Gloriana geht den Weg alles Fleisches. Zu hinfällig, um aufzustehen, bleibt sie eines Tages liegen. Grauenvolle Neugier umschleicht die Türen, hebt die Vorhänge. Ein altes, vertrocknetes Weib liegt auf dem Lager. Lebt sie noch? Ja, denn unter den langen Lidern leuchtet's noch schwefelfarben von Zeit zu Zeit — ein Funke Tigerblut, der nicht erlöschen will. Und ebenso hell, aber stählern, blitzt zwischen den Laken das Schwert. Es wage sich einer heran — dann trifft Stahl auf Stahl, der Funke tritt hervor, in den matten, gelben Klauen ihrer Hände wird die nackte Waffe fürchterlich — — —

Sie stirbt als Mann, sie stirbt als König. Man muß ihr bravo rufen: bravo, alte Beß!



Die schwerste Stunde · Von Franz Lüdtke

Brüder, die Stunde, die schwerste von allen,
Kam in der Jahre wechselndem Reigen!
Wenn die Fanfaren des Sieges erschallen,
Ist's nicht schwer, sich als Deutscher zu zeigen.

Wenn der Sturm auf die Gräben braust,
Ist's wohl Lust, um das Höchste zu werben —
Heilig der Stahl in des Mannes Faust!
Heilig der Wille zu Sieg oder Sterben!

Aber — zu warten, zu harren, zu halten,
Leiden und doch nicht vom Stolze lassen,
Nimmer ermüden, nimmer erkalten,
Seelisch bluten und doch nicht erblassen,

Allem Kleinmut ins Angesicht lachen,
Auch den eigenen Zweifel dämpfen,
Das Unmögliche möglich machen
Das erst ist wahres, ist deutsches Kämpfen!



Deutsche Zeitungspolitik
Von Harold Schubert

Die beiden Pole jeglicher Tätigkeit, die einen mehr oder minder großen Umkreis von Mitmenschen in den Bereich ihrer Absichten einbezieht, sind Wert und Geltung. Die beste Ware schützt den Erzeuger, der sich für den Absatz allein auf ihre Güte verläßt, nicht vor der Gefahr, von der Masse der Käufer übersehen zu werden und zum Schaden obendrein noch den Spott und die Geringschätzung glücklicherer Nebenbuhler zu ernten, die vielleicht weniger Gutes bieten, es aber klüger zur Schau stellen. Es müssen Beziehungen geschaffen, die Schauwerte der Gegenstände in der Auslage ins rechte Licht gerückt und darüber hinaus durch wirkungsvolle Schriften und Bilder Anziehungskräfte ausgesandt werden, um jene vielgestaltige Arbeit zu leisten, die den reinen Materialwert der Ware in Geltung umsetzt.

Was der einzelne für sich tut, erstreben in größerem Umfange die Interessengemeinschaften der Wirtschaftsverbände und die gesamte Volkswirtschaft eines Staates durch Veranstalten von Landesausstellungen und Beschicken von Weltausstellungen. Man kann sagen, daß Deutschlands Handel und Industrie dieses Element der Geltung in den letzten Jahren vor dem Kriege sowohl im Inwie im Auslande in wahrhaft großzügiger Weise entwickelt haben. So ist denn auch die wirtschaftliche Tüchtigkeit des Deutschen so ziemlich das einzige im Weltkrieg geblieben, was in dem Pressefeldzug unserer Feinde nicht herabgesetzt und geringgeschätzt wurde.

Wie kommt es nun aber, daß der Deutsche auf allen übrigen Gebieten in so ungeheuerlichem Maße sozusagen „außer Kurs“ gesetzt werden konnte, so daß sich über die Hälfte der Welt die Verleumdungen unserer Feinde zu eigen machte und die Beziehungen zu ihm abbrach?

Sein Fall ist der des oben geschilderten Mannes, der Jahr um Jahr Wert auf Wert gehäuft hat, bis er von seinen Werten fast zugedeckt wurde wie das Licht vom Scheffel. Bis er selbst beinahe nur noch ein ungeheurer Nutzungswert geworden war, ohne daß er rechtzeitig Kräfte für die planmäßige Fortentwicklung seiner Geltung eingesetzt und dafür gesorgt hätte, daß unter seinen Nachbarn ein repräsentatives, ebenso achtunggebietendes wie einnehmendes Bild seiner selbst lebte, das der Hoheit seiner mitteleuropäischen Kaisermacht entsprochen hätte. Nur ab und zu vernahm die Welt aus seinem Werteschaffen heraus den rauhen Ruf nach „Platz an der Sonne“, während andere ihren Platz lautloser und geschmeidiger erweiterten und die Aufmerksamkeit dadurch von sich ablenkten, daß sie den rauhen Rufer als in aller Stille rüstenden Störenfried brandmarkten. Franzosen und Engländer hatten es freilich leichter. Sie werden über ihr Recht auf den „Platz an der Sonne“ bereits in der Jugend in der verschwiegeneren Schul- und Kinderstube unterrichtet, so daß ihre politischen Führer es nicht mehr nötig haben, die entsprechenden geistigen Voraussetzungen einer Weltmachtpolitik von der Tribüne der Öffentlichkeit herab zu verkünden, die nicht nur die

eigenen Landsleute, sondern alle Völker der Welt zu Hörern hat! Es fehlt bei uns als Bindeglied und Übergang zwischen dem gewaltigen, fortgesetzt seine Friedfertigkeit und Uneigennützigkeit beteuernden Werteschaffen und dem daher doppelt explosiv wirkenden Ruf nach dem „Platz an der Sonne" die ganze Diplomatie der Mittel, die die Werte so geräuschlos wie möglich und unter Einspannung aller, aber auch aller geistigen Werbekräfte der Nation systematisch in den Rang gehoben hätte, der unserem Anspruch auf Geltung entspricht.

Heute, da auch dem Blindesten in Deutschland die Schuppen von den Augen fallen, sieht man, daß ein gewaltiger Teil dessen, was unsere Gegner in dieser Hinsicht auf unsere Kosten erreicht haben, von ihrer Presse geleistet worden ist. Die Folge ist, daß unserer Presse der Vorwurf gemacht wird, ihre Aufgabe als beglaubigter Gesandter der öffentlichen Meinung Deutschlands bei derjenigen der anderen Länder nicht unter voller Entfaltung aller diplomatischen Mittel erfüllt zu haben. Der Vorwurf ist ebenso leicht wie in gewisser Hinsicht unbillig; denn die Presse ist nicht eine mönchisch für sich abgeschlossene Einrichtung. Sie steht in fortgesetztem Kräfte- und Ansichtenaustausch mit dem Gesamtkörper des Volkes. Besaß aber die öffentliche Meinung Deutschlands vor dem Kriege eine kräftige politische Prägung oder auch nur ein dem lateinischen oder angelsächsischen Herrenbewußtsein entsprechendes Hoheitsgefühl der eigenen Macht und überlegenen Kultur? Oder ist in dieser Hinsicht schon alles Notwendige in die Wege geleitet worden?

Wo, wie im Deutschland des Voraugust bereits Unterricht und Erziehung den Nationalstolz und Geltungstrieb zugunsten einer höchst einseitigen Ausbildung des durch immer stärkere Examensforderungen stetig vergrößerten Nützlichkeits- und Ausnutzungswertes vernachlässigen, wird von Millionen eine Umwelt geschaffen, die der Presse rein automatisch ihre Farb- und Temperamentlosigkeit mitteilt.

Warum geht sonst der Deutsche heute noch, wenn auch etwas weniger wie früher, im Auslande so leicht im fremden Volkstum auf? Er ist zwar zu einem gutbürgerlichen Nutzwert herangebildet worden, hat aber in seiner Jugend nichts erhalten, was ihn befähigt, dem lateinischen und angelsächsischen Herrenstolz etwas zum mindesten Gleichwertiges, wenn nicht Überlegenes entgegenzusetzen.

Warum konnten die Vereinigten Staaten so leicht gegen uns Partei ergreifen? Das dort so zahlreich vertretene deutsche Element hat es eben nie verstanden, sich zu einem gefürchteten politischen Faktor aufzuwerfen. Wie viele haben sich doch seinerzeit im Deutschen Reich geschmeichelt gefühlt, als Roosevelt vor Jahren als Präsident die bürgerlichen Tugenden des Deutschen rühmte! Hat man je gehört, daß dieses Lob einen einzigen Franzosen oder Engländer neidisch gemacht oder zur Nacheiferung gereizt hätte? Lateiner und Angelsachsen empfinden mit zu sicherem Instinkt, daß die leichte Einbürgerungsfähigkeit des Deutschen und sein Aufgehen in fremdem Volkstum nicht ein Vorzug, sondern eine Schwäche ist. Darum erziehen sie ihre Kinder nicht zu rein objektiven Ausnutzungswerten, sondern zu Herrencharakteren einer selbstbewußten Rasse. Heute wird wohl auch der schläfrigste Deutsche nicht mehr auf jenes Musterknabenzeugnis Roosevelts stolz sein, das im Krieg so ad absurdum geführt worden ist.



Warum haben so viele unserer besten Denker, Dichter und Künstler bis zu Nietzsche, Anselm Feuerbach und Hans von Marées wie eine geistige Fremdenlegion im fernen Italien gelebt? Als auserlesene Menschenexemplare empfanden sie den Herrenstolz des Landes, das einst das Imperium Romanum getragen hatte, als eine seelische Wohltat und eine unentbehrliche Lebensatmosphäre ihrer auf Ausbildung herrschaftlicher Menschheitsvertreter gerichteten Geister, während sie die Objektivitätsanbeterei und das Beamtenmäßige daheim wie eine Entmannung und Entherrschaftlichung des deutschen Typus Mensch berührte. Die berufenen Meister der im Deutschtum vorhandenen werbenden Elemente mußten im Auslande abseits stehen, während Frankreichs Dichter, Künstler und Schriftsteller unterdessen bei den lateinischen Rasseverwandten eine Werbearbeit ohnegleichen für die Kulturmachtstellung ihres Vaterlandes vollführten und damit dessen heutige politische Bundesgenossenschaften vorbereiteten.

Solange Schule und Elternhaus in Deutschland nicht daran gehen, aus der Jugend nicht ausschließlich etwas Nutzbares zu machen, einen Wissenstornister, sondern darüber hinaus einen herrschaftlichen Menschen deutscher Prägung, der sich unter den alten Großherren der Erde, den Lateinern und Angelsachsen hinsichtlich eines selbstverständlich sich gebenden Selbstbewußtseins sehen lassen kann, wird auch die deutsche Presse nicht über Zuverlässigkeit, Objektivität und Wissensansammlung hinaus die Umsetzung der nationalen Werte in Weltgeltung bald leidenschaftlicher, bald diplomatischer in die Hand nehmen.

Zwischen dem Schullesebuch, das mit Gedichten wie „Drusus ließ in Deutschlands Forsten goldne Römeradler horsten“ mit den Schlußworten „Schläft der Deutsche, wird ein Gott ihn wecken“ die politische Schlafkrankheit der Deutschen auch noch zu rechtfertigen scheint, und der Zeitung, die alljährlich die Ladenhüterfeuilletons von den langen Kerls Friedrich Wilhelms I., den Totengebräuchen bei den alten Ägyptern und Römern usw. als aktuelle Mumien aufwärmt, besteht ein inniger Zusammenhang. Warum steht nicht lieber in dem Lesebuch statt des Schlafkrankheitgedichtes aus der Römerzeit das herrlichste Flottengedicht, das je ein Dichter seinem Volke geschenkt hat: Herweghs „Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen“, das der Jugend das Gefühl für deutsche Weltgeltung weit flammender ins Herz schreiben würde wie hundert mäßig begabte Flottenvereinsredner? Kann man dem Dichter Herwegh die Revoluzzereien des Politikers noch immer nicht verzeihen? In Frankreich, Italien und England müßte jeder Junge und jedes Mädchen ein solches Gedicht auswendig können, und in wie feuriger Weise würde es vertont werden!

Die deutsche Zeitung, die überhaupt mehr Wissenschaftler zu Mitarbeitern hat als irgendeine ausländische Zeitung, ist zu einem großen Teile mehr popularisierte Wissenschaft als wirkliche Zeitung, soviel ausgeschlachtete Historica und andere Wissenschaftlichkeiten strömen täglich aus den Korrespondenzen in ihre Spalten.

Womit kommt ein schriftstellernder Anfänger ohne Verbindungen am schnellsten und sichersten mit einem Beitrag in der Presse an? Mit einem Gedenkartikel über einen bekannten Mann, der vor hundert, zweihundert usw. Jahren

geboren oder gestorben ist! Ein ausgeschlachtetes wissenschaftliches Buch gibt ihm mehr Macht wie der größte Reichtum an Persönlichkeit und eigenen schöpferischen Gedanken! Die meisten Zeitungen sind selbst keine ausgeprägten politischen oder literarischen Charaktere. Der für sie arbeitende Schriftsteller wird darum auch nicht zur Erweckung der schöpferischen Elemente und des Charakters in sich gereizt, wodurch allein das Kapital der lebendigen Kräfte der Nation vermehrt werden könnte, sondern zum Beamten an jenem Zwitterding erzogen, das sich aus farbloser Objektivität und Wissenschaftlichkeit zusammensetzt. Das spezifisch Unjournalistische in alledem treibt denn auch der logischen Krönung dieses in seinem Stil völlig verfälschten Bauwerkes entgegen, indem immer mehr für den journalistischen Nachwuchs die Betonung auf den Besuch von Journalistenschulen, Ablegung von Zeitungsfachexamen usw. gelegt wird. Nirgends ein Aufruf an Führereigenschaften, Ursprünglichkeit des Urteils und scharfe Charakterprägung, sondern nur immer Wissenschaft: flächiges Organisieren statt plastischer, gestaltender Schöpferkraft.

Die feindliche Presse, vor allem die französische und englische, hat ihre Erfolge in der Bekämpfung der deutschen Sache hauptsächlich dadurch errungen, daß sie ganz Gegenwartsmacht, ganz leidenschaftlicher Vorkämpfer des Werbenden ihrer Länder und scharfsinniger Beurteiler der Seele des Auslandes war.

Was tut ein großer Teil des deutschen Journalismus? Er zieht sich tiefer in die Studierstube der Wissenschaft zurück.

Soweit er dem Verleumdungsfeldzug der Feinde entgegentreten mußte, tat er es selten in der Haltung des überlegenen Nationalstolzes, als Herr gegen Herr, an dem alle Anwürfe abprallen, sondern als Akademiker, der einen wissenschaftlichen Gegenbeweis anzutreten hat.

Wonach späht aber die Welt, wenn sich zwei Männer und gar erst zwei Völker im Kampfe messen? Sie forscht nach dem Blick, der Gebärde, der Haltung, kurz nach dem Zeichen, aus dem sie mit der ganzen Wucht der naturgewachsenen Ursprünglichkeit das überlegene Herrentum, das zum Siege Vorausbestimmte herausfühlt. Wo diese sich auf der Stirne des einen Kämpfenden ankündet, da wirkt es weit königlicher, einnehmender und werbender, wie die dickste Bibliothek voll völkerrechtlicher Begründungen, die sich den Mund wund redet, um zu überzeugen. Der Erfolg der englischen, aber vor allem der französischen Propaganda, die alles Werbende an der gallischen Kultur in den Dienst der Politik und Kriegführung ihres Landes einsetzte, ist letzten Grundes zu erklären aus der Wahrheit des Satzes, daß wer für sich einzunehmen versteht, nicht zu überreden und zu überzeugen braucht. Demgegenüber ist als charakteristischer Zug der deutschen geistigen Kampfarbeit die Vorliebe für das „Tatsachen für sich sprechen lassen" und das „Niedriger hängen" festzustellen, kurzum das bloße Hinweisen auf die nackten Werte, der Verzicht auf das werbende Element.

Die wissenschaftliche Methode greift auch hier über ihr eigenes Arbeitsgebiet in eine Zone hinüber, wo sie wenig einnehmend und neben dem mannigfaltigen Spiel der feindlichen Pressediplomatie geradezu unherrschaftlich wirkt. Schlicht, aber nicht eindrucksvoll. Ihr natürlicher Fehlschlag ist auf immer mit

der Rubrik „non è vero che“ in den italienischen Zeitungen kurz vor dem offenen Abfall Italiens vom Dreibund verknüpft. Non è vero che, es ist nicht wahr, daß . . . Dies war das Schema, nach dem man von deutscher Seite aus in Italien die Entstellungen der französischen Propaganda widerlegte, indem man neben die gallische Lüge dürr, so dürr wie nur irgend möglich die Tatsache ihrer Unwahrheit stellte. Unkenntnis der Seele des Auslandes auch hier; denn der Lateiner empfindet, selbst wenn sein Verstand die Unwahrhaftigkeit einer Karikatur durchschaut, doch die Bewunderung des für künstlerische Fähigkeit empfänglichen Herzens für die Geschicklichkeit, mit der sie gezeichnet ist! Daher ja auch der Erfolg großer Pamphletisten in lateinischen Ländern wie der Pietro Aretinos und Paul-Louis Couriers schon in früheren Zeiten. Man wende nicht ein, daß deutsche Sprache und deutsche Art nun einmal nicht die Elemente enthielten, die dem Reichtum der Lateiner an Finten und Fechterkunststücken zur Verfügung stehen. Die Prosa Friedrich Nietzsches, den man einmal auch unter dem Gesichtspunkt eines großen Pamphletisten betrachten sollte, ist der beste Gegenbeweis. *Man sollte nicht immer mit dem Deckmantel der moralischen Tugendhaftigkeit bei uns überdecken, was meistens nur Rassenschwäche, Mangel an Rassenstolz oder Bequemlichkeit ist.* Zum tüchtigen Kampfschriftsteller und geistigen Vorfechter einer Nation gehört noch etwas mehr als ein Wissenstornister auf dem Nacken, nämlich Lendenkraft, Charakter und Scharfsinn.

Und gar die wissenschaftliche Art des deutschen Widerlegungs- und Aufklärungsfeldzuges gegenüber der feindlichen Lügenpropaganda! Aus einer ganzen Bibliothek von Geschichts- und Geschichtenbüchern wurden Aussprüche bekannter Männer aus Feindesland aus allen Jahrhunderten und Staaten ausgeklaubt, die dafür zeugen sollten, ein wie unverfänglicher und biederer Geselle der Deutsche doch im Grunde seines Herzens ist, und daß man ihn in Wirklichkeit nicht im geringsten zu fürchten habe. Was das deutsche Schwert, deutsche Muskeln und deutsche Nerven gottlob dem Auslande drei Kriegsjahre hindurch in der buchstäblich schlagfertigsten Weise bewiesen haben, daß nämlich selbst größte Übermacht beim Deutschen auf den furchtbarsten Gegner der Erde stieß, schien diese deutsche Unverfänglichkeitspropaganda in St. Michels Zipfelmützenzeichen widerlegen zu wollen. Ja, ein bekannter Psychologe photographierte sogar deutsche Kinder im Augenblick, wo diese Bilder mit untergehenden englischen Schiffsbesatzungen betrachteten, um festzustellen, daß diese dabei Mitleid und Wehmut empfanden und nicht Schadenfreude und Blutdurst, wie die Feinde behauptet hatten!

Es fehlte jeder Stolz, es fehlte die selbstverständliche Klugheit, ja sogar, was wenigstens bei soviel wissenschaftlichem Gebaren zum mindesten erwartet werden konnte: das Wissen darum, daß der Deutsche doch nicht erst seit gestern auf der Welt ist, und daß es in Wirklichkeit nicht der Aufklärung und Widerlegung bedarf; denn auch das feindseligste Ausland kennt uns, wie wir sind, weit genauer und besser, als es unsere Aufklärungsstrategen zu wissen scheinen. Der springende Punkt ist, daß es sich zu seiner vorhandenen Kenntnis des Deutschen nicht bekennen wollte. Einen feindlichen Willen und nicht ein fehlerhaftes Wissen galt

es zu entkräften, und das geschieht nur dann mit Vorteil, wenn man Willen gegen Willen einsetzt und nicht Wissensmassen! Warum wurde der Deutsche vom Feinde moralisch verklagt? Weil man in Feindesland die unpolitische und dafür um so mehr moralisch gerichtete Natur des Deutschen kennt und seine Bereitwilligkeit zur Selbstbelehrung und zur Lehrhaftigkeit, die ihn in einen unfruchtbaren wissenschaftlich-moralischen Disput verstrickte.

Wenn heute noch immer die ungeheuren Waffentaten der deutschen Heere nicht die ihnen entsprechende geistige Suggestion deutscher Überlegenheit erweckt haben, so liegt dies daran, daß zwar deutscher Feldherr und deutscher Krieger, trotzdem wir nur einen Verteidigungskrieg führen, den Krieg tief in Feindesland getragen haben, während die Herren der deutschen Propaganda, um nur ja deren rein defensiven Charakter zu wahren, bis an deutschen Geist, deutsches Herz und deutsche Seele die Anwürfe des Feindes gelangen ließen. Und dann alle die beschämenden Feuilletons unter der Überschrift „Warum ist der Deutsche im Auslande so unbeliebt", Nachtgespräche der deutschen Seele in der Wolfsschlucht ihrer Unherrschaftlichkeit, in denen sie Buße tat und bekannte: „Ja, Herr, ich bin im Auslande den wahren Kulturmenschen der Erde durch zu lautes Sprechen und zu gieriges Essen auf die Nerven gefallen und habe mit meinem dicken Lodenkostüm und dem Marderrasierpinsel auf dem Jägerhütchen im fernsten Apulien die Lächerlichkeit auf mein Volk herabbeschworen."

Wo es die Einsicht und der Vorteil gebieten, soll man auch vom Feinde lernen. Unsere Feinde haben der deutschen Kriegführung und wirtschaftlichen Organisation manches abgesehen. Lernen wir dafür von der französischen und der englischen Presse, daß eine Presse nur dann voll Erfolg haben kann, wenn sie als Presse ganz sie selbst ist und ein rein journalistisches Gepräge trägt. Wie nur der als Krieger die Höchstleistung seines Typus vollbringt, der ein geborener Krieger ist und ausschließlich kämpferisches Genie darstellt, so auch nur die Presse, die nicht durch ihr wesensfremde Einflüsse aus dem Gebiet der Wissenschaft in ihrem innersten Wesen und in ihrer Betätigungsmöglichkeit verfälscht und darum sich selbst entfremdet wird.

Kein schärferer Wesensunterschied wie zwischen der französischen und der deutschen Presse. Man lasse bei einer Betrachtung der ersteren einmal die moralischen Wertungen beiseite; denn die Freude über die sittliche Güte der eigenen Sache darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie nicht immer auf die klügste Weise vertreten worden ist. Die französische Presse ist folgerichtig zu einem wirklichen geistigen Großkampfmittel des eigenen Landes und zum beglaubigten Gesandten der öffentlichen Meinung Frankreichs ausgebildet worden. Was an ihrem Lande werbend wirkt, hat sie mit einer Suggestionskraft ohnegleichen verwertet, um der Idee eines gallischen Kulturimperiums in der ganzen Welt Anhänger und Bewunderer zu verschaffen, von denen viele nachmals aus Kulturverehrern politische Bundesgenossen im Weltkrieg geworden sind. Zwei schlagwortartige Gedankengänge dienten dazu, der maison de France Fassade und Relief zu geben. Einmal war Frankreich das Land, das der Welt in seinen Möbeln Louis Quinze und Louis Seize nebst der entsprechenden ästhetischen

Atmosphäre den Salon gegeben hatte. Andererseits schenkte es der Welt in den Menschenrechten der Revolutionszeit, deren Pathos „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ von der Republik zum offiziell anerkannten Staatspathos erhoben wurde, den neuesten politischen Fortschritt. In enger Verbindung mit der Presse zogen französische Dichter, Künstler und Schriftsteller in alle Welt, um für die französische Vormachtstellung in Fragen der Kultur zu werben. Man lese gewisse deutsche Zeitungen aus der Zeit vor dem Krieg, um zu sehen, wie die Franzosen damit selbst bei uns Erfolg hatten und wie wir dazu beigetragen haben, den französischen Dünkel großzuziehen, bis er sich in unseren Tagen einbildete, an uns eine politische Erlöserrolle vollziehen zu müssen! Dazu kamen in der Pariser Presse sehr ausführliche, zutreffende und interessante Berichte aus allen Ländern, in denen das, was in diesen gegenwärtig am stärksten wirksam war, zur Kenntnis des französischen Publikums gebracht wurde. Vielleicht wäre die deutsche öffentliche Meinung nie bei Kriegsausbruch auf den Gedanken gekommen, daß Japan unsere Partei ergreifen würde, wenn unsere Presse statt all des historischen Korrespondenzmaterials mehr Gegenwartsberichte, auch aus dem fernsten Orient, gebracht hätte, die uns eine bessere Kenntnis der Seele des Auslandes vermittelt hätten.

Es ist ein ausgedehntes Feld, das sich hier mit jedem Schritt weiter vor unseren Augen auftut. Nur wer die Presse sich selbst und ihrem eigentlichsten Wesen und Charakter entfremden will, wird sie in die Studierstube der Wissenschaft hineinführen wollen. Ihr Feld sei Gegenwart, Gegenwart und nochmals Gegenwart sowie Umsetzung der Nationalwerte in Nationalgeltung und Pflege dessen, was am Deutschtum werbend wirkt.



Weckruf · Von Anna von Weltzien

Noch immer unbewegt im Räderwerk des Lebens?
Noch immer fern dem Sinn unendlichen Sichgebens?

Noch immer schlaff und lau, verschlafen das Gewissen?
Noch immer ohne Ziel, im Innersten zerrissen?

Wer darf sich schrankenlos der Freiheit fürder freuen!
Wer darf das Pflichtgebot der harten Stunde scheuen!

Gemeingut ist die Kraft und was uns einzig-eigen.
Der Dienst am Vaterland läßt Ichverlangen schweigen.

Uns soll kein Seitenpfad zu trüben Quellen leiten.
Wir wollen aufrecht einst in tiefersehnten Zeiten

Mit reinen Füßen gehn auf goldenen Friedensgassen
Und goldene Friedensfrucht mit reinen Händen fassen.



Lebensläufe

Von Julius Kreis

1. Die „Schauspielerin"

Ein kleines, vierzehnjähriges Mädel von mittelmäßiger Intelligenz und einer Überfülle angelesener Kinogefühle. Leidlich hübsch. Läuft Operettentenören nach, verpulvert ihr Taschengeld an Photos von Kinosternen, schreibt schwülstige Briefe an Heldendarsteller und erste Liebhaberinnen und schlingt Theaterromane wahllos in sich hinein.

Herrlich, das: So Abend für Abend von Beifall und Blumen überschüttet auf der Bühne zu stehen und etwa in der Loge einen Prinzen oder doch einen Grafen als Geliebten. — Ruhm, Reichtum, Liebe!

Beim Schulschluß ist sie in einem kleinen Festspiel Mittelpunkt.

Sie will „zur Bühne". Die Eltern, kleine Leute, toben. Zündholzköpfchen in den Kaffee geschabt! — Ausreißerei. Die Eltern lassen nun um des lieben Frieden willens den Widerstand. Für sie ist die Partie verloren.

Sie lernt mit viel Hingabe und wenig Talent die Rollen des Operettenstars, guckt Henny Porten und Asta Nielsen Bewegungen und Augenaufschlag ab.

Ein verkrachtes Schmierengenie holt ihr Mark für Mark heraus (Talentvolle Ermäßigung!) und konstatiert Talent. Dann Abend für Abend im Volkstheater „Der Tee ist serviert" — „Das gnädige Fräulein läßt bitten". — Abend für Abend. Sie will eine Rolle. — Der Regisseur lacht. Der Prinz in der Loge ist nicht da. Auch nicht der Graf. Aber der Hunger und Durst nach dem Leben, schon nicht mehr so sehr nach der „Kunst".

Ein Bankkommis, ein Winkelsportsmann, ein Urlaubsleutnant, ein Student...

So bröckeln die Tage ab.

Der Tee ist serviert . . .

Agenten machen schnoddrige Witze, werden zärtlich, werden grob.

Das gnädige Fräulein lassen bitten... Wenn man nur ein einziges Kleid hat! Es war einmal totschick. Aber jetzt muß Winter und Sommer die Jacke darüber getragen werden.

Der große Wunsch: Nicht mehr die Rolle — der reiche Kommerzienrat.

Er kommt nicht.

Der Tee ist serviert ... und man geht so langsam vor die Hunde.

Der Lehrer

Zu diesem Beruf, junge Menschen zu bilden und zu erziehen, brachten ihn nicht Wunsch noch Veranlagung, sondern Vettern, Basen, Hausfreunde und Eltern, die immer wieder den Vetter Karl ins Treffen führten, der nun Schulinspektor war, sechstausend Mark Gehalt hatte und lachen konnte.

Der Junge wäre so gern Techniker geworden, oder Seemann oder Landwirt. Aber diese freien Berufe!

Max, denk', du bist fürs Leben versorgt! Pensionsberechtigung! Vetter Karl hat sechstausend Mark und kann lachen! —

So schleppt er sich durch die Schulen, zäh und unlustig. Macht schlecht und recht Prüfungen und bekommt irgendwo in einem kleinen Nest eine Anstellung. Rennt mit dem Kopf gegen Wände. Die Wände sind fest.

Neidet jedem seiner Jugendkameraden das Los.

Ist in seiner Schulstube ein unfroher Lehrer bei unfrohen Schülern, die ihm so gleichgültig sind wie er ihnen.

Dann umfängt ihn das linde Spießertum der Mauern.

Er hat ein Ziel: Vetter Karl zu erreichen mit sechstausend Mark Gehalt!

Und er führt seine Schullisten sehr sorgfältig. Heiratet die Tochter seines Rektors.

Ist nach zehn Jahren der Schulmeister, in der Schulstube und außer der Schulstube. — Und kann lachen...

Der Dichter.

Als er achtzehn Jahre alt war, druckte irgend ein Tagblättchen ein Gedicht von ihm ab, ein Gedicht, wie es jungen Menschen in einer guten Stunde wohl gelingen mag, wenn sie viel Lyrik lesen.

Weil er in der Schule Schwierigkeiten hatte und lieber Romane las, in denen die Helden auch verkannt waren, beschloß er Künstler zu werden. Papier und Feder sind am leichtesten zugänglich. Und außerdem war er ja schon „gedruckt". In dem Geschäft, in das ihn die Eltern steckten, ging er umher als der heimliche König. Sein Chef zeigte wenig Verständnis dafür und verlangte saubere Bücher.

Ruhm und Reichtum locken!

Gedichte, ein Roman, ein Drama, Novellen, Aphorismen, Essays entstehen, gehen in die Welt und kommen zurück mit dem Zettel: Zu unserm Bedauern ...

Nicht, daß die Sachen ganz talentlos gewesen wären, aber nicht ganz talentlose Gedichte, Romane, Dramen, Novellen gibt's so viele, viele ...

Ein Buch im Verlag „Äolus" erscheint, erschöpft das Sparkassenbuch des Dichters und wird nach zwei Jahren, wie's vom Drucker kam, an den Altpapierhändler verkitscht. Einige Exemplare liegen sonnengebleicht in einer Jahrmarktbücherbude.

Er sendet zwei Kilo Dichtungen dem berühmten Maier. Der berühmte Maier schreibt: Recht hübsche und talentvolle Arbeiten. Viel Glück! Maier.

Und die zwei Kilo sind wieder daheim. Dann versucht er's einmal im Stil Hubers, des bekannten Hubers, der so viel Erfolg hat, und dann im Stil Schmids, den man so oft liest, und als es mit Novellen nicht gelingt, schreibt er Humoresken, und als die liegen bleiben, verarbeitet er die Pointe zu Witzen für den „Fidelen Luftballon". Und von dreißig wird eines genommen und läßt die Hoffnungen wieder hoch emporschnellen. Dann macht er nur mehr Witze. Von denen wird keiner genommen.

Und mittlerweile ist die Jugend verpufft, Spannkraft, Freude und Können im Beruf dahin. Und ein verbitterter, gequälter Mensch bleibt zurück, dem jeder Erfolg des andern aufs neue einen Stachel in die Seele preßt ...



Zickzackkurs

Von Prof. Dr. Leo Brenner

Unter den vielen Vorwürfen, welche die Feinde gegen Deutschland erheben, ist auch einer der „Doppelzüngigkeit in der deutschen Politik“. Er hängt mit dem zusammen, was man bei uns seit Bismarcks Rücktritt bemerkt und mit dem Ausdrucke „Zick-Zack-Kurs“ bezeichnet hat. Er war es, der bekanntlich uns in letzter Linie den Weltkrieg auf den Hals gehetzt und uns in diesem fast ganz isoliert hat. Daß wir trotzdem drei Bundesgenossen gefunden haben, beruht lediglich darauf, daß zwei davon, gleich uns, um ihren Bestand zu kämpfen haben, der dritte aber von unserem Siege überzeugt war und deshalb seine eigenen imperialistischen Zwecke mit Deutschlands Hilfe verwirklichen zu können glaubte. Jetzt, wo ihm Zweifel über den Ausgang des Krieges auftauchen, beeilt er sich umzusatteln. Denn geliebt (das dürfen wir uns wahrlich nicht einreden!) hat man uns dort ebensowenig, wie in den beiden anderen Staaten, die mit uns gehen.

Es hat heute keinen Zweck, darüber nachträglich noch Betrachtungen anzustellen; wohl aber muß der, welcher es mit Deutschland gut meint, seine warnende Stimme erheben, wenn er sieht, daß noch immer im Zick-Zack-Kurse weitergefahren wird. Dies ist leicht zu beweisen. Den Ukrainern sagte man erst das von ihren Stammesgenossen in überwiegender Mehrzahl bewohnte Cholmer Gebiet zu. Als darob bei den Polen Zetergeschrei entstand und Österreich aus Furcht vor den galizischen Polen Vorstellungen machte, sattelte man um und gab den Polen zu verstehen, daß man ihnen Cholm lassen werde: sie mögen nur ruhig sein. Daß man durch ein solches Vorgehen die Freundschaft der viel mächtigeren und volkswirtschaftlich wichtigeren Ukraine verscherzte, fiel nicht ins Gewicht! Unter dem Druck der Mittelmächte hatte die Türkei vor 3 Jahren in die Abtretung von Gebietsteilen an Bulgarien zugestimmt. Als die Dobrudscha mit Hilfe türkischer Waffen erobert wurde, folgerte die Pforte daraus, daß sie ein Recht hätte, vorzuschlagen, daß sie für die Abtretung des ihr zustehenden Viertels der Norddobrudscha an Bulgarien, das vorhin abgetretene Gebiet von Bulgarien zurückbekomme. Die Bulgaren wollten davon nichts wissen, denn nach ihrer bekannten Auffassung haben sie immer nur zu fordern, aber niemals zu gewähren. Beide Teile riefen also Deutschlands Entscheidung an und diese schwankte so lange hin und her, bis in jüngster Zeit bekannt wurde, daß der amerikanische Gesandte in Sofia sich bemühe, Bulgarien zum Treubruch zu verleiten. Da beeilte man sich halbamtlich zu verkünden, daß doch eben Deutschland im Begriffe war, diese Frage im bulgarischen Sinne zu lösen!

Was die Türken zu dieser halbamtlichen Kundgebung sagen werden, kann man sich nach den Wutausbrüchen ihrer Presse anläßlich der Brest-Litowsker Zusatzartikel vorstellen. Auf vermutlich höhere Weisung fielen nämlich sämtliche türkische Blätter über Deutschland her, dem sie Doppelzüngigkeit und Bruch des Vertrauens und der Freundschaft vorwarfen. Der Kern ihrer Ausführungen war folgender: Deutschland hat Georgiens Unabhängigkeit durchgesetzt, folglich

hatte es die Macht, Rußland dazu zu zwingen, und so hätte es auch die Macht gehabt, es zur Anerkennung eines unabhängigen Aserbeidschan mit der Hauptstadt Baku zu zwingen. Daß es dies unterließ, zeigt erstens, daß Deutschland in Georgien selbstsüchtige Zwecke verfolgt, zweitens, daß es die türkische Freundschaft und jene der ganzen mohammedanischen Welt geringgeschätzt und alle schönen Versicherungen und Verpflichtungen früherer Zeit nur leere Worte waren, drittens, daß Deutschland wegen etlicher Tonnen Naphtha auf die türkische Freundschaft verzichte. Diese Ausfälle fanden gleichzeitig beim Antritt der Reise des Großwesirs nach Berlin statt und sie scheinen ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben, weil der Großwesir bei seiner Abreise erklärte, er sei mit dem Ergebnis seiner Reise vollauf zufrieden. Das heißt also, daß man ihm in der Wilhelmstraße einerseits eine Lösung der Dobrudscha-Frage im türkischen Sinne zugesichert hat, und andrerseits, daß man ihm durchblicken ließ, man werde ihm im Kaukasus keine Schwierigkeiten bereiten, wenn er dort auf eigene Faust den türkischen Ansprüchen zum Erfolg verhelfen sollte. Daß dies keine leere Kombination ist, kann man daraus schließen, daß sofort der türkische Angriff auf Baku und die Besitznahme dieser Stadt und Aserbeidschans erfolgte. Nach dem Wortlaut der Zusatzartikel wäre nun Deuschland verpflichtet gewesen, dies zu verhindern und den Russen Baku zu sichern: aber dies geschah nicht, und bereits sind russische Stimmen laut geworden, die sagten, angesichts dieses offenkundigen Bruches seiner Verpflichtungen durch Deutschland brauche auch Rußland selbst sich keineswegs strenge an seine Verpflichtungen Deutschland gegenüber zu halten. Man hat also glücklich auf diese Art alle Teile vor den Kopf gestoßen! Ähnlich liegt es mit den Ostseeprovinzen.

An diesem Zick-Zack-Kurse beteiligt sich aber Österreich-Ungarn mit gleichem Eifer und natürlich auch gleichem Erfolge! Und bei dem großen Einflusse, den naturgemäß Deutschland auf die Haltung und Politik der Donau-Monarchie hat, wird man nicht fehlgehen anzunehmen, daß dieser Kurs auch durch Deutschland mitbestimmt wird. Und was sehen wir dort? Gerade ausgemacht jetzt in dieser schwersten Schicksalsstunde, in der sich die Feinde bemühen, die Südslawen zum offenen Abfall und Aufstand zu bewegen, haben die österreichischen Staatslenker nichts Besseres zu tun, als die bosnische Frage aufs Tapet zu bringen und zwar in der Weise, daß Bosnien und die Herzegowina, denen dann noch Dalmatien folgen soll, an Ungarn angeschlossen werden, also an die jedem Serben verhaßten Madjaren! Dabei müssen auch die Interessen Österreichs selbst leiden, weil es ohne Bosnien und Dalmatien ein Torso in handelspolitischer und volkswirtschaftlicher Beziehung ist. Bosnien ist nämlich ein an Erz, Holz und Kohlen ungemein reiches Land, dessen Naturschätze nur auf zweckmäßige Ausbeutung warten, Dalmatien aber könnte, wenn etwas für dieses vernachlässigteste aller Kronländer geschähe, die Perle der Monarchie werden! Das aber alles scheint den Schlaumeiern an der Donau nicht klar zu sein, oder sie setzen sich darüber des augenblicklichen Erfolges halber hinweg. Die Deutschen Österreichs haben dies besser begriffen, daher auch ihr erregter Widerstand gegen die ungarische Lösung, ein Widerstand, in dem sie die Unterstützung der Südslawen und Tschechen, ja sogar eines Teiles der Polen finden. Was Böhmen

betrifft — der gleiche Zick-Zack-Kurs: heute verspricht man den Tschechen, morgen den Deutschen goldene Berge, einzig und allein bestrebt, dem jeweilig Aufbegehrenden den Mund zu stopfen. Daß man sich dabei bei beiden Teilen des Vertrauens entäußert, scheint man gar nicht zu merken! Dasselbe gilt auch bezüglich der Schaukelpolitik in Galizien: heute verspricht man den Ukrainern die Zweiteilung als eine selbstverständliche Folge der Gleichberechtigung aller Nationalitäten und morgen sichert man den Polen zu, daß man ganz Galizien an das Königreich Polen anschließen werde. Und im Hinblick auf Polen selbst ist bis heute noch kein Mensch klug geworden, was denn die deutschen und österreichischen Staatslenker eigentlich wollen: die austro-polnische, die deutsch-polnische oder die rein-polnische Lösung?

Nicht besser steht es mit der litauischen Frage: heute tut man, als ob man es mit Deutschland vereinigen wolle, morgen mit Polen und übermorgen wird man es vielleicht den Russen anbieten. Dann sollen aber die Litauer zu Deutschland Vertrauen haben! Es ist dies gerade so wie mit den Vlamen, denen man erst hoch und teuer zugesichert hat, man werde ihre Selbständigkeit durchsetzen, und die man heute mit dem übrigen Belgien bedingungslos ihrem Schicksal überlassen will. Und was den drohenden bulgarischen Abfall betrifft, so sei daran erinnert, daß kurz vorher seitens der Mittelmächte in den neuesten Friedensangebotreden gesagt wurde, daß alle Bundesgenossen damit einverstanden wären, Frieden auf Grund der alten Grenzen zu schließen. Was besonders in Bulgarien Staunen erregt hat!



Zu Tale! · Von Julius Koch

Nun steht der Wald in Grün und Gold und Braun,
Und dunkle Schatten ziehn durch seine Kronen
Wie die Gedanken mütterlicher Frau'n,
Die sorgend voraus auf die Wege schau'n,
Dran ihrer Kinder künft'ge Schmerzen wohnen.

Und leise gleitend, in entseeltem Flug
Seh' ich die Blätter still zur Erde fließen.
Der Herbstwind raunt: Nun ist des Blühns genug,
Und was der Keim an jungem Hoffen trug,
Gedulde sich, bis neu die Veilchen sprießen!

Von welkem Schmuck ist mir der Weg umlaubt.
Wehmütig leuchtet er im Abendstrahle,
Eh' morgen er vermodert und zerstaubt.
Wie auch mein Herz an neuen Frühling glaubt,
Der Winter kommt! Erst geht der Weg zu Tale!





Einmischungen und Hemmungen

Als unsere Heere 1870 Paris belagerten, beunruhigte Bismarck nichts mehr als der Gedanke, die neutralen Staaten möchten sich einmischen. Er befürchtete, die Heldentaten unserer Soldaten würden in den Augen der Neutralen, wenn die Belagerung von Paris — ohne Beschießung — noch lange dauerte, schließlich verblassen.

„Da hat man nun", schreibt er am 25. 11. 70, „den ungeheuren Belagerungspark herangeschafft, alle Welt erwartet, daß wir schießen, und bis heute stehen die Geschütze müßig. Das hat uns sicher bei den Neutralen geschadet." Und am 28. 11. 70 berichtet er bereits ergänzend: „Die Pariser bilden sich ein, es se uns von London, Petersburg und Wien verboten, zu schießen."

Ein Franzose sagte in einem Vortrage zu London: „Die Ansicht, König Wilhelm beschieße aus Menschlichkeit Paris nicht, sei zum Lachen; er tue es nicht, weil die tapferen Marinesoldaten der französischen Forts ihn nicht herankommen ließen."

Die Sprache der englischen Blätter wurde denn auch während der nutzlosen Belagerung immer anmaßender. Ja, ein Beamter der englischen Botschaft erklärte, wie Blankenburg am 18. Dezember 1870 an Roon berichtet, in einem Berliner Lokal: „Wir Engländer leiden das Bombardement nicht."

Bismarck rechnete sogar mit einer Einmischung von Amerika, wenn Frankreich Zeit gegeben würde, „das europäische Gleichgewicht oder die menschenfreundliche Heuchelei, durch welche die Festung Paris gegen ernste Belagerung gedeckt wurde, zur Unterlage seiner Initiative zu machen".

„Gelang es," sagt Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen, „eine Verständigung zwischen den übrigen Mächten oder auch nur zwischen zweien von ihnen herbeizuführen, um eine Warnung, eine scheinbar von der Menschenliebe eingegebene Frage an uns zu richten, so konnte niemand wissen, wie schnell sich ein solcher erster Ansatz zu einer gemeinsamen, zunächst diplomatischen Haltung der Neutralen entwickeln würde."

„Es schwebt über der Sache", schrieb er an seine Gattin am 28. Oktober 1870, „irgend eine Intrige, angesponnen von Weibern, Erzbischöfen und Gelehrten; bekannte hohe Einflüsse sollen mitspielen, damit das Lob des Auslandes und die Phrasenbereicherung keine Einbuße erleiden. Jeder klagt über Hindernisse anonymer Natur... Dabei frieren und erkranken die Leute, der Krieg verschleppt sich, die Neutralen reden uns drein, weil ihnen die Zeit lang wird, und Frankreich waffnet mit den Hunderttausenden von Gewehren aus England und Amerika. Das alles predige ich täglich ...".

Bismarck muß es, als endlich die Beschießung begann, ähnlich zumute gewesen sein, wie es uns 1917 nach dem „Einsatz aller Waffen und Kampfmittel" war: Ungeheuer erleichtert!

Hat es uns 1870 bei den Neutralen geschadet, daß unsere Geschütze monatelang müßig vor Paris standen, so hat es uns 1916 bei ihnen noch viel mehr geschadet, daß unsere U-Boote vor den Forderungen Wilsons zurückwichen. Die Pariser brauchen sich heute nicht mehr wie 1870 „einzubilden", es sei uns verboten worden, zu schießen: es ist dies tatsächlich von Washington aus geschehen. Die amerikanische Einmischung, die Bismarck 1870 befürchtete, ist 1916 zur Tatsache geworden. Unsere Feinde haben hinreichend Zeit gewonnen, „das europäische Gleichgewicht" und die „menschenfreundliche Heuchelei" zur „Unterlage" ihrer Initiative zu machen. In großartigem Maßstabe. Die „Warnung", die „scheinbar von der Menschenliebe eingegebene Frage" ist an uns gerichtet worden und hat ihre Folgen gezeitigt. Ob auch „Intrigen" mitgespielt haben, „damit das Lob des Auslandes und die Phrasenberäucherung keine Einbuße erleiden", wird die Geschichte später entscheiden.

In der Marokkokrisis 1904—05 bedienten sich unsere Gegner des französischen Ministers Delcassé, um Frankreich in ein Bündnis mit England zu locken, und uns dann mit der englischen Flotte zu überfallen. Unsere Regierung wich damals dem drohenden Kriege aus, und Frankreich seinerseits ließ Delcassé, den Hetzer, fallen. Heute bedienen sie sich des amerikanischen Präsidenten Wilson, um uns, dem Ernste der Stunde entsprechend, weit schärfer zu treffen. Während der bosnischen Krisis 1908—09 gab der Reichskanzler Fürst Bülow ganz deutlich unseren Gegnern zu verstehen, daß Deutschland dieses Mal dem Kriege nicht ausweichen würde. Das wirkte, zumal da Rußland noch nicht bereit war. Churchill teilte am 11. September 1914 in einer Rede mit, daß der Krieg „bereits im Jahre 1909 durchgeführt worden wäre, wenn Rußland sich damals nicht so weit erniedrigt hätte, den deutschen Drohungen nachzugeben".

„Le nouveau groupement des puissances," depeschierte Baron Greindl, der belgische Gesandte, am 1. April 1909 nach Brüssel, „organisé par le roi d'Angleterre, a fait l'épreuve de ses forces contre l'union de l'Europe centrale et s'est trouvé incapable de l'entamer. C'est de là que vient le dépit." („Die neue Gruppierung der Mächte, die durch den König von England gebildet worden ist, hat eine Probe ihrer Kräfte gegen die Vereinigung von Mitteleuropa gemacht und hat sich unfähig gefunden, diese zu bezwingen. Daher der Ärger.")

Im Jahre 1911 gedachte Frankreich Marokko zu annektieren, wiederum unterstützt von England, vor dem es aus Faschoda gewichen. Marokko sollte der Preis für den französischen Verzicht auf die englische Interessensphäre im Sudan und in Ägypten sein. Deutschland sandte den „Panther" nach Agadir, um die deutschen Interessen in Marokko zu wahren. Admiral Hollmann erklärte damals in einer Sitzung der deutschen Orientgesellschaft: von Marokko selbst durften wir aus Rücksicht auf unsere Beziehungen zur Türkei nichts nehmen, wir mußten unsere Rechte gegen einen realen Gewinn auf anderem Gebiete möglichst teuer verkaufen.

Wir wissen, daß nicht viel bei diesem Handel für Deutschland herausgekommen ist. Frankreichs und Englands Feindschaft aber hat er auf den Siedepunkt gebracht. Im Verein mit Rußland setzten sie 1912 den Balkankrieg in Szene. Der damalige Staatssekretär von Kiderlen-Wächter warnte vor dem Ausbruch zwar die Vertreter der deutschen Finanz, wurde aber schließlich selbst sowohl von dem Ausbruch als auch von dem Verlauf des Krieges überrascht. Er meinte: man solle die Balkanstaaten und die Türkei ruhig aufeinander losschlagen lassen, so lang sie Geld, Kraft und Lust hätten. Es würde ihnen nichts helfen, denn die Großmächte seien sich darin einig, daß keine der streitenden Parteien einen Gewinn an Gebiet erzielen dürfe. Der Staatssekretär täuschte sich und täuschte uns. Die damalige Einigkeit der Großmächte war nur eine Finte der Entente, um die Mittelmächte irrezuführen. Rußland hatte im Einverständnis mit England und Frankreich den Balkankrieg durch jahrelange Aufreizung vorbereitet, um die Türkei in Europa zu zerschlagen, die deutsche Orientpolitik zu durchkreuzen und Österreichs Feinde auf dem Balkan zu stärken. Das geschah in gut gewahrter Heimlichkeit vor den Zentralmächten, deren Diplomaten sich gründlich hinters Licht führen

ließen. Bis 1914, da der damalige Reichskanzler mit Schmerz bekannte, daß seine ganze Politik, die auf Verständigung mit England hingearbeitet, zusammengebrochen sei wie ein Kartenhaus. England war von der Einmischung zum offenen Angriff übergegangen.

Mit Polypenarmen hat England nach uns gelangt, um uns zu erwürgen, ein Volk nach dem anderen aufgeboten, uns zu vernichten. Die ganze Welt der Angelsachsen hat es auf den Plan gerufen. Inmitten der europäischen Kämpfe greifen die britischen Polypenarme weiter. Es erobert Bagdad und Jerusalem, Mesopotamien und Palästina, hält Saloniki, Suez und Ägypten, macht den „heiligen Krieg" unwirksam durch Aufstellung eines Nebenbuhlers des Kalifen an der heiligen Stätte zu Mekka, verwirklicht mitten im Kriege Cecil Rhodes' gewaltigen Plan: den Bau der Bahn von Kairo nach Kapstadt.

Wir wissen, wie vollständig England uns Deutsche zu Boden drücken will. Wer uns aber niederringen will, den müssen wir so lange schlagen, bis er uns nicht mehr niederringen kann.

Es müßte denn sein, daß wir nicht mehr könnten, daß uns die Not, die Teuerung, die Entbehrung daheim und im Felde, vor allen Dingen die beständigen und nur allzu geschickten Angriffe auf Moral, Nerven und Stimmung zur Ergebung zwängen.

Drohungen und Einschüchterungen sind von jeher die Kampfesmittel der Feinde — nicht nur Englands — gewesen, um die deutsche Widerstandskraft zu zermürben. Mit welch einer Menge von Bedenklichkeiten haben die führenden Männer vor hundert Jahren in den Befreiungskriegen rechnen müssen! General von Bülow tadelte 1812: „Wozu unterhandelt man? Wozu diese kleinlichen Formeln?" Fürst Radziwill schrieb an den Freiherrn vom Stein (1813) über den Waffenstillstand im Juni 1813: „Alles war empört bei dem Gedanken an einen nahen Frieden, der nicht die Freiheit Deutschlands zur Folge hätte." Schleiermacher predigte, „es bedürfe noch einer ungeheuren Kraftentwicklung", um einen Frieden zu erreichen, „der Sicherheit gegen einen baldigen neuen Krieg gäbe".

Am 9. November 1813 knüpfte Metternich mit Napoleon Unterhandlungen an und verschaffte ihm dadurch so viel Zeit zu neuen Rüstungen, daß er im Januar 1814 wieder ein Heer von 150 000 Mann besaß. Metternich fand es sehr töricht, daß Gneisenau über den Rhein wollte. „Was uns denn die am anderen Rheinufer angingen? Wir würden doch wohl nicht die lächerliche Idee haben, nach Paris zu gehen?" Gneisenau ging aber doch über den Rhein, und Blücher sprach am 18. Januar 1814 zu Nanzig: „Die Zeit der Repressalien ist gekommen, sie (die Franzosen) müssen haarklein herausgeben, was sie den Deutschen auf meist verräterische Weise geraubt haben. Elsaß und Lothringen gehören zu Deutschland, und der Rhein ist ein deutscher Strom."

„Strategie," schrieb Gneisenau am 27. Januar 1814 an Stein, „ist die Wissenschaft des Gebrauches von Zeit und Raum. Ich bin weniger geizig auf diesen als auf jene. Raum mögen wir wiedergewinnen, verlorene Zeit nie wieder." Gneisenau pries am 28. April 1814 das Schicksal, das „die Menschen wider Willen zu den entscheidenden Schritten fortriß". Als aber der Sieg errungen war, „verdarben die Federn der Minister", was „die Schwerter der Armee" durchgeführt hatten. Frankreich behielt Elsaß-Lothringen, und das verarmte Preußen, aus dem Napoleon von 1807—12 über eine Milliarde herausgeholt hatte, bekam keine Kriegsentschädigung. Ja, Ludwig XVIII., der den Verbündeten seinen Thron verdankte, sagte höhnend: „Lieber 300 Millionen aufwenden, um die Preußen zu bekämpfen, als hundert, um sie zu befriedigen."

Deutsche Erbfehler sind es, die uns alle die Hemmungen und Klemmungen bereitet haben, an denen unser Volkstum gelitten: die Bereitwilligkeit, fremden Interessen zu dienen (schon den Griechen und Römern gegenüber); Mangel an Volksbewußtsein, das sie antrieb, dem Pompejus und Cäsar, dem Augustus und Tiberius zu fronen; falsch angebrachte germanische Treue gegenüber dem Erbfeind, Spionage- und Henkerdienst gegen-



über dem eigenen Volke (Segestes, der Schwiegervater, Flavus, der Bruder Armins); Scheu vor Konflikten bis zur schmachvollsten Selbsterniedrigung; unverständige Milde gegen hassende Besiegte (Theodorich, Totila in Italien, Karl VI. gegen Ludwig XIV. und Friedrich Wilhelm III. gegen Napoleon I.); bureaukratische Unselbständigkeit, beschränkter Untertanenverstand, Hundekriecherei, Lammesgeduld, Uneinigkeit, Selbstsucht — bornierter Fanatismus in religiösen Dingen. —

Aber immer wieder bestreben sich die Erbtugenden unseres Volkes, die Erbfehler auszugleichen und zu überwinden: Der unsterbliche Trieb zur Freiheit und Unabhängigkeit, Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit, Sinn für Ordnung, Fähigkeit zur Eingliederung, Genossenschaft- und Staatenbildung, unbefleckte Treue und liebevolle Anhänglichkeit, grübelnder Tiefsinn und geduldige beharrliche Forschung, weltumspannender Idealismus und christliche Barmherzigkeit, Versöhnlichkeit und Billigkeit, unglaubliche Zähigkeit und Tüchtigkeit in allen Lebenslagen, höchster Wagemut und vollendetste Tapferkeit, wenn die Not am höchsten.

Edmund Kreusch



Bolschewismus, Ententebeeinflussung und Kriegsgefangene

Bei meiner Rückkehr aus Rußland, wo ich längere Zeit als Obmann für Gefangenenfürsorge im Gouvernement Astrachan gewirkt hatte, traf ich bereits in Kreisen deutscher Diplomaten und des deutschen Volkes auf die Ansicht, unsere jahrelang der Heimat ferngewesenen Kriegs- und Zivilgefangenen seien so stark beeinflußt von anarchistischer oder bolschewistischer Propaganda und von Einflüssen der Entente, daß nach ihrer Heimkunft für gewisse Kreise unseres Volkes eine Gefahr der Übertragung vorläge. Dieselbe Ansicht geht auch aus den Worten Generals v. Wrisberg im Reichstag (Sitzung vom 6. Juni) hervor. Ohne diese Befürchtung, die mit vaterländischem Unterricht an die aus Rußland Zurückkommenden bekämpft werden soll, ganz von der Hand weisen zu können, möchte ich als guter Kenner der Verhältnisse im Kriegs- und Zivilgefangenenleben dazu einige Erklärungen geben, vor allem darüber, wie es überhaupt möglich war, daß unsere kriegsgefangenen Feldgrauen in Rußlands schwerer Gefangenschaft anfingen vom Krapprot der revolutionären Strömungen abzufärben.

Mit dem Hunger begann ihre Umwandlung vom guten Deutschen zum unzufriedenen Nörgler, mit dem Hunger der Kampf mit ihrer politischen Überzeugung. Allerdings nur bei verschwindend wenigen von ihnen möchte ich einen Umschlag der Gesinnung ins Maximalistische bemerkt haben. Der weitaus größte Teil aller reichsdeutschen und auch deutsch-österreichischen Kriegsgefangenen, das will ich vorwegnehmen, blieb, abgesehen von stark sozialistischen Strömungen zu Zeiten der Unzufriedenheit, unter dem Einfluß des Hungers nämlich, gut national gesinnt und ist es bis heute.

Gegen die noch in Rußland weilenden Deutschen herrscht nur ein Bedenken, das, ob sie revolutionär angehaucht sind vom dortigen Zeitgeist oder nicht. Von Ententebeeinflussungen kann gar nicht die Rede sein. Außer einer Anklagebroschüre „Das betrogene Volk", die die Schuld Deutschlands, seiner Regierung und des Kaisers beweisen sollte, infolge der Naivität der Zusammenstellung der amtlichen Depeschen und Dokumente aber nur das Gegenteil erzielte, ist mir zur Zeit der zarischen Regierung der Versuch einer Ententebeeinflussung auf die Kriegsgefangenen nicht bekannt geworden. Und nach der Revolutionszeit war von einer Beeinflussungspolitik im Sinne der Entente erst recht nichts zu spüren, wohl aber setzte die Propaganda für alle sozialistisch-revolutionären Strömungen Rußlands sehr rege ein. Und

auf diese Leimrute liefen manche fest, denen erst später mit dem Heimweh die Erkenntnis kommen wird: zu späte Reue!

Es ist nicht meine Sache zu untersuchen, ob es unsere Regierung versäumt hat, sich rechtzeitig, d. d. vor dem Winter 1916—1917, um die Kriegsgefangenen in Rußland zu bekümmern und deren klägliches Los aufzubessern, oder ob die amerikanischen Diplomaten, die bis zum Abbruch der Beziehungen den Schutz deutscher Kriegs- und Zivilgefangener in Rußland vertraten, die Kriegsgefangenenfürsorge so lax behandelten, daß in der Tat nichts davon zu merken war. Fest steht, daß ein Aufatmen durch die Reihen der Kriegsgefangenen ging, als im Herbst 1916 Schwestern des Deutschen Roten Kreuzes die russischen Lager besuchten und Hilfe leisteten, soweit es in ihren Kräften stand. Nach Rückkehr der Schwestern in die deutsche Heimat setzte dann eine Kriegsgefangenen-Unterstützung ein. Besonders der Hamburgische Landesverein vom Roten Kreuz war es, der darin Ersprießliches leistete und dem unsere kriegsgefangenen Feldgrauen stets Dank wissen werden.

In der vermeintlichen Vernachlässigung deutscherseits ist also von vornherein die Wurzel des Übels zu suchen. Die außerordentlich schlechte Lage der Gefangenen, verschlimmert durch die mangelhaften Postverhältnisse, ließ sie verbittert werden darüber, daß nach ihrer Gefangenschaft das Reich sich in keiner Weise um sie bekümmerte, während vordem, solange sie unverwundete Kämpfer waren, Liebesgaben über Liebesgaben geflossen waren. Wer mit ihnen lebte und litt, konnte das verstehen trotz deutschen Bewußtseins und vaterländischer Treue und Begeisterung.

Die Ideen des März 1917 mit ihrem Freiheitsrausch des russischen Volkes gingen an manchem nicht spurlos vorüber, besonders natürlich nicht an denen, in deren Hirn der demokratische Gedanke seit Erwachen ihres politischen Bewußtseins gespukt hatte. Die Richtung, die dann der sozialrevolutionär-anarchistisch-kommunistische Gedanke in Rußland nahm, hätte bei normalem Verstande die Kriegsgefangenen zur Besinnung und Erkenntnis bringen müssen, daß ihre Utopien völlig verfehlte seien. Und nur durch den Hunger einerseits und einen nicht völlig gefestigten Charakter andererseits war es möglich, daß überhaupt Kriegsgefangene ins Fahrwasser der russischen Umstürzler gerieten.

Mit kindlichen Schiebungen fing das an. Um von den bolschewistischen Lagerverwaltungen größere Tagesrationen, mehr Freiheit und andere kleine Vorteile zu erhalten, die z. B. die Österreich-Ungarn überall genossen, weil sie sich mit den Russen besser verständigen konnten und teils gleichen Sinnes waren, erklärten sich auch die Reichsdeutschen den „Towarischtschi" als ihresgleichen. Dieser Trick mochte hier und da von Erfolg gekrönt sein; daß sie betrogen waren, sahen die „Towarischtschi" jedoch dann immer ein, wenn sie zu einer Veranstaltung, einer Versammlung usw. einluden. So erlebten beispielsweise die 1. Mai-Umzüge in manchen Ortschaften ein ungeheures Fiasko. Die russische Bevölkerung, die den Bolschewisten- und Anarchistenrummel gehörig satt hat, verhielt sich von vornherein streng ablehnend, jugendlichen Mob ausgenommen. Um ihr nun durch einen mächtigen 1. Mai-Umzug Eindruck zu machen, versuchten die roten Parteien möglichst alle Kriegsgefangenen zur Teilnahme am Umzuge zu verpflichten. Und ... wie mir die lagerältesten Feldwebel und Unteroffiziere vieler Lager berichteten: kein reichsdeutscher Soldat beteiligte sich daran. In den deutschen Waffenröcken, die man leider allerorts sah, steckten Österreicher und Ungarn. Die Kriegsgefangenen der Doppelmonarchie waren es denn auch, die stets und ständig bei bolschewistischen und anarchistischen Veranstaltungen zur Stelle waren, ja dort die erste Geige spielten und sich mit ihrem Verrat das wenige erkauften, was man ihnen bot: Freiheit. In erster Linie waren es natürlich slawische Elemente, doch auch unter den Ungarn fanden sich Kerle, die keinen Schuß Pulver wert waren. Und unter der Herrschaft dieses zweifelhaften Gesindels hatten alle gutgesinnten Gefangenen zu leiden, Deutsch-Österreicher und besonders natürlich Reichsdeutsche. Für Österreich-Ungarn mag also in der Tat eine Infektionsgefahr nach Rückkehr der

großen Gefangenenmassen bestehen. Man wird ordentlich Musterung halten müssen. Bei den Reichsdeutschen dürfte das nur in sehr geringem Maße notwendig sein.

Das bezieht sich im wesentlichen auf die Kriegsgefangenen. Bei den Zivilgefangenen liegen die Verhältnisse anders. Darauf ein anderes Mal einzugehen, behalte ich mir vor.

Das mahnende deutsche Wort, das auch die Heeresverwaltung im „Vaterländischen Unterricht" den Ausführungen Generals v. Wrisberg im Reichstag zufolge den Zurückkehrenden zuteil werden lassen will, war es, das auch an Ort und Stelle im Trubel des Anarchismus die Kriegsgefangenen völlig im Zaume hielt und sie daran erinnerte, wer und wes Geistes sie seien. Wo auch immer maximalistische Treibereien einsetzten ... ein Appell an das Vaterland, an die geliebte deutsche Heimat, ein paar deutsche Wahrheiten genügten, um die Phrasen von Volksbefreiung und Volksbeglückung zunichte zu machen. In Ufa war es, wo nach einer Bolschewisten-Propagandarede sich in dem Düsseldorfer Redakteur Dr. C. Stadtler ein Mutiger fand, der dem zur Versammlung beorderten gesamten Kriegsgefangenenchorus so deutsch ins Herz redete, daß auch kein Gefangener mehr im Saale zurückblieb und die Einberufer schnöde das Nachsehen hatten. In Kasan sprengte ein deutscher Oberarzt mit ein paar kernigen Worten den ganzen Phrasenring der Vorredner, und solche Fälle gibt es noch viele. Der größte Teil der Unzufriedenen, die man deutscherseits als „beeinflußt" ansieht, wird so deutsch werden, wie er war. Wenn der Austauschzug sich der Grenze nähert und er wieder als Kamerad zu Kameraden kommt, der in der feindlichen Fremde verbitterte Gefangene, dann wird sein volles deutsches Bewußtsein wieder erwachen — und meiner Ansicht nach auch ohne vaterländischen Unterricht.

Ein eigen Ding ist es mit den Kriegsgefangenen, die sich zur Roten Garde anschreiben ließen. Mit einem pater peccavi! sind sie zum Teil schon zurückgekehrt und haben sich den Austausch-Ausschüssen gestellt, um in der Heimat diese Zeit ihres Gefangenenlebens möglichst schnell zu vergessen. Aus Hunger, aus reiner Verzweiflung haben sie seinerzeit diesen Schritt getan. Soweit er sie nicht in die Reihen der Roten Armee brachte, sondern nur in den polizeiartigen Verwaltungsdienst, mag er verzeihlich sein, wenngleich die deutsch-militärische Auffassung sowohl wie die moralische durchaus dagegen steht. Nur im psychologischen Zustand der Leute mag eine urteilsmildernde Entschuldigung liegen. Anders dagegen diejenigen, die in der Ukraine und am Don gegen ukrainisch-deutsche Truppen kämpften. Für deren Rückkunft sowohl wie für Rückkehr der zu Agitatoren für Bolschewismus und Anarchismus gewordenen Kriegsgefangenen, die besonders auf ihre einstigen Lagerkameraden einzuwirken versuchten, werden wir uns bestens bedanken. Sie haben sich ihres Deutschtums nicht würdig gezeigt und mögen für alle Zeiten aus der Liste deutscher Bürger und Soldaten gestrichen sein. Gottlob sind es ihrer nur wenige, die schwach genug waren, sich übertölpeln zu lassen!

Alles in allem darf man nach Lage der Dinge sagen: keine unnötige Besorgnis! Wer Schmutz am Stecken hat, bleibt von selbst dort bei seinesgleichen. Und die zurückkommen, sind keine Träger sozialrevolutionärer Bazillen. Im Gegenteil. Denn sie haben deren Wirkung nur zu furchtbar in nächster Nähe gesehen! Als Deutsche zogen sie aus, und als geläuterte Deutsche kehren sie heim!

Siegfried Doerschlag



Theater und Kino

Seit Jahren sind wir gewohnt, die beiden als Nebenbuhler um die Gunst des Publikums, noch häufiger als Gegner im Reiche der Kunst aufgestellt zu sehen. Das Theater besann sich bei dieser Gelegenheit immer gern auf seine alte Requisitenkammer, holte sich daraus den Purpurmantel der künstlerischen Priesterwürde und klagte mit tragischer Gebärde das Kino eines üblen Wettbewerbs an. Das Kino entfremde ihm die einfacheren Volkskreise; die billigen Theaterplätze blieben unverlangt. Das Theater suchte in edler Selbstlosigkeit diesem Übelstande dadurch abzuhelfen, daß es seine Plätze dauernd verteuerte, so daß schließlich keine „billigen" Plätze mehr da waren, die „unverlangt verkommen" konnten.

In der Kriegszeit hat sich nun der Theaterbesuch so gesteigert, daß es überhaupt keine leeren Plätze mehr gibt, trotzdem unter allerlei Vorwänden die Preise immer noch gestiegen sind. Auch die Kinos haben einen Besuch zu verzeichnen, wie nie zuvor. Man könnte also, da das Publikum widerspruchslos sich rupfen läßt, hüben wie drüben zufrieden sein. Aber der Wettbewerb dauert an, nur zeigt er jetzt sein wahres Gesicht, d. h. man bindet zwar auch jetzt noch gewohnheitsgemäß sich die Larve vor, aber sie ist sehr durchsichtig. Kläger ist noch immer das Theater, doch scheinen ihm jetzt der Worte genug gewechselt und es ist zu Taten vorgeschritten.

Eine Reihe der Berliner Theater haben sich vereinigt und zur Abwehr der Kinokonkurrenz eine — Filmfabrik gegründet. Nicht als ob sie den Teufel durch Beelzebub vertreiben wollten. Es handelt sich vielmehr um gemeinsamen Seelenfang; freilich ist diese Seele das geliebte Geld. Die Herren Theaterdirektoren schließen sich zusammen, wie die Eidgenossen auf dem Rütli und versichern mannhaft mit dem Pathos eines Schmierentragöden, daß es künstlerische Gründe seien, durch die sie zur Gründung ihrer Filmfabrik gezwungen worden seien. Durch die Arbeit in den Filmfabriken sei die künstlerische Arbeit in den Theatern unmöglich gemacht worden. Die Schauspieler, die hüben und drüben engagiert seien, kämen aus dem furchtbaren Gewissenszwiespalt gar nicht heraus: Soll ich zur Filmaufnahme gehen? Soll ich an der Theaterprobe teilnehmen? Dort winkt Geld, hier die „Kunst". Dort ist Pflicht und hier ist Pflicht. Man sieht, die fürsorglichen Theaterdirektoren konnten diesen seelischen Qualen ihrer Schauspieler nicht länger untätig zusehen. Nein, nein! sie wollen den Schauspielern ihre Einnahmen keineswegs beschneiden, es soll nur das Ganze organisiert werden, so daß die Tätigkeit für den Film und das Theater sich nicht durchkreuzen. Es sollen Kino und Theater auf ihre Rechnung kommen. Und die Herren Theaterdirektoren natürlich auch.

Ach ja, sie wollen alle auf ihre Rechnung kommen. Die ganze Sache ist nur eine Tragikomödie des kapitalistischen Kunstbetriebes. Unsere Theaterdirektoren arbeiten mit einem verhältnismäßig geringen Gagenetat. Einige wenige Schauspieler haben beträchtliche Einnahmen, die große Mehrzahl hat weniger, als zu einer einigermaßen erträglichen bürgerlichen Lebensführung gehört; sehr viele arbeiten zu Sätzen, die heute auch der kleinste Zuläuferjunge höhnisch zurückweisen würde. Das Kino bietet höhere Löhne. Unser Theaterbetrieb ist eine Kapitalmacht geworden, das Kino ist von vornherein eine viel größere Kapitalmacht gewesen. Nach den Darlegungen des Fachmanns Max Epstein arbeitet in den Theatern Berlins ein Kapital von ungefähr 15 Millionen Mark. Die einzige Universum-Film-Aktiengesellschaft verfügt dagegen über 25 Millionen Mark. Das Filmkapital der deutschen Filmfabrikationsgesellschaften schätzt er auf 100 Millionen Mark, während in den Lichtspieltheatern mindestens eine halbe Milliarde angelegt sei. Das Kino hat also in diesem Kampfe eine ungeheure Übermacht. Es kann diese auch den Schauspielern gegenüber sehr leicht geltend machen, indem es ihnen Bezüge anbietet, an die das Theater gar nicht denken kann. Das Kino kann den einmal aufgenommenen Film schier unbegrenzt nutzbar machen. Bis jetzt hat das Kino die Schauspieler mehr im Neben-

amte beschäftigt; aber diese „Nebeneinkünfte" übersteigen bei den einigermaßen beliebten Filmdarstellern ihre Theatergagen um ein Vielfaches. Der einfache Statist erhält 20 ℳ am Tage, Solomitglieder bekommen 100—400 ℳ täglich. Jahresgehälter von 60000 ℳ und mehr sind nicht selten, sie steigern sich bis zu dem 300000 ℳ-Vertrag, den Henny Porten mit der Meßter-Gesellschaft abgeschlossen hat. Unsere Theater locken dagegen mit der künstlerischen Tätigkeit, und einige ideal gesinnte Schauspieler mögen ihnen auch treu bleiben — solange das Kino nicht an sie herantritt und das Theater aus lauter „Idealismus" die Geldfragen nicht gar zu schäbig behandelt. Der Gagenetat des großen Geschäftshauses Reinhardt könnte da ganz tolle Dinge verraten. Das Kino ist eben ganz offen kapitalistisch und stellt sich auch mit dem Schauspieler auf einen richtigen Geschäftsverkehr; im Theater ist die Leitung kapitalistisch, der Schauspieler aber soll vom Idealismus leben.

An sich ist die Schauspielerfrage sehr leicht zu lösen. Das Kino braucht eine ganz andere Darstellungskunst als die Bühne, wie denn auch die bewährtesten Kinodarsteller keineswegs die berühmten Schauspieler sind. Je schärfer sich ein Kinodarstellungsstil herausbildet, um so mehr wird sich diese Trennung vollziehen, die auch im Interesse der Kunst dringend zu wünschen ist. Eben deshalb ist auch die Filmfabrikgründung der Berliner Theaterdirektoren aufs schroffste zu bekämpfen. Das ist weiter nichts, als eine organisierte Geldmacherei auf Kosten der Kunst, vermutlich auch der Schauspieler und sicher des Publikums.

Was nun den künstlerischen Wettbewerb zwischen Kino und Theater betrifft, so schätze ich den heutigen Stand des Kinos gewiß nicht hoch ein. Aber auch das kleinste Berliner Kino leistet künstlerisch weit mehr, als eine große Zahl der Berliner Theater. Denn so armselig ist kein Kinoprogramm, daß es nicht wenigstens das eine oder andere wertvolle Bild, etliche schöne Naturaufnahmen oder dergleichen bietet. Und das in wöchentlicher Abwechslung. Wo aber ist in jenen Berliner Theatern, die jahraus, jahrein irgendeine blöde Posse oder irgendeinen dreckigen, dummen Schwank spielen, auch nur ein Quentchen von Kunst zu entdecken? Und diese Theater mißbrauchen dann allabendlich lebendige Menschen zur Vorführung ihres Blödsinns, während das Kino nach der einmaligen Aufnahme doch nur noch die Maschine arbeiten läßt.

Zuletzt aber bleibt für uns doch die Frage übrig: Dürfen die vielfachen Organisationen, die für Volksbildung und -unterhaltung ins Leben gerufen worden sind, dem allem mit verschränkten Armen zusehen? Darf der Staat diese wucherische Geldmacherei auf Kosten der Kunst und des kunstsuchenden Volkes dulden? Und wenn er gegen den heiligen Kapitalismus nichts zu unternehmen wagt, will sich selbiger Staat dann nicht wenigstens am Geschäft beteiligen? Er forscht doch sonst überall nach Einnahmequellen und zieht die Steuerschraube mit einer Kraft an, daß dem unter ihr liegenden Staatsbürger der Atem ausgeht. Will er sich nicht als Dritter im Bunde zu den Herrschaften von Film und Theater an die reichbeladene Tafel setzen?!

Karl Storck

Ermanarich, der König

Das Dresdener Königliche Schauspielhaus hat am 19. September Wildenbruchs nachgelassene Tragödie „Ermanarich, der König" zur Uraufführung gebracht. Es hat also fast zehn Jahre gebraucht, bis sich eine Bühne fand, die dieses dem Dichter besonders ans Herz gewachsene Werk herausstellte. Wenn man die Stellung bedenkt, die Wildenbruch als Gesamtpersönlichkeit zukommt, seine unleugbaren Theaterleistungen hinzunimmt und auf der andern Seite dagegen hält, was in diesen zehn Jahren (von der Marktware abgesehen) an unausgegorenen und unfertigen Stücken auf unseren Bühnen dargeboten worden ist, wird auch der verwegenste Optimismus nicht mehr behaupten wollen, daß wir unsere nationalen Dichter verwöhnen. Es kann sich vielmehr niemand der Einsicht

verschließen, daß bei uns das Nationale geradezu ein Hemmnis auf dem Wege zur Bühne ist.

Der Krieg hat in der Hinsicht nichts gebessert. Vielmehr zeigt die Gesamtstellung Wildenbruchs im Bühnenspielplan der Kriegsjahre, daß das deutsche Theater geradezu grundsätzlich die Ausnutzung der Bühne für nationale Zwecke ablehnt. Das ließe sich vielleicht noch verteidigen, wenn sich eine allgemein gültige Tendenzfeindschaft feststellen ließe. Aber man braucht sich nur des Eifers zu erinnern, mit dem die Aufführungen von Görings „Seeschlacht" oder Fritz von Unruhs „Geschlecht" durchgesetzt worden sind, von tendenziösen Werken auf anderen Gebieten ganz abgesehen, um zu erkennen, daß es sich hier um eine ganz unverhüllte Feindschaft gegen das bewußt Nationale handelt. Es gehört denn auch in der Tat für eine Theaterleitung heute viel mehr Mut dazu, ein das Deutschtum stark betonendes Werk herauszubringen, als sich für noch so unzugängliche und unausgegorene Erzeugnisse der Richtungen einzusetzen, die jener Presse genehm sind, die das Wort „Freiheit der Kunst" als Bekenntnis zu ihrer eigenen Gesinnung auffaßt. Die Aufnahme des Wildenbruchschen Stückes bei einem Teile der Presse hat diese Tatsache aufs neue erhärtet. Auch der stärkste Beifall der Zuhörerschaft wird dann, falls er nicht unterschlagen wird, „bedeutungslos".

Man könnte diese Dinge auf sich beruhen lassen, wenn es sich um vereinzelte Erscheinungen und um die persönliche Haltung einzelner handelte. Aber es liegt System in dem Ganzen. Das Ziel heißt: Entdeutschung des deutschen Theaters in jeder Hinsicht. Der Kampf gegen diese Wühlarbeit ist vielleicht erfolglos, jedenfalls sehr unerquicklich; das entbindet nicht von der Pflicht, ihn zu führen.

Entgegen seiner sonstigen Art, die in raschem Anlauf den leidenschaftlich erfaßten Gegenstand bändigte, über Schwierigkeiten sich mit loderndem Temperament oder auch bloß mit lautem Hurraruf hinwegsetzte, hat Wildenbruch um diese Dichtung schwer gerungen. Die schon 1903 vollendete erste Fassung hat er zweimal umgearbeitet und dann noch im Schreibtische verschlossen. Im Vorwort zur unlängst erschienenen Buchausgabe (Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin, geh. 2 M) schreibt der Wildenbruch-Biograph Berthold Litzmann, daß „diese Kraftäußerung einer vulkanischen Natur, die aus tiefsten seelischen Erfahrungen und aus einer den ganzen Lebensinhalt des Dichters bis zum Grund aufwühlenden und wie mit einem eisernen Besen auskehrenden stürmischen Katastrophe erwuchs, zu den bedeutsamsten Kundgebungen in seinem gesamten künstlerischen Schaffen gehört". Eine nähere Betrachtung des Werkes wird uns bei ruhiger Anerkennung der künstlerischen Schwächen doch diesem Urteil zustimmen lassen, darüber hinaus uns die Überzeugung bringen, daß hier ein grunddeutscher Mann mit Problemen gerungen hat, die ans Innerste unseres deutschnationalen Daseins rühren. Schon deshalb hat er ein Recht auf Gehör.

Man hat Wildenbruch sehr oft als rückwärts gewendeten Propheten gehöhnt. Spott ist immer billig und der „Geist", der dazu notwendig ist, um sich über die Gesichte lustig zu machen, die den älteren Quitzow beim Anblick der ersten hölzernen Kanone überkommen, ist beim letzten Mitarbeiter des schäbigsten Witzblattes aufzutreiben. Damit wird die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß gerade die innersten Lebensprobleme eines Volkes, da sie auf dem Volkscharakter beruhen, im Laufe der Jahrhunderte bestehen bleiben, in der Geschichte des Volkes also auch immer wiederkehren. Deshalb ja ist die Geschichte eine Lehrmeisterin, und so außerordentliche Gegenwartsmenschen, wie Bismarck, haben aus ihr sich die höchsten Gesetze für ihr ganz der Gegenwart und noch mehr der Zukunft zugewendetes Handeln gewonnen. Die Idee bleibt, nur ihre Einkleidung wechselt.

Die ganze griechische Tragödie war ein solches Hineindichten gegenwärtiger Probleme in die Daueridee des Volkstums, wie sie im Mythos ihre zeitentrückte Gestaltung gefunden haben. Es wird natürlich immer eine Frage der dichterischen Kraft an sich sein, wie weit es dem Dichter gelingt, nun seinerseits wieder dauernden Gehalt in seine Gestalten einzufangen.

Shakespeares historische Stücke waren für des Dichters Zeitgenossen zweifellos durch ihren geschichtlichen, ja politischen Gehalt wertvoll. Uns Heutigen ist dieser Geschichtsinhalt völlig gleichgültig, wirkt gelegentlich sogar störend, und es ist lediglich der Menschengestalter, der uns packt. Kleists „Hermannsschlacht", wohl die vollkommenste Einkleidung eines zeitgenössischen nationalen Lebensproblems in das Gewand eines längst vergangenen Geschehens, hat niemals seinen zeitpolitischen Wert auswirken können. Selbst im jetzigen Kriege ist sie nach dieser Richtung nicht ausgenutzt worden.

Vielleicht ist unser Volk nicht „politisch" genug, um Dichtungen so zu erleben. Ich bin überzeugt, daß geringere Dichter eher die politischen Instinkte des Volkes auszunützen vermögen. Ein solcher ist Wildenbruch. Man sieht, ich überschätze Wildenbruchs dichterische Kraft nicht. Ich glaube nicht, daß eines seiner Dramen reich genug an reinen dichterischen Werten ist, um ohne Mithilfe der äußeren Verhältnisse tiefere Wirkungen auslösen zu können. Künstlerische Ewigkeitswerte sind hier nicht zu holen, und wäre unser Theater lediglich eine Kunstanstalt, so wüßte ich darin für Wildenbruch keinen wichtigen Platz. Aber neun Zehntel dessen, was auf unserm Theater geschieht, hat mit Kunst in diesem höchsten Sinne nichts zu tun. Das Theater, so wie es sich nun einmal entwickelt hat, ist in so hohem Maße eine „gesellschaftliche" Einrichtung, daß seine Mitwirkung an den die Gesellschaft beschäftigenden Fragen zu einer der wichtigsten Kulturaufgaben wird. Diese Tatsache wird ja auch im Grunde von niemand bestritten. Auch die größten Verehrer Frank Wedekinds z. B. werden ihm keine starke dichterische Kraft nachrühmen können. Seine Menschen sind keine wahrhaft lebendigen Geschöpfe; der Sprache geht alle künstlerische Kraft ab. Wedekinds Werte können also nur auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens liegen. Nun gab es für ihn ausschließlich das geschlechtliche Problem. Das ist doch nicht das einzige. Gerade durch den Krieg sind national-politische Fragen zu einer Bedeutung gelangt, der sich kein wahrhaft Deutscher zu entziehen vermag. Diese Lebensprobleme der deutschen Nation aber hat Wildenbruch stark und tief erlebt. Zahlreiche seiner Gedichte haben das immer wieder gezeigt.

Anderseits war er ein Theatraliker ersten Ranges. Das bei uns so seltene Theaterblut pulste in seinen Adern so reichlich, daß darüber der Dichter zu kurz kam, sobald er sich aufs Theater begab. Hinwieder liegt darin die Fähigkeit, Probleme, die an sich mit der Bühne nichts zu tun haben, in eine auf dem Theater wirksame Form zwingen zu können. Man schelte ihn meinetwegen Leitartikler; ein guter Leitartikler kann zuzeiten eine nationale Großtat werden — Josef von Görres wurde von Napoleon als eine Großmacht gewertet —, und wenn für einen solchen Leitartikel die auf die Masse wirksamste Form des Theaterstückes gewählt wird, braucht uns das nicht zu kränken. Mag die Kunst davon keinen Vorteil haben, so doch das Gesamtleben der Nation. Und da von neun Zehnteln des gesamten Theaterbetriebs die Kunst ohnehin keinen Vorteil hat, so will ich die Theateraufführungen preisen, denen man wenigstens einen solchen geistig-nationalen Wert nachrühmen kann.

Gewiß, Wildenbruch selbst würde mit dieser Einstellung zu seinem Schaffen nicht zufrieden gewesen sein. Aber gerade, daß er so durchaus Künstler sein wollte, erhöht noch seinen Wert als — halten wir das Wort bei — nationalpolitischer Leitartikler. Denn darin offenbart sich seine durchaus lautere menschliche Gesinnung, seine prächtige Hingabe an die von ihm als recht erkannte Sache. Gerade darauf beruht aber auch seine starke Wirkung auf das nicht voreingenommene Volksgemüt.

Die Dresdener Uraufführung seines „Ermanarich" war in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Die Berichte über den äußeren Verlauf sind nicht zutreffend, wenn sie durchweg sagen, daß der nach den drei ersten Aufzügen starke Beifall nachher abgeflaut sei. Nach dem vierten Akt rührte sich überhaupt keine Hand, was um so bemerkenswerter ist, als dieser äußerlich der theatralisch bewegteste ist. Nach dem ruhig verlaufenden, feierlich ausklingenden fünften Aufzug dagegen gaben die zurückbleibenden zwei Drittel der Zuhörerschaft ihrer Zustimmung in einem

Beifall Ausdruck, der stets an Wärme zunahm und zu einem zwanzigmaligen Hochgehen des Vorhangs führte. Dabei fehlte jene hysterische Aufregung, die für viele Berliner Veranstaltungen kennzeichnend ist. Es war vielmehr, als würden sich die Zuhörer über das Erlebte immer klarer und wollten nun ihrer Zustimmung sichtbaren Ausdruck geben. Denn ganz offenbar war dieser Beifall nicht literarisch-künstlerisch, sondern Gesinnungsausdruck. Es war Zustimmung zu den Gedanken des „Leitartikels", Übereinstimmung mit dem Prediger droben. Nicht der Literatur-, der Kunstfreund im einzelnen sprach da, sondern der ganze deutsche Mensch in der Not der gegenwärtigen Stunde. Im Grunde ist das aber das natürliche Verhältnis des naiven Menschen auch zum Kunstwerk. Und darum bin ich überzeugt, daß bei ihm am letzten Ende auch die Kunst am besten fahren würde. Alles andere ist ja doch von Reflexion beschwert und damit verbogen.

Wildenbruchs Drama behandelt im Rahmen der gotischen Geschichte das Problem des deutschen Volkes zu allen Zeiten, das Problem vor allem der jetzigen Stunde: Zusammenschluß aller Deutschen unter dem einen großen deutschen Staatsgedanken; Preisgabe aller Sonderbelänge der einzelnen Stämme, Unterordnung sogar der persönlichen Sittlichkeit unter die Forderung des Ganzen, insofern der einzelne für seine Handlungsweise, soweit sie das Allgemeine berührt, das Gesetz nicht aus dem Pflichtgebot des eigenen Herzens, sondern aus den Notwendigkeiten der Allgemeinheit gewinnen muß.

Der Ostgotenkönig Ermanarich ist ungerufen den von den Römern mit dem Untergang bedrohten Westgoten zu Hilfe geeilt. Von dieser Größe überwältigt, verzichtet der Westgotenkönig Atanarich auf seine Krone und unterordnet sich Ermanarich, der auf diese Weise alle Goten zu einem Volke einen kann. Der Bund soll dadurch gefestigt werden, daß Atanarichs Tochter Waladamara mit Ermanarichs Sohn Torismund vermählt wird. Denn es ist Ermanarichs Größe gelungen, das Gotenvolk für den Gedanken des Erbkönigtums zu gewinnen und so für die Zukunft die von der Einrichtung des Wahlkönigtums untrennbaren Streitigkeiten und Zersplitterungen fernzuhalten. Es war nicht der niedrige Gedanke der Hausmacht, von dem sich Ermanarich leiten ließ, sondern die Überzeugung von der Größe seines Sohnes und Nachfolgers. Torismund wäre auch aus einer Wahl als König hervorgegangen, darum leisten alle den verlangten Treueschwur an Ermanarichs Königsgeschlecht. Und Waladamara, die früh schon aus dem Vergleich mit dem Römervolk als Ursache der Schwäche der Goten ihre Zersplitterung erkannt hat, ringt sich zu dem Opfer der Entsagung ihrer Liebe zu dem herrlichen Balten (es sind die Vornehmsten unter den Westgoten) Alarich durch. „König sein bedeutet aufopfern eignen Wunsch. Der erste aller lebt für alle, für sich selbst zuletzt."

Inzwischen ist Torismund auf der Grenzwacht von einem vergifteten Hunnenpfeil getroffen worden und schleppt sich nur nach Hause, um zu sterben. Damit schiebt sich ein anderes Problem in den Vordergrund. Ermanarichs zweiter Sohn, Hunimund, ist in allem das Gegenteil Torismunds: eine dunkle, haßerfüllte, unbeherrschte Natur. So willig alle für Torismund den Königseid geschworen, so schwer erlangt ihn Ermanarich jetzt für Hunimund. Ja, Alarich weigert ihn und wird deshalb von Atanarich mit Haft belegt. Am schwersten aber trifft das Schicksal Waladamara. Sie fällt nun Hunimund zu. Und was Ermanarichs großen Worten von der Königsaufgabe nicht gelingt, das ertrotzt er von ihr, indem er von ihrer Zustimmung das Leben des Geliebten Alarich abhängig macht. Für Waladamara aber ist noch mehr zerbrochen; ihre königliche Seele hatte in Ermanarich den Verwandten gefühlt und ihm Kindesliebe entgegengetragen. Nun sieht sie in Ermanarichs Beharren auf der Erbfolge seines Geschlechtes nur kleinliche Selbstsucht.

Als nun aber Hunimund in lüsterner Gier ihr naht, vermag sie ihren Abscheu nicht zu überwinden und ruft um Hilfe. Ihre Stammesgenossen brechen herein, mit ihnen Alarich, dessen Faustschlag Hunimund zu Boden streckt. Alarich flüchtet mit Waladamara ins Frauenhaus. Damit ist der Feuerbrand ins Lager geworfen. Eine der dienenden Frauen Waladamaras

schreit von Aufruhr, von Königsmord; es kommt zum Handgemenge zwischen den beiden Gotenstämmen; Atanarich fällt und Ermanarich kommt zu spät, um die Westgoten am Abzug zu hindern. Den ob der Verschmähung Waladamaras rasenden Hunimund aber weiß die tückische Dienerin Waladamaras so von Sinnen zu reizen, daß er mit den gefangenen Hunnen verräterisch sich davonmacht, dem jenseits der Donau lauernden Hunnenheere die außer Ermanarich nur ihm bekannte Furt durch den Strom zu weisen. Erst jetzt, wo das Verhängnis hereinbricht, vermag Ermanarich seinem stolzen Familiengedanken zu entsagen; er erkennt in Alarich den geborenen König, der mit Waladamara dem Gotenvolke das künftige Königsgeschlecht geben soll. Deshalb auch darf er an dem ʼetzigen örtlichen Kampfe in der Wagenburg nicht teilnehmen, er muß sich für die Zukunft erhalten.

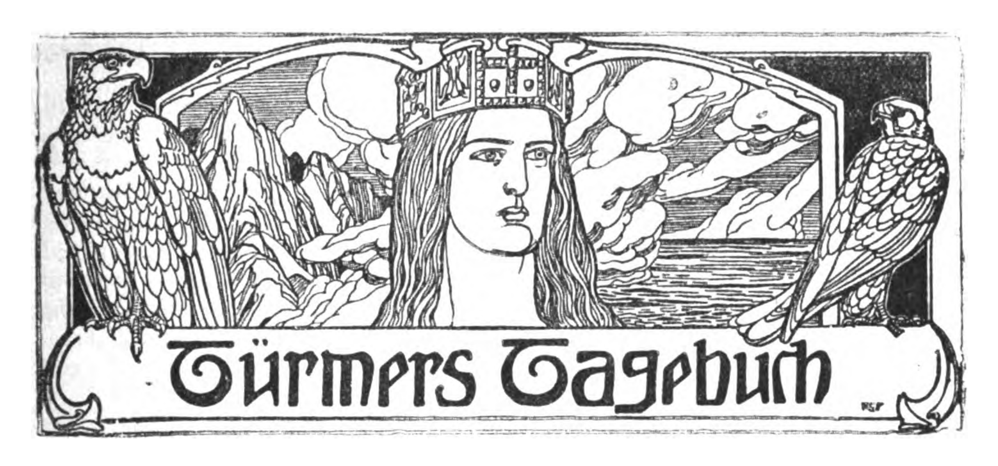
Die Schwächen dieses Dramas liegen so o"fen zutage, daß sie natürlich auch dem Dichter selber nicht verborgen geblieben sind. Umsonst hat er das Werk nicht dreimal umgearbeitet. Es w rkt deshalb schon mehr kindisch als anmaßend, wenn Herr Julius Ferdinand Wolff in den „Dresdener Nachrichten" so tut, als hätte es Wildenbruch nicht gemerkt, einen wie schlimmen Streich er „gegen das erbliche Königtum führt, im Augenblick, da er's auf völkischer Grundlage errichtet". Dabei lag doch gerade sicher darin für den Monarchisten Wildenbruch die außerordentliche Schwierigkeit, bis er sich zu Waladamaras Losung bekennt: „Sei König deines Volks, nicht deines Hauses. Dein Erbe sei der königliche Mensch." Ich bin überzeugt, daß gerade hier der Hauptgrund für den tiefer liegenden Eindruck des Werkes zu suchen ist. Nicht daß das Volk von heute durch das Werk für die Idee eines Wahlkönigtums gewonnen würde. Aber die Führersehnsucht, die in diesen harten Zeiten im deutschen Volke brennt, verstand den Dichter richtig, der schließlich nicht umsonst die Bismarcktragödie mit so bitteren Schmerzen erlitten hatte.

Daß die dunklen Mächte, in der Tragödie zu schablonenhaft gezeichnet, mit dem Ganzen psychologisch nicht verankert sind, gehört zu Wildenbruchs allgemeiner Schwäche, liegt hier besonders daran, daß es dem Dichter so ganz auf den Ausbau des bejahenden Gedankens, der Unterordnung alles Persönlichen unter das Gemeinsame, ankommt.

Wildenbruchs Drama wurde in Dresden unter Leitung des Dramaturgen Otto Erler aufgeführt, des hochgeschätzten Dichters „Struensees". Er hat mit außerordentlich geschickter Hand das wuchernde Rankenwerk beschnitten und ein straffes Bühnenstück hergerichtet, das seiner Wirkung überall bei einer deut'chen Zuhörerschaft in dieser Stunde sicher ist. Noch einmal: Wir sind uns alle klar darüber, daß dem alten Wildenbruch hier kein großes Kunstwerk gelungen ist. Aber ein lauterer Mensch, ein echter Deutscher und ein tapferer Mann hat seinem Volke in der Stunde der Not Wertvolles zu sagen. Die Bühne wird hier zum Volksparlament. Merkwürdig, daß gerade jene Leute, die so sehr für Parlamentarismus sind, die Redefreiheit immer dann bekämpfen, wenn der Redner anderer Meinung ist, als sie. Ich glaube, die meisten verstehen, wenn sie von „Freiheit" reden, nur „Freiheiten". Zwischen beiden aber ist nach Börnes Wort der Unterschied so groß, wie zwischen Gott und Göttern.

Karl Storck





Das Versuchskaninchen · Der Befähigungsnachweis der Reichstagsmehrheit · Eine „Regierung der nationalen Verteidigung“ · Dem Defaitismus ausgeliefert! · Der Prinz-Kanzler · „Berufene“ und „Erwählte“ · Die stärkste von Englands Künsten · Das unverstandene Selbstverständliche

Was das deutsche Volk über sich ergehen läßt, wird von seiner großen Mehrheit kaum geahnt. Um das zu begreifen, müßte es bei seinen — Todfeinden anfragen, und die — werden sich hüten! Haben sie doch ihre Freude dran! Wird es ihm von Leuten seines Blutes und Landes gesagt, dann glaubt es ihnen nicht, denn — was kann aus dem Vaterlande Gutes kommen? Und doch ist, was mit ihm vorgenommen wird, nicht mehr und nicht weniger als ein fortgesetzter „wissenschaftlicher Versuch am lebenden Objekt“ — Vivisektion. Es ist nicht anders: das deutsche Volk ist von Kriegsbeginn an das Versuchskaninchen seiner „Berufenen“ und „Erwählten“. Immerhin ist das Verfahren insoweit noch „human“ zu nennen, als bei ihm die Narkose angewandt wird.

Der Versuch, der zurzeit am deutschen Kaninchen unternommen wird, hat den Zweck, festzustellen, daß die „Demokratisierung“ auf Grundlage des in Rußland so bewährten bolschewistischen Gleichheits- und der nicht minder bewährten Wilsonschen Menschlichkeitsideale das einzig wahre Gegengift gegen die Kriegsseuche ist. Nichts selbstverständlicher, als daß das Kaninchen auf den Seziertisch muß, und wenn das Verfahren nur ernsthaft und gründlich durchgeführt wird, kann der Erfolg nicht ausbleiben. Wenn das Kaninchen bei dem Versuch zugrunde geht, ist zweifellos der Beweis geliefert, daß es bestimmt nicht an der Kriegsseuche eingegangen ist. Gegen die war es immun gemacht worden. Nur leider wollte das dumme Kaninchen die herrlichen Wirkungen der angewandten Methode nicht abwarten, es siechte dahin. An seinem Unverstande. — Das letzte könnte stimmen.

* * *

Es ist nur eine Binsenwahrheit, über die wohl allgemeine Übereinstimmung herrscht, daß wir seit 1890 nichts weniger als gut und von Jahr zu Jahr schlechter regiert wurden. Hat aber — diese peinliche Frage wird von Professor Dr. J. Haller im roten „Tag" aufgerollt — der Reichstag etwa daran keine Schuld? „Er übt doch von jeher eine weitgehende Kontrolle über die Handlungen der Regierung aus, er kann zu allem seine Meinung sagen, die schärfste Kritik walten lassen, im Notfall die Kredite verweigern. An Rechten und Machtmitteln fehlt es ihm wahrhaftig nicht, und er hat sie in früheren Zeiten auch ausgeübt. Wie hat er nicht Bismarck opponiert, wie vieles, was der Gründer des Reichs erstrebte, verhindert und vereitelt! Aber die großen Kämpfe der siebziger und achtziger Jahre flauten seit 1890 immer mehr ab, der Ton wurde immer glatter, gewöhnlicher, der Gehalt immer dürftiger, die führenden Persönlichkeiten immer farbloser und mittelmäßiger, bis zu dem niedrigen Höhenmaß, das wir heute sehen. Man vergleiche doch nur Fehrenbach oder Erzberger mit Windthorst, Konrad Haußmann oder Payer mit Eugen Richter, Scheidemann oder Haase mit Bebel — welch ein Abstand! Da ist es denn nicht erstaunlich, daß auch die Arbeit nicht viel getaugt hat. Daß die Gesetze immer schwächer, immer flüchtiger werden, darüber sind die Fachleute alle einig. Und nun erst die politischen Fehler! Die Zeit ist nicht geeignet, das im einzelnen auszuführen. Aber jeder ernste Patriot wird heute zugeben, daß die deutsche Politik der letzten 30 Jahre viele und schwere Fehler gemacht hat, im Innern und nach außen. Vor allem nach außen. Alle diese Fehler hat der Reichstag geschehen lassen, oder mitgemacht. Das einzige, wozu er sich aufschwang, war nachträgliches Räsonieren und Kritisieren, niemals wurde auch nur ein Versuch unternommen, praktische Konsequenzen zu ziehen, damit Ähnliches und Schlimmeres für die Zukunft vermieden werde. Es genügt ja, an die schmerzliche Episode vom November 1908 zu erinnern. Damals wäre der Moment gewesen, der letzte, allerletzte Moment, fest zuzugreifen und die Bremse anzuziehen, die der Volksvertretung in die Hand gegeben ist, um den Wagen vor dem Entgleisen zu bewahren. Aber auch da ist man nicht über das Reden hinausgekommen, zur Tat fehlten die Einsicht und der Mut. Und diese Volksvertretung, die, solange es Zeit war, nichts getan hat, was ihres Amtes war, sie fühlt sich jetzt berufen, jetzt, in der höchsten Not, selbst die Zügel zu ergreifen! Es sind ja ganz buchstäblich dieselben Parteien, dieselben Männer, die so viele Jahre ihre Pflicht versäumten, und die jetzt mit einem Male ihre Befähigung zur Rettung des Vaterlandes entdeckt haben, ohne daß man auch nur wüßte und feststellen könnte, ob sie eigentlich noch die Mehrheit des deutschen Volkes vertreten. Sie sind es, die — um von vielen andern zu schweigen und nur die eine Hauptsache hervorzuheben, die allein schon genügt, das Schuldig zu begründen — sie sind es, die im August 1914 das heilige Gebot der Stunde so gänzlich überhörten. Wenn im Deutschen Reichstag, wie er heute ist, das Maß von politischer Einsicht und Energie vorhanden wäre, das erforderlich ist, um selbsttätig in die Regierung einzugreifen, so hätte damals, als die Politik Bethmann Hollwegs vor der englischen Kriegserklärung zusammenbrach wie ein Kartenhaus, der

unfähige Kanzler mitsamt seinen Helfershelfern weggefegt und durch ein Ministerium aus allen Parteien ersetzt werden müssen. Was geschah statt dessen? Bethmann blieb und erfreute sich der Unterstützung der heutigen Mehrheitsparteien, die ihm zujubelten, so oft er seine Reden hielt, die der Welt beweisen sollten, daß er, der seine eigene Niederlage doch offen bekannt hatte — das Wort vom Kartenhaus stammt ja von ihm selbst —, trotz allem der beste aller möglichen Reichskanzler sei. Wenn nicht schon früher, so hat die heutige Mehrheit des Reichstags durch ihr Eintreten für einen hoffnungslos gescheiterten und täglich tiefer versinkenden Staatsmann bewiesen, daß ihr alle und jede Befähigung fehlt, selbst die Regierung in die Hand zu nehmen. Und das ist es, worauf es ankommt: nicht, ob das parlamentarische System ‚an sich' besser oder schlechter sei als ein anderes, sondern was uns heute, in dieser Stunde der Not, am besten frommt, haben wir zu fragen. Da aber darf es als erwiesen gelten, daß eine Parlamentarisierung uns nicht helfen, nur schaden könnte.

Wer heute mit diesem Schlagwort arbeitet, sollte sich bewußt werden, daß er ein ausländisches Muster nachahmen will, das im Ausland selbst als unbrauchbar erkannt ist. ‚Übersetzungsmakulatur' — so nannte es Bismarck schon 1849. Sollten wir nun noch auf den Gedanken eingehen, wir könnten uns durch Nachahmung dieses verfehlten Musters den Friedensschluß erleichtern? — Wem nicht das schlichte Gefühl des vaterländischen Stolzes und das ganz gewöhnliche Schamgefühl derartiges zu äußern verbietet, mit dem kann man nicht mehr reden. Wenn wir denn schon dazu verurteilt sein sollten, die abgelegten Kleider anderer Völker zu tragen, so ist es doch der Gipfel der Bedientenhaftigkeit, zu glauben, der Feind werde uns freundlicher begrüßen, wenn wir ihm in einem zerschlissenen Rock entgegentreten, den er selbst vor acht Tagen fortgeworfen hat."

Man müßte schon Mimes, des Nachtalben, Neid im Leibe haben, um die Reichstagsmehrheit um diesen Befähigungsnachweis zu beneiden. Und dabei „war es nur — ein Tropfen Fegefeuer!"

* * *

War! Denn die Toten und die Geschichte, wenn sie erst einmal zur Vollstreckung ausholt, reiten schnell. Es ist seitdem das geschehen, was die „Tägliche Rundschau" in die nüchterne Feststellung faßt:

„Am 30. September 1918 hat das alte monarchische System, wie es in der Verfassung des Deutschen Reiches begründet war, zugunsten des demokratischen, parlamentarischen abgedankt. Die neue Regierung, die nach dem Rücktritt des Grafen Hertling sich bilden muß, wird nicht dem Vertrauen der Krone, sondern dem Vertrauen des Reichstags, bzw. der Reichstagsmehrheit, ihr Dasein und ihre Amtstätigkeit verdanken. Die Krone gibt lediglich ihre Zustimmung, verzichtet aber auf das Recht, einen der Parlamentsmehrheit nicht genehmen Kandidaten zum Manne ihres Vertrauens zu ernennen. Der Kaiser hat den für seine Person und seinen Nachfolger, aber auch für das Reich folgenschweren Entschluß mit den Worten ausgesprochen: Ich wünsche, daß das deutsche Volk wirksamer als bisher an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes mitarbeitet.

Es ist daher Mein Wille, daß Männer, die vom Vertrauen des Volkes getragen sind, in weitem Umfange teilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung."

Der Mohr hatte seine Schuldigkeit getan. „Graf Hertling ist von seiner eigenen Mehrheit gestürzt worden, nicht weil er mit den ihr eingegangenen Pakt nicht erfüllt, sondern weil die Zugeständnisse, zu denen er sich bei Übernahme seines Amtes bereit gefunden, aufgezehrt waren und neue Forderungen, wie die Aufhebung des § 9, die er mit dem monarchischen und bundesstaatlichen Charakter der Reichsverfassung unvereinbar hält, und die Autonomie Elsaß-Lothringens, die er als eine Gefährdung der Reichssicherheit ansieht, nicht gewähren konnte. Der Sturm gegen den Grafen Hertling entsprang nicht dem Unbehagen der Mehrheit über das, was Graf Hertling tat, sondern über das, was er nicht tat und nicht tun wollte. Er wurzelt auch weniger in der Mißstimmung über die Führung der äußeren Politik, als in dem Groll über das der Mehrheit zu langsam scheinende Tempo in der Demokratisierung Deutschlands, in seiner Ablehnung des Hinüberdrängens der inneren Politik in immer radikalere Bahnen. Bei seinem Amtsantritt schrieb ein Blatt der Mehrheit: Die Parteien haben durch ihre Zustimmung gleichsam die Bürgschaft und die Verantwortung für den neuen Kanzler übernommen und damit die nach menschlichem Ermessen sichere Voraussetzung für die Stabilität der innerpolitischen Verhältnisse geschaffen. Die Stabilität hat unter Wanken und Schwanken, Ächzen und Stöhnen genau 11 Monate gedauert, obwohl Graf Hertling sich seinerseits an die Versprechungen hielt, die Mehrheit sie aber alsbald für ungenügend fand. Die neue Regierung kommt zustande auf Grund des Mindestprogramms der Sozialdemokratie, von dem noch einiges abgehandelt werden dürfte und dem das Zentrum und der größte Teil des Freisinns in grundsätzlichen Fragen niemals beistimmen kann. Wie lange wird seine ‚Stabilität' dauern?

Graf Hertling war nicht unser Mann; sondern der Erkorene der Mehrheitsparteien, die ihn auf ihre Entschließung vom 19. Juli 1917 und die Durchführung der Wahlreform in Preußen verpflichteten. . . Weil der nationalen Presse und den nationalen Parteien die nationale Einheit über alles ging, weil sie ihm schwere Opfer zu bringen bereit waren, und die Sonderwünsche zurückstellten, standen sie dem Grafen Hertling während seiner Kanzlerschaft treu zur Seite; die Mehrheitsparteien aber verwarfen ihn, als er die ihm zugewiesene Rolle für ihre eigenen innerpolitischen Wünsche ausgespielt hatte und sie ihn nicht mehr als ihr Instrument für die Eroberung neuer Rechte gebrauchen konnte. Die Krisis, die zu seinem Sturze führte, ist nicht aus berechtigten Stimmungen und Gründen gewachsen, sondern aus dem Machthunger der Demokratie geboren worden, die die schwersten Stunden des Vaterlandes als die für ihre Parteizwecke nützlichsten auszubeuten gesonnen war. Sie haben einen Sieg erfochten, dessen Kosten das Vaterland bezahlt; denn das neue Ministerium bringt nicht Ruhe, sondern neue Erschütterung...

Ein besonderes Verdienst des Grafen Hertling war es, daß er die Einheitlichkeit zwischen Regierung und Heeresleitung herstellte; die neue Regierung soll die Heeresleitung in politischen Fragen ausschalten und auf ihre militärischen

Aufgaben beschränken, was an und für sich ein Unding ist, was aber, abgesehen von seiner Richtigkeit oder Unrichtigkeit, jedenfalls die Front nicht stärken kann."

Und in diesem Zeichen schon nicht mehr verhüllter Gehässigkeit und Feindseligkeit gegen die Kräfte, die unseren Heimatboden mit der erfolgreichen Tat bisher verteidigt haben und noch auch fürder verteidigen sollen, durch systematische Unterwühlung des Vertrauens zu ihnen, wird nun die „nationale Verteidigung organisiert"! „Eine ‚Regierung der nationalen Verteidigung' wurde von den Krisenpolitikern als Losung für ihre Agitation gegen die Regierung Hertlings ausgegeben. Wir warten ernstlich und sehnlich darauf, daß man sich dieser Losung jetzt wieder entsinne. Seitdem das negative Ziel, der Sturz Hertlings, in Aussicht stand und erreicht ist, haben wir von dem positiven, der nationalen Verteidigung, gar nichts mehr gehört und gelesen. Wenn man die spaltenlangen Betrachtungen, Geschichtchen und Tendenzartikel in der demokratischen Presse über den Personen- und Systemwechsel liest, könnte man ganz vergessen, daß wir sozusagen einen Krieg zu führen haben, und einen nicht ganz leichten Krieg, der zurzeit keineswegs in einem für uns erfreulichen Stadium steht. Wir brennen darauf, zu hören und zu erkennen, wieso das, was jetzt werden will, die ‚Regierung der nationalen Verteidigung' sein wird, als die man sie angekündigt hat. Es ist uns zurzeit von nachgeordnetem Interesse, davon zu hören, wie sich die etwas unnatürlichen Bettgenossen über diese und jene innerpolitischen Fragen angeblich einigen wollen. Selbst so grundwichtige Dinge, wie die reichsländische Autonomiefrage und die nach dem Schicksal des § 9 der Verfassung, sind uns heute Dinge zweiter Ordnung. Erst recht nebensächlich ist es uns, welchen von ihren Häuptlingen die Mehrheitsparteien diese und jene Posten und Pöstchen zuschieben wollen. Wieso und inwiefern — jeder Deutsche hat das Recht, das heute zu fragen — wird die Mehrheitsregierung eine Regierung der nationalen Verteidigung sein, als die sie uns an Stelle der Hertlingschen für notwendig erklärt und so heftig aufgedrängt wurde?"

* * *

Vor allem, stellt die „Deutsche Zeitung" fest, ist es doch eine Ungeheuerlichkeit, von einer Zusammenfassung der deutschen Volkskraft zu sprechen, von der Notwendigkeit, die Massen durch Einführung der Parlamentarisierung zu begeistern, und wie die Schlagworte alle heißen, angesichts der brutalen Tatsache, daß Millionen deutscher Männer, und nicht die schlechtesten, die bisherigen Träger der preußisch-deutschen Staatsidee, durch eine Regierung der defaitistischen Reichstagsmehrheit entrechtet werden. „Sozialdemokratie und Fortschritt haben durch Jahrzehnte hindurch mit einem wahren Heldenmut an der Wehrlosmachung des deutschen Volkes gearbeitet. Kein Flottengesetz, keine Heeresvorlage ist bisher von der Sozialdemokratie bewilligt worden und die Freisinnigen haben erst vor wenigen Jahren angefangen, die einfachsten Grundelemente nationaler Politik zu begreifen. Wir können auch nicht behaupten, daß alle Kreise des Zentrums seit Beginn des Deutschen Reiches dem Reiche gegeben hätten, was des Reiches war. Jahrzehntelang standen sie in wildester Opposition, und als sie allmählich begriffen, daß die Mehrheit ihrer Wähler anderer

Ansicht war, da ließen sie sich jede nationale Selbstverständlichkeit im Kuhhandel wacker bezahlen. Es ist weiter eine nicht zu bestreitende Tatsache, daß nichts den entschlossenen Siegeswillen unseres Volkes so zermürbt hat, wie die unerhörte Agitation der genannten Parteien, wobei wir es nur bedauern, daß die unbedingt national gesinnten Kreise des Zentrums den Treibereien eines Erzberger keinen genügenden Widerstand entgegensetzten. Und diese Parteien, die dem deutschen Volke langsam, aber sicher den Sieg aus der Hand zu entreißen versucht haben, bilden heute die Regierung. Das ist der größte Sieg des Vielverbandes... Es hat keinen Zweck, sich dieser Tatsache gegenüber zu verschließen, sie muß offen ausgesprochen werden.

Die Blätter der Mehrheitsparteien lassen denn auch allmählich die Maske fallen. Sie geben offen zu, daß es sich jetzt nicht um eine Zusammenfassung aller Kräfte des Volkes handelt, sondern um die Errichtung einer ausgesprochenen Parteiregierung. Die konservative Entschließung, die sich auf den Boden des Kaiserlichen Erlasses vom 30. September stellt, hat einen wahren Schrecken im demokratischen Lager ausgelöst. Man könnte die Herren Demokraten, die noch vor wenigen Tagen mit feierlichem Pathos von einer Volksregierung sprachen, ja jetzt beim Worte nehmen und eine wirkliche Volksregierung berufen. In diesem Sinne scheint Herr von Berg tätig gewesen zu sein, und nun versteht man auch die Entrüstung der Linkspresse über das Eingreifen des kaiserlichen Vertrauensmannes, das mit der diesen Herren eigenen Ungeniertheit als ein ‚unberechtigter Eingriff' in die Rechte des Reichstags hingestellt wird. Soweit haben wir es also glücklich gebracht! Die Demokratie triumphiert, und ihre erste Handlung ist die Entrechtung einer zum mindesten sehr großen Minderheit, an deren Mitarbeit einem jeden Vaterlandsfreunde, ganz gleich welcher Richtung, unendlich viel gelegen sein muß, wenn er wirklich die Zusammenfassung aller deutschen Volkskräfte will. Es gibt keinen parlamentarischen Ausdruck, der angesichts der Gefahr, die uns augenblicklich militärisch und politisch bedroht, ein derartiges Verfahren gebührend kennzeichnen könnte, und es erhebt sich nun doch die Frage, ob die nach der Reichsverfassung noch heute maßgebenden Männer jetzt mit sehendem Auge die Zersplitterung des deutschen Volkes zugeben wollen, denn um eine solche handelt es sich ...

Das ist die neue Demokratie! Es ist in diesem Zusammenhange ja auch bezeichnend, daß der ‚Vorwärts' die Annahme des gleichen Wahlrechts durch das Herrenhaus mit einer Alterszusatzstimme höhnisch ablehnt und das Volk von neuem aufzupeitschen sucht. Das ist jener infernalische Haß des Deutschen gegen den Deutschen, der unserem Volke Ströme von Blut und Tränen in seiner tausendjährigen Geschichte gekostet hat und wohl noch kosten wird. Kein Volk der Weltgeschichte kennt eine derartige politische Verbohrtheit, daß es sich in der Stunde der Gefahr gegenseitig zerfleischt zur Freude Englands, das jetzt drauf und dran geht, seine Weltherrschaft für alle Zeiten festzulegen. Denn darum handelt es sich in diesem Kriege und bei den jüngsten Ereignissen. England zerschmettert die palästinensische Front, um den Indischen Ozean zum britischen Meere endgültig zu machen, England unterwühlt und durch-

bricht die bulgarische Front, um den Balkan zum Trabanten seines Weltreiches zu machen, England treibt Millionen Krieger aus aller Herren Länder gegen die Westfront, um die belgische Küste zum Brückenkopf gegen Deutschland zu machen, England kämpft an der Seite der Tschecho-Slowaken in Rußland, um ganz Nordeuropa sich untertan zu machen. Pläne von so gigantischer Größe, wie sie unsere spießerliche Reichstagsmehrheit sich nicht im entferntesten träumen läßt, dieselbe Mehrheit, die heute winselnd und flehend nach einem Manne Umschau hält, der in England gefallen soll, — ausgerechnet in England. Der Jammer dieser Zeit ist so ungeheuerlich, er liegt nicht begründet in der politischen Lage an sich und noch weniger in der militärischen Lage. Wir haben es selbstverständlich in der Hand, den Weg nach Konstantinopel uns offen zu halten und die vorgestoßenen Truppen des Vielverbandes zurückzujagen. Wir können auch bei unserem Verteidigungssystem im Westen ruhig eine Anzahl Kilometer französischen Bodens preisgeben in dem Bewußtsein, daß die Front nicht brechen wird. Wir könnten siegen und wir würden siegen, wenn in uns der politische Wille zum Siege lebendig wäre. Bei uns aber regiert jetzt der Wille zum politischen Verzicht. Und dieser Wille unserer demokratischen Mehrheit ist zur Freude Englands so groß, daß er mit allen Mitteln die Elemente im deutschen Volke zu unterdrücken sucht, in denen der Wille zum Siege und zur deutschen Weltgeltung lebt. Dahin hat uns der Krieg gebracht, der begonnen wurde unter der Kanzlerschaft eines Mannes, dessen Geist noch heute maßgebend nicht nur im Auswärtigen Amte, nein, auch bei den anderen Faktoren ist, und der seit Jahr und Tag sich bemüht, den altpreußischen Siegeswillen der militärischen Stellen zu brechen."

Darüber kann ein Zweifel nicht bestehen: zur Stunde sind wir mit Händen und Füßen dem Defaitismus ausgeliefert!

* * *

Die sozialdemokratisch konzessionierte und verstempelte Parteiregierung hat als ihren Reichskanzler den Thronfolger eines deutschen Bundesstaates, Se. Großherzogliche Hoheit den Prinzen Max von Baden bestallt. Dies konnte erst geschehen, nachdem Herr Scheidemann mit großer und großmütiger Geste erklärt hatte, er sei so sehr Demokrat, daß er sogar einen Prinzen als Reichskanzler hingehen lassen wolle. „Der Prinz Max von Baden," äußerte sich die „Vossische Zeitung" angesichts seiner bevorstehenden Bestallung, „hat bisher nichts anderes getan, als von Völkerversöhnung gesprochen. Er hat in seiner letzten großen Rede seine ganze Hoffnung auf die Männer um Lansdowne gesetzt. Aber auch Lansdowne ist ein Engländer, und das Programm Lansdownes weicht sicher nur um Schattierungen von den Plänen Balfours ab. Wo ist der große Plan, den der Prinz Max dem englischen entgegengestellt hat? Welche Garantie hat man dafür, daß Prinz Max überhaupt ein Politiker von irgendwelchem Format ist? Wenn in einem Blatt zu seiner Empfehlung heute gesagt wurde, daß er Dr. jur. sei, und ‚seit langer Zeit ein sehr vielseitiges politisches Interesse gezeigt hat', so unterscheidet ihn das in nichts von sehr vielen deutschen Staatsbürgern. Und man kann ein ausgezeichneter Kammerpräsident sein und braucht gerade um der

Eigenschaften willen, die einem Präsidenten zu eigen sein müssen, nicht die geringste Eignung zum Kanzler zu haben. Nun ist aber Prinz Max nicht irgendein badischer Prinz. Er ist vielmehr der badische Thronfolger. Wie stellt man sich denn eigentlich die Sache vor, wenn die Fortsetzung der alten Programmlosigkeit oder ein falsches Programm binnen kurzem zum Fiasko auch des neuen Kanzlers führt? Dann ist damit auch der zukünftige Großherzog von Baden auf das schwerste diskreditiert. Glaubt man etwa, daß das günstig auf die Dynastien in Deutschland zurückwirken kann? Es ist schon deshalb ein ganz schwerer Fehler, einen zukünftigen Regenten ins Reichskanzleramt zu berufen."

„Eine köstliche Demokratie!" ruft die „D. Z.". „Prinz Max von Baden ist seit langem der Vertrauensmann namentlich der süddeutschen Demokraten, weil er trotz seiner fürstlichen Abstammung völlig in deren Gedankengängen aufgeht. Herr Scheidemann hätte lieber sagen sollen, ‚der Prinz ist so weit Demokrat, daß man ihm seine fürstliche Abstammung nicht weiter anmerkt'. Noch in letzter Zeit hat Prinz Max den jubelnden Beifall unserer Verzichtlermehrheit sich errungen, indem er seine berühmte Völkerbundrede hielt, an der selbst ein Wilson keinen Anstoß mehr nehmen sollte. Wir können nicht sagen, daß auch nur ein neuer Gedanke in der ganzen Rede des Prinzen zu finden war und wir bewundern unsere Demokratie ob ihrer geistigen Bedürfnislosigkeit, die die Wiederholung uralter und längst widerlegter Behauptungen als eine geistige Tat feierte. Wenn daher der badische Volksvertreter Dr. Ludwig Haas im ‚Berliner Tageblatt' einen von Begeisterung überströmenden Artikel aus Anlaß der Ernennung des Prinzen-Kanzlers losläßt, indem er diesen feiert als den Träger des neuen Deutschland und Sätze aus der Rede durch besonderen Druck hervorgehoben als bleibende Zitate wiederholt, so daß man den Anschein gewinnt, etwas ganz Absonderliches sei gesagt worden, so müssen wir uns bei der geistigen Beweglichkeit des Herrn Haas, der übrigens in Warschau ein gutes Stück positive Arbeit geleistet hat, über diese plötzliche Bedürfnislosigkeit aufs höchste verwundern...

Bisher standen die deutschen Fürsten weit über allen Parteien, sie waren die sichtbaren Träger der Einheit ihrer Völker bzw. Staaten. Prinz Max aber, der künftige Großherzog von Baden, bekennt sich offen als Vertrauensmann des sozialistisch-freisinnig-zentrümlichen Volksteiles. Er nimmt ein Reichsamt an, und zwar unter Verhältnissen, die ihn nicht zum Vertrauensmann der Krone, sondern zum Willensvollstrecker der Reichstagsmehrheit machen. Diese Tatsache drückt mit zwingender Notwendigkeit die Stellung der Bundesfürsten im Reiche. Es ist hier ein Präzedenzfall geschaffen, daß ein Bundesfürst absetzbar ist durch eine demokratische Reichstagsmehrheit, wenn auch nur in seinem Amt als Kanzler. Wie aber, wenn sich Prinz Max nun nicht bewährt, wie wird dann die Stellung der Bundesfürsten zu ihren Völkern werden? Könnte nicht eine antimonarchische Propaganda mit Recht sagen: Zum Reichskanzler hat er nicht das Zeug, darum kann er aber ruhig Großherzog von Baden werden. Wir fragen die deutschen Bundesfürsten, mit deren Rechten eine wildgewordene Reichstagsmehrheit heute Fangball spielt, ob sie diese Entwürdigung ihres hohen Berufes ruhig hinnehmen können? Es

ist unendlich viel monarchisches Gut in den letzten Monaten verschleudert worden, Gut, das gar nicht ersetzbar ist, und man hat fast den Eindruck, als ob es den Sozialdemokraten gar nicht unerwünscht ist, einen womöglich versagenden künftigen Bundesfürsten von sich abhängig zu machen. Die Vernichtung der Monarchie ist dann eine wesentlich erleichterte Sache."

* * *

Nackenschläge, wie sie unsere Feinde so häufig und so hagebüchen von der deutschen Faust erleiden mußten, haben bei diesen noch regelmäßig ein strafferes Anziehen der Kräfte, erhöhten Angriffs- und Widerstandsgeist, nicht zuletzt aber auch Selbsterkenntnis begangener Fehler und Sichbesinnen auf Mittel, ihnen aus dem Wege zu gehen, zur Folge gehabt. Im lieben Deutschland macht man es umgekehrt. Weil in unsere Friedenshand, je länger und je öfter wir sie ausstrecken, nur um so kräftiger und unbekümmerter hineingespuckt wird, darum halten wir diese Hand, die schon mehr das Ansehen eines öffentlichen Spucknapfes, um nicht zu sagen Bedürfnisanstalt, gewonnen hat, nun erst recht bis zur Bewußtlosigkeit, bis zur Erlahmung hin. Es wird Zeit, sie an einen Ast im deutschen Eichenwalde mit einer Schnur hochzuhängen, da sie sonst doch einmal aus Erschlaffung herabsinken müßte. — Weil unser innerpolitisches Gezänk und Gekreisch, bei dem selbst unsere Feinde von ehrlichem Ekel und ehrlicher Verachtung geschüttelt werden, weil dieses irrsinnige Gebaren unser Volk von dem einzig und unverrückt festzuhaltenden Ziele ablenkt, seine Kräfte zersplittert, auf die Geschlossenheit der inneren Front, diese einzige noch gegebene Bürgschaft für einen auch nur „ehrenvollen", also zur Not erträglichen Frieden, wie Scheidewasser wirkt, darum wird nun die ganze Pandorabüchse der inneren Narkotisierung und Selbstzermürbung weit aufgerissen, daß es für das Heer des Unheils anscheinend kein Halten mehr gibt. Zwar wurde die Unheilskiste schon von Bethmann-Hollweg angebrochen, aber, wie es diesem Prototyp eines Halben nicht anders gegeben war, nur halb. Jetzt aber wird aufs Ganze losgegangen, losgestürmt, — es muß erst alles „verrungeniert" werden, dann kann ja der große Tag des Heils nicht lange säumen! Ein günstigerer „psychologischer Augenblick", als der, da im Westen militärisch, im Südosten politisch die Dinge auf des Messers Schneide stehen, konnte — für solchen Zeitvertreib! — ja auch nicht gefunden werden. Ausgesucht der Augenblick, in dem der Abfall Bulgariens unsere ganze Bündnispolitik zum Scheitern zu bringen, unsere Verbindung mit der Türkei, weiter aber mit der Ukraina und im Gefolge mit Gesamtrußland abzuschneiden droht, — ausgesucht diesen Augenblick halten die „Berufenen" und „Erwählten" des deutschen Volkes für den gegebenen, einen großen Beutezug um die Macht ihrer Parteiherrlichkeit zu unternehmen, die doch — man wird das wohl als eine unvermeidliche und unvermiedene „Begleiterscheinung" aussprechen dürfen — von der Herrlichkeit der eigenen werten Person nicht immer ganz reinlich auseinanderzuhalten ist. Riesengroß reckt sich vor aller Augen die furchtbare Gefahr auf, mit dem Bundesgenossen auch den ganzen Krieg zu verlieren, als entscheidend besiegtes, auf die Knie gezwungenes, entrechtetes Volk zu verlieren! — — die „berufenen" und „erwählten" Vertreter des deutschen Volkes aber markten und feilschen nach Art

gewisser östlicher Händler im langen Kaftan und mit herabhängenden Ringellocken an den Schläfen um die Verteilung der Beute aus ihrem großen Fischzuge, wobei — immer nach Art jener Händler — ein fester „Ring“ gebildet wird, der eifersüchtig darüber wacht, daß nur ja kein Stück an einen falle, der nicht von der Gilde ist. Auf der ganzen Erdkarte wird man vergebens nach einem Volke forschen, das sich ein solches Spiel in einem solchen Augenblicke von seinen Vertretern mit treuergebener Hundemiene ruhig gefallen ließe, das nicht in einen einzigen Wutschrei ausbräche und die „Erwählten“ und „Berufenen“ aus dem Tempel und auseinanderjagte, wenn es nicht noch zu ganz anderen Taten schritte! Hätten unsere damals noch Maßgebenden diesen aus Friedenszeiten her vererbten, also im wahren Sinne vorsintflutlichen Reichstag nicht in von Grund aus gewandelte Zeitläufte mit hinübergenommen, hätten sie ihn, als er die ersten deutlichen Anzeichen seiner vergreisten Rückständigkeit und Unfähigkeit merken ließ, kurzerhand aufgelöst, dann hätten wir heute einen anderen Reichstag, eine andere Mehrheit. All die Jämmerlichkeiten wären uns erspart geblieben, und wir hätten — den Frieden. Heute lassen sich rückschauend mancherlei Einblicke gewinnen, die einen solchen Schluß durchaus nicht in das Gebiet der freien Phantasie verweisen, die aus sehr realen Unterlagen, zumal psychologischen, gewonnen werden können, ich behaupte sogar: müssen.

* * *

Darüber darf, wer dumm „geboren“ ist und noch immer „nichts zugelernt“ hat, ruhig sein selbstzufriedenes Überlegenheitslächeln aufsetzen. Wenn aber England den Krieg gewinnen sollte, so würde es ihn ganz sicher nicht deshalb gewonnen haben, weil es über stärkere äußere Kriegsmittel verfügte, sondern weil es uns durch seine Wertung und Beherrschung der psychologischen Gesetze, die genau so Naturgesetze sind, wie nur irgend ein anderes, so tief beschämend und beschädigend überlegen war und ist.

Sind England dann so zahlreiche Hilfskräfte gegen uns zugewachsen, so doch nicht etwa, wie wir das immer für uns erwarteten, aus seinen militärischen „Erfolgen“ und nach der jeweiligen Kriegslage, sondern dank seiner unermüdlichen, das Größte wie das Kleinste gleichmäßig in seine Rechnung stellenden, weitsichtigen politischen Tätigkeit. Das alles aber mit der unbeirrbaren Einstellung auf die letzten Endes unausbleiblichen psychologischen Wirkungen. Mit welchem Erfolge, nicht zuletzt bei uns selbst, werden wir ja nun endlich begriffen haben? -- Ich hege starke Zweifel. Gefühlt haben wir ja den Erfolg, weil wir ihn an unserem Leibe spüren mußten. Aber — begriffen?

Von einem deutschen Dichter, der nebenher auch ein Staatsmann war, stammt das Wort: „Und wenn du dir nur selbst vertraust, vertraun dir auch die andern Seelen.“ Von zehntausend Engländern wird kaum einer das Wort kennen, aber jeder Engländer hat es im Gefühl und handelt danach. Wir schreiben unzählige gelehrte dickleibige Bücher über Psychologie, und unsere studierende Jugend wälzt sie im Schweiße ihres Angesichts, bis sie vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht und sich zwar eine Brille, aber keine Psychologie angeschafft hat. Der

Engländer spart sich diesen Eifer und diese Brille, dafür beherrscht er die Kunst der Psychologie und übt sie praktisch, indes wir keinen anderen Rat wissen, als immer nur neue Blutopfer verströmen zu lassen. An unserer Obersten Heeresleitung lag und liegt es, weiß Gott! nicht. Die Volksführung versagte, es fehlte der feste Wille und die durchgreifende Hand. Draußen regierte Mars die Stunde, drinnen Merkur und die Furcht vor der Jakobinermütze. Worte und Taten! Wie bescheiden man doch werden kann! Auch das hat England vorausgesehen und in seine Rechnung gestellt. Die Psychologie ist ohne Zweifel die stärkste von seinen Künsten.

* * *

Dabei kann — und das ist der tragische Humor von der Geschichte — von einer geistigen Überlegenheit der Engländer nicht entfernt die Rede sein. Der Unterschied ist aber der: wir sind geistig viel reicher, treiben sogar mit unseren geistigen Gütern Luxus, aber das Notwendige, das ganz alltäglich Nützliche und Praktische fehlt uns. Der Engländer ist geistig viel, viel ärmer, dafür besitzt er aber das zum dauernden Gedeihen, zum Sich-durchsetzen in der Welt Unentbehrliche: — das einfach Selbstverständliche. Eben dieser Sinn für das Selbstverständliche mangelt uns in einem Maße, das unser Verhängnis werden kann. „Die Engländer", so wird der hier oft beklagte Mangel von Paul Nikolaus Cossmann im Septemberheft der „Süddeutschen Monatshefte" trefflich geformt und weiter ausgeführt, „werfen uns vor, daß wir Gerechtigkeit und Macht gleichsetzten. Sie tun dies allerdings nicht. Sie reden nur von Gerechtigkeit und handeln nach Macht, während es bei den Deutschen umgekehrt ist. Auch hier fehlt den Deutschen das Selbstverständliche, die bei allen anderen Völkern selbstverständliche und daher niemals ausgesprochene Erkenntnis, daß Recht kodifizierte Macht ist... Sollte England bei Kriegsende dazu in der Lage sein, so wird es bestimmen, was in der neuen Weltordnung Rechtens ist, alle Völker werden sich damit abfinden und die kleinen Kinder werden in der Schule lernen, es sei Völkerrecht, daß die materiellen Güter der Erde durch die Engländer verteilt werden.

So meinen es die Deutschen wieder nicht. Sie möchten mitreden. Aber sie meinen, die gegenwärtige Lage sei so, daß man möglichst schnell Frieden schließen muß und je rascher man das tue, desto glimpflicher würden die Bedingungen. Ich wüßte nicht, warum man das nicht ruhig aussprechen sollte. Wir sagen den Feinden damit nichts Neues. Deutsche Staatsmänner sagen es mehr oder minder offen seit vier Jahren, und das meiste, das jetzt in Deutschland und Österreich geredet wird, ist Sabotage. Auch sind die andern Völker, Bundesgenossen, Neutrale und Feinde nicht so dumm, daß sie nicht aus dem Verhalten der Deutschen ihre Rückschlüsse machten auf ihre Zukunftsaussichten. Wir wüßten nicht, was jetzt noch zu verheimlichen wäre. Die Feinde wissen alles, und was sie nicht wissen, erfahren sie durch ihre zahlreichen Spione und die zügellose Geschwätzigkeit des deutschen Volkes. Hindenburg und Ludendorff können ruhig mit Arbeitern sprechen, die streiken oder revolutionieren wollen. Sie können ihnen sagen: Wie ihr wollt. Wenn ihr nicht weiter Krieg führen wollt, ist es uns auch recht, dann tragen wir nicht mehr die Verantwortung, immer weiter

unsere Besten zu opfern, uns geht es auch nicht anders als euch, wenn die Schwarzen hereinkommen.

Bis jetzt hat man so geredet, als ob das Volk irgend jemand anderem einen Gefallen tun soll, wenn es weiter kämpft. Man rede offen mit ihm, dann wird es sich zeigen, daß es nicht so steht, wie die Feinde hoffen. Bei uns wenigstens ist die Stimmung nicht so, wie man nach den Reden annehmen könnte. Man ist durchaus nicht verzweifelt, sondern man möchte Schluß machen, weil man die Feinde nicht kennt und sie sich nach seinem eigenen Bild vorstellt. Man hält sie für so dumm, daß sie Frieden machen, wenn es uns paßt. Bis jetzt haben die Engländer immer ganze Arbeit gemacht, und von ihrem Standpunkt haben sie ganz recht, wenn sie aus Friedensbereitschaft, die sich im Augenblick eines Rückzuges bekundet, nichts anderes entnehmen als günstige Aussichten für ihren endgültigen Sieg. Mit dem jetzigen Gerede fordert man die Feinde auf, uns den Garaus zu machen, die Neutralen, sich an der Beute zu beteiligen. Man vergesse nie, daß von unsern jetzigen Feinden jeder, mit Ausnahme der Japaner, auf seine Rechnung kommt, wenn die Deutschen vernichtet werden.

Was die Deutschen diese Wirklichkeit nicht erkennen läßt, ist ihre Neigung, bei allem, was sie bedrückt, Landsleuten die Schuld zu geben. Der Deutsche haßt nur den Deutschen. Wenn man deutsche Zeitungen in die Hand nimmt, könnte man oft glauben, wir lebten nicht in einem Krieg gegen die halbe Welt, sondern in einem Bürgerkrieg.

Nicht als ob wir kein Verständnis für die Bedeutung der inneren Fragen, insbesondere kein Verständnis für die berechtigten Forderungen der Industriearbeiterschaft hätten. Aber im gegenwärtigen Augenblick sind sie uns nichts anders als die Religionskämpfer des Dreißigjährigen Krieges, die dynastischen Gegensätze der Zeiten Ludwigs XIV. und Napoleons, während die Feinde von allen Seiten hereinbrachen: Kraftvergeudung in einem Augenblick, wo Zusammenfassung aller Kräfte in der Richtung gegen den Feind gerade noch das Existenzminimum für das deutsche Volk sichern könnte. Wir bedauern jedes Stück Papier, jede Arbeitsstunde, die darauf verwandt wird. Wir wissen wohl, was von guten Deutschen gegen diesen Standpunkt eingewendet wird: die inneren Reformen gehörten ja auch zum Krieg, durch sie nur könne man das Volk bei der Stange halten. Darauf sagen wir: wenn es so steht, wenn den Deutschen die bwehr der Feinde nicht unter allen Umständen, sondern nur unter Bedingungen erwünscht ist, dann können sie die übermenschliche Arbeit, die halbe Welt abzuwehren, nicht leisten, dann ist es besser, nicht länger die Heere bluten zu lassen und den Feinden gleich die Grenzen zu öffnen, die sie sich bei so beschaffenen Umständen selbst öffnen werden. Der bedingte Wille zur Selbsterhaltung reicht in diesem Kriege nicht aus.

Bei einem Kesseltreiben fingen die Hirsche zunächst untereinander zu kämpfen an, um festzustellen, wer die schönste Hirschkuh bekommt, wenn die Hunde abgeschlagen sind. Diese gewannen Zeit, sich zu nähern, und nun meinten die Hirsche: da wir uns doch nicht halten können, wollen wir uns lieber mit den Hunden ver-

tragen. Es waren deutsche Hirsche. . . Nicht im Ansturm der Feinde, nicht im Mangel an materiellen Gütern, die deutsche Not liegt, wo sie immer lag — im deutschen Charakter."

Das „Tagebuch" im zweiten Septemberhefte schloß mit den (hier zusammengezogenen) Sätzen: „Bitter not tut uns eine entschlossene, rücksichtslose moralische Offensive gegen den äußeren Feind. Noch bitterer not tut uns eine Offensive gegen den inneren Feind. Des Übels Kern sitzt aber weniger im Nicht-heben-können, als im Nicht-heben-wollen. Es ist weniger eine Schwäche des Intellekts, als des Charakters. Das macht den Kampf so schwer, so bitter!"

In diesem Kriege werden wir dieser Schwäche nicht Herr werden und diesen Kampf nicht ausfechten. Was wir können, ist, auch aus dieser Not eine Tugend zu machen, mit starkem Führerwillen auf sie einzuwirken und, da die Führung von oben nun einmal versagt, sie nach besten Kräften selbst in die Hand zu nehmen, wie das die anders Gerichteten mit so großem Erfolge tun. Aber da muß ich bekennen, daß bei den völkischen, von der „Mehrheit" ausgeschlossenen Parteien und den freien völkischen Verbänden eine enttäuschende und durch vaterländische Gründe nicht zu rechtfertigende Zurückhaltung zu herrschen scheint. Es versteht sich von selbst, daß die gegenwärtige Lage zu einer gewissen Zurückhaltung verpflichtet, diese findet aber ihre Grenze, wo schon das einfachste Gebot des gesunden Menschenverstandes zur Abwehr einer hemmungslosen, nur noch pathologisch zu begreifenden Verzichtstimmung, ein hündisches „Apportieren" schier aller vom Feinde nur anbefohlenen Selbstentäußerungen und Selbsterniedrigungen aufrufen. Von der „Ehre" und dem „Ansehen" des „deutschen Namens" wollen wir lieber so lange schweigen, bis wir wieder ein Recht haben, von ihnen zu reden.





Dort Diktatur — hier demokratische Auflösung

Wenn heut' ein Geist herniederstiege, der die letzten viereinhalb Jahre nicht mitgelebt hat und nun zusieht, wie es in Deutschland steht und wie bei den Angelsachsen und den Romanen, der möchte, so schreibt die „Unabh. Nat.-Korresp.", glauben, daß ein Trugbild ihn narre. England, die Vereinigten Staaten und Frankreich, die Länder, auf deren Scheindemokratie die deutschen Ideologen mit dem Trotz verzogener Kinder schwören, haben es längst eingesehen, daß die Demokratie nicht zum Kriegführen taugt und vertrauten ihr Schicksal Diktatoren an, die sie mit unerhörter Vollmacht ausrüsteten. Deutschland aber, das schon im Frieden eine festgefügte Kaisergewalt besaß, weil sein Reichsgründer es wußte, daß unser ungeschütztes, von Raubgier umdrohtes Land vor allem andern einen Faktor von Felsenhärte brauchte, der ihm namentlich in Kriegszeiten eine den Nachbarn überlegene Stärke verlieh, — dieses Deutschland ist in voller Auflösung begriffen, ist drauf und dran, in dem sein Heil zu suchen, was sein größtes Unheil sein muß, in der Herrschaft der weltbürgerlichen Demokratie, und duldet es saft- und kraftlos, daß volksfremde Hände die Kaisermacht antasten, in der allein seine Rettung liegt.

Die kaiserlose, die schreckliche Zeit! Noch ist es nicht ganz so weit, daß diese Klage, deren Bitternis wir weit in der Vergangenheit überwunden wähnten, wieder mit voller Berechtigung durchs zerrissene und ohnmächtige Land ertönt. Noch lebt in der Krone die ganze, gewaltige Militärmacht und hier hat die Vorsehung dem kaiserlichen Herrn die rechten Männer gesandt, von ihr den rechten Gebrauch zu machen, der allein im Sieg besteht. Aber im Innern schleifen die Zügel der kaiserlichen Regierung am Boden und harren dessen, der sie aufhebt und kräftig anzieht, bevor die volksfremden Hände sich ihrer bemächtigen und den politischen Wirrwarr zur unabwendbaren Katastrophe, zur Niederlage nach außen gestalten.

Die demokratischen Länder der Entente haben ihre Zuflucht zur Diktatur genommen, weil nur sie die letzte Zusammenraffung aller Kräfte verbürgt, die den Sieg ermöglicht. Deutschland ist von der trüben Welle der Demokratie überflutet, die seinen Untergang herbeiführt. Deutschland kennt darum in dieser Stunde nur einen Wunsch, nur ein Gebet: daß es den Kaiser wieder spüre und die kaiserliche Krongewalt.

*

Pazifistische Salons

Von offenbar eingeweihter Seite wird in der „Deutschen Zeitung" in gewisse Zustände und Umtriebe hineingeleuchtet, die geradezu unheimlich sind, aber freilich für manches, was der sachlichen Betrachtung als unlösbares Rätsel erscheinen mußte, einen persönlichen Schlüssel liefern:

„Der pazifistische ‚Salon' beherrscht wieder das Feld. Nicht zu lange ist es her, daß die ‚Norddeutsche Allg. Ztg.' die Unterstellung, zwei diplomatische Vertreter des Reiches im Ausland machten bei ihren Empfängen in Pazifismus, mit besonderer Entrüstung zurückwies. Ob das halbamtliche

Blatt auch heute noch außer sich geraten, den Vorwurf nicht vielmehr als besondere Empfehlung auffassen würde? Er bezog sich auf Herren, deren Namen im Zusammenhang mit den Personalverschiebungen in der Reichspolitik gegenwärtig besonders eifrig genannt werden...

Man hat die Kandidatur des Prinzen Max von Baden damit empfohlen, daß sie in England einen vorzüglichen Eindruck machen würde. Ein Gesichtspunkt, der nicht erst seit heute schwer in die Wagschale fällt. Einer unserer zurzeit wichtigsten Auslandsposten ist z. B. mit einem Manne besetzt, der in England geboren und erzogen wurde und eine Engländerin zur Frau hat. Keine sehr glückliche Wahl unter bismarckischen Gesichtspunkten, wie die Dinge zurzeit liegen; eine ausgezeichnete unter denen des Zeitalters der Bethmann-Kühlmann. Denn der treffliche Wächter der deutschen Sache vereinigt in seiner Person noch eine Menge anderer versöhnlicher Beziehungen; seine Mutter ist Amerikanerin, was ganz gewiß zur Sänftigung Wilsonschen Vernichtungswillens beträchtlich beitragen wird, wenn gerade dieser Herr dereinst am Konferenztisch, an dem nach dem Willen unserer Versöhnungsmehrheit Deutschland sein Schicksal diktiert werden soll, auftauchen wird, und mehr als das, sie ist ihrem Namen nach eine aus dem europäischen Osten eingewanderte amerikanische Jüdin, was ihrem Sohn abermals eine Menge wertvoller Beziehungen öffnet. Wir wissen nicht, wie es um die pazifistischen Salons im Haag und in Kopenhagen bestellt ist, deren Erwähnung die ‚Norddeutsche' veranlaßt hat, so grob zu werden, wie sie es geworden ist. Aber das wissen wir, daß es derlei auch in Berlin gibt. Einer von ihnen war, soweit dort mit offenen Karten gespielt wurde — was indessen keineswegs ausschließlich der Zweck der Übung gewesen zu sein scheint —, der Mittelpunkt der Treibereien gegen die Zusatzverträge zum Brest-Litowsker Frieden, und der Mann mit den vielseitigen Beziehungen der Schärfer der Pfeile. All das ist nun ‚groß' geworden!..

Neutrale Diplomaten — oder ist das eine Verwechslung mit den Sendboten der Wilhelmstraße in neutralen Ländern? — mahnen, man solle doch um Gottes willen aufhören, Wilson Wilson zu nennen. Man tue dem sittlich ernsten Mann unrecht, ihn in Verruf zu bringen; er stehe durchaus auf dem Standpunkt, daß Selbstessen fett mache, und werde deshalb Gott sei Dank nicht nur das Reich, sondern vielleicht auch noch England hindern, sich beim Friedensschluß zu überfressen. Merke man drüben, daß seine gerechten und gemäßigten Anschauungen Perlen seien, vor die deutschen Säue geworfen, so werde die eigentliche Kriegspartei groß, — und dann könnten wir erst was Rechtes erleben! Auch ist man bemüht, stimmungsmäßig den Rückzug unserer Truppen aus Bulgarien vorzubereiten, so Malinoffs Werk zu vollenden, — und England einer seiner größten Sorgen zu entheben. Denn der Orient ist nach wie vor Englands Achillesferse, die Stelle, wo es zu Lande entscheidend zu schlagen ist. Hoffentlich rührt es Lloyd George und Balfour! Letzten Endes hat — wie bekannt — politische und militärische Selbstentäußerung noch allemal das Rennen gemacht in der Geschichte; im übrigen: Hauptsache ist schließlich, daß die Börse endlich wieder Luft bekommt, koste es, was es wolle."

*

Ein „Ausblick auf die Zukunft"?

„Seine Königliche Hoheit (der Großherzog von Baden) hat bei meiner Entlassung die Hand mit im Spiele gehabt und mehr als einmal dem Kaiser vorgestellt, wie notwendig es sei, daß er sich von mir trenne. Er hat es mir wohl nie recht vergessen können, daß ich mich seinerzeit der Anerkennung der von ihm gehegten elsaß-lothringischen Wünsche versagt habe, und bei meinem Druck auf die Schweiz (Wohlgemuth-Affäre, Niederlassungsvertrag) hat er befürchtet, daß ihm seine badischen Fensterscheiben von der benachbarten Schweiz eingeworfen werden könnten. Sonst habe ich ihm meines Wissens keinen Anlaß gegeben, Partei gegen mich zu er-

greifen, namentlich nicht in der Weise, wie es geschehen zu sein scheint." Hofmann teilt uns diesen Ausspruch Bismarcks im ersten Band seines Bismarck-Buches mit. Der „Deutschen Zeitung", die ihn auffrischt, ist er „eine wertvolle Erinnerung und zugleich ein Ausblick auf die Zukunft. Heute ist ein Nachkomme dieses Großherzogs von Baden zum Reichskanzler bestellt, von jener Reichstagsmehrheit, gegen die Bismarck einen mehr als zwanzigjährigen Kampf geführt hat."

Wir wollen zunächst einmal abwarten. Vielleicht wird es nicht ganz so schlimm. Die Schule der Bescheidenheit haben wir ja nun durchlaufen, ein gerechtes Lehrerkollegium würde uns das Reifezeugnis nicht vorenthalten. Aber unsere Lehrer sind streng, sehr streng. Bescheidenheit genügt ihnen noch nicht, wir müssen bußfertig werden. Auch dazu sind wir schon auf dem besten Wege, und wenn wir erst bis zu diesem hehren Ziele fortgeschritten sind, dann kann uns keine Last und kein Übel mehr anfechten, dann wird sich uns das Dichterwort in einem ganz neuen Lichte offenbaren: „Bereit sein ist alles"! Wir brauchen uns nur die Auslegung der Feinde zu eigen zu machen: „Ihr müßt zu allem bereit sein", dann ist kein Zweifel, daß sie mit dem ärgerlichen Hineinspucken in unsere Friedenshand endlich Schluß machen und, nachdem wir besagte Hand gehörig gereinigt und desinfiziert haben, freudig und bieder in sie einschlagen werden. Gr.

*

Spotten ihrer selbst!

Die „Vossische Zeitung" schrieb, sowohl die Konservativen wie die Nationalliberalen müßten „ihrem Programm und ihrer Tradition nach jedes Ministerium der nationalen Verteidigung unterstützen", ein Mehr an nationaler Energie würde mithin durch ein Koalitionskabinett nicht zusammengebracht werden. „Der Trugschluß dieser Äußerung", bemerkt die „Deutsche Tageszeitung", „liegt auf der Hand: die Konservativen könnten gewiß jedes wirkliche Ministerium der nationalen Verteidigung unterstützen; aber ebenso gewiß nicht eine Regierung, die nicht nur innerpolitische Beute über die nationale Verteidigung stellt, sondern vor allem diese Verteidigung durch ihre Haltung in den Kriegsfragen in unverantwortlicher Weise schwächt. Das ist jedenfalls durch die Politik Scheidemann-Erzberger bisher in unheilvollster Weise geschehen; und die Haltung der Mehrheitspresse läßt sogar befürchten, daß es künftig erst recht der Fall sein wird."

Es offenbart sich übrigens eine köstliche Naivität in dem Ausspruche des Mehrheitsblattes: Wir Mehrheitsleute tun nichts umsonst, lassen uns für unsere Mitwirkung an der „Organisation der vaterländischen Verteidigung" (?) tüchtig bezahlen und teilen uns in die Beute. Die Minderheit darf ruhig ausgeschlossen und entrechtet werden, denn sie leistet ja ihre vaterländischen Dienste unentgeltlich. Wir mögen sie noch so sehr mißhandeln, — sie wird sich in ihrer Vaterlandstreue durch nichts beirren lassen! Aber auch wenn wir sie an dem Geschäft teilnehmen ließen, — ihr vaterländischer Eifer läßt sich überhaupt nicht steigern!

Ein kläglicheres Selbstzeugnis für den Standpunkt der Mehrheit und zugleich ein höheres Ehrenzeugnis für den der Minderheit konnte von einem Organ der Mehrheit kaum beigebracht werden: „Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie!" Gr.

*

Die Wurst und der wohldressierte Hund

Es ist immerhin merkwürdig, wie wenig „Entrüstung dieser bluttriefende Kriegsfanatismus (der Feinde), dieser wahnwitzige Übermut in Deutschland hervorgerufen hat. Das fünfte Kriegsjahr sieht die oft enttäuschte Friedenssehnsucht schon abgestumpft; man hat uns schon so oft in die zum Friedenshandschlag ausgestreckte Rechte gespuckt, daß es uns weiter nicht mehr auffällt. Die wenigen ehrlichen neutralen Friedensfreunde waren diesmal über die Brutalität der Friedensweigerung der Entente mehr entsetzt als die Völker der Mittelmächte ...

Die Staatsmänner der Entente verfolgten, so lange die Kriegslage ihnen ungünstig schien, uns gegenüber die Methode, mit der man den Hund zum Springen anlernt: die Wurst wird immer ein kleines Stückchen höher gehalten, als er hinaufzukommen vermag. Schlugen wir gegenseitige Herausgabe aller Eroberungen vor, so wurde eingewendet, Belgien dürfe nicht in die große Aufrechnung einbezogen werden. Waren wir bereit, Belgien bedingungslos zu räumen, so wurde geantwortet, die Entschädigungsfrage müsse geklärt werden. Von der Bereitwilligkeit zur Abänderung des Ostfriedens drängte man uns zur Äußerung über die Wünsche der Polen nach Vereinigung aller Volksgenossen in einem Staat und nach freiem Zutritt zum Meere. Hätten wir schon die parlamentarische Regierung rein durchgeführt, wäre zweifellos sofort eingewendet worden, noch immer säßen die schuldbeladenen Herrschergeschlechter auf den Thronen. Und eine deutsche Republik hätte gewiß nicht bloß die politische Gretchenfrage beantworten müssen: wie hältst du's mit der demokratischen Religion, sondern vor allen Dingen die nach dem lothringischen Erz, dem elsässischen Kali, den Kohlen in Oberschlesien und im Saarrevier und den kolonialen Rohstoffen in den Tropenkolonien.

Noch Balfour hat diese Methode des diplomatischen Schützengrabenkriegs, die Zurückdrängung von Stellung zu Stellung befolgt. Wilson und Clemenceau aber sind aufs Ganze gegangen und haben als ihr einziges Programm den politischen Endsieg durch den militärischen Vernichtungsschlag offen hingestellt. Sie wollen die Welt und ihre Schätze neu verteilen, ohne Deutschland überhaupt fragen zu brauchen. Ja Wilson hat in Sorge, daß seine unbedingten Bewunderer unter unseren Mitbürgern auf Annahme seiner 14 Friedenspunkte drängen könnten, sich beeilt zu erklären, daß auch dies ihm keinesfalls genügen würde, um in die Einleitung von Friedensbesprechungen zu willigen. Solche Furcht vor der Nachgiebigkeit des Feindes war allerdings noch nicht da. Man hat gesagt, die Entente gleiche herrenstolzen Unternehmern, die jede Verhandlung mit den Arbeiterorganisationen ablehnen. Der Vergleich genügt nicht: sie hat die Wortführer der Gegenseite durch den Hausknecht hinauswerfen und mit Hunden hetzen lassen."

Diesen gehässigen Erguß kann natürlich nur ein Alldeutscher von sich gegeben haben. Bedaure, es ist der bekannte sozialdemokratische Politiker Ernst Heilmann in der sozialdemokratischen Wochenschrift „Die Glocke".

*

Beschneidung der Diplomatie

Öftere Stimmen fordern für später „erheblich mehr Mittel" für unsern politischen Außendienst. Richtig angewandt, können sie ja was nützen. Die Hauptsache sind aber tüchtige Leute. Und da ist es nun ein großer Irrtum, daß höhere Bezahlung und Vermehrung der Dienststellen die Menschen tüchtiger mache. Nach meinen Beobachtungen — die sich zurückhaltend ausdrücken möchten, weil sich hochachtungsvolle Eindrücke damit kreuzen — haben die jüngeren und zum Teil auch nicht jüngeren Beamten des auswärtigen Dienstes oft viel zu sehr als Hauptsache im Kopf: Urlaub, Drückerei vor den Geschäftsstunden und gesellschaftlich-sportliche Vergnügung. Aus drei Gründen. Weil man die Wichtigkeit des Standesgemäßen so hinaufgeschroben hat, daß insbesondere bei deutschen Legations- und Konsulatsherren der nationale Begriff überwuchert wird von der Formel „die diplomatische Gesellschaft". Zweitens weil ihnen unverdient viel Geld in der Tasche klimpert oder, wenn nicht, leicht die lebemännische Vergeudung daran schuld ist. Drittens weil reichliches Personal und vielfach auch redliche, sachbeflissene Arbeiter da sind, auf die man das Seinige abhalsen kann. Früher erregte mich zuweilen, in welchen selbst brennenden Zeitumständen der Herr Konsul usw. „nicht zu sprechen", d. h. einfach nicht da war. Hinzuerfahrung hat gelehrt, daß das nicht bloße Faulheit, Gleichgültigkeit, hochnäsige Selbstumwallung ist, sondern wie naiv erforderlich es ist, mitten in der Woche

tagelang zu verreisen, um bei Baronin X eine Partie Bridge zu spielen, oder bei einem kollegialen Bekannten, der eigenhändig Spickaale räuchert oder ein Motorboot lenkt, an diesem Vergnügen teilzunehmen, oder um Exzellenz Y, der die längste Zeit mit Familie in vornehmen Kurorten weilt, die geziemende Aufwartung zu machen. In die ähnliche Rubrik gehört es, daß höhere oder empfohlene Vergnügungsreisende zu den oft zweifelhafteren Sehenswürdigkeiten geleitet und dort freigehalten werden müssen. Man sorgte besser, daß die Herren der Diplomatie ihre Aufgabe so auffassen, *wie die Beamten in normalen Dienststellen*. Die ganze Frage der „Repräsentation", bis oben hin, ist höchst nachprüfungswert. Sie ist im Grunde ein Fossil aus den Jahrhunderten der schmarotzenden Günstlinge und Zuträger — die jetzt doch aus besonderen Mitteln dafür ihre Gewinne saugen. h.

•

Das Weib Frankreich

Regieren Sie rechts oder regieren Sie links — aber regieren Sie. Frankreich ist ein Weib und liebt den, der es mißhandelt", läßt Paul Bourget in seinen „Tribunen" den Baron sprechen. Anknüpfend an dieses Wort, das mehr ist als ein Bonmot, schreibt die „Deutsche Zeitung":

Staatsmänner sollten französische Literatur nicht nur in ihren Mußestunden lesen. Der Deutsche glaubte bis zum Kriege mit rührender Treue das Märchen von der „ritterlichen Nation", das Märchen ist aus, und jeder Deutsche weiß heute, daß bestialischer noch kein Volk geartet war, als dieses Volk. Die Deutschen sollten endlich die ekelhafte Geschichtslüge von der Roheit der Vandalen begraben und jede bestialische Gemeinheit mit dem Wort „französisch" belegen, sie sagen damit die Wahrheit. Man lese nur die „Patrouille Schierstädt" oder die Erinnerungen des Franzosenfreundes Auburtin, Vertreter des „Berl. Tagebl." in Paris und man hat die ganze Wahrheit. Aber ein weiteres Märchen sitzt noch fest, nämlich die Meinung, daß die wachsende Erkenntnis Frankreich zum Abfall von England bewegen könne. Frankreich ist ein Weib, es liebt den, der es mißhandelt, sagt Bourget. Das ist französisch gedacht und gesprochen. Der abgrundtiefe, irrsinnige Haß der Franzosen gegen Deutschland kommt dazu. Solange noch ein Funken Hoffnung besteht, daß die Entente obsiegen könne, ist jede Rechnung auf den Abfall Frankreichs Torheit, noch mehr Verbrechen. Clemenceaus Gewaltherrschaft, gestützt auf britische und amerikanische Bajonette, entspricht durchaus der Gedankenwelt der Franzosen, denen nichts lieber ist als Zwangsherrschaft, darin liegt auch der Schlüssel zu Napoleons Erfolgen. Das Große an Napoleon ist, sagt Treitschke einmal, daß er das Bedürfnis der Franzosen, wie eine Herde sich beherrschen zu lassen, frei zu reden, in der Tat aber geknechtet zu sein, klar erkannte, daß er als Italiener die Franzosen kalt und zynisch zu beurteilen vermochte, sich nicht durch Phrasen über ihre Schwächen hinwegtäuschen ließ. Wer da glaubt, daß die jetzige Polizeiherrschaft den Franzosen unerträglich werden würde, täuscht sich gründlich, sie entspricht durchaus dem Bedürfnis der Franzosen. Zur Vernunft kommt der Franzose nur durch Gewalt. Wir müssen begreifen, daß Frankreichs Untergang Deutschlands Aufstieg bedeutet, und daß nicht eher Aussicht auf eine friedliche Weiterentwicklung unseres Volkes besteht, als bis der ewige Störenfried an der Westgrenze ausgespielt hat.

•

Eine deutsche Frau über den U-Boot-Krieg

Wenn Männer schweigen, müssen Frauen reden! So sei denn hier der Brief einer tapferen deutschen Frau zu Nutz und Frommen mancher weniger tapferen deutschen Männer mitgeteilt:

„Ich habe während des Krieges oft Trost in den Artikeln des ‚Türmers' gesucht und gefunden und mit allem, was über Bethmann Hollwegs zu lange und verhängnisvolle Regierung gesagt, wie über den U-Boot-Krieg,

die schleppende Politik wegen des Baltenlandes, über das ‚Königreich Polen', über Kühlmann usw., aus vollem Herzen sympathisiert.

Jetzt ertönt allmählich die Rede vom ‚Versagen des U-Boot-Krieges'. Ob es von denselben Kreisen ausgeht, die den Abbruch des U-Boot-Krieges, so furchtbar verhängnisvoll für Deutschland, bewerkstelligten, weiß ich natürlich nicht. Jedenfalls ist es, von Privatpersonen ausgesprochen, eine sehr gedankenlose Redensart. Großadmiral von Tirpitz hat im Winter 1915—16 nicht gesagt, daß der U-Boot-Krieg ganz gewiß den Krieg abkürzen und England niederzwingen würde, wenn er Jahr und Tag aufgeschoben würde, bis sämtliche Feinde, auch Amerika, sich gründlich darauf vorbereitet hätten durch U-Boot-Fallen, Netze, Wasserbomben, Flottillen mit Torpedobooten und U-Boot-Zerstörern usw., sondern wenn der U-Boot-Krieg sofort uneingeschränkt mit aller Kraft, auch gegen die amerikanischen Munitionstransporte, geführt würde. So wie Hindenburg einst gesagt hat, ‚der grausamste Krieg ist der humanste'. Wir haben es durch ‚Humanität und Rücksicht' zu einem grausam ausgedehnten Krieg, zum fünften Kriegswinter, gebracht.

Wenn die U-Boote nicht solche gefährliche Waffe gewesen wäre, hätte England und Wilson nicht so dagegen gearbeitet auf alle Weise. Daß unsre Regierung ihnen den Gefallen tun würde, ein Jahr lang diese gefährliche Waffe gegen sie nicht zu gebrauchen, haben sie wohl kaum in ihren schönsten Träumen erwartet, trotzdem ist dieser Wunsch erfüllt worden. Unsere U-Boote, die an den Feind wollten, die die amerikanische Munition ins Meer senken wollten, anstatt sie in Frankreich landen zu lassen, — mußten sich zähneknirschend fügen. — Und jetzt heißt es, die U-Boot-Waffe hätte versagt!

Als Weddigen drei Kriegsschiffe an einem Tage versenkte, da versagte sie nicht! Aber damals durften Zeppeline und U-Boote arbeiten, um das überfallene Deutschland vor seinen zahlreichen furchtbaren Feinden zu retten, ihm den Frieden zu erzwingen. Wir hatten unser Recht auf unsere Machtmittel, die eine Notwehr waren gegen die Feinde, die uns vernichten wollten.

Ich habe jahrelang bis 1910 in Amerika gelebt und hatte viele Bekannte dort, von denen niemand ein Wort des Bedauerns hatte für Deutschland. Ich wußte schon im ersten Kriegswinter, daß Amerika feindlich war. Und unsere Regierung hat geglaubt, jahrelang, Amerika würde noch unser Freund werden! Wie war so etwas möglich! — Hätten wir nicht alle Munitionsschiffe landen lassen, nicht den U-Boot-Krieg aufgegeben, zu einer Zeit, wo Amerika ganz und England teilweise, unvorbereitet für den Krieg waren, dann hätte Tirpitz gewiß recht behalten, und wir ständen jetzt nicht vor dem fünften Kriegswinter...

Was für eine Stimmung herrschte noch im Volk, wie im Heere und in der Marine, als der U-Boot-Krieg abgebrochen wurde, — damals wurde der Krieg stürmisch gefordert, aber man durfte ja, zu Bethmann Hollwegs Zeiten, kaum zu seinem besten Freund davon sprechen, noch schreiben, aus Angst, in die Schutzhaft genommen zu werden. Jetzt möchte man wohl gern wieder die Stimmung dahin zaubern, wo man sie jahrelang förmlich hinausgeprügelt hat. Wenn man jetzt an die kostbare Zeit denkt, die verging und die vertändelt wurde mit ‚Handels-Untersee-Booten', mit Auftauchen eines U-Bootes (zum Entsetzen der Amerikaner) vor einem amerikanischen Hafen usw., wenn man an alle Munition denkt, die man jahrelang, aus Rücksicht!, herüberkommen ließ gegen unsre armen Feldgrauen, wenn man an die Hunderttausende und aber Hunderttausende, die seit 1916 gefallen sind, denkt, und an die, die immer weiter fallen werden, dann glaubt man, wahnsinnig zu werden. Wilson hat, politisch, von Anfang an seinen festen Plan gehabt, als Feind Deutschlands, er hat nur an Amerikas Größe und Reichtumvermehrung gedacht; Englands Politiker haben ebenfalls nur an Englands Größe und Englands Zukunft während des ganzen Krieges gedacht — und war es bei unseren Politikern ebenso? Diente

die Erschaffung des Königreichs Polen zur zukünftigen Größe und Unabhängigkeit Deutschlands, — verminderte es die ungeheuren Schwierigkeiten für Deutschland während des Krieges? Und das ist nur ein Beispiel."

M. Sch.

*

Niederdeutsches Volkstum an der Front

Aus dem Felde wird der „Unabh. Nat.-Korrespondenz" geschrieben:

In unserer Batterie sind fast ausschließlich Hanseaten, Holsteiner und Mecklenburger vertreten. Da hat man so recht Gelegenheit, die derbe, fröhliche Weltbejahung und dann wieder die tiefe, sinnige, schier unergründliche Nachdenklichkeit unseres niederdeutschen Volkstums kennen zu lernen. Und wenn man dann schier verzweifeln möchte ob all der Halbheit und Tatenlosigkeit, dem Parteigeist und Kleinmut, von dem täglich die Zeitungen voll sind, dann richtet einen der prächtige Geist der Leute auf, die zwar auch alle den Frieden herbeisehnen, erst aber alles dem Engländer ordentlich heimgezahlt zu sehen wünschten und bei jedem Schießen noch immer mit dem Feuereifer dabei sind wie Anno 14. Abends sitzt dann alles vom Leutnant bis zum letzten Kanonier zusammen. Wenn dann beim flackernden Feuer ein jeder seine Kriegserlebnisse erzählt, bedaure ich nur immer, daß nicht ein Liliencron oder Fontane dabei ist, um all den Schatz an naiver Erzählungskunst, ursprünglichen Wendungen und volkstümlichem Meinen und Denken festzuhalten. Sonst lesen die Leute viel in ihrer Freizeit, und Bücher wie Speckmanns „Heidehof Lohe" und Löns „Werwölfe" gehen von Hand zu Hand. Überhaupt ist der Bildungsdrang groß, und einfache Hamburger Arbeiter habe ich mit „Peer Gynt" und Spinozas Ethik angetroffen, und sie haben mir dann von Sonnenuntergängen auf dem Wilseder Berg als dem schönsten Ereignis ihres Lebens erzählt. Trotz aller Großstädterei und Gleichmacherei lebt eben doch glücklicherweise der tiefinnerliche, metaphysische Zug im Wesen des Germanen weiter, wenn auch oft überwuchert von allerhand geilem Unkraut ...

Die hohen Löhne im Hilfsdienst und in der Heimat sind der Gegenstand, der die Stimmung des gemeinen Mannes dauernd ungünstig beeinflußt, nicht die Wahlrechtsfrage, um die sich hier an der Front kein Mensch kümmert. In den Zeitungen liest man es anders!

*

Rousseausche Schimären

„Laßt die Illusionäre um ihre fixe Idee von der Mündigkeit der Massen sich drehen, wie drehende Derwische um die eigene Nasenspitze sich schwingen. Laßt sie mit ihrer hohlen Schwindelblase, genannt Selbstbestimmung der Völker, kindisch spielen. Man weiß ja, wie es mit dieser Mündigkeit und Selbstbestimmung bestellt war, ist und sein wird. Die Massen mündig? Ein knäbischer Traum! Die Völker sich selbst bestimmend? Eine lächerliche Selbstbelügung! Reibt euch doch endlich die Rousseauschen Schimären aus den Augen und seht euch die Dinge an, wie sie sind. Wo denn haben die Völker bewiesen, daß sie frei zu sein verständen? Ja, auch nur, daß sie frei sein wollten? Nirgends! Selbst die scheinbar freiheitlichen, freiheitlichsten Epochen erweisen sich bei näherem Zusehen und unbefangener Untersuchung überall als Täuschungen. ... Nehmt doch einmal für eine Weile Strafgesetzbuch und Polizei aus unserer hochgelobten modernen Zivilisation hinweg und ihr werdet Menschlichkeiten erleben, deren Viehischkeit euch dartun wird, was es mit dem ewigen selbstgefälligen Vorschrittsgeleier eigentlich auf sich habe."

Johannes Scherr 1873

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß · Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Landregen

R. Duschek

Beilage zum Türmer



XXI. Jahrg. Erstes Novemberheft 1918 Heft 3

Der Lakai

Von Prof. Dr. F. Kühner

Deutschlands ältere Geschichte baut sich auf einer gleichartigen Volksmasse auf. Die Germanen, von Karl dem Großen bis zum Ende der Staufer, waren bis in die Knochen Demokraten, ein Herrenvolk von Demokraten. Erst das Lehnsrecht in seiner mißbrauchten Anwendung schuf den Hörigen. Aber kein Standes- oder Rangunterschied fraß sich so tief in das Volksbewußtsein ein, daß der Kaufmann, der Handwerker, ja nicht einmal die Gesamtheit der Bauernschaft zu einer bedingungslos niederen Kaste wurde. Trotziges Selbstbewußtsein in allen Ständen sprengte vorübergehend entstandene Fesseln, gab dem geschichtlichen Auf und Nieder die Charakterisierung gleichstarker, gleichgearteter Kräfte. Sooft die Handwerkerschaft über die städtischen „Geschlechter", die Städtebündnisse über die Ritterschaft, die Hansa über auswärtige Feinde siegte, betätigte sich demokratisches Gleichheitsbewußtsein gegen eine als unnatürlich empfundene Bedrückung. Ob man sich zur „patriotischen" Geschichtsauffassung bekennt oder der Theorie von Ludwig Gumplovicz anhängt, wonach alle Herrschaft aus einer einem unterworfenen Volke übergelagerten Herrenschicht entstammt, — eines ist sicher: es gab in Deutschland niemals eine Sklavenschicht neben einer Herrenschicht; der Adel hat nie mehr vermocht, als hörige aber widerstrebende Bauern gleicher Rasse, gleicher Herkunft zu knechten, und auch hier bäumte sich altes demokratisches

Selbstbewußtsein manchmal gewaltig empor. Wie anders da, wo die **Züchtung** des Sklaven methodisch arbeitete: die Spartaner hatten auf diesem Gebiet so viel erreicht, daß sie, als Besiegte aus der Schlacht bei Leuktra zurückkehrend, bei den an Zahl vielleicht zehnfach überlegenen Heloten nicht den leisesten Versuch einer Auflehnung, eines Befreiungswillens fanden; auch indische Kasten-Züchtung kann unbedingt mit dem fixierten Sklavencharakter rechnen. Zu welchem Zeitpunkt hätte je das germanisch-keltische Mitteleuropa Ähnliches aufzuweisen?

Also es gab keine germanische Sklavenschicht, kein gezüchtetes Knechtsbewußtsein als Massenerscheinung. Nur ganz ungeheure Einwirkungen vermochten, die gegebene Herrendemokratie zu entarten und dem trotzigen Eichbaum den Krüppelwuchs einer artfremden Krankheit aufzuprägen, die, sozial wenig deutlich, um so greller moralisch-politisch in die Augen springt: **deutsches Lakaientum**. Um es zu verstehen, sei das Jahr 1650 als Ausgangspunkt gewählt und die politische Charakterzüchtung für England, Frankreich und Deutschland untersucht.

In England war das demokratische Puritanertum unbedingtester Sieger. Nie war extreme Demokratie herrischer und siegreicher. Holland war bis ins Mark getroffen, Frankreich eingeschüchtert, und bis an den Papststuhl lief eine Welle der Angst vor den unbesiegbaren „Eisenseiten" Cromwells. Aus dem Volk hervorgegangen — das Heer des Protektors bestand meist aus früheren Bürger-Handwerkern —, hob die Herrschaft der Puritaner zum zweitenmal und viel stärker als unter Elisabeth das Selbstbewußtsein des Gesamtvolkes, die Vorstellung des Auserwähltseins gleichermaßen religiös wie politisch entwickelnd. Welch ungeheurer Gegensatz mit dem geknechteten Engländer Heinrichs VIII., der sich widerstandslos eine neue, miserabel zurechtgemachte Abart von Christentum aufzwingen ließ! Welches Herrenbewußtsein in dem Volk, das Schottland völlig besiegt, Irland grauenhaft entvölkert und das benachbarte Ausland in Schrecken versetzt hatte! (Seltsame Ironie der Entwicklungsgeschichte: die führenden Männer unter den Puritanern hatten den Geist des auflehnenden Trotzes gegen Staat und Kirche vorwiegend aus Deutschland und der Schweiz mitgebracht, als sie von dorther nach Heinrichs VIII. Tod wieder in die Heimat zurückkehrten.) Vom Gegensatz aristokratisch—demokratisch ausgehend war für England von nun an zwar nicht **die**, wohl aber **eine** Demokratie geschaffen, während der Engländer in dem Gegensatz aristokratisch—plebejisch (also dem gesellschaftlich-soziologischen Begriff) Aristokrat zu sein bestrebt ist. Jedenfalls konnte England nunmehr die Lotterwirtschaft Karls II., der die bürgerliche Herrschaft des Parlaments nicht antastete, ohne Schaden überstehen, Jakob II. nach drei Jahren größter politischer Einfältigkeiten zum Teufel jagen. Alles, was dann kam: die Erfolge Wilhelms III., die Siege Marlboroughs, die stufenweise Ausdehnung des Kolonialbesitzes zum Weltreich, die Befestigung der unbestrittenen Handelsvormacht —, alles trug dazu bei, in **der Masse der Engländer** die Überzeugung unausrottbar zu verankern, daß sie, daß ihr Bürgertum, ihre Kaufmannschaft, zur Herrschaft der Welt bestimmt seien. Arbeiter, Bauer, Handwerker, alle nahmen an diesem Selbstbewußtsein teil. Und warum auch nicht? Die Konquistadoren des Handels, die Gründer der Ostindischen Gesellschaft, die die Erbschaft der Hansa, Portugals, Spaniens und Hol-

lands angetreten hatten, waren als simple Bürger hinausgezogen und oft genug nicht nur reich, sondern als Lords zurückgekehrt, wie auch umgekehrt es dem englischen Selbstbewußtsein überaus wohltut — und nicht ganz mit Unrecht —, daß die jüngeren Söhne des hohen wie des niederen Adels formell immer nur als Bürgerliche gelten. Und so entstand ein Herreninstinkt, altgermanischem ursprünglichem Herreninstinkt aufgepfropft, gefeit gegen die Erschütterungen vorübergehender Rückschläge, die alle nur minderen Grades waren. Wie unendlich lehrreich und politisch suggestiv ist es, daß selbst der englische Lohnsklave aus den Slums der Industriestädte Reste dieses Herrenbewußtseins besitzt und sich gerne die Wahnvorstellung einer „Demokratie" gefallen läßt, die ihm nicht einmal das Wahlrecht gewährt; ist's auch keine Demokratie, die bis zur Masse des Volks hinunterreicht, so gibt es andrerseits doch auch keine geborene Herrenkaste, die ihn täglich wider die Schienbeine tritt. Denn die zweiten (eigentlich die ersten!) Bedrücker neben dem Großkapital, die landlords, sind politisch längst nicht mehr Herren. Weshalb es denn auch natürlich und in Ordnung ist, wenn jetzt, im Krieg, die englische Arbeiterschaft geschlossen zur Verteidigung der englischen Weltherrschaft antritt, von deren Tisch kein Krümelein für sie selbst abfällt. Sollte es denn ganz und gar undenkbar sein, daß man einmal aus der Geschichte lernt, auch in Deutschland undenkbar, wo doch sonst aus jedem Schmöker so brav, so geduldig gelernt wird?!

Frankreichs Volkscharakter mußte sich, entsprechend den gegebenen Bedingungen, ganz anders entwickeln. Zunächst bestehen dort noch, heute wie vor 2000 Jahren, die konstitutionellen Rassegrundlagen, die Cäsar bei den Galliern feststellte: unruhig, neuerungssüchtig, eitel durch die Jahrtausende hatte der Bewohner Galliens mehr und härtere Knechtung durch Eroberer zu erleiden, als alle seine Nachbarvölker. Römer, Franken, Normannen, Engländer zwangen ihm unermeßliche Blutopfer auf. Aber der biologisch tiefsitzende Trieb zur Geselligkeit schuf frühzeitig, 2—3 Jahrhunderte früher als in Germanien, Städte; hier entstand ein Bürgertum, und wie der Germane der alten Zeit wesentlich Bauer war, mit allen Tugenden des Bauern, war der Gallier wesentlich Bürger. Bürgertum entwickelt aber mehr soziales, mehr kollektives Selbstbewußtsein als Bauerntum, zumal Bauerntum in Einzelgehöften. Bürgerlich entwickelte sich das soziale, politische, kaufmännische Leben des Franzosen, bürgerlich wurde seine Geschichte. Der französische Bauer hat historisch nie die Rolle gespielt, die bei allem Elend dem deutschen zufiel: Anteil an der Bildung des Nationalcharakters zu nehmen. Auch war im ganzen das bäuerliche Elend in der Geschichte Frankreichs noch weit allgemeiner als in Deutschland und stellt den französischen Bauer noch heute tief unter unseren. So kam denn, was kommen mußte: der bürgerliche Gedanke siegte, indem er eine alle Bürgschaften überragende, für ganz Frankreich geltende Stätte fand: Paris. Sehen wir nun wieder das Jahr 1650 an, so finden wir unten ein halb vertiertes, zertretenes, verhungerndes, ausgesogenes Bauernvolk, jeglichen Anteiles an der Geschichte des Staates bar; in der Mitte ein breites Bürgertum in vielen zum Teil sehr reichen Städten, dem Drucke des Adels ziemlich entrückt, nur dem der Steuern empfindlich ausgesetzt, und unbedingt überragt, überstrahlt sogar, von Paris. An Stelle des plackenden Raubritters erfreute sich der Städter der Schikane der Juristen in den sog.

„Parlamenten“, und in diese konnten mit der nötigen Begabung auch seine eigenen Söhne kommen; sein Bürgerbewußtsein blieb also ungeschädigt. Die oberste Schicht wurde vom Königshaus, dem großen Adel und der hohen Geistlichkeit gebildet. Es darf nie vergessen werden, daß die große Masse des niederen Adels und die der niederen Geistlichkeit nicht zu der obersten Schicht zählte! Beide fühlten sich deklassiert, beide waren meist bettelarm, beide warteten, unbewußt vielleicht, auf den Zeitpunkt, wo sie gemeinsam mit dem Bürgertum politisch und sozial Besserung erkämpfen konnten. Diese drei Volksschichten fanden sich einer eigentümlichen Lage gegenüber. Ein gewaltiger Staatsmann, Richelieu, hatte die noch vorhandenen Reste religiösen Zwiespaltes mit Gewalt und Klugheit liquidiert und nun seine ganze Kraft erfolgreich dazu verwandt, die politische Rolle — nur diese! — des hohen Adels zu zertrümmern. Damit waren die Bürgerkriege in Frankreich in der Hauptsache zu Ende, das Bürgertum erhob und kräftigte sich in Handel und Gewerbe; die äußere Politik war sehr erfolgreich, der Nachfolger Richelieus ein Mann von hohen Talenten, und 1661 trat Ludwig XIV. seine glanzvolle Rolle an, die mehr wie alles andere geeignet war, dem Bürgertum das Herz zu erwärmen, die französischste aller Eigenschaften, die Eitelkeit, zu befriedigen. Alle Lasten, alle Blutopfer der Kriege, alle Auspowerung durch Steuerpächter, alle Verwüstung ihres Besitzes trug nur die gepeinigte verkommene Schicht der Bauern, die politisch nicht existierten. Das Selbstbewußtsein und der Stolz von allem, was in Frankreich handelnd, wirkend, also auch maßgebend war, Königtum, Hochadel und Bürgertum wurde immer erneut angeregt und gehoben, bei jedem Sieg der Marschälle glaubte der Bürger sagen zu müssen, „wir haben gesiegt“, — nicht wie nach der Schlacht bei Jena der Polizeipräfekt von Berlin den armen Untertanen sagte: „Der König hat eine Bataille verloren.“

Die endlosen Kriege, die unerhörte Pracht der königlichen Hofhaltung hatten das Land furchtbar verarmt; aber für alles wurde der Bürger, wurde der Pariser entschädigt in der Sättigung seiner Eitelkeit, seines Selbstbewußtseins. Auch war, von der rein kulturellen Seite betrachtet, dieses Gefühl nicht unberechtigt; die Geistesblüte unter dem Sonnenkönig verlieh dem äußeren Glanz eine innere Qualität von außerordentlich hohem Rang. Gerade sie war es, die dem französischen Bürgertum die Kraft gab, bei dem Abwärtsgleiten bis zur Revolution den Kopf hochzuhalten, wobei ein neuer König, diesmal kein gekrönter, Voltaire, sein Entzücken erregte, seiner Eitelkeit kitzelte. Nach der Revolution, die den Sieg des bürgerlichen Kapitalismus mit dem täuschenden Schleier einer wirkungslosen Verfassung bedeckte, kam er, den der Franzose nicht den Großen nannte, weil ihm das Wort nicht groß genug war, sondern „l'homme“ = der Mensch an sich, der Mensch als Vollendung, Napoleon Bonaparte. Opium soll man in kleinen Mengen genießen, — die Franzosen tranken damals maßkrugweise das betäubende Gift hemmungsloser Selbstbeweihräucherung. Sie standen als Volk über allen Völkern; trunken, vergaßen sie alles: daß ihr Land sich verblutete, daß Napoleon streng genommen doch nur eine Importe war, daß an Stelle der Königs- und Hochadelsherrschaft die minder berauschende des Großkapitals getreten war, daß Viktor Hugo neben einer Goldschmiedswerkstatt der Poesie auch eine Blechwarenfabrik

größeren Stils errichtet hatte, daß England, Amerika, dann Deutschland es überflügelte, daß die Volkskraft mit der Volkszahl zerfiel. Von 5 Großbanken beherrscht und schamlos ausgeplündert, ohne soziale Gesetzgebung, ohne praktische politische Rechte, ohne Einkommenssteuer glaubt Frankreich heute noch an zwei Dinge: la grande nation zu sein, — und eine Demokratie zu sein. Und der Glaube macht selig.

Um 1650 lag Deutschland verblutet am Boden. Als Reich war es tot; nur nach Einzelgebieten konnte man Umschau halten, wollte man tastend und suchend die unabsehbare Verwüstung überwinden. An Politik als solche war überhaupt nicht zu denken; die zertretene Bewohnerschaft mußte sich innerlich wieder sammeln, Vieh und Getreide schaffen, Häuser aufbauen, Trümmer beseitigen und die Marodeure und Wegelagerer der Landstraße abwehren. Allmächtig beherrschte alle nur das Bedürfnis nach Friede und Ruhe. Alle Instinkte wandten sich nach innen; es galt wieder Mensch zu werden. Um die grobe lastend-schwere Arbeit des Wiederaufbaus einer zerschlagenen Welt zu leisten, war nach der unbegrenzten Anarchie eines nötig: unbegrenzte Unterordnung unter fürstlichen Absolutismus. Bauer, Bürger, Kaufmann, Handwerker ließen sich wie kranke Kinder führen und leiten. Sie waren nur eine und dies eine unbedingt: Untertanen. Eine neue soziale Schicht lagerte sich über die Untertanen, die Beamtenschaft. Nur sie dachte, nur sie ordnete an, nur sie repräsentierte den allmächtigen Willen des Landesherrn. Aber, aus derselben Bewohnermasse wie die Beherrschten entstammend, ohne geschichtliche Vorrechte (wenigstens in ihrer unteren Hälfte), vermochte sie nicht jene Ehrfurcht, jene Vorstellung einer Stellungsheiligkeit zu suggerieren wie das alte Stammesfürstentum oder das Kaisertum in seiner Glanzzeit. „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat", — nicht erbliche Rechte, nicht Rassehochzüchtung, nicht uralte Volksinstitution war diese Beamtenschaft des Absolutismus. Unterordnung unter sie war also etwas Neues, Fremdartiges, Erzwungenes; und was sie in der deutschen Seele heranzog, ausbildete und unausrottbare tiefe Wurzeln schlagen ließ, war etwas dem Germanentum radikal Entgegengesetztes: Lakaientum der Gesinnung, der reziproke Wert altgermanischer Mannentreue. Was an nicht regierendem Adel den großen Krieg überlebt hatte, scharte sich um den Landesherrn, eine unendlich hochstehende Kaste bildend; unten war die Masse der Untertanen, und den Blutkreislauf zwischen beiden getrennten Organismen vermittelte das Beamtentum, nach oben selbst in absoluter Abhängigkeit, notwendig, aber knechtig in Wesen und Gesinnung. Ein universelles Knechtstum verkümmerte die deutsche Seele. Die Bewußtseinswelt war arm und eng geworden, sie sättigte sich in unfreier Frömmigkeit, sie entwürdigte sich in widerlicher Beweihräucherung des Landesherrn, der nur allzuoft ein miserabler Mikroorganismus war. Untertan irgend eines Kleinen, rechtlos von einer noch kleineren Beamtenschaft beherrscht, der Laune von Hofgewaltigen, Mätressen und Ministern ausgesetzt, von Gutsherren totgeprügelt und entehrt, von Steuerpächtern ausgesogen, so vegetierten die verängstigten Nachkommen einst freier Niedersachsen, Alemannen, Franken und Bayern. Daß sie sich hie und da an einer geraden und gerechten Herrennatur gleich dem Großen Kurfürsten aufrichten konnten, vermochte den Entartungsvorgang des Rasseinstinktes nicht aufzuhalten. Zu einer

Zeit, wo in Frankreich ein wohlhabendes Bürgertum sich an der Macht eines glanzvollen Herrschers sonnte, wo in England der puritanische Bauer und Handwerker die ersten starken Instinkte republikanischen Bürgerstolzes und kommender Weltbeherrschung entfaltete, kroch der Deutsche am Boden, schweigend, betend, gehorchend. Ach, und er betete nicht wie die Engländer zu dem Zebaoth Gideons, der seinem auserwählten Volk gewaltig voranleuchtete, sondern zu dem Gott der Elenden und Enterbten, der ihn einst aus diesem Jammertal erlösen sollte; auch im Gebet knechtig und erniedrigt, lakaienhaft und würdelos:

Nimm mich, o Vater, bei dem Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor
Und nimm mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel.

— so singt ein überaus typisches Kirchenlied. Flucht aus der Welt des Elendes, das war das deutsche Gebet des 18. Jahrhunderts. Ist „Flucht" etwas Deutsches, ein Rassemerkmal der Bewohner Germaniens?

Unter dem Druck des Absolutismus, der jedes bürgerliche Außenleben ersterben ließ, wandte sich alles Wollen der Innenwelt zu. Deutsche Musik, deutsches Volkslied, deutsche Wissenschaft eroberten sich das einzige Reich, das noch zu erobern war: das Reich des Bewußtseins, die Welt des Gefühls.

Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne lebt nur im Gesang.

Immerhin, es war eine Eroberung, es war etwas National-Deutsches! Viel von deutscher Wissenschaft wurde so gezüchtet! Hier war eine Welt, wo keine Herrscherlaune, keine Beamtenunverschämtheit störte (gelegentlich leider doch!), wo ein ewiger Richter dem Denkenden eine Art von Freiheit gab: das Urteil, die ratio, die Vernunft. Hier entstand das, was im Geistigen das Höchste, im Verkehr der Völker das Törichtste und Verkehrteste ist, die deutsche Objektivität. Wahrlich, sie vermag viel, nur eines nicht: politische Subjekte heranzuziehen. Und die Objektivität wuchs und ward riesengroß; sie drang in das deutsche Rückenmark und fraß es mitten durch, also daß der Deutsche keiner Nation, sondern nur der sog. „Menschheit" angehörte. Die kennen wir, leider. Sie umfaßt Russen und Engländer, Sizilianer und Portugiesen, Papua und Pescherähs und andere Anthropoide. Sich in diesen grauenhaften Menschheitsbrei begeistert hineinzuprojizieren, war eine schlimme Eigenschaft Friedrich Schillers. —

Die allgemeine Ermüdung und Erschöpfung, der Deutschland nach den Freiheitskriegen verfiel, erschwerte es ihm, sich mit dem zu befassen, was es nunmehr wenigstens theoretisch zu verstehen anhub; nämlich, daß es auch eine nationale Subjektivität geben könne, daß das Lakaientum kein naturnotwendiger Bestandteil des Untertanen sei und daß man an Stelle eines Untertanen ein Staatsbürger sein könne. Von dem Freiheitsideal des westlichen Nachbarn lernte man jetzt die wichtigsten Vokabeln. Der geschichtlichen Erziehung entsprechend konnte man mit diesen klangvollen Wörtern nichts Besseres anfangen, als sie wissenschaftlich theoretisierend zu betrachten und langatmige Doktrinen aus ihnen zu errichten. Um es gleich zu sagen: wir machen es auch heute noch ebenso; und statt mit fröh-

lichem Wirklichkeitssinn die Stellen herauszusuchen, wo das Fleisch sitzt, nagen wir begeistert an den kahlen Knochen, die uns der Feind spöttisch vor die Füße wirft, und untersuchen mit professoraler Feierlichkeit den „Annexionismus", den „Militarismus", das „Selbstbestimmungsrecht der Völker" und Verwandtes, ohne zu merken, daß hinter diesen spanischen Wänden von Papier der Angelsachse sitzt und sich die Hände reibt. —

Dann kam das Jahr 48, und die weise Ministermaxime „Alles für das Volk, nichts durch das Volk" schien formell überwunden; mehr war es nicht und konnte es nicht sein. Denn es handelte sich ja doch wahrlich nicht um mehr oder minder schöne Verfassungen, wie heute noch die gesamte Linke in blassen Theoremen sich vormacht; nein, es handelte sich darum, 200 Jahre von Lakaientum an seinem Volkscharakter zu überwinden, 200 Jahre Anpassung an Niedrigkeit, an Würdelosigkeit abzuwerfen. Das ist schwer, das erfordert harte Kämpfe der Selbsterziehung, der Selbsterkenntnis.

Unser Knechtssinn hat langsam die Beziehung auf eine Person ganz verloren; er ist unpersönlich und unbedingt geworden, er erscheint und wirkt überall, weil ihn die Züchtung einer langen Zeit zum organischen Merkmal hat werden lassen. Wo der verarmte einflußlose Spanier stolz und würdig auftritt, gibt sich der starke, beherrschende, mächtige Deutsche schwächlich, bescheiden, subaltern, knechtig. Jedem untergeordneten Fremden biedert er sich an; er ist immer „hochachtungsvoll", außer sich selbst gegenüber; er sucht aufdringlich nach Freunden, gleich einem, der es dringend nötig hat; er bewundert das Fremde, da ihm das Einheimische in der Form von Untertan und Obrigkeit niemals bewundernswert erscheinen konnte. Er gehorcht der hohen Obrigkeit und sieht zugleich, daß überall in seiner auswärtigen Nachbarschaft diese Obrigkeit ängstlich Anschluß an die Volksseele sucht, um nicht von ihr weggefegt zu werden, während seine eigne dreimal fleißigere, sechsmal sachkundigere Obrigkeit demütig horcht, was oben und ganz oben angeordnet wird. Auf Befehle wartend verbringt der Deutsche sein Leben, — ist das eine Schule zur Weltherrschaft?

Es genügt nicht, ein guter Kerl und ein gescheiter Kerl und ein erfolgreicher Kerl zu sein, will man sich Achtung in der Welt erringen und weltpolitische Wirkungen auslösen. Dazu muß man in seiner biologischen Erbschaftsmasse in seinem Auftreten, seiner Geste, seiner Sprache, seinem Denken die angeborene Selbständigkeit, die ruhige Würde der Freiheit besitzen. Der Weg von der Entartung zur Neuentfaltung der noch nicht zerstörten alten Faktoren des nationalen Keimplasmas ist der der Leistung, der Funktion der Tat. Nur große Leistungen, an denen das Volk als Masse selbständig mitarbeitet, geben ihm seine ursprüngliche Herrennatur wieder. Solche waren der siebziger Krieg und der wirtschaftlich-industrielle Aufschwung Deutschlands; solche sind die deutschen Taten im Weltkrieg. Sechs- bis siebenmal häutet sich die Insektenlarve, geduldig auf die Stunde wartend, wo das Ziel erreicht ist; sechs bis sieben schwere Belastungsproben muß der Deutsche ertragen, bis er nationales Subjekt geworden ist. Am Ende dieses Krieges sind wir noch nicht so weit. Links destruktive „Objektivität", greisenhafter Schillerglaube an eine „Verständigung" innerhalb der „Menschheit", anstatt sich um die Dinge zu kümmern, die einen angehen, demütige Unterordnung unter die Herr-

schaft von Theorien, die peinlich an die Theaterdekorationen von 1789 erinnern. Rechts vielleicht noch Schlimmeres. Denn hier verlangt das Selbstbewußtsein und der Herrenstandpunkt nach außen eine Herrenpolitik, — nach innen den Lakaienstaat. Dieselben Deutschen, die in Staat, Verwaltung und Gesellschaft gewaltsam in Bedientensinn, in Untertanenhaftigkeit gekettet bleiben sollen, werden bitter angeklagt, daß sie nach außen keine gesunde Selbstsucht, keine selbstbewußte Nationalmoral vertreten. Grotesker Unsinn, Knecht nach innen und Herr nach außen sein zu sollen!

Herr nach innen, — das ist etwas gänzlich anderes als bloße politische Freiheit. Das ist die Forderung einer radikalen Überwindung des Bedientenstums im deutschen biologischen Habitusbild. Wir sind noch Lakaien! Wir ersterben in Unterwürfigkeit nach oben und schwellen ballonartig auf in Hochmut nach unten. Das innerste Wesen demokratischen Herrenbewußtseins ist die Gleichbewertung jedes tüchtigen freien Volksgenossen mit sich selbst. Solange der Herr Gerichtsdiener dem Angeklagten mit sattem Dünkel die Tür aufmacht, solange der Herr Geheimrat katzenbuckelnde Stellenanwärter als niedere Lebewesen bewertet, solange der Offizier seine „Kerls" anbrüllt, solange der Gutsherr Gesinde mit Gesindel verwechselt, solange Polizei ein Schreckensruf für große und kleine Kinder ist, solange Amtsformulare im Hausknechtston mit dem Publikum verkehren, solange höfische Gnadenbeweise die Stelle von Rechten einnehmen, solange die deutsche Männerbrust noch in bebender Seligkeit anschwillt, wenn ihr ein Orden angeheftet wird, solange jeder Deutsche die letzten Reste seines Schulenglisch zusammensucht, wenn er auf einen Engländer stößt, solange die Blässe des „objektiven" Gedankens politisch die Stelle naturgebotener Nationalmoral reflexartig sicherer Nationalselbstsucht einnimmt, — so lange sind wir noch Knechte, so lange müssen wir uns noch häuten, so lange sind wir mit Recht unbeliebt bei Gott und der Welt in und außerhalb Europas. Der Lakaienhabitus ist unpolitisch. Viel Politisches wird noch errungen werden müssen, bis wir an der demokratischen Herrenmoral des überall gleichwertigen deutschen Vollbürgers angelangt sind; aber weit mehr innere Reinigungsarbeit ist zu leisten, bis die Herrengleichheit des geachteten, des sich selbst achtenden Deutschen erkämpft ist. Dann erst ist der Lakai überwunden. Dann erst erkennen wir die Torheit und Feigheit, vor der Öffentlichkeit Europas beteuern zu müssen, wir seien brav und lieb und keine Hunnen, wir wollten keine Annexionen und gar nichts Nationales, wir wollten bloß unsere paar elenden Fetzen von Kolonien und das mit uns geborene Recht der Handelsfreiheit verbunden mit Versöhnung und Verbrüderung. Wer im Krieg ein Löwe ist, soll nicht jaunen wie ein Köter. —

Sonst wird jeder bis herunter zum Portugiesen sagen: er ist eben doch ein Hund, gelehrig, gehorsam und an Prügel gewöhnt. Was wir an Blut erlitten haben, war schwer genug; es ist nicht nötig, unser unnationales Bedientenstum in der Politik auch noch vor dem Ausland auszubreiten. Denn leider kennt uns das Ausland schon von dieser Seite, und es ist nachgerade Zeit, daß es uns von einer anderen Seite kennen lernt.



Herbstfackeln und Flammen

Von E. M. Schultheis

November: über sterbenden Gärten hängen Himmel von Erz. Flackernd steht der Wald, von sehrender Fackel entzündet. Sonnenuntergänge wälzen sich in Feuer und Blut. Auf den Ackerbreiten bricht die Lohe hervor und wabert um geschichtete Leichen: hier stirbt das Kartoffelkraut reinlichen Tod, den Flammentod auf ländlichen Altären. Was bedeutet es? Nur dies: das Ewig-Beständige zieht ein Kleid aus! Im Sommer war's ein Kartoffelfeld, herrlich in weichem Grün und zartesten, hinfälligen Blüten, trächtig von verborgenem Segen. Wie freute uns das Kleid grün und weiß oder grün und amethyst! Das Ewig-Beständige zog es heute aus.

An der Yser, am Karst, auf dem Meeresboden liegen Tote. Wie glänzte gestern noch ihre Jugend! Heute sind sie verschlissene Körper, die das Körpertragende am Wegrand ließ. Wir weinen um sie, wir bejammern ihrer Erscheinung Unbeständigkeit. Hinter ihnen stehen, homerischen Göttern gleich, die ungeheuren Symbole. Was bedeutet es? Nur dies:

Das Ewig-Beständige zog ein Kleid aus.

„Liebend im Schoße der Mutter wirket ein neues Gewand;
Wenn sie dann wieder erwachen, strahlet in goldener Fülle
Jugendlich Leben, junger Tag ...“

* * *

In diesen Tagen des November tragen die englischen Kinder Strohfeuer zusammen. Es packt sie der urväterische Kitzel, Scheiterhaufen zu schichten, Flammen flackern zu sehen; tief regt sich die alte Begierde der Hexenrichter, lebendiges Fleisch knistern, bersten, schrumpfen zu lassen. Jauchzend schleppen sie ihren Guy Fawkes herbei, den Strohmann, dessen unbewegte Fratze sie höhnt, während sie ihn wieder höhnen.

Armer Butzemann, du selbst hattest einst den Feuerkitzel verspürt, die Todes- und Flammensehnsucht des sterbenden Jahres. Wie fein hattest du dir's ausgedacht; saßest drunten in den Kellern des englischen Parlaments mit deinem alten Luntenfeuerzeug und deinem Fäßchen voll schwarzen, körnigen Pulvers. Da hocktest du und fühltest entzückt das Ungeheure, das der Druck deiner Hand umschloß. Ein Schlag, ein Funke, ein Knall — und berstend krachte ein Weltreich zusammen! Krachte auch dir um die Ohren, du Butzemann auf deinem Pulverfäßchen, aber was lag daran? Was liegt überhaupt an diesen Dingen? Auf der Stufe dieses einen toten Ichs gedachtest du zu Höherem zu steigen. Wie lieb' ich dich, du ohnmächtiger Herostrat im Keller, du Hedwig-Wangel-Seele, die nur einmal begehrte, an einen hohen Turm, einen Eiffelturm aus porzellanenen Tellern zu tippen. Freilich, Pech mußtest du haben — und der Brite hatte Glück — eine Sekunde zu früh oder eine zu spät, wie war es doch? — und nun bist du die lebendige Fackel durch die Jahrhunderte, statt seiner, du mit deinem Verschwörermantel und dem schlappigen Rinaldohut!

* * *

Gestern habe ich den Sommer verbrannt — auch ihm habe ich einen reinlichen Tod gegeben. Mein Sommer? Es waren ein halbes Dutzend Kapuzinerkressen, die ich in Töpfe steckte, als das Jahr noch jung war. Da kamen sie hervor und rankten sich um das Gitterwerk des Balkons mit ihren leidenschaftlichen, kleinen Armen und leckten und züngelten, bis der ganze Balkon in Flammen stand, Sommerflammen von heißem Kadmium, brennendem Chrom, glühendem Zinnober und einem tiefen, sengenden Rot, das keinen Namen hat, das aber dem Rot nahekommt, auf das Byron seine Hand zu legen pflegte, um einen Kontrast für ihre blasse Schönheit zu finden. Auch in ihrem Grün glühte eine seltsame Leidenschaft, und ihre Stengel waren zart und hinfällig, wie die Tugend Bathsebas.

In jenen Tagen sammelte ich Glut, eine Handvoll am Morgen und zwei am Abend, und stellte sie in kleinen Gefäßen um mich auf. Sie sprühten aus dunklen Winkeln. Sie gaben Farbe und Wärme und verließen mich nicht. Wie liebte ich ihre heiße, zarte Schönheit, die mir die Glut des Ostens zurückrief, die Feuertürme von Benares und das Mondlicht um die Tadsch-Mahab.

Nun begannen eure Gliederchen zu frösteln, und euer heißes Grün verblaßte. Da gab ich euch den Flammentod. In der Glut des Novemberfeuers prasselte ihr leichtes Gebein, und die letzten, unentfalteten Knospen sangen schrille Kindertöne in das Sausen der Flammen.

Dann — welch herrliche Arabesken aus ihnen entglühten! Wie schön sie starben! Eine geheimnisvolle Flammenschrift, ein funkelndes Sanskrit, das sie auf den Hintergrund der erzenen Novemberhimmel schrieben. Wie standhaft sie sterben!



Nebel · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Die Nebel kühler Dämmrung wehn und tauen;
Man wandert einsam im Geheimnisvollen.
Ein Bauer stößt den Pflug durch träge Schollen,
Die großen Gäule dampfen grau im Grauen.

Tief im Kartoffelacker wühlen Frauen,
Als grüben sie sich schwer durch niedre Stollen.
Am Feldrand, wo die Hüterwagen rollen,
Verirrt sich die Chaussee im Ungenauen.

Der Abend duftet lau nach Thymian;
Ein Heimweh rührt den Spätbeflissnen an.
Und eine jäh verirrte Stimme wacht

Wie Echo auf und schwimmt als feuchter Hauch.
Dann schiebt sich ängstlich, wie gedrückter Rauch,
Ein dünnes Läuten durch die frühe Nacht ....



Lichtspiel und Politik

Von Dr. Albert Hellwig, z. Zt. im Felde

Was im Grunde die öffentliche Meinung ist, wie sie im einzelnen entsteht und welche Bedeutung ihr zukommt, das ist trotz der vielfach unternommenen Versuche — zuletzt der groß angelegten Untersuchungen eines jungen Wiener Gelehrten, Dr. Bauer — bisher noch nicht geglückt zu ergründen. Soviel aber ist uns allen bekannt und hat sich auch gerade in diesem Kriege von neuem offenbart, daß die Presse eine ungeheure Macht ist, die imstande ist, nicht nur einzelne irrezuführen, sondern auch ganze Völker zu verblenden. Die Beispiele für die Bedeutung der Presse als einer des wesentlichen, wenn nicht des wesentlichsten Faktoren der öffentlichen Meinung, sind so zahlreich, so für einen jeden klar erkennbar, daß es sich erübrigt, Belege dafür anzuführen.

Seit anderthalb Jahrzehnten ist der Presse ein Mitbewerber im Guten und im Bösen entstanden, der ihre Kulturaufgaben ganz wesentlich zu fördern vermag, der andererseits aber auch geeignet ist, genau so wie die Presse vergiftend auf die öffentliche Meinung einzuwirken: ich meine das Lichtspiel.

Der Vergleich zwischen der Presse und dem Lichtspiel liegt ja nahe und ist auch in der Tat bei dem heftigen Streit der letzten Jahre um die Daseinsberechtigung des Lichtspiels, um den Wert oder Unwert seiner verschiedenen Formen, häufig genug gezogen worden.

Bei den zahlreichen Meinungsäußerungen, oberflächlichen und tiefer bohrenden, namentlich über die Verbrecherfilme und ihr Gegenstück, die kriminelle Schundliteratur, hat man auch die Frage aufgeworfen und zu beantworten gesucht, durch welches Ausdrucksmittel in wirksamerer Weise auf die öffentliche Meinung eingewirkt werden könne, durch das gedruckte Wort oder durch das lebende Bild. Man ist dabei mit Recht fast allgemein der Ansicht gewesen, daß dem lebenden Bild mit seiner größeren Anschaulichkeit der Vorrang gebühre.

Auch noch nach einer anderen Richtung hin ist das Lichtspiel als Gedankenvermittler, als Erreger von Empfindungen und Gefühlen, dem gedruckten Wort überlegen: auch die weitverbreitetste Zeitung findet notgedrungen dort die äußerste Grenze ihrer Wirksamkeit, wo man ihre Sprache nicht mehr versteht.

In einer Hinsicht allerdings muß das Lichtspiel dem gedruckten Wort nachstehen. Bilder, auch wenn sie noch so vollkommen sind, vermögen in der Regel nicht alle Feinheiten, alle Schattierungen des gedruckten Wortes wiederzugeben. Das Lichtspiel ist auf gröbere Mittel angewiesen, vermag nur die Grundgedanken scharf zu kennzeichenen, eignet sich besser zur Verkörperung von Gefühlen und Empfindungen als zur Wiedergabe feiner und scharfsinniger Gedanken. Diejenigen Gedanken allerdings und Gefühle, die es gelingt, im Lichtspiel zum vollwertigen Ausdruck zu bringen, wirken um so nachhaltiger auf die Zuschauer ein.

Gerade diese Schwäche des Lichtspiels, die zugleich auch seine Stärke ist, macht es in ganz hervorragendem Maße geeignet, die öffentliche Meinung zu be-

einflussen. Mit klaren und fein ausgesponnenen Gedanken kommt man in der Politik nicht weit; der Staatsmann, der die öffentliche Meinung beeinflussen will, muß mit gröberen Mitteln arbeiten. Massen wird man nie überzeugen können durch einen Appell an den gesunden Menschenverstand, sondern nur dadurch, daß man durch eine geschickte Beeinflussung in ihnen Stimmungen und Gefühle erregt, die sie geneigt machen, die Idee, der sie zugänglich gemacht werden sollen, als gefühlsbetont anzunehmen.

Diesem Zweck kann aber in ganz vorzüglicher Weise das Lichtspiel dienen, und es besteht für mich nicht der geringste Zweifel, daß schon in der nächsten Zukunft auch der Politik dieses moderne Ausdrucksmittel in umfassender Weise zugänglich gemacht werden wird. Man mag diesen Entwicklungsgang, die Vergröberung der hohen und kleinen Politik, vielleicht bedauern, wird aber dadurch nichts an der Tatsache ändern, ebensowenig wie alles Bedauern darüber, daß die „Romantik" früherer Kriege, die „Ritterlichkeit" der Kriegführung von Anno dazumal, die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen vermag, daß ein Kampf zweier Völker auf Leben und Tod sich heute mit unsern Wurfminen, Fliegerbomben, Unterseebooten, weittragenden schweren Artillerie, Flatterminen, Gasangriffen anders gestalten muß, weniger poetisch, gröber, als in früheren Zeiten.

Wer die Bedeutung des Lichtspiels für die verschiedenen Zwecke der Politik nicht rechtzeitig erkennt und sich seiner nicht geschickt zu bedienen versteht, der wird notgedrungen ins Hintertreffen geraten müssen. Während bei uns, soweit ich sehe, noch nicht einmal die ersten Anfänge gemacht worden sind, um das Lichtspiel in den Dienst der Politik zu stellen, ist man im Vierverband schon vor dem Ausbruch des Krieges lebhaft damit beschäftigt gewesen, auch für die Politik möglichst großen Nutzen aus der gewaltigen Werbekraft des Lichtspiels zu ziehen.

Dies ist sicherlich kein Zufall. Es muß offen zugegeben werden, daß die Staatsmänner des Vierverbandes es im allgemeinen besser verstanden haben als unsere Diplomaten, die öffentliche Meinung im eigenen Lande und im Ausland systematisch im Sinne der großen Ziele der hohen Politik zu bearbeiten, nicht immer freilich mit einwandfreien Mitteln. Wenn es eines Tages möglich sein wird, die vielverschlungenen Fäden der Entstehung des gegenwärtigen Weltkrieges darzulegen, dann wird der Geschichtschreiber der Zukunft auch die Entstehung der öffentlichen Meinung in den Ländern des Vierverbands und in den sogenannten oder tatsächlich neutralen Ländern eingehend berücksichtigen müssen. Er wird dann zweifelsohne nicht nur finden, daß nicht nur, wie allgemein bekannt, die Hetzpresse gröberer oder feinerer Art dabei eine große Rolle gespielt hat, sondern daß auch den deutschfeindlichen Theaterstücken, wie sie gerade auch in den letzten Jahren namentlich in Frankreich und England aufgeführt worden sind, und namentlich auch der systematischen Deutschenhetze insbesondere durch die französische Filmindustrie es zu verdanken ist, daß die Abneigung gegen Deutschland bei unseren Feinden den hohen Grad sinnloser Wut und blinden Hasses erreichen konnte, den wir staunend und angeekelt erleben, und daß — was noch schlimmer ist — selbst in unmittelbar nicht beteiligten Ländern unter völliger Verkennung der Lage vielfach sich eine mißgünstige, feindselige Stimmung gegen Deutschland und seine Bundesgenossen bemerkbar macht.

Begünstigt ist diese Verwendung des Lichtspieles für die Zwecke der äußeren Politik des Vierverbandes dadurch, daß insbesondere Frankreich unbestritten fast den Weltmarkt der Filmindustrie beherrscht, daß die beiden Firmen Pathé und Gaumont, die auch jedem deutschen Lichtspielbesucher gut bekannt sind, nicht nur zu den ältesten, sondern auch zu den kapitalkräftigsten und anerkanntesten Firmen der Filmindustrie gehören, daß ihre Filme in den Lichtspielhäusern der ganzen Welt gespielt werden, daß sie überall ihre Agenten haben und als kapitalkräftige Leute, die umfangreiche und häufige Anzeigen bezahlen können, überall über die besten Verbindungen zu der kinematographischen Fachpresse und zu der Tagespresse verfügen.

Wer die englische, die französische, die amerikanische und die italienische Fachpresse in den letzten Jahren vor dem Kriege regelmäßig verfolgt hat, der wird dort des öfteren grundsätzlichen Erörterungen sowohl als auch einzelnen tatsächlichen Mitteilungen begegnet sein, aus denen hervorging, daß man sich nicht nur theoretisch den Kopf zerbrach über die Nutzbarmachung des Kinematographen für politische Zwecke, sondern auch Ernst damit machte, den Gedanken in die Praxis des täglichen Lebens umzusetzen.

Wir können hier von den Versuchen absehen, das Lichtspiel bei Wahlkämpfen in den Dienst der inneren Politik zu stellen; wohl aber ist es gerade in der gegenwärtigen Zeit recht lehrreich, sich daran zu erinnern, welche Rolle das Lichtspiel in den Händen unserer Feinde bei der Erzeugung der ungünstigen Stimmung gegen uns, des offenen oder verhaltenen Hasses gegen Deutschland, gespielt hat. Es ist gewißlich kein Zufall, daß die meisten und die besten massenpsychologischen Untersuchungen Franzosen und Italiener zu Verfassern haben. Unsere Feinde sind leider bessere Massenpsychologen als weltfremde deutsche Gelehrte, die die Gewalt des Gedankens überschätzen und sich dem Wahne hingeben, es sei durch Aufklärung allein möglich, gefühlsbetonte Gegenströmungen zu bekämpfen, die meinen, die siegreiche Kraft der Wahrheit müsse überall erkannt werden und sich durchzusetzen vermögen.

Die Romanen und die Angelsachsen treiben dagegen Realpolitik, sie wissen, daß man nicht in erster Linie an den Verstand appellieren muß, wenn es gilt, Massenerfolge zu haben, daß man vielmehr als psychologisch gut Geschulter es in erster Linie auf die Bearbeitung des Gefühls absehen muß.

Daß sie dies klar erkannt haben, zeigt ihre zielbewußte Benutzung des Lichtspiels für politische Zwecke. In der vortrefflichen Zeitschrift „Bild und Film", die nach vierjähriger segensreicher Wirksamkeit leider auch ein Opfer des Krieges geworden ist, findet man eine ganze Reihe von Materialien. Es sei gestattet, nur zwei Beispiele anzuführen, die dartun, daß der Kampf gegen uns nicht erst von gestern datiert, vielmehr schon seit Jahren in systematischer Weise vorbereitet worden ist.

Vor gut sechs Jahren schon schrieb die „Deutsche Wochenzeitung für die Niederlande und Belgien" folgendes:

„Die französische Kinematographengesellschaft Pathé machte hier in Belgien Propaganda für den Deutschenhaß. Es ist deshalb an der Zeit, daß die deutsche Presse ein ernstes Veto gegen Schaustellungen einlegt, die ganz dazu angetan sind,

die Sympathien, deren wir uns Gott sei Dank bis heute noch beim belgischen Volke erfreuen, in Antipathien umzuwandeln. Die Cinemas der oben genannten Gesellschaft, die in Deutschenfresserei macht, reproduzierten in der vorigen Woche eines jener albernen französischen Märchen aus dem Kriege von 1870/71, worin ein Greis mit zitternden Knien die Rolle des edlen Franzosen, sein 13jähriger Enkel den glühenden, rachebegierigen Patrioten und eine Anzahl ‚Prussiens' die saufenden Bestien spielen. Der Greis faßt den Knaben ab, wie er auf eine Schar Preußen mit dem ihm entwendeten Gewehr aus dem Hinterhalt schießen will. Er entreißt ihm die Mordwaffe, zerbricht diese und schickt den Knaben, wo er hingehört, ins Bett. Während der Nacht schleicht dieser sich aber, mit einer Zange versehen, in den nahen Wald, erklettert dort einen Baum und wird von den Preußen gerade in dem Moment abgefaßt, als er die Telegraphendrähte durchschneiden will. Kurzerhand, ohne Standrecht, wird er von den Soldaten an dem Baume aufgehängt, während einer derselben sich mit seinem Halstuche schmückt. Dieses Tuch erkennt der Greis, als kurze Zeit darauf die Soldaten in die Hütten dringen und lärmend Wein fordern. Der alte Mann schleppt herbei, was er kann, rennt dann in die Kammer und sieht, daß sein Enkel verschwunden ist. Er sucht ihn im Walde, vergiftet die ‚Prussiens' mit dem Wein und zwingt die Leichen derselben in eine knieende, Verzeihung erflehende Stellung vor dem leblosen Körper des Gehängten. Diese Katastrophe wird von dem zumeist geistlosen Publikum mit Jubel aufgenommen und verfehlt ihre Wirkung nie."

Ein anderes Beispiel. Im Besitz des Vorstandes des Deutschen Filmbundes befindet sich ein in Italien unter großen Mühen erworbener Film, der deutsche Soldaten bei der Verübung von Roheiten und Grausamkeiten zeigt. Auch diesen Film hat Pathé hergestellt und schon vor dem Kriege in dem damals noch zum Dreibund gehörenden Italien und sicherlich auch in neutralen Ländern vorführen lassen.

Zahlreiche ähnliche Fälle erwähnt Marie Louise Becker in ihrer trefflichen Schrift „Ein Beitrag zur Aufklärung der feindlichen Greuelberichte".

Kennt man diese Tatsachen, so wird man nicht nur es verständlich finden, daß der blinde Völkerhaß unserer Feinde gegen uns alle normalen Grenzen allmählich überschritten hat, sondern wird auch den belgischen Franktireurkrieg und vereinzelt vorgekommene ähnliche Fälle in Frankreich besser verstehen und würdigen können.

Daß unsere offenen und unsere versteckten Feinde auch jetzt, während des Weltkrieges, nicht müßig sind, vielmehr nach wie vor versuchen, Erfolge, die sie mit der Waffe zu erstreiten nicht imstande sind, durch eine zielbewußte Irreführung und Aufstachelung der öffentlichen Meinung zu erreichen, ist selbstverständlich. Deutschfeindliche Filme werden nicht nur in allen Lichtspielhäusern von Paris und London gespielt, sondern machen auch die Runde durch die neutralen Staaten. Nicht immer freilich hat der Vierverband Erfolg, auch nicht auf diesem, seinem ureigensten Kampfgebiet. So wurde aus Saloniki berichtet, daß die griechische Regierung die weitere Vorführung der deutschfeindlichen Hetzfilme in den Lichtspielhäusern von Saloniki untersagt habe. Andere Neutrale sind weniger gewissenhaft. Eine große amerikanische Filmgesellschaft hat schon vor einem Jahre das

ausschließliche Recht erworben, in einer niedergebrannten Stadt Szenen kinematographisch aufzunehmen, welche Bilder aus der Eroberung Belgiens durch die Deutschen darstellen sollen. Wer weiß, wie naturgetreu es mit Hilfe der weitentwickelten kinematographischen Technik möglich ist, gestellten Szenen den Anschein eines wahrheitsgetreuen Abbildes der Wirklichkeit zu geben, der wird nicht daran zweifeln, daß diese Kriegsaufnahmen die urteilslose Masse für geschichtlich zuverlässige Wirklichkeitsbilder ansehen wird. In welchem Sinne die Darstellung ausfallen wird, darüber kann man nach den zahllosen Proben der Verleumdung und gewissenloser Leichtfertigkeit, die uns die englisch-amerikanische Hetzpresse gegeben hat, wohl keinen Augenblick im Zweifel sein!

Es wäre dringend zu wünschen, daß der deutsche Michel nach glücklicher Durchführung seines Kampfes auf Leben und Tod es nicht wieder sofort vergißt, mit welchen Waffen insbesondere die französische Filmindustrie es verstanden hat, in frivoler Weise den Krieg durch eine bewußte Irreführung der öffentlichen Meinung vorzubereiten und während des Krieges die nationalen Leidenschaften zu schüren. Gewisse Anzeichen, die sich auch in der gegenwärtigen schweren Zeit bedauerlicherweise bemerkbar gemacht haben, lassen es allerdings als sehr wahrscheinlich erscheinen, daß deutsche Dummheit, aber auch der Geschäftssinn interessierter Kreise, den Versuch machen wird, auch nach dem Kriege die fremde Filmindustrie zu unterstützen und dadurch mittelbar auch die Vergiftung der öffentlichen Meinung durch sie zu fördern. Eine verständige Regierung wird die ihrer hier harrende Aufgabe nicht verkennen dürfen!

Aber auch in positiver Weise, durch Unterstützung geeigneter deutscher Filmfabrikanten, durch Schaffung von Filmen, die geeignet und bestimmt sind, im Auslande aufklärend über deutsche Verhältnisse, über deutsche Art und deutsche Gesittung zu wirken, werden wir die Folgerungen aus unserer Erkenntnis der Bedeutung des Lichtspieles für die Bildung und Formung der öffentlichen Meinung zu ziehen haben. Wer Großes will, darf auch die kleinen Mittel nicht verschmähen!



Trost • Von Ina Seidel

Unsterblich duften die Linden.
Was bangst du nur?
Du wirst vergehn, und deiner Füße Spur
Wird bald kein Auge mehr im Staube finden. —
Doch blau und leuchtend wird der Sommer stehn
Und wird mit seinem süßen Atemwehn
Gelind die arme Menschenbrust entrinden.
Wo kommst du her? Wie lang bist du noch hier?
        Was liegt an dir? —
Unsterblich duften die Linden. —



Der zeitgemäße Lebejüngling

Von J. Spier-Irving

Er ist es, der die Tradition herüberrettet. In diesem Chaos des Krieges bleibt er der einzig ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht.

Er tritt ins Kaffeehaus. Bewundernde Blicke verfolgen ihn. Glattrasiert das Gesicht. Englisch-amerikanischer Typ des Lebejünglings. Tadellos die Haltung. Den Stock mit goldenem Knopf in der gelbbehandschuhten Rechten. Den runden, steifen Hut auf dem glattfrisierten Schädel nach hinten. Die phänomenal geschnittene Hose, mit der stupenden Bügelfalte bis kurz über das Knie. So daß der elegante Lackschuh mit Einsatz vollkommen zur Geltung kommt.

Das kurze Jackett mit Rückenfalten und Gürtelschluß.

Auf Taille... Gelangweilt, unendlich gelangweilt. Müde durchschreitet er das Lokal. Und tritt in das Reservatorium der Auserwählten. In die Bar...

Klubfauteuils. Er sinkt hinein. Eilige Kellnerhände empfangen Stock und Hut... Tadellos seidene Strümpfe umhüllen farbglühend nun den weitvorgestreckten, dünnen, edlen Schenkel...

Das Haupt stützt sich auf die wohlgepflegte, langfingrige, manikurte Hand, deren rosige Nägel glänzen... Ein goldenes Armband läuft feingliedrig um das Gelenk...

Eine flache, goldene Armbanduhr blitzt gegen die strahlenden Lichter des Plafond...

Ein goldenes Zigarettenetui öffnet sich. Parfumierten Zigaretten entströmt mystisches, orientalisches, schwüles Aroma...

Sekt ... Natürlich französischer ..

Leise ringelt die schwerduftende Zigarette ihre Kreise um die wohlfrisierte Scheitelpartie. Ein Haar neben dem andren in straffer Linie...

Müde fährt die beringte Hand über die Stirne...

Saphire mit Brillanten werfen Reflexe...

Im Glase perlen die kleinen Blasen strudelnd hinauf... Wie langweilig ist die Welt!!!

„Neueste Telegramme! Vom Kriegsschauplatz!“ — —

„Danke, keinen Bedarf.“ Der Zeitungsverkäufer bietet den „Matin“ an. Der Gent vertieft sich in das ausländische Organ...

... „Ja, wenn er wieder in Paris sein könnte!“ — — In Gedanken tanzt er, tanzt gerade, enggeschmiegt an den Leib einer Creolin aus Martinique, oben wo auf dem Montmartre... War es nicht damals die wunderbare Henriette im Cabaret chinois? Man konnte sie nicht mitnehmen... Hals über Kopf mußte man fliehen...

Jemand legt ihm die Hand auf die Schulter. Sein Ebenbild. Über die müden Züge beider geht eine Andeutung von Lächeln. Ein Händedruck, kühl, glatt...

Und sie sitzen sich gegenüber. Sie rauchen und erzählen sich. Frauennamen. Wechselnd, immer neue tönen durch die Konversation. . . Sie stoßen an, und sie lachen.

Ein Invalide kommt heran. Er verkauft Karten. Eine Schüttelneurose wirft seinen Körper ununterbrochen. Sein Kopf schwingt und vibriert. Eine Verschüttung, zehn Stunden begraben, hat diesen Zustand geschaffen. . . Entsetzt fahren die beiden auf.

„Herr Ober."

Die beiden flüstern mit dem Dienstbeflissenen. Drücken ihm etwas in die Hand. Der Ober verhandelt mit dem Kriegsbeschädigten. Der nimmt fast mechanisch das Geldstück. Sein Gesicht verzerrt sich zu einer Grimasse, in der Scham und Wut kämpfen. Er wirft einen langen Blick auf die Lebejünglinge. Und schleicht hinaus — —



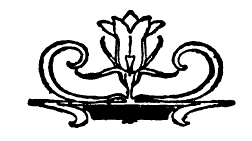
Entschleiert euch! · Von Hans von Wolzogen

Wir möchten unser Haupt in Schleier hüllen
Vor diesem Kriegsziel, das gespenstisch wirkt.
Das Schicksal mag zerschmetternd sich erfüllen,
Wenn deutsches Volk selbst um den Sieg sich bringt! —

Doch nein! Den Schleier hurtig abgeschüttelt!
Gespensterfurcht aus klarem Sinn verbannt!
Den matten Geist mit Macht emporgerüttelt!
Das Schicksal haben wir in eigner Hand.

Noch gibt es Deutsche! Noch gibt's deutsche Männer.
Sind's Krieger nicht mehr, sollen's Priester sein,
Im Heimattempel fromme Opferbrenner,
Des Volkstums Flamme wahrend warm und rein.

Ob nicht die Schatten böser Zeit entflöhen,
Verfolgt das Licht nur stetig seinen Lauf?
Die alten Sterne leuchten von den Höhen:
Entschleiert euch und blickt zu ihnen auf! —



Am Grabe

Von Profeſſor Hans Haeſcke

Ueber die Leiche eines bis ins Mark hinein treuen Dieners führte vor 200 Jahren der Weg vom brandenburgiſchen Kurhut zur preußiſchen Königskrone. Denn als das Tor der Feſtung Peitz ſich hinter Eberhard von Danckelmann ſchloß, da ſchied der Emſige, Pflichttreue vom Leben, das für ihn Schaffen war. Und feile Selbſtlinge beſchmutzten den neuen Purpur, der um die Schultern eines eitlen Schwächlings hing. Dann aber füllten die Nachkommen Friedrichs I. das hohle Gefäß mit Inhalt. Friedrich Wilhelm, du Mann von Gottes Gnaden, wie fuhrſt du zwiſchen dies Hofgeſindel, das, mit ſeinen Schmeicheleien ſeinen Herrn bis zur Ohnmacht umgarnend, das Heil des Staates verſchachert hatte! Einen Barbaren ſchalt man dich und einen Deſpoten. Aber du gingſt deines Weges, unbekümmert um das Geſchrei und den Spott der anderen, wie dein Gewiſſen es dir vorſchrieb. Und kein Geringerer hat dir das gedankt als der, der deine harte Fauſt am ſchmerzlichſten geſpürt hat: Friedrich! Unter dem Sturmwind deines alles niederbrechenden Willens wuchs er zur Eiche heran, zu jener tief wurzelnden Eiche, die dem Orkan einer Welt Trotz bot, zu jener Eiche, unter deren Schatten die Länder von der Memel bis zum Rhein zu einem Staate zuſammenwuchſen, vor dem die einen in Bewunderung ſich beugten, gegen den die anderen in ohnmächtigem Haß mit den Zähnen knirſchten. Aber dann ſenkte ſich ſchwarze Nacht herab. Ein Plebejer, um deſſen Stiefel ein Meer von Blut aufſpritzte, zerſtampfte den Bau, den Fleiß und Pflichttreue, den hoher Sinn in glänzenden Taten und Gewiſſenhaftigkeit in mühſeliger Kleinarbeit des Alltags errichtet hatte. Aber nur der Leib war zerfallen, die Seele hatte der Böſe nicht zu töten vermocht. Und ſo entſtand aus dem Weltenbrand das alte Preußen in neuer Kraft. Zwar hatte der hämiſche Neid tückiſcher Feinde und treuloſer Bundesgenoſſen dem ſtolzen Aar die Schwungkraft ſeiner Fittiche gelähmt. Und aus inneren Kämpfen ging die Krone mit ſchwerer Einbuße an Macht und Einfluß hervor. Aber weiterer Machtverminderung gebot der ritterliche Wilhelm Einhalt. Blendenden Worten abhold, ein Mann der Tat, vor allem der Treue, rief er den an ſeine Seite, vor deſſen dämoniſchem Trotz ſeine reine Seele zurückſcheute, in deſſen eiſerne Hand einzuſchlagen jedoch die Pflicht ihn trieb. So ward der Sturm gemeiſtert. Und — nec soli cedo! — aufs neue ſtieg der Aar empor, ſtolz ſeine Schwingen entfaltend und breitend über alle deutſchen Bruderſtämme. In dem von Ruhmesglanz umſchimmerten neuen Reiche aber arbeitete das Königtum, das Kaiſertum in der Einfachheit altpreußiſchen Pflichtbewußtſeins weiter, hohles Pathos verſchmähend und nichtiges, blendendes Gepränge. Rauſchenden Feſten feind, ſicherte es den Bau nach außen, feſtigte ihn im Innern, gewiſſenhaft jedem das Seine gebend, nicht minder gewiſſenhaft ſeine Rechte wahrend als von den Vätern ererbt und in ſchwerſten Tagen behauptet.

Gewaltig in seiner schlichten Einfachheit ragte über alle Lande ein Leuchtturm. Weithin spendete er sein Licht, das Licht einer Staatsidee, in der Macht und Recht und Pflicht menschlich vollkommen ausgeglichen waren. So wies er der irrenden Menschheit den Weg zum Heil.

Ragte! Spendete! Wies den Weg!

Es war einmal!



Herbstlied · Von Julius Koch

Komm, laß uns wandeln durch des Gartens Stille!
Es labet uns des Herbstes goldne Pracht.
Nun hat des Jahres heil'ger Schöpferwille
Sein gnadenreiches Wunderwerk vollbracht!

Das sind die Tage, wo die Früchte reifen,
Wo sich das Herz zu still'rem Schlage zwingt,
Und wo ein mildes, menschliches Begreifen
Wie Harfenlied durch unsre Seelen klingt.

Nicht fängt sich uns der Dinge rasches Wesen
Nur in der flücht'gen Stunde leichtem Netz;
Wir können die geheimen Runen lesen
Von ihres Zweckes waltendem Gesetz.

Wir greifen nicht mehr jach zum Wanderstabe,
Den Leidenschaft dem schnellen Schritte beut,
Und fordern nicht vom Augenblick die Gabe,
Die, kaum ergriffen, schon nicht mehr erfreut.

Denn was sich soll in eignen Kräften dehnen
Und in des eignen Leuchtens hellem Schein,
Das will gebadet sein in tausend Tränen
Und will gekost von hundert Freuden sein.

Wir wollen unsre Augen tauchen lassen
Mit frommer Andacht in das goldne Licht,
Denn nur die Ehrfurcht kann das Wunder fassen,
Das ewig neu zum alten Glauben spricht!

Wir nehmen still einander bei den Händen
Und schreiten froh dem alten Glücke nach.
Will schon der Abend seinen Gruß uns senden?
Er dämmert einem wundervollen Tag!





Die Bedeutung der deutschen Kalisalze für uns und unsere Gegner

Unter den Industrien, welche dazu beigetragen haben, Deutschland internationale Anerkennung nicht nur zu verschaffen, sondern auch zu erhalten und zu mehren, stehen zwei der jüngsten mit an erster Stelle, die Industrie der Steinkohlenabkömmlinge und die des Kali. Sie beide haben ihre Wurzeln in den Bodenschätzen, über welche Deutschland glücklicherweise verfügt. Während aber die Engländer, die auch Kohlenlager besitzen, auf dem Gebiete der industriellen Verarbeitung der Steinkohlenabkömmlinge im heutigen Weltkrieg durch Patentraub und sonstige jeder Moral und dem internationalen Rechtsgefühl hohnsprechende Gewalt Deutschland zu schädigen sich bemühen, um es für später, so hoffen sie, vom Weltmarkte auszuschließen oder doch zu einem nicht mehr zu fürchtenden Wettbewerber herabgedrückt zu sehen, stehen sie der deutschen Kaliindustrie machtlos und mit gebundenen Händen gegenüber. Zähneknirschend müssen sie den damned Germans dieses Gebiet überlassen: ihnen fehlt das Wichtigste, das Ausgangsmaterial, die Kalisalzlager! Zwar ist Kali in den die Erdrinde zusammensetzenden Gesteinen sonst weit verbreitet (Feldspat!), findet sich aber fast ausschließlich, an Kieselsäure gebunden, als Silikat vor und ist aus dieser Verbindung nur sehr schwer zu trennen. So sind denn alle derartigen Versuche im Großen an den unverhältnismäßig hohen Kosten gescheitert und auch die Zukunft dürfte, soweit wir es überblicken und vorahnen können, hierin kaum eine Änderung bringen. Nur Deutschlands Boden birgt diesen wertvollen Schatz, welcher heute die alleinige und ausschließliche Voraussetzung für die Kaliindustrie darstellt, deren Wichtigkeit für die gesamte Menschheit anzuerkennen sich sogar der Engländer bequemen muß.

Der Deutsche ist sich aber, seitdem man die Bedeutung der Kalisalze überhaupt erkannt hat, des Wertes dieses ihm anvertrauten Pfundes voll bewußt geworden und hat, ohne seine eigenen berechtigten Interessen hintanzusetzen, seine Mitmenschen uneigennützig an den Segnungen in steigendem Maße bis zum Kriegsbeginn teilnehmen lassen. Mit dem dann seitens England verhängten Abschluß Deutschlands von der Mitwelt, mit der Sperrung unserer Häfen und unseres Handels, dem Abschluß unserer Waren vom Weltmarkt — es sei nur an die chemisch-pharmazeutischen Präparate erinnert — haben sich aber unsere Gegner mehr geschadet, als uns. Ohne Gewissensbisse können wir daher jetzt um so mehr die uns von einer gütigen Vorsehung bescherten Bodenschätze für uns und unsere Verbündeten ausnützen.

Welche Bedeutung die Kalisalze heute haben, zeigt am besten der Wert der geförderten Rohsalze, welcher 1913 auf 130 Millionen Mark anzugeben ist. Infolge fabrikatorischer Weiter-

verarbeitung erhöht er sich auf etwa 160 Millionen, von welchen Deutschland etwa die Hälfte selbst verbraucht. Über zwei Fünftel nimmt das Ausland auf, darunter allein die nordamerikanische Landwirtschaft für fast 50 Millionen Mark an Wert. Dieser Gesamtbetrag kommt also allein uns Deutschen zugute; denn nur unsere heimische Scholle birgt solche Schätze. Während alle Pressenotizen über Kalifunde in Nord- und Südamerika (Nebraska, Kalifornien, bzw. Chile und Peru) sich als fette Zeitungsenten erwiesen haben, die Uncle Sam aufflattern ließ, um die deutsche Kaliindustrie zu beunruhigen, neuere Meldungen über Funde in Asien (Persien, Afghanistan) zu größter Vorsicht mahnen, lassen zuverlässige Nachrichten, die kurz vor Kriegsbeginn aus Katalonien kamen, erkennen, daß dort zwar Kali vorhanden ist, aber in unbedeutender Menge und räumlich beschränkt. Die dortige Erzeugung wird nach allgemeiner Anschauung nicht einmal imstande sein, Spaniens Eigenbedarf (2½ Millionen Mark) zu einem Viertel zu decken, kann also keineswegs auch nur in den bescheidensten Wettbewerb mit uns treten. Diese katalonischen Lager sind daher ebenso anzusehen, wie die seit 1890 bekannten Lager von Kalusz in Galizien, welche nur den Bedarf der allernächsten Nachbarschaft zu befriedigen vermögen und kaum 30 Kilometer über den Gewinnungspunkt hinaus verfrachtet werden. In Deutschland waren es ursprünglich nur die beiden fiskalischen Werke Preußens und Anhalts bei Staßfurt-Leopoldshall. Man hatte nämlich in der Erwägung, daß dort, wo Salzsolen dem Boden entquellen, im Erdinneren auch Steinsalzlager vorhanden sein müßten, diese Lager anfänglich durch Bohrlöcher — auf der hessischen Ludwigssaline bei Wimpffen am Neckar schon 1819 — erschlossen. Bei Staßfurt — Mitte des vorigen Jahrhunderts — gedachte man sie bergmännisch zu gewinnen und teufte die Zwillingsschächte „von der Heidt" und „Manteuffel" ab, welche aber, ganz wie es nach den vorhergehenden Bohrungen zu erwarten war, in den oberen Partien zunächst Kali- und Magnesiasalze antrafen. Darunter erst fand sich das damals allein begehrte Steinsalz, und zwar in köstlicher Reinheit; man fürchtete aber, die in der First anstehenden brüchigen Kalisalze würden die bergmännische Gewinnung des Steinsalzes gefährden oder doch mindestens beeinträchtigen, und förderte daher die damals als nutz- und wertlos angesprochenen Kalisalze zutage und stürzte sie auf die Halde. Gar bald aber erkannte der mit den Gedanken des genialen Justus von Liebig vertraute Chemiker Dr. Frank den gewaltigen Wert dieser mißachteten „Abraumsalze". Chlorkaliumfabriken siedelten sich in der Nachbarschaft an: der Bann war gebrochen, der Siegeszug des deutschen Kali begann! Anfänglich folgte die private Montanindustrie nur zögernd, blieben doch die beiden fiskalischen Werke 12 Jahre ohne Wettbewerber und Nebenbuhler; selbst 1885, also 25 Jahre nach der ersten planmäßigen Erschließung der Lager, standen nur 7 Werke in Förderung. Allmählich aber machte die Erkenntnis des geologischen Baus der Kalisalzlager Fortschritte. Damit und Hand in Hand mit der kurz vor der Jahrhundertwende beginnenden Erforschung des Gebirgsbaus von Nordwestdeutschland wuchs die Zahl der Kaliwerke: 1895 14, 1898 schon 28! Die der lex Gamp vorausgehende Mutungssperre schuf ein wahres Kalifieber; ein fast wahnsinniges Wettbohren hub an, und wenn auch Mißerfolge in Unzahl zu verzeichnen waren, so genügten doch die wenigen Erfolge, um rasch und immer rascher Kaliwerke entstehen zu lassen. 1904 waren es 45, 1908 bereits 83, 1910 war mit 106 das erste Hundert überschritten, 1911 gab es schon 151 Werke und die letzte Statistik von 1914 zählt gar 193.

Längst war über die Staßfurter Gegend, wo die Wiege der Kaliindustrie gestanden, der Kalibergmann herausgeschritten weit nach Thüringen hinein, in die Gegend um Hannover—Hildesheim, ja bis ins hannöverische Flachland ins Aller-Weser-Gebiet.

Zu diesen Werken, welche alle die dem jüngsten Paläozoikum angehörenden „Zechstein"-Salze abbauen, sind noch 2 Gewerkschaften — Améli und Max — im Ober-Elsaß, zwischen Mülhausen und Kolmar, hinzugetreten, welche tertiäre Kalisalze, aber mit durchaus ähnlicher chemischer Zusammensetzung, gewinnen. Entsprechende Salzablagerungen sind neuestens

auch im Badischen südlich von Freiburg, wenn auch in beträchtlicher, die bergmännische Ausbeutung aber heute nicht mehr ausschließenden Tiefe, durch Bohrungen nachgewiesen.

Entsprechend dieser Vermehrung der Werke ist auch die Gesamtförderziffer gewaltig gestiegen: 1871 förderten 2 Werke mit 1000 Mann Belegschaft 375000 t Kalisalze im Werte von 3,4 Millionen Mark; 1891 sind diese Zahlen auf 10 Werke, 6000 Mann, 1,37 Millionen t und 17,9 Millionen Mark gestiegen; 1900 lauten die Ziffern 37, 12000 Mann, 3,05 Millionen t und 39 Millionen Mark und 1910 gar 106, 22400 Mann, 8,3 Millionen t und 91,4 Millionen Mark und für 1913 zeigt die Statistik des Kalisyndikats eine weitere Steigerung auf 11,6 Millionen Tonnen Förderung von 164 Kaliwerken!

Im Bewußtsein, welche Wichtigkeit das Kali für die Landwirtschaft besitzt und welche Schwierigkeiten die Regelung des Absatzes für jedes einzelne Werk bedeutet, hatten die Kaliwerke, welche damals noch keinen gegenseitigen Wettbewerb zu befürchten hatten, schon früh (1879/80) als gemeinsames Verkaufskontor für ihre Salze das Kalisyndikat gegründet. Dieses hat in der Folgezeit in richtiger Erkenntnis der Bedeutung dieser Bodenschätze für Deutschland es verstanden, die oft auseinandergehenden Ab- und Ansichten der Einzelwerke, namentlich als weitere Werke entstanden und sich dem Syndikat anschlossen, gegeneinander abzuwägen und Gegensätze zu beseitigen. Diese traten in jüngerer Zeit immer mehr hervor, als ausländisches Kapital sich mehr und mehr am deutschen Kalibergbau zu beteiligen begann und demgemäß eine stärkere, dem deutschen Interesse oft entgegenlaufende Rücksichtnahme des Auslandes gegenüber Deutschland forderte.

Das Syndikat, noch kurz vor Kriegsausbruch wiederum erneuert, hat so im Interesse dieser rein deutschen bodenständigen Industrie sehr segensreich gewirkt, was heute immer mehr anerkannt wird. Namentlich ist es oft nicht leicht gewesen, Nachfrage und Angebot in Einklang zu bringen; denn mit der steigenden Zahl der Werke wuchs oft sprungweise die Menge, welche die neuen Betriebe auf den Markt zu werfen in der Lage waren. So ist es nur durch vorsichtigstes Abwägen und durch Zuteilen einer Förderquote, welche allen, ältesten wie jüngsten Werken, gleichmäßig gerecht wurde und alle Ansprüche jedes einzelnen sorgfältig berücksichtigte, dem Syndikat gelungen, einer Verschleuderung dieses deutschen Nationalschatzes vorzubeugen. Dank dieser erfolgreichen Bemühungen haben auch geldlich weniger günstig gestellte Werke sich erhalten können, ist ein Werk mit weniger reichen Salzen lebensfähig geblieben. Der leidige, kräfteverzehrende Wettbewerb benachbarter Werke ist durch Zuweisung getrennter Absatzgebiete unterblieben, und schließlich ist es nur so möglich gewesen, die Preise, welche bei sonst freiem Wettbewerb durch gegenseitiges Unterbieten zum Verschwinden der kleineren Werke durch Einstellung oder durch Aufsaugen seitens eines größeren geführt haben würden, auf einer alle befriedigenden Höhe zu erhalten. Weiter hat das Syndikat auch die durch Lagerstätte und besondere Fabrikeinrichtung geschaffene Eigenart einzelner Werke, ohne diese und die anderen zu schädigen oder zu kostspieligen, im Einzelfalle aber unrentablen Neuanlagen zu veranlassen, in weitem Maße berücksichtigen können. Dieses wird verständlich, wenn wir einen flüchtigen Blick auf die Salzlagerstätten selbst und die auf ihnen vorkommenden Salze werfen und dabei die Ansprüche uns vor Augen halten, welche Heimat und Ausland, Landwirtschaft und Industrie an die Kalisalze als Handelsprodukt selbst stellen.

Unsere deutschen Kalisalzlager haben sich gegen das Ende des Altertums der Erde (Paläozoikum) gebildet. Vom offenen Weltozean des jüngsten Paläozoikum durch seichte Barren getrennt, dehnte sich das flache deutsche Zechsteinmeer von Helgoland bis Ostpreußen, von der Ostsee bis nach Sachsen, Thüringen und bis zum Odenwald aus und bespülte westwärts die heutigen rheinischen Gebirge. Verbindungen über die Maasmündungen nach England, durch Posen und Niederschlesien nach Rußland wurden früh unterbrochen, später auch die einzige noch offen gebliebene Verbindung nordwärts zum damaligen arktischen Weltmeere. In dieser allseits abgeschnürten See schieden sich durch Eindampfen und Verdunsten die Salze

aus. Indes wurde dieser Vorgang durch einbrechende Fluten mehrfach unterbrochen, so daß es vielerorts nur zur Abscheidung der am schwersten löslichen Salze, des Anhydrits und des Steinsalzes kam. Die Mutterlaugensalze (Kali-Magnesia) gelangten zuletzt und nicht überall zur Ausscheidung; möglicherweise sind sie an manchen Stellen schon früh wieder der Auflösung anheimgefallen. Unter dem Salzton, einer äolischen Bildung begraben, haben die Salze lange im Schoße der Erde geruht, bis sie durch die gebirgsbildenden Kräfte in jüngeren mesozoischen Zeiten und im Tertiär wieder in die Nähe der Erdoberfläche gelangten. Diese tektonischen Vorgänge, sowie bei solchen Vorgängen hinzutretende Wässer und Salzlaugen beeinflußten die ursprünglich einheitliche Salzablagerungsfolge und veränderten sie, so daß wir uns heute ein klares Bild der durch Faltung, Lösung und nachheriges Wiederauskristallisieren umgestalteten Lagerstätte nur selten machen können. Daher sind die Salzgemenge der einzelnen Kaliwerke unter sich so verschieden, Vorkommen von reinen, unveränderten Partien so selten. Demgemäß sind die geförderten Rohsalze jedes Werkes anders gestaltet und erfordern, um ein vergleichbares Verkaufsprodukt zu ergeben, eine der Eigenart jeder Lagerstätte besonders angepaßte fabrikatorische Behandlung.

Unter den Verkaufsprodukten, welche heute allgemein nach dem Gehalt an Kali (K_2O) gehandelt und bewertet werden, finden wir also Rohsalze, wie sie die Grube liefert, nur gemahlen, ferner ein in Fabriken veredeltes Fördergut und Mischungen beider. (Die vom Kalisyndikat aufgestellte Norm unterscheidet daher: Rohsalze bis 9 % Kali — Carnallit —, solche mit 12—15 % Kali — Kainit —, Düngesalze mit mindestens 20, 30 und 40 % Kali, Chlorkalium mit 80—85 % und mit 90—98 % Kali und Kaliumsulfat mit 90 und 96 % Kali.)

Welche Bedeutung das Kali für die Ernährung der Pflanze hat, braucht hier nicht erörtert zu werden. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß das in der Natur an Silikat gebundene Kali für die Pflanzenwurzel nicht assimilierbar ist. Dem ausgesprochenen Kalihunger unserer Kulturpflanzen kann selbst ein jungfräulicher Boden nur ganz kurze Zeit genügen, dann beginnt sich der Kalimangel in minderen Ernteerträgen bemerkbar zu machen, die den Landwirt zum Ersatz des den Pflanzen fehlenden Nährstoffes mahnen. Die mit dem Stroh des Stalldüngers dem Boden wieder zugeführte Menge reicht bei weitem nicht aus; in früheren Zeiten mußte Holzasche helfen und in manchen Gegenden, z. B. in Kalifornien, bedient man sich des Tanges und der Meeresalgen, welche einen höheren Gehalt an Kali haben, als andere Pflanzen. Die schier unerschöpfliche, noch keineswegs in ihrer Ausdehnung völlig bekannte und erschlossene Menge der auf deutschen Lagerstätten vorhandenen Kalisalze, die in ihrer wasserlöslichen Form restlos von jeder Pflanzenwurzel aufgenommen, verarbeitet und ausgenutzt werden, schuf gewaltige Umwälzungen auf diesem Gebiet. Namentlich seit Mitte der neunziger Jahre ist der Kaliverbrauch unaufhaltsam gestiegen. Natürlich hat sich die deutsche Landwirtschaft zuerst den Kalireichtum des Vaterlandes zunutze gemacht: Sie verbrauchte 1895 nur 598000 dz, 1905 schon über 2 Millionen dz und 1913 gar 5,36 Millionen dz, was auf 1000 Einwohner umgerechnet, für 1895 1144 kg, für 1905 3113 kg und für 1913 8257 kg Verbrauch an reinem Kali entspricht. Legt man die Gesamtanbaufläche zugunde, so verbrauchte Deutschland auf 1 qkm 1895 170,6 kg, 1905 575,5 kg und 1913 1530 kg Kali, stand aber damit nicht an der Spitze, denn der holländische Landwirt düngte eine gleichgroße Fläche gar mit 2000,4 kg. Groß, aber an solche Ziffern nicht heranreichend, ist der Kaliverbrauch noch in Belgien, das auf 1 qkm 677 kg gab, in den nordischen Reichen (Schweden 391, Norwegen 323, Dänemark 254 kg), in Schottland (367 kg), in der Schweiz (144 kg), in England (118 kg), in Usamerika (120 kg), in Österreich (114 kg) und in Frankreich (90 kg). Der Wert des landwirtschaftlichen Kaliverbrauchs belief sich 1912 auf 157,5 Millionen Mark, an denen mit größeren Beträgen beteiligt sind: Deutschland 55,2, Usamerika 48,5, Holland 8,9, Frankreich 8,5, das große Rußland (das allerdings pro qkm nur 11 kg und pro Kopf nur 135 kg aufwandte), 5,1,

Schweden 4,8, England und Österreich je 3,1, Italien 2,2, Spanien 2,6, Schottland 1,5 und Dänemark 1,4 Millionen Mark.

Daß der deutsche Landwirt vorwiegend die billigeren Rohsalze bis zu 15 % Kali (rund 80 %) verwendet, das Ausland aber die teureren fabrikatorisch angereicherten Produkte (über 50 % des Gesamtbezuges) vorzieht, ist in Anbetracht der Frachtkosten und soweit die Übersee in Frage kommt, auch des Frachtraumbedarfes, erklärlich. Übrigens zeigt dies in kleinerem Maßstabe schon Deutschland selbst, dessen weiter von den Zentren der Kaliindustrie entfernte Provinzen (Ostpreußen, Posen, Schlesien) die angereicherten Düngesalze in stärkerem Verhältnis anwenden, während z. B. die Provinz Sachsen, Braunschweig, Hannover Rohsalze bevorzugen.

Die Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft ist bekannt, sie marschiert an der Spitze; denn sie erzeugte 1912 auf den ha 22,6 dz Weizen, 18,5 dz Roggen, 21,9 dz Gerste, 19,4 dz Hafer und 150,3 dz Kartoffeln. Für Rußland, Frankreich, Usamerika, Kanada lauten die Ziffern: Weizen 6,9; 13,8; 10,7; 13,7; für Roggen 9,0; 14,3; 10,6; 12,0; für Gerste 8,7; 14,3; 16,0; 16,7; für Hafer 8,5; 12,6; 13,4; 15,0; für Kartoffeln 81,7; 74,2; 76,2; 115,8 dz. Abgeschnitten von den Gebieten, aus denen wir den unsere Eigenerzeugung übersteigenden Mehrbedarf zu decken pflegten, hat uns die deutsche Landwirtschaft bisher und hoffentlich auch weiter den Krieg durchhalten lassen. Dies danken wir auch dem Umstande, daß wir über die nötigen künstlichen Düngemittel in ausreichender Menge verfügen, unter welchen das Kali nicht an letzter Stelle steht. Wenn andererseits unsere Feinde mit Ernährungsschwierigkeiten erheblich mehr als wir zu kämpfen haben, so dürfen wir dafür nicht allein durch ungünstige klimatische Verhältnisse bedingte Mißernten und Frachtraumnot verantwortlich machen, sondern letzten Endes Kalimangel. Dieser Punkt zeigt schlagend die Bedeutung, welche das Kali für uns, sein Fehlen für unsere Feinde hat.

Daneben ist es vielleicht nicht uninteressant, auch auf die Industrie hinzuweisen. Zwar ist sie mit ihrem Kalibedarf nur zu etwa 5 % an der Kaliförderung beteiligt, doch hatte ihr Bedarf 1913 einen Wert von rund 30 Millionen Mark. Da es aber in letzter Zeit vielfach gelungen ist, das Kalium durch das billigere Natrium zu ersetzen, so nimmt die Bedeutung des Kali in der Industrie immer mehr ab. Indessen darf wohl auf einen Punkt hingewiesen werden: Die deutsche chemische Industrie, der die reichen Kalischätze zu Gebot stehen, hat insofern unmittelbar zu unseren Gunsten in den Krieg mit eingegriffen, als es ihr gelungen ist, gewisse Kaliumchloratsprengstoffe jetzt genügend handhabungssicher herzustellen. Diese haben mit günstigem Erfolge im Bergbau, dem wichtigsten volkswirtschaftlichen Sprengstoffverbraucher, Eingang gefunden. Durch diesen Ersatz ist es möglich gewesen, die sonst für den Bergbau benötigten hochbrisanten Sprengstoffe dem Heere ungeschmälert zur Verfügung zu stellen und so die Sprengstofffabriken zu entlasten.

So ist der Notschrei der „Times“ vom 4. Februar 1915 nur zu verständlich: „Providence, so far as is known, only bestowed one deposit of potash upon mankind and that unfortunately is in Germany.“ Die in ihm versteckte Klage darf uns Hoffnung geben, auch den Handelskrieg, mit dem England für die Zukunft, wenn die Waffen ruhen, droht, nicht zu unseren Ungunsten entschieden zu sehen. Deutschland verfügt über zu viel heute für die Menschheit notwendige Bodenschätze, seine Industrie ist zur Verarbeitung so vieler Rohprodukte allein befähigt, daß der Gedanke an einen folgenden Handelskrieg uns nicht schreckt.

Dr. Axel Schmidt-Stuttgart



Männermangel und Kinderarmut

Die im XX. Jahrg., Heft 1, S. 28 von Dr. Neumann aufgestellte Forderung, daß nach dem mehrjährigen Wüten des männermordenden Krieges Maßregeln getroffen werden müßten, dem Männermangel durch Ermöglichung früherer Eheschließung abzuhelfen, erscheint gewiß geeignet, in all den Kreisen Zustimmung zu finden, denen es wirklich Ernst ist um das Wohl unsres Volkes und um seine Gesundung nach dem großen Blutvergießen, das uns der Neid unsrer Gegner aufgezwungen hat. Aber diese Forderung muß auch auf allgemeinerer Grundlage als der, dem Männermangel abzuhelfen, für weite für unser Volksleben wichtige Kreise als unabweisbar anerkannt werden, sollen nicht manche bisher schon grell zutage getretenen Schäden für die Gesundung unseres Volkes geradezu verderblich werden. Viel, unendlich viel bleibt leider noch zu tun, damit solche sozialpolitischen Forderungen bei denen allen, die es angeht — und das sind doch nicht nur die Regierenden, sondern schließlich alle Gebildeten —, die nötige Beachtung finden. Erscheint denn nicht gerade der Mittelstand, der doch besonders berufen ist, unserm Volke Denker und Leiter zu liefern, arg zurückgesetzt in allem, was soziale Fürsorge anbetrifft? Dabei gehört keineswegs ein besonderer staatsmännischer Blick dazu, die offen zutage liegenden Schäden wahrzunehmen. Daß bisher in Friedenszeiten im Arbeiterstande eine frühe Eheschließung möglich war, ist ja allbekannt. „Wir haben es eigentlich viel besser als die Herrschaften," sagte eine Magd, die Braut eines Arbeiters, ihrer Herrin, „wenn wir heiraten, bekommen wir frische, junge Männer, die so alt sind wie wir, die mit uns lustig sind und auch dem Alter nach ganz zu uns passen. In Ihrem Stande aber heiraten die Herren spät, fast nie vor 30 Jahren, oft wenn sie die schöne Jugendzeit längst hinter sich haben." Hatte sie denn so sehr unrecht? Ist nicht die Klage berechtigt, daß sich der Staat um die Familie und besonders um deren Gründung bei seinen Beamten viel zu wenig bekümmert hat, und daß man Kräften freien Spielraum gelassen hat, die geeignet sind, den sozialen Schaden der verspäteten Eheschließung peinlich fühlbar zu machen? Zunächst auf den höheren Schulen. 3 Jahre soll der Normalschüler die Vorschule besuchen, um nach 9 weiteren Jahren die Reife für die Hochschule im Alter von 18 Jahren zu erreichen. Seit Jahrzehnten ist darauf hingewiesen, wie wenig die Schüler diesen Anforderungen tatsächlich entsprechen. Dabei sind es, wie ja die Erfahrung lehrt, keineswegs die weniger Beanlagten, die erst 1 oder 2 Jahre später die Hochschulreife erlangen. Denn recht oft wird reiche Beanlagung für eine geistige Betätigung, die, wie Musik, Malerei oder bestimmte Lektüre, nicht innerhalb der Schulfächer und für sie im Zeugnis erfaßbar liegt, auf unsern Schulen gar leicht die Veranlassung zum Versäumen der Versetzung. Und doch sind Musik, Malerei, Poesie dem dafür Beanlagten für das Leben so nötig wie das liebe Brot. Die „tüchtigen" Lehrer, die beim Beginn des Winterhalbjahrs im Eifer in ihren Klassen nachdrücklich darauf dringen, daß die sog. schwächeren Schüler aufhören, Musikunterricht zu nehmen, weil andernfalls die Versetzung arg gefährdet sei, sind doch wohl zahlreicher, als man annimmt. Auch der Freund und Bewunderer unserer Schulen wird wünschen müssen, daß sie neben andern Vorzügen auch diese zeigen, daß sie einerseits den Schülern die nötige Zeit und Gelegenheit zur Erwerbung körperlicher Tüchtigkeit mehr als bisher gewähren, und daß sie anderseits ganz frei werden von dem Vorwurfe, daß sie ihre Schüler zu lange festhalten. Wer eine Hochschule besucht hat, weiß, wie gar leicht auch für den Fleißigen wertvolle Zeit verlorengehen kann, wenn ihm die nötigen Anweisungen für die Richtung seiner Studien fehlen; er weiß auch, wie außerordentlich viel die Hochschullehrer tun können, den Fleiß der Studierenden in die richtigen Bahnen zu lenken und sie vor Zeitverlust zu bewahren. Man erinnere ich, wie bei der steten Überfüllung der gelehrten Berufe (die doch ihre Hauptursache darin sat, daß dem deutschen Volke seine Grenzen längst zu eng geworden sind), mit der sich ergebenden Wartezeit, mit „etatmäßigen Hilfsstellen" unseligen Angedenkens die Möglichkeit der

Familiengründung in den letzten Jahrzehnten sehr weit hinausgeschoben ist, wie dann die endlich gegründete Familie bei knappster Besoldung gar oft unter dem System der Alterszulagen nach Schema F zu leiden hatte, und man wird sich nicht wundern können, daß die Klagen über das weitverbreitete Junggesellentum und die auffallende Kinderarmut in weiten Kreisen der Beamten nicht verstummen. Erst recht spät, meines Wissens kurz vor Ausbruch des Krieges, wurde der vernünftige Vorschlag gemacht, die Alterszulagen der Kinderzahl der betreffenden Familie entsprechend frühzeitiger erfolgen zu lassen, ein Vorschlag von größter sozialer Bedeutung, falls man ihm Folge gibt. Es muß in diese Dinge hineingeleuchtet werden: wir sind reich an allen möglichen Statistiken; eine solche aber über den Kinderreichtum der Beamten fehlt noch an sehr vielen Stellen. Und doch ist sie dringend nötig zu schaffen, nur fürchte ich, sie wird sich als Statistik bitterer Kinderarmut in recht vielen Berufen erweisen! Es nützt nichts, sich in moralischen Betrachtungen zu ergehen; man muß diese Verhältnisse erfassen, wie sie sind in ihrer tatsächlichen Lage, und dann die sozialen Verhältnisse bessern, wo es nötig ist, und zwar bald. Sparsamkeit an der Besoldung darf nicht entscheidend sein, wo es sich um Schaffung gesunder Verhältnisse und um Vermeidung der Gefahren handelt, die Dr. Neumann nennt. Die frühe Heirat der Männer ist zur Minderung der Kinderarmut und damit wohl auch des Männermangels zu fördern, wie und wo es nur angeht. Oder will man warten, bis nach dem Beispiel der „Gebildeten" die Kinderarmut auch in die Arbeiterkreise sich weithin erstreckt? Eingedrungen ist sie in diese Kreise bereits, wie die Schulverhältnisse mancher Großstadt zeigen. In Bremen ist man froh, einen vor dem Kriege geplanten Volksschulanbau nicht begonnen zu haben, weil er jetzt unnötig erscheint: so sehr das hat Steigen der Schulkinderzahl aufgehört! Wohin kommen wir und wohin wollen wir?

Prof. Hans Dieckvoß

Verfehlte Schulmeisterei

Nachgerade sollte man meinen, der Krieg habe nun lange genug gedauert und in seinem Verlaufe sei auch hinreichend Papier auf diese Sache verwandt worden, daß die Schulmänner wissen müßten, was das Lehrziel für die Zukunft sein soll. Das Land des Feindes muß man kennen, ebenso wie das eigene, oder noch besser! Das heißt aber nicht nur, daß man mit der geographischen Beschaffenheit oder allenfalls mit der Sprache Bescheid weiß, sondern man soll sich auch in dem Denken und Fühlen seiner Bewohner auskennen. Darum ist es die unerläßliche Pflicht, die gerade dem neusprachlichen Unterricht zufällt, den Schülern unsere Feinde so vorzuführen, wie sie wirklich sind, nicht besser und nicht schlechter. Viel Hoffnung konnte man in dieser Beziehung auf die Auswahlen von Zeitungsausschnitten aus feindlichen Ländern setzen, wie sie in jüngster Zeit verschiedentlich für den neusprachlichen Unterricht herausgegeben sind. Und doch — wenn man hierin ein gutes Spiegelbild unserer Feinde finden wollte, so hat man wohl in den meisten Fällen weit gefehlt. Das liegt freilich nicht an den feindlichen Zeitungen, die es an getreuen Wiedergaben der Denkweise ihres Volkes uns gegenüber durchaus nicht haben fehlen lassen, sondern an den deutschen Herausgebern. So liegt vor mir ein Büchlein, herausgegeben von einem Deutschen namens Pariselle, das den Titel führt: „La Grande Guerre. Racontée par les témoins" und eine Auswahl aus französischen Kriegsschriften und Zeitungen enthält. Es ist ausschließlich für die Schule bestimmt. In dem Vorwort sagt der Herausgeber, er habe die zahlreiche französische Kriegsliteratur gesichtet, um „einen Begriff von dem gewaltigen Kampf zu geben, den Deutschland um sein Dasein führt, und doch nichts zu bringen, was den deutschen Schüler verletzen könnte". Dann fährt er fort: „Die Aufgabe war nicht leicht. Denn unter der erdrückenden Menge der Veröffentlichungen, die der

Krieg hervorgerufen hat, sind diejenigen in verschwindender Minderheit, deren Verfassern nicht blinder Haß oder gar bewußte Absicht, zu verleumden, die Feder geführt hat . . ."

Schon in den nächsten Zeilen muß der Herausgeber gestehen, daß eine solche Auswahl kein Bild von der Denkweise eines Volkes geben kann. Es ist ja entschieden edel von ihm gedacht, wenn er den Schülern nicht den blinden Deutschenhaß des französischen Volkes vor Augen führen will. Sicher hat er gefürchtet, durch derartige Schilderungen gleichwertige Gefühle bei Deutschlands Jugend hervorzurufen. Doch dazu ist der Deutsche viel zu großmütig. Nun sucht sich aber der deutsche Schüler aus den französischen Schriften ein Bild von der Bevölkerung Frankreichs zu machen. So muß er eine falsche Vorstellung gewinnen, die er dann für das ganze Leben beibehält, denn — „Was Hänschen nicht lernte, lernt Hans nimmermehr!" Mit der Kenntnis der Sprache allein ist's doch wahrlich nicht getan. Wer einmal Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" gelesen hat, dem wird bekannt sein, wie bitter der Alt-Kanzler darüber Klage führt, daß bei der Besetzung von freien Stellen in früherer Zeit sonst nur die Beherrschung der französischen Sprache Ausschlag gab, während man die Kenntnis oder besser Unkenntnis von Land und Leuten nicht berücksichtigte.

Übrigens tritt bei unserem Fall recht kennzeichnend wieder einmal der Unterschied zwischen unserem Barbarenvolk und der Grande Nation zutage. Hier Verhetzung der Schulkinder von der Fibel an — dort Verbergung der dunkelsten Schattenseite unseres Feindes erwachsenen Schülern gegenüber, denn das Buch ist etwa für die Prima bestimmt!

Doch der Herausgeber meint, er dürfe nicht ganz darauf verzichten, Züge der französischen Volksgesinnung zu zeigen. Als Beispiel hierfür führt er aus einem Abschnitt über Reims an: „Notre cathédrale brûlée — canonnée — détruite." Das scheint mir doch ein wenig lächerlich! — Nun, der Herausgeber hat gemeint, den Schülern in der Hauptsache nur einen Begriff von der Größe unseres Daseinskampfes geben zu müssen. Das freilich ist wohl neben dem französischen Unterricht mehr anderen Fächern vorbehalten und gerade der neusprachliche Unterricht hat doch noch den mindestens ebenso wichtigen oben erwähnten Zweck. In dieser Hinsicht scheint mir die Ansicht und Absicht des Herausgebers doch zum wenigstens — verfehlt.

Scholastikus

Die Seminarmusikfrage

Eine Seminarmusikfrage bestand seit dem Jahre 1872, als durch eine Ministerialverordnung die Musik an den Lehrer-Seminaren aus der Stellung eines Hauptfachs in die eines Nebenfachs gedrängt wurde. Seit Beginn des Jahres 1918 aber ist sie durch den Beschluß einer Gruppe von preußischen Seminardirektoren, Beseitigung des Orgelspiels und Ausschaltung der „übertriebenen Forderungen (Noten und Musikdiktate)" zu verlangen, die Seminarmusikfrage schlechthin geworden, deren folgenschwere Wirkung auf unsere Volksmusikerziehung sie mit einem Schlage in den Brennpunkt öffentlichen Interesses zu rücken geeignet erscheint.

So unscheinbar die, zuerst vereinzelt, nunmehr aber geschlossener erhobenen Wünsche der Seminardirektoren anfangs aussehen mögen, so inhaltsreich sind sie für große Gebiete der gesamten Kultur.

Der temperamentvolle Tonkünstler ist fassungslos, wenn er Notenkenntnis und Musikdiktat, also die Gehörbildung, als „übertriebene Forderung" bezeichnen hört. Der Musikpädagoge, dem die schon begonnene Unterrichtsreform der Regierung die ersten Anfänge eines

planvollen, sinngemäßen Musikunterrichtens ermöglichte, sieht sich wieder zum Vollstrecker der Papageienabrichtung und der Paukmethode jüngst verflossener Zeiten herabgewürdigt. Der Finanzpolitiker fragt kühl, woher bei Ausmerzung des Orgelspiels an den Seminaren und der dadurch bedingten Schaffung eigener Kantorate auf dem Lande die Besoldungen für ein neues, selbständiges Kirchenamt kommen sollen. Der Staats- und Kirchenpolitiker sieht darin eine — zweifellos nicht beabsichtigte — Vorarbeit für die Trennung von Kirche und Staat. Der Laie schließlich, der durch die Verbindung seiner Kinder mit der Schule Kenntnis von der im Jahre 1914 erfolgten Einführung des methodischen Schulgesangs hat und mit berechtigten Hoffnungen einen schwachen Schimmer neuen Erblühens der Hausmusik aufdämmern sieht, fragt sich, wozu dies Schwimmen gegen den Strom dienen soll.

Die letzte Frage ist, als tatsächliche, am leichtesten beantwortet. Der ausgesprochene Zweck des Vorgehens ist, Zeit für die neu einzurichtenden Fächer der lebenden Sprachen und der Mathematik auf Kosten der Musik zu gewinnen. Also Kampf des vordringenden Nützlichkeitsstrebens gegen den idealen Inhalt der Musik. Das ruft den Musikpolitiker auf den Plan, da er auch für Kirchen- und Volksmusik einstehen soll.

Wie schwer die Kirchenmusik durch die fortschreitende Einschränkung des Musikbetriebes an den Seminaren schon gelitten hat, bedarf keiner Erläuterung mehr. Die Erscheinung macht sich hauptsächlich auf dem Lande geltend, da sich die Städte eigene Organisten leisten können. Lebensfähige, selbständige Kantorate auf dem Lande sind für alle Zukunft, besonders bei einer Trennung von Kirche und Staat, völlig ausgeschlossen. Damit steht und fällt die Forderung der Seminardirektoren. Die bisher defensive Stellung der Kirchenmusik auf den Seminaren muß aber zur offensiven werden, wenn dem seit 1872 einsetzenden Niedergang der musica sacra Einhalt geboten werden soll. Der Forderung: Verbannung des Orgelspiels aus den Seminaren muß der Anspruch gegenübergestellt werden: Wiedereinsetzung der Musik in den vorigen Stand als Hauptfach. (Im gleichen Sinne sprach sich am 3. Oktober d. J. auf der Tagung des „Schlesischen Evangelischen Kirchenmusikvereins“ in Trebnitz eine einstimmige Entschließung von 150 Vertretern der „Lehrer mit Kirchenamt“ aus.)

Verzweigter sind die Kanäle, die den Beschluß der Direktoren mit der musikalischen Volkserziehung verbinden. Das im Gange befindliche, durch den Krieg gehemmte Reformwerk der Regierung auf Ausgestaltung des gesamten Musikunterrichtswesens war in einigen Teilen vorläufig beendet. Auf den höheren Schulen waren die Anforderungen an die Musiklehrerschaft durch gründliches Studium gewährleistet und der Gesangunterricht selbst durch neue Lehrpläne auf sinnvolles Singen eingestellt. Das gleiche Ziel war dem Volksschulgesangunterricht durch die Verordnung vom 10. Januar 1914 gesteckt. Die letzte Errungenschaft wird aber durch die neue Forderung auf Wiederbeseitigung von Notenkenntnis und Gehörbildung in Frage gestellt. Die Folgen greifen aber noch weiter. Das Vorgehen der Seminardirektoren ist, wie bereits Hermann Kretschmar betont hat, geeignet, lähmend auf das Reformwerk der Regierung zurückzuwirken. Denn folgerichtig bleibt noch, entsprechend den verschärften Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Musiklehrer an höheren Schulen, die vertiefte Ausbildung der Seminarmusiklehrer zu erwarten.

Nur sie kann, im Verein mit der notwendigen Verstärkung des Musikbetriebes auf den Seminaren, die an sich großzügige Gesangreform auf den Volksschulen auch wirklich fruchtbringend auswirken lassen. In heutiger Gestalt bleibt das Reformwerk ein Torso, gefährlich in seiner Halbheit, ohne Sinn in seiner Unvollendung.

Die gewollte Umstürzung aber greift der ohnehin an Auszehrung leidenden Volksmusik ans Lebensmark. Der Volksschullehrer stellt auf dem Lande den Vertreter der Musikerziehung des Volkes dar. Sie ist ein untrennbarer Bestandteil seines erzieherischen Lebenswerkes in Schule, Kirche und im öffentlichen Leben der Dorfgemeinde. Pädagogisch ist die gewollte Entziehung des Kirchenamtes und die weitere Beschneidung seiner Fähigkeit zu musikalischer

Volkserziehung ein schwerer Angriff auf seine Autorität. Für die Volksmusik selbst aber ist der Landlehrer das letzte, leider schon unterhöhlte Bollwerk. Die von Dr. Storck in seiner „Musikpolitik“ erhobene Forderung: „Gute Musik aus dem Volke heraus“ wird dadurch, für das Land wenigstens, zur Unmöglichkeit.

Für Deutschland war bisher das Land noch die Quelle unerschöpflicher Volkskraft und damit der bodenständigen Volkskultur. Nehmt dem Lande den Rest guter Volksmusik, wie es die Folge des Beschlusses der Seminardirektoren sein würde, dann wird die Musikseuche unter amtlicher Mithilfe auf der Grammophonplatte siegreich den schon begonnenen Einzug in das Dorf beenden. Aber damit schaufelt ihr der Volksmusik, der „deutschesten aller Kulturen“, ihr Grab, und auch die Anhänger des Wortes: „Gute Musik in das Volk hinein“ werden von den mißklingenden Tonwellen mit hinweggeschwemmt werden.

Dr. Waldemar Banke

Künstlerischer Frontwechsel auf Befehl

Wir haben in den letzten Jahren bei einem großen Teil unserer Kunstkritik, für die ja freilich das Wort „Berichterstattung“ oder „Reportertum“ besser angebracht wäre, einen fast plötzlichen Programmwechsel beobachten können. Noch hallte dem Publikum der Preis des Impressionismus als einzig berechtigter Kunstrichtung in den Ohren, als ihm plötzlich ein Frontwechsel befohlen wurde, bei dem es dann den Expressionismus als einzig wahre Kunstform vorgesetzt bekam. Die Kritik arbeitete dabei kaum so schnell, wie die Kunst, was ja an sich ganz natürlich wäre, wenn wirklich überzeugende Kunstwerke erschienen wären. Aber das Mahnwort: „Bilde, Künstler, rede nicht!“ ist heute vergessen und wir erhalten in den letzten Jahren immer häufiger die theoretischen Kunstprogramme vor den Kunstwerken. Und während nach ihrem sprachlichen Charakter in den auf „ismus“ gebildeten Worten das abstrakte Ergebnis einer an zahllosen konkreten Fällen geübten Untersuchung vorliegen sollte, nehmen in der Kunstentwicklung der letzten Zeit Worte wie Expressionismus, Kubismus, Futurismus, Aktivismus, Dadaismus usw. immer mehr den Charakter von Losungen an, die irgendwo und irgendwie ausgegeben werden und erst der Umsetzung in die wirkliche künstlerische Arbeit harren. Das ist eine dem innersten Wesen der Kunst und ihrer ganzen bisherigen Entwicklung durchaus widerstrebende Erscheinung, in der sich die Ungesundheit unseres heutigen Kunstlebens besonders schroff offenbart.

Der Öffentlichkeitsbetrieb unseres Kunstlebens hat diese Erscheinungen gezeitigt. Wohl lebt noch die Vorstellung, daß der Künstler unbekümmert um diese Öffentlichkeit aus innerem Drang und Zwang sein Werk schafft. Freilich regt sich in uns Heutigen gegen diese oft verherrlichte Auffassung ein gewisser Widerspruch. Die von je dem Kunstwerk innewohnende soziale Kraft mußte in einer Zeit, in der sich kein wahrhaft lebendiger Mensch der Mitarbeit in der „Gesellschaft“ entziehen kann, dem stark sozial empfindenden Künstler zu einem bewußt auszunutzenden Wirkungsmittel auf die Gesellschaft werden. Je mehr ihm die Kunst Ausdrucksmittel seines geistigen und seelischen Lebens, also Betätigung seiner Weltanschauung ist, um so mehr muß er überzeugt sein, mit ihr in die geistige Entwicklung der Gesellschaft eingreifen zu können. Es liegt also wenigstens für einen gewissen Teil des künstlerischen Schaffens heute ein stärkeres Hinaustreten in die Öffentlichkeit, eine Beteiligung an den Kämpfen des Tages, den Problemen der Stunde nahe. Für die Literatur ist uns diese Auffassung ganz vertraut. Ein großer Teil der Epik, zumal des Romans, aber auch zahlreiche Dramen behandeln Tagesfragen, und selbst die Lyrik kann — wir haben es ja jetzt im Kriege erfahren — ganz im Gebot der Bedürfnisse des Augenblicks aufgehen. Aber auch in der Musik wird man die Entwicklung der Sinfonie zur sinfonischen Dichtung und Programmusik zu einem

guten Teil daraus erklären können, daß der Musiker auch seinerseits zu den bewegenden Fragen der Zeit Stellung nehmen wollte und dafür der genaueren Bestimmtheit des Inhalts seiner Tonschöpfungen bedurfte. Daß es zu diesem Verlangen des Musikers gekommen ist, hat andererseits wieder den Grund in der Vergrößerung der musikalischen Gemeinde, die heute nicht mehr auf enge Liebhaberkreise beschränkt ist, sondern im Konzertsaal der Jetztzeit (wenigstens theoretisch) das ganze Volk umschließt. Wie also schon früher immer in der Kirche die Kunst im Grunde Dienerin und Mitarbeiterin an einem umfassenderen Weltanschauungsinhalte war, so ist sie es jetzt bei der Vergrößerung der das ganze Leben mitgestaltenden Gesellschaft auch auf den anderen geistigen Lebensgebieten. Nicht so deutlich wird diese Entwicklung bei der bildenden Kunst, aber sie ist natürlich auch hier vorhanden.

Neben dieser trotz mancher Bedenklichkeiten fruchtbaren Seite der gesteigerten Öffentlichkeit unseres Kunstlebens, liegt aber noch eine andere, die fast durchaus schädlich gewirkt hat, insofern hier nicht ein Verlangen beim Künstler, seinerseits an der Öffentlichkeit gestaltend mitzuwirken vorangeht, sondern diese Öffentlichkeit als Gebieterin auftritt und der Künstler aus ihr Elemente in seine Kunst hineinträgt, um eher ihre Beachtung zu finden. Ist das schon immer minderwertig, weil der Künstler berufen ist, zu führen, nicht aber der Masse nachzulaufen, so wird es geradezu verhängnisvoll, wenn sich die Spekulation auf die niedrigen Instinkte der Gesellschaft einmengt.

Schon die Zugeständnisse an die Kunsteinrichtungen der Öffentlichkeit sind großenteils kunstschädlich. Der Feuilletonroman mit der Notwendigkeit, in 200 Zeilen Abschnitten immer etwas Spannendes zu bringen, wirkt geradezu verheerend. Man frage einmal unsere Schriftsteller, wie ihnen ihre Werke auf den Redaktionen zusammengestrichen werden. Der riesige Verbrauch an Theaterware nimmt dem Drama den Nährboden weg. Wie elend steht es um den Musikalienvertrieb. In der bildenden Kunst haben die großen Ausstellungen eine richtige Ausstellungsmalerei gezüchtet mit Riesenformaten und sonstigen Aufdringlichkeiten in Form und Inhalt. Man muß eben sorgen, daß man nicht übersehen wird, womöglich auffällt in der Masse des Ausgestellten.

Aber das schlimmste Übel für die Kunst hat doch die Presse mit sich gebracht. Die Presse ist das eigentliche Bildungsorgan der Öffentlichkeit. Damit wäre sie Führerin der Öffentlichkeit; sie will aber gleichzeitig deren Dienerin sein, indem sie über alle Vorgänge in der Öffentlichkeit berichtet. In steigendem Maße hat vor allem für das Kunstgebiet die letztere Tätigkeit das Übergewicht bekommen. Im allgemeinen spricht die Presse nur von jener Kunst, die bereits öffentlich aufgetreten ist; sie spricht um so mehr davon, je öffentlicher die Kunst ist. Die Presse bemißt also den der Kunst gewidmeten Raum nicht nach der Güte der zu würdigenden Kunstwerke, sondern nach der Stellung der betreffenden Kunstveranstaltung im öffentlichen Betrieb. Eine schmähliche Trikotposse erhält ebenso viel Raum, wie ein wertvolles Drama. Ein „fashionables" Konzert mit altbekannten Werken wird weit ausgiebiger behandelt, als die für die Kunst vielleicht epochemachende Darbietung neuer Werke eines unbekannten Künstlers. Ein Maler kommt überhaupt nur dann zur Besprechung, wenn seine Werke bei einem „Ausstellungssalon" Gnade finden. Von den unlauteren Einflüssen der Reklame usw. ist hier noch ganz abgesehen.

Aber auch das ist noch nicht das Schlimmste. Noch verhängnisvoller wirkt die Tatsache, daß die Öffentlichkeit überhaupt kaum noch unmittelbar auf sich wirken läßt, jedenfalls kaum noch unbefangen ein Kunsturteil gewinnt. Überall schiebt sich durch die Presse zwischen Kunstwerk und Empfänger die Kritik. Die Kritik macht die öffentliche Meinung über die Kunst. Am schlimmsten zeigt sich das in der bildenden Kunst. Der Berufskritiker aber ist eigentlich ein unglückliches Gewächs für den Kunstgenuß. Ich setze gediegene Kenntnisse und einen vorzüglichen Charakter voraus und dazu den besten Willen, sowohl der Kunst, wie dem Volke zu dienen. Aber der Zwang, über alles, was nun die Welle an Kunst in die Öffent-

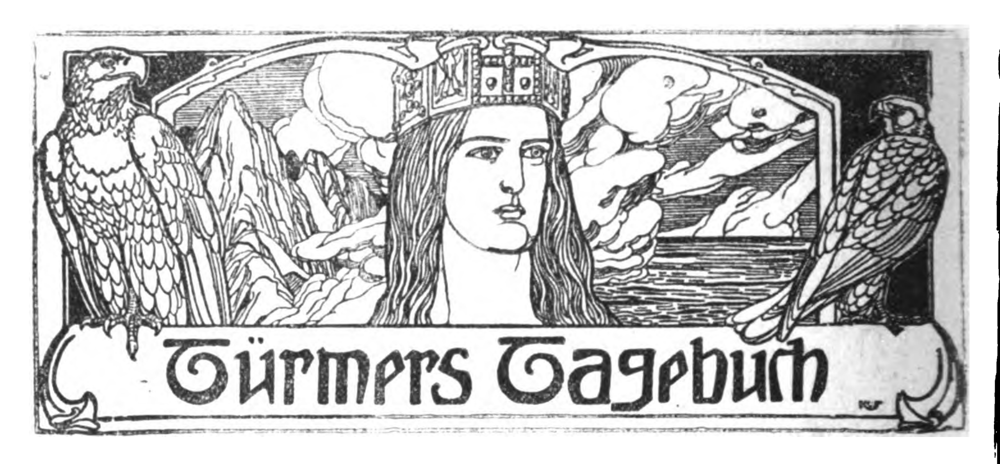


lichkeit hineinträgt, sofort an bestimmten Tagen in einem bestimmten Umfange zu schreiben, ist geradezu genußmörderisch. Je gewissenhafter ein Kritiker ist, um so eher gerät er bei dieser Tätigkeit gegenüber der Kunst in ein mehr verstandesmäßiges Verhältnis. Eine Art Übersättigung stellt sich von selbst ein und der Kritiker gerät unwillkürlich in eine geistige Verfassung, in der ihn nicht das wirklich Bedeutende oder Tiefe fesselt, sondern das irgendwie „Interessante". Und damit hängt es zusammen, daß die technischen Fragen immer mehr das Übergewicht bekommen haben. In Wirklichkeit aber ist die Technik doch immer nur ein Mittel zum Zweck, und so sehr sie für den Kenner eine Ursache des Genusses sein kann, mit dem Künstlerischen im höchsten Sinne hat sie gar nichts zu tun. Wer die Geschichte der Kunst, noch genauer der Kunstkritik in den letzten dreißig Jahren verfolgt, findet eine steigende Bedeutung des Wortes „neu". Die Kritik verlangte stets nach einer „neuen" Kunst. Vor allem auf dem Gebiete der angewandten Künste hat das zu stilistischen Purzelbäumen geführt, über die man lachen könnte, wenn nicht das alles hinsichtlich der vergeudeten Kunstkraft und der Verwirrung des Publikums so traurig wäre.

An dieser Vorherrschaft der Kritik liegt es nun auch, daß dauernd neue Kunstprinzipien aufgestellt werden. Der von Natur gegebene Weg ist, daß überzeugende Kunstwerke entstehen und hinterdrein der Kunstverstand hingeht und die Grundsätze herauszufinden strebt, nach denen der Künstler gestaltet hat. Heute erhalten wir zuerst die Programme, die häufig so entstehen, daß die zuletzt im Schwang gewesene Richtung auf den Kopf gestellt wird. Aus diesem verstandesmäßigen Ursprung erklärt sich auch die Schroffheit und Unduldsamkeit der Programme. Die Künstler ihrerseits sind sicher, von der Kritik dann zu allererst beachtet zu werden, wenn sie sich möglichst aufdringlich gebärden, wenn sie irgendein Prinzip bis aufs äußerste treiben. Selbst wenn dann der Grundsatz an sich durchaus berechtigt ist, wird ein solches Werk unkünstlerisch durch seine Absichtlichkeit. Die Kritik ihrerseits leidet an den Folgen dieser vielleicht vielfach unbewußten Unwahrhaftigkeit und verfällt jener merkwürdigen Mischung von trunkenem Aposteltum und geheimnisvoll tuender Ergriffenheit, die in unserer Kunstschriftstellerei geradezu verheerend gewirkt hat. Man liest diese schön und tief klingenden Sätze wieder und wieder, weil man zunächst immer bei sich selbst die Ursache für das Nichtverstehen vermutet; aber je mehr man nach einem Sinne sucht, um so mehr findet man völlige Gedankenlosigkeit und blutleere Phrase. Schließlich wird man dann selbst in anderm Sinne ein „Eingeweihter" und wendet dem ganzen Betriebe verächtlich den Rücken.

Das Publikum hat dazu vor dem gedruckten Worte zuviel Achtung. Es versteht natürlich auch nicht, was es liest, denn es ist ja nicht zu verstehen. Aber der geduldige Leser hat die Erfahrung gemacht, daß in der Regel das, was ihm gefällt, von der Kritik entweder gar nicht beachtet, als unmodern abgetan oder überhaupt als unkünstlerisch verurteilt wird. Gepriesen dagegen wird das als höchste Offenbarung des modernen Geistes, womit der unbefangene Beschauer nichts anzufangen wußte oder was ihm gar Abscheu erregte. Ja, was soll er nun tun? Der eine oder andere wird ja stark genug sein, auf seinem Kopfe zu beharren. Viele — vor allem Männer — zweifeln an ihrer Veranlagung für Kunstgenuß und wenden sich von der Kunst ganz ab; sie haben ja ohnehin so viel zu tun. Die große Masse aber will auf keinen Fall rückständig sein, und ehe sie zugibt, unmodern zu sein, heuchelt sie Gefallen und zwingt sich zum Einverständnis mit der Kritik. Sie haben's nicht leicht, diese guten Leute, denn sie müssen verflucht oft umlernen. Herr Meier-Graefe sagt ihnen, wie man es einfach macht: „In die Kiste" mit dem, was du gestern angebetet hast, wenn es dir heute nicht mehr gefällt. Freilich, das In-die-Kiste-Packen ist in diesem Falle nicht so schlimm, denn er hat ja gestern auch bloß zum Schein angebetet, weil's ihm die Kritik befohlen hat. Aber ist es nicht ein sündhafter Jammer, wie so mit der in reichlichem Maße vorhandenen eingeborenen Liebe zur Kunst umgesprungen und eine Kraft, die zum Glücklichmachen berufen ist, zur verderblichen Lüge mißbraucht wird?

Karl Storck



Zwischen Block und Beil · Polen gegen Preußen! · Die Auflösung Österreichs und die Deutschösterreicher · Politik und Krieg · Nationale Verteidigung? · „Lasset die Deutschen wissen!“

Die Lage nach der deutschen Antwort an Wilson wird am deutlichsten und ehrlichsten von einem freisinnig-demokratischen Blatte, der „Berliner Morgenpost“, gekennzeichnet: „Wir haben den Kopf auf den Block gelegt und müssen nun abwarten, ob die Feinde zuschlagen werden.“ Damit ist der Nagel auf den Kopf getroffen. In der Antwort haben wir uns bereit erklärt, die besetzten Gebiete zu räumen und über Elsaß-Lothringen, Posen, Westpreußen und Oberschlesien mit uns reden zu lassen, das heißt, ohne schämige Verhüllungen, deutschen Boden preiszugeben. „Diejenigen, die sich nicht fragen wollen, was der Friede, den wir bekommen werden, kosten wird, mögen darüber jubeln, daß der Friede vor dem Tore steht. Aber was er uns kostet, darüber müssen wir uns jetzt klar werden. Neben vielen Milliarden, die wir für die Wiederherstellung der durch den Krieg verwüsteten Gebiete Belgiens und Frankreichs werden zahlen müssen, neben dem Verlust von Elsaß-Lothringen, kann er uns auch den Verlust von Westpreußen, Posen und Oberschlesien kosten, denn Deutschland hat sich bereit erklärt, die Fragen Elsaß-Lothringens und der vormals polnischen preußischen Provinzen nunmehr als internationale Fragen anzusehen, d. h. sie dem Friedenskongreß zur Entscheidung zu unterbreiten. Wer hoffen kann, daß dieser Friedenskongreß uns glimpflich davonkommen lassen wird, der mag es hoffen...

Gehen die deutschen Truppen jetzt bis an die Reichsgrenze zurück, und wir erhalten keinen Frieden, sondern müssen die Waffen von neuem ergreifen, so würde der weitere Kampf auf deutschem Gebiet stattfinden, und jedes Geschoß, das der Feind abfeuerte, würde deutschen Boden zerwühlen, deutsche Städte und Dörfer würden das Schicksal erleiden, das bisher die Siedlungen unserer Feinde erlitten haben. An eine Offensive würde bei

einer Wiederaufnahme des Kampfes kaum zu denken sein, da sich unmittelbar jenseits der Grenze die französischen Befestigungen erheben, an denen unser Durchbruchsversuch schon im Herbst 1914 gescheitert ist. Der Gegner würde der Angreifer sein, und wir könnten die Abwehr nur auf deutschem Boden führen. Dieser Abwehrkampf würde für uns um so opfervoller sein, da unsere wichtigsten Industriegebiete, Erzlagerstätten, Kohlengruben, Hochöfen usw. dicht an der Grenze gelegen sind.“

Aber auch diese Unterwerfung genügt Wilson noch lange nicht. Er hat sich seinen Bescheid nicht viel Zeit und Grübeln kosten lassen. Am 12. Oktober war die deutsche Note an ihn abgegangen, — am 14. Oktober aus dem Handgelenk die Antwort da. Sie quittiert lässig über „die uneingeschränkte Annahme“ der von ihm in seiner Botschaft vom 8. Januar 1918 und den folgenden niedergelegten „Bedingungen“, aber nur um neue Bedingungen zu stellen und diese noch mit einigen ehrenrührigen Anschuldigungen zu verbrämen. Er fordert die Kapitulation des deutschen Heeres im Felde und die Abschaffung der Monarchie. Der deutsche Vorschlag einer gemischten Kommission wird glatt abgelehnt: die militärischen Befehlshaber unserer Feinde werden über das Schicksal des deutschen Heeres verfügen, das deutsche Heer Gewehr bei Fuß stehen, um in Ergebung den letzten Streich des Feindes abzuwarten.

„Der Vorschlag der deutschen Note, durch eine gemischte Kommission die Räumungs- und Waffenstillstandsfrage zu regeln,“ bemerkt die „Kreuzztg.“, „wäre gerade geeignet, mit einem Schlage die Bevölkerung der besetzten Gebiete aus ihrem Elend zu erretten. Auch die U-Boote würden ihre Tätigkeit einstellen, wenn die Blockade aufgehoben wird. Wilson hatte es in der Hand, Segen zu stiften. Er hat es nicht gewollt, trotzdem Deutschland ihm blutenden Herzens schon fast die Unterwerfung anbot. Die aber bei uns, die von der Verständigung alles erhofften, sehen jetzt, wie dieses Wort ins Amerikanische übersetzt wird.

Wilson beruft sich sodann auf seine Rede vom 4. Juli 1918. Er verlangt die ‚Vernichtung jeder willkürlichen Macht‘ und verschleiert das, was er will, hinter Phrasen, deren Bedeutung wir aber wohl kennen. Sie richten sich gegen die Monarchie. Sein unverständlicher Haß gegen die Hohenzollern und die Absicht, Zwietracht zu stiften in unserem Lande, diktieren ihm immer wieder in neuer Form diese ebenso anmaßende wie beleidigende Forderung in die Feder. Was geht den Präsidenten der Union unsere Staatsform an? Leider freilich konnte es ihm nicht verborgen bleiben, wie willig die Mehrheit des Reichstages ihre Ohren der Entente zu leihen pflegt, wenn der Ruf nach Demokratisierung ertönt. Wahrlich die neue Regierung ist hierin schon weit genug gegangen. . . Aber Wilsons Forderung könnte selbst ein Republikaner nicht erfüllen, denn selbst die waschechteste Demokratie würde nicht vor seinen Augen bestehen. Er will unsere Vernichtung, nicht nur die der Monarchie.“

* * *

„Die Umkehr der letzten Wochen,“ schreibt Otto Hoetzsch („Kreuzztg.“), „führt im Osten dazu, daß nun eine Randstaatenfrage, die polnische, sich unmittelbar gegen das Herz des preußischen Staates richtet... Sofort nach

der Rede des Kanzlers erklärte der Abg. Seyda sich für den unabhängigen polnischen Staat aus allen polnischen Völkerschaften mit einer eigenen Meeresküste. Ein Aufruf aller Parteien, Zeitungen und politischen Organisationen der deutschen Polen ohne Ausnahme schließt sich dem an. (Selbst der Kraj, der im Krieg für eine deutsch-polnische Versöhnung gegründet wurde und auf den unsere Verwaltung im Osten Hoffnungen setzte, ist heute davon überzeugt, daß ‚die siegreiche Entente ihre hohen Grundsätze ohne Einschränkung auf Polen anwenden wird'.) Und am 7. Oktober hat der Warschauer Regentschaftsrat das Signal gegeben: unabhängiger Staat aus allen polnischen Gebieten mit Zugang zum Meer und sofortige Berufung einer ganz demokratisch gewählten Konstituante. Alle diese Kundgebungen berufen sich auf Wilsons Programm, aber sie gehen alle über dieses hinaus. Denn Wilson verlangt nur einen polnischen Staat, der ‚alle von unzweifelhaft polnischer Bevölkerung bewohnte Länder umfaßt' und ‚einen freien und sicheren Zugang zum Meere besitze'. Die polnischen Ansprüche aber lassen das Wort ‚unzweifelhaft' absichtlich aus, schließen die auch von Deutschen durchsetzten und bewohnten Gebiete Preußens ohne weiteres ein und verlangen die Meeresküste selbst...

Der ganze Jammer unserer ... Polenpolitik wird heute noch einmal in uns lebendig. Welch eine Tragik: ‚Durch die Siege über die russischen Heere, durch das Opfer von 70000 (deutschen) Kriegern, die auf polnischem Boden für ihr Vaterland gestorben sind, ist das Königreich Polen in die Okkupation und in den Wirtschaftsbereich der Zentralmächte einbezogen worden' (Worte des Grafen Lerchenfeld in der Warschauer Staatsraatssitzung am 31. Juli)! Ohne eigene Opfer ist Kongreßpolen befreit worden und hat es die Voraussetzung für seine Unabhängigkeit von den Zentralmächten erhalten; einen unabhängigen Polenstaat hätte ein siegreiches Rußland bestimmt nicht errichtet. Mit dem Blute seiner Söhne hat Deutschland das getan, und für seine Befreiungstat wird ihm heute von den Polen angesonnen, Stücke des eigenen Gebietes abzutreten, während seine Soldaten weiterhin Polen vor dem Bolschewismus sichern dürfen!"

Bei Wilson heißt es: „Länder, die von einer unzweifelhaft polnischen Bevölkerung bewohnt sind" — der polnische Aufruf hält es noch nicht für zeitgemäß, die einzelnen Länder aufzuzählen, die er von Deutschland losreißen und an Polen anschließen will. „Die historischen Grenzen von früher", führt die „Frankf. Ztg." aus, „geben dafür fast unbegrenzten Spielraum. Denn das alte Polen selbst hat früher eine ‚Gewalt- und Bedrückungspolitik' getrieben, die fremde Territorien mit fremden Bevölkerungen ihm in größtem Stile unterwarf. Aber aus der Formulierung des Aufrufs muß man zum mindesten schließen, daß die Polen auf die preußischen Provinzen Posen, Westpreußen und jedenfalls auch auf einen Teil von Schlesien ihre Hand legen wollen — womit dann auch Ostpreußen, des territorialen Zusammenhangs mit dem Reiche beraubt, nicht länger bei Deutschland gehalten werden könnte. Und das soll Recht sein? Lassen wir Schlesien mit seiner Bevölkerung von 5¼ Millionen Menschen ganz beiseite, in dem die beiden Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz überhaupt kerndeutsch

sind (mit einer Bevölkerung von 95,71 und 95,85 % Deutschen nach der Zählung von 1910), und wo nur in dem dritten Regierungsbezirk Oppeln, in Oberschlesien also, eine starke wasserpolnische Bevölkerung lebt, die noch vor gar nicht langer Zeit keinerlei Zusammenhang mit dem Nationalpolentum hatte und die auch jetzt im Kriege dem Deutschen Reiche die besten, aus Überzeugung glänzend kämpfenden Truppen gestellt hat. Nehmen wir nur die nördlichen Landesteile. Da aber ergibt sich, daß nach der Zählung von 1910 in der Provinz Posen (von 2,10 Millionen Bevölkerung insgesamt) 806000 Deutsche lebten, in Westpreußen (von 1,70 Millionen Gesamtbevölkerung) 1,10 Millionen Deutsche und in Ostpreußen (von 2,06 Millionen Menschen) 1,68 Millionen Deutsche. Von Polen lebten damals in Preußen insgesamt 3,50 Millionen, davon in den vier Ostprovinzen, also einschließlich der wasserpolnischen Oberschlesier, rund 3 Millionen. Deutsche aber lebten in Posen, Ost- und Westpreußen, also selbst ohne Schlesien, bereits 3,58 Millionen, und mit Schlesien zusammen 7,36 Millionen! Mit anderen Worten: wollte man die Wünsche der Polen so, wie der Aufruf sie vermuten läßt, verwirklichen, dann würde man, um die Polen zu befreien, eine sehr viel größere Zahl von Deutschen in die Fremdherrschaft schicken müssen — die ‚Vergewaltigung' und das ‚Unrecht' in der Welt würden nicht kleiner, sondern größer werden. Und dabei ist noch nicht einmal bedacht, daß selbst in der Provinz Posen, wo die Polen zahlenmäßig am stärksten sind, von dem Gesamtgrundbesitz Ende 1910 1124024 ha in polnischer Hand, 1618680 ha aber in deutscher Hand sich befanden. Es ist nicht bedacht, daß die Städte dieser Landesteile, fast durchweg von Deutschen mit Wunsch und Freibrief polnischer Regenten gegründet, auch heute noch ganz überwiegend nicht nur deutschen Charakter, sondern auch eine Mehrheit deutscher Bevölkerung besitzen. Es ist vor allem nicht bedacht, daß eine deutsche Kulturarbeit von hundert Jahren heute in diesen Provinzen steckt, daß deutsche Arbeit, deutsche Ordnung, deutsches Geld und deutsche Bildung in Wahrheit erst diese Provinzen zu dem gemacht haben, was sie heute sind. Es klingt sehr schön, wenn heute der polnische Aufruf von Toleranz und Freiheit und Gleichheit spricht. Aber das verschweigt, daß die ehemals polnischen Landesteile, als sie zu Preußen kamen, von all diesen schönen Dingen gar nichts kannten, daß sie durch eine jammervolle polnische Herrschaft verarmt und verrottet waren, daß erst die deutsche Herrschaft durch Verkehrsanlagen, durch Meliorationen, nicht zuletzt durch Beispiel sie fruchtbar und wohabend gemacht hat — daß erst unter der preußischen Herrschaft die bis dahin durch den polnischen Adel elend unterdrückten und ausgebeuteten polnischen Bauern und Landarbeiter überhaupt etwas von Menschenwürde erhielten! Es ist unser Unglück und unsere Schuld, daß das alte Preußen, dessen Macht jetzt zu Ende geht, es niemals verstanden hat, alle diese wahrhaft großen Leistungen in politische Wirkung umzusetzen, daß wir durch eine verhängnisvolle Politik in dem Gefühl der Menschen alles das verdarben, was wir durch wirtschaftliche Hebung in ihnen an moralischen Eroberungen hätten gewinnen können. So ernten wir jetzt keinen Dank, für den doch Anlaß genug vorhanden wäre, wie wir auch keinen Dank dafür ernten, daß erst durch die Siege der deutschen Waffen die Möglichkeit eines neuen Polens

überhaupt erstehen konnte, und daß die Mittelmächte es waren, die diesem neuen Polen zuerst die Anfänge der Staatlichkeit gaben. Wir ernten keinen Dank. Aber wir haben das Recht, auch uns zu behaupten. Und das wollen wir."

Laßt die Deutschen nur ihre löblichen moralischen Sprüchlein hersagen! denken die Polen und treffen in aller offiziellen Öffentlichkeit bereits die Vorbereitungen zur praktischen Übernahme deutschen Bodens. Der „Kurier Polski" meldet aus Warschau, daß im dortigen polnischen Kabinett drei Portefeuilles für Galizien, Posen und Litauen errichtet worden sind, und der „Tag" bestätigt diese Meldung insoweit, als neben zwei galizischen Polen auch zwei Polen aus der Provinz Posen in das neu zu bildende Ministerium des Königreichs Polen eintreten sollen. Weiter hat der polnische Regentschaftsrat beschlossen, sich an die Polenklubs in Berlin und in Wien mit der Bitte um Entsendung von Delegierten nach Warschau zu wenden, um über die weitere Aktion zur Verwirklichung des Programms zu beraten, das in der Botschaft des Regentschaftsrats an das polnische Volk festgelegt worden ist. „Während also", stellt die bekannt polenfreundliche „Germania" fest, „die deutsche Okkupation von Kongreßpolen noch andauert, setzt sich die von den beiden Mittelmächten ernannte oberste Behörde des Landes mit österreichischen — was uns nichts oder nicht viel angeht — und mit preußischen Untertanen in Verbindung, um sie als Vertreter des ‚preußischen Anteils' des neu zu gründenden unabhängigen Polenreiches für die Zusammenlegung eben dieses Anteils mit dem von deutschen Waffen befreiten russischen Anteil zu gewinnen. Dies müßte eine entschiedene Stellungnahme der deutschen Regierung gegenüber der polnischen Regierung, die ihre Existenz den deutschen Waffen verdankt, notwendig machen."

Aber es kommt immer besser. Dem „Tag" wird mitgeteilt, daß der Abgeordnete Korfanty in der Wandelhalle des Deutschen Reichstages an einer Karte dargetan habe, welche preußischen Gebiete dem neuen polnischen Staate einverleibt werden sollen: unverblümter als durch diese Verwechselung des Hauses der deutschen Volksvertretung mit der Kammer der polnischen Nationalversammlung in Warschau konnte das deutsche und preußische Gefühl nicht verhöhnt werden.

Etwas Gutes scheint der Aufruf doch bewirken zu wollen. Der „Vorwärts" druckt ihn ab, begnügt sich aber damit, lediglich den Punkt 13 der Wilsonschen Friedensbedingungen hinzuzufügen, ohne in diesem Fall aus Eigenem für die polnischen Ansprüche Partei zu ergreifen. Im liberalen Lager besinnt man sich plötzlich darauf, daß im preußischen Osten nicht bloß unzweifelhaft polnische Bevölkerung, sondern ebenso unzweifelhaft deutsche Bevölkerung ansässig ist, daß er seit bald anderthalb Jahrhunderten zu Preußen gehört, und daß nur ein völlig geschlagenes und innerlich zerfallenes Deutschland in diese Abtrennung willigen könnte. „Schade nur, daß diese Erkenntnis sich erst einstellt, nachdem man durch sein ganzes Verhalten die Unverschämtheit des Polentums, des preußischen wie des anderen, systematisch mit großgezogen hat. In diesem Zusammenhang sei auch noch auf die sonderbare Tatsache hingewiesen, daß an demselben Tage, an dem der polnische Aufruf den letzten Schleier von den wah-

ren Absichten des Polentums fortgezogen hat, in der preußischen Wahlrechtsvorlage die einzige Schutzmaßnahme für das Deutschtum im Osten, die Verhältniswahl, glatt unter den Tisch gefallen ist.

Was dazu geführt hat, ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Wir möchten aber doch bis zum Beweise des Gegenteils annehmen, daß auch hier wieder der Minister des Innern, Herr Dr. Drews, seine Hand im Spiele gehabt hat. Er war es bekanntlich, der noch vor einem halben Jahre darauf bestand, daß man sich auf die versöhnlichen Stimmen des Polentums verlassen könne, und daß deshalb die königliche Staatsregierung mit ihrer allerneuesten Polenpolitik auf dem rechten Wege sei. Es würde durchaus zum Ganzen passen, wenn seine Unbelehrbarkeit in diesem Punkte so weit ginge, daß er, dem Prinzip des gleichen Wahlrechts zuliebe, die Interessen des Deutschtums in der Ostmark als eine Frage zweiter Ordnung behandelt wissen wollte, trotz aller Sturmzeichen, die jetzt in diesem Osten aufziehen."

Und nun die Höhe! Die deutsche Regierung steht im Begriff, gemäß den im sogenannten Gewaltfrieden von Brest-Litowsk übernommenen Verpflichtungen bestimmte Teile des besetzten Gebietes im Osten zu räumen. „Man sollte meinen, daß alle Freunde des Selbstbestimmungsrechtes der Völker darob erleichtert aufatmen, denn wenn und wo eine freie Regierung oder freie Vertretungskörper gewählt werden sollen, muß doch zunächst die fremde Okkupation beseitigt werden, namentlich wenn es der unselige preußische Militarismus ist, von dem sie ausgeht. Aber siehe da: in ‚letzter Stunde' fleht Herr Ludwig von Burzynski, der Generalkonservator der russisch-katholischen Diözesen von Luck, Sitomir und Kamenetz-Podol den deutschen Reichstag an, er möge bewirken, daß die deutschen Truppen dieses gut katholische polnische Land nicht verlassen, weil es sonst rettungslos dem Schreckensregiment des freien russischen Volkes anheimfiele. Wo unsere Truppen schon abziehen, flüchtet die Bevölkerung, um den bolschewistischen Horden zu entgehen. In der Ukraine ist das Schlimmste, gesteht Herr von Burzynski ausdrücklich zu, nur durch die deutsche Militärgewalt verhütet worden, und keine einheimische Macht wäre imstande, an ihrer Stelle Recht und Ordnung zu stützen, da der bolschewistische Geist im Lande der Bildung einer verwendungsfähigen Armee im Wege steht. Also ergeht ‚dieser Ruf der Not für unsere Kirche und unser Volk' an die Adresse Deutschlands. Und die Mehrheitsparteien, die jetzt zur Macht gelangt sind, sollen die Bitte der polnischen Fraktion erhören.

Die selbe polnische Fraktion, die jetzt die Hand ausstreckt nach unseren deutschen Ostseeprovinzen, bittet also die deutsche Regierung um ihren militärischen Schutz für ein Gebiet, mit dem wir für die Dauer gar nichts zu tun haben wollen, das wir vielmehr unseren vertraglichen Verpflichtungen gemäß jetzt räumen müssen. Wir sind der Meinung, daß unsere braven deutschen Soldaten heute zuerst und vor allen Dingen dort am Platze sind, wo sie für deutsche Interessen gebraucht werden. Also entweder an der Westfront oder, wenn Hindenburg und Ludendorff sie dort noch entbehren können, in Posen und Westpreußen. wo es auch sehr bald nötig sein wird, nach manchem, was uns von dort be-

richtet wird, vielleicht heute sogar schon dringend erforderlich ist, daß mit starker Hand nach dem Rechten gesehen wird.

Die Polen, und zumal des nichtpreußischen Gebietes, haben uns gegenüber das Recht verwirkt, auch nur die Knochen eines pommerschen Grenadiers für ihre Zwecke in Anspruch zu nehmen, wenn sie noch so sehr in Not und Gefahr geraten. Sie haben mit dazu beigetragen, daß der Bolschewismus in den russischen Grenzgebieten sich entfalten konnte, denn die deutsche Verwaltung und die deutschen Besatzungstruppen sind von keiner Seite gehässiger behandelt worden als gerade von ihnen. Jetzt sollen diese gut genug dazu sein, um ihre Haut für polnische Interessen zu Markte zu tragen. Wir aber sind der Meinung, daß jeder deutsche Mann jetzt vor allem und ausschließlich für sein Vaterland zu leben und zu sterben hat."

Sehr wahr! versetzten die Führer des Polenklubs in Berlin, die preußischen Abgeordneten Korfanty, Seyda und Trampczynski, — da begaben sie sich auf Einladung des polnischen Regentschaftsrates nach Warschau, wo bereits Vertreter der galizischen Polen eingetroffen waren. Über den Zweck der Reise sind wir uns wohl alle im klaren. Dagegen ist die Frage der „Deutschen Tageszeitung" am Platze, woher die genannten Herren Pässe und Hinreiseerlaubnis erhielten, und welche Veranlassung etwa amtliche Stellen in Preußen haben, durch Erteilung solcher die Verfolgung von Zielen zu ermöglichen, die letzten Endes hochverräterischen Charakter haben. So sehr seien doch wohl die amtlichen Stellen nicht aus dem Konzept geraten, daß sie etwa nicht wissen, um was für Dinge es sich bei diesen Vorgängen, Reisen, Konferenzen und Verhandlungen dreht.

* * *

Wir haben's ja auch mit unserer „Objektivität" und Selbstentäußerung herrlich weit gebracht. Betrachten wir das Ergebnis nach der gegenwärtigen Lage, dann sind wir in den Krieg gezogen, um durch Aufopferung unserer selbst die englisch-amerikanische Weltherrschaft aufzurichten und zu befestigen, Polen zu gründen und den bisher verbündeten Staat Österreich aufzulösen. An Stelle dieses Staates, in dem immer doch das deutsche Element ein letztes Wort mitreden durfte, stehen wir demnächst einem „Bundesstaat" oder Staatenbund gegenüber, in dessen Rate die deutsche Stimme kaum noch, geschweige denn entscheidend in die Wagschale fallen wird. Dabei werden in Wiener politischen Kreisen lebhafte Zweifel geäußert, ob das neue Gebilde überhaupt lebensfähig und nicht vielleicht jetzt schon eine „Totgeburt" sei.

„Erneuerung oder Zerfall?" fragt die „Tägliche Rundschau". „Der große Schritt, der getan werden soll, barg für das Gefüge der Habsburger Monarchie schwere Gefahr zu allen Zeiten. Wir wissen, wie hundert Kräfte des Beharrens und der Erhaltung sich in der Erkenntnis dieser Gefahren dagegen in aller Vergangenheit gesträubt haben. Wer wäre naiv genug, sich selbst einzureden oder sich einreden zu lassen, daß diese Gefahren heute minder bedrohliche Art angenommen haben könnten?

In einem fühlt man sich in Wien um ein erhebliches uns voraus. Uneingeschränkt spricht das kaiserliche Manifest davon, daß man ‚an der Schwelle eines ehrenvollen Friedens' stehe. Das ist mehr, als wir von uns sagen können. Hat man in Wien eine Bürgschaft dessen? Glaubt man in der Sonderbehandlung des österreichisch-ungarischen Angebotes an Wilson eine solche Bürgschaft erraten zu dürfen? Oder haben Andrassy und Pallavicini in der Schweiz von ihren englischen Mitunterrednern schon Näheres gehört? Ausgeschlossen ist es von vornherein nicht, daß die Entente gesonnen sein könnte, ganz allgemein mit Österreich glimpflicher zu verfahren als mit uns, um mit uns desto unglimpflicher handeln zu können. Und im besonderen läge der Gedanke nahe, daß die Entente dem Bundesstaatsgedanken des Kaisermanifestes nicht ganz abgeneigt gegenüberstehen möchte, weil bei einem gänzlichen Zerfall Österreichs das Ententeprogramm von dem natürlichen Rechte der Nationalitäten auf organischen Anschluß an den Gesamtkörper ihres Volkstums auf eine gar schmerzhafte Belastungsprobe gestellt wäre durch das natürliche Verlangen der nach Zahl, Wirtschaftskraft und Kulturbesitz weit überwiegenden Volksgruppe Österreichs, der Deutschösterreicher, die alsdann — streng nach den welthistorischen Gesetzen Wilsons und Lloyd Georges — Anschluß an das Deutsche Reich suchen müßten."

Die Deutschen in Österreich suchen diesen Anschluß bereits. Der Deutsche Volksrat für Böhmen hat in einer aus allen Teilen Deutsch-Böhmens zahlreich besuchten Vollsitzung folgenden Beschluß gefaßt:

„Der Deutsche Volksrat für Böhmen nimmt mit Genugtuung den Beschluß aller deutschen Reichratsabgeordneten Böhmens zur Kenntnis, sich als berufene Vertretung des gesamten deutschen Volkes in Böhmen zu einer Nationalversammlung zu vereinigen und aus ihrer Mitte einen Nationalausschuß zu wählen. Der Deutsche Volksrat erwartet den sofortigen Zusammentritt dieser Nationalversammlung und erblickt deren erste Aufgabe in der Geltendmachung des Selbstbestimmungsrechts Deutsch-Böhmens durch Anschluß an das Deutsche Reich. Der Deutsche Volksrat betrachtet jedwede Verhandlung, die auch nur die Möglichkeit einer Einverleibung Deutsch-Böhmens in den tschechischen Staat zum Gegenstand hat, als Preisgabe unseres Volkstums und seiner politischen und wirtschaftlichen Zukunft. Der Deutsche Volksrat hat alle Vorkehrungen in Betracht gezogen, um jedem Versuch einer gewalttätigen Einbeziehung Deutsch-Böhmens in den tschechischen Staat mit Gewalt zu begegnen. Um dem deutschen Volk Böhmens Gelegenheit zu geben, seinen entschlossenen Willen zum Ausdruck zu bringen, wird der Nationalausschuß ersucht, in kürzester Zeit einen großen Volksrat einzuberufen."

Das ist der Weg, der die deutschen Völker Österreichs aus dem Jammer ihres heillosen politischen Zwitterzustandes herausführt, — der gerade Weg! Denn das Deutschtum, dem die Habsburger Monarchie ihr Dasein und ihre geschichtliche Größe verdankt, wird im neuen Reich' Kaiser Karls vollends ausgespielt haben. Auf den „Dank" von dort brauchen also unsere deutschen Brüder nicht erst zu warten.

* * *

Bismarck, der das deutsch-österreichische Bündnis durch seine weitsichtige Schonung der Monarchie nach der Schlacht von Königgrätz erst möglich gemacht und begründet, es mehr als einmal durch schlimme Fährnisse gerettet, seinen Wert mehr wohl als irgendein anderer zu schätzen gewußt hat, — der selbe Bismarck hat auch die Begrenztheit und Bedingtheit dieses Bündnisses erkannt und den „kritischen Augenblick“ vorausgesehen. Man braucht nur in den „Gedanken und Erinnerungen“ nachzulesen, um sich darüber klar zu sein, daß er diesen Posten nicht so bedingungslos als Aktivum für diesen Krieg in seine Rechnung gestellt hätte, wie es von unserer Politik als einfach überkommene Selbstverständlichkeit mit unbegrenzter Gläubigkeit geschehen ist. Aber Deutschlands Elend begann ja, wie die „Deutsche Zeitung“ nicht unzeitgemäß erinnert, als man Bismarck zum Sachsenwalde schickte. Im Jahre 1890. Und dann ging es von Jahr zu Jahr, von Stufe zu Stufe abwärts, hat „jener unfähige Geist würdeloser Schwäche, jene Politik des Nachlaufens und der Selbsterniedrigung Deutschland mehr und mehr auf die schiefe Bahn gebracht, aus der es selbst unser Heldenheer nicht mehr herausreißen konnte. Unsere Staatsmänner und die ganze Linke haben ihr Beifall gejubelt, glaubten, durch eine Politik der Höflichkeit und des Entgegenkommens, durch die Verleugnung des Urgrundes unserer Weltstellung, nämlich der Macht, Freunde zu gewinnen. Verständigung war das Losungswort, das dem deutschen Volke durch Jahrzehnte hindurch vorgehalten worden ist, Verständigung mit den Mächten, in denen auch beim letzten Arbeiter der eiserne Wille lebendig war, Deutschlands Aufstieg zu untergraben. Jede äußerliche Liebenswürdigkeit feindlicher Staatsmänner wurde im bengalischen Lichte unserem Volke vorgeführt, mit Gewalt ist unserem Volke vorgetäuscht worden, daß alle Völker der Erde uns liebten. Das schlimmste aber war, daß unsere Feinde diese Politik der Selbsterniedrigung, diese Politik der Schwäche für unwahr hielten. Sie konnten sich nicht denken, daß dieses tüchtige deutsche Volk es ernst meinte mit dieser Verständigungspolitik. Sie hielten für Manöver, für Lug und Trug, was den Jämmerlingen in Berlin bitterer Ernst war, und es ist keine Übertreibung, wenn man heute sagen muß, daß wir durch nichts in den Ruf der Zweideutigkeit gekommen sind als durch diese Politik der Schwäche, die ein politisch erzogenes Volk einfach nicht versteht.“

Ein Krieg aber wird — lassen wir uns das von Heinrich von Treitschke in seiner „Politik“ sagen — als eine gewaltsame Form der Politik, niemals allein durch das Technische entschieden, sondern vor allem durch die Politik, die ihn leitet: „Es ist höchst bezeichnend, daß 1848 und 1849, als Wrangel und Prittwitz mit den Dänen wohl hätten fertig werden können, der König, der einen gewissen Schauder vor dieser Bewegung hatte und sich außerdem vor Rußland fürchtete, selber nicht wußte, was er wollte. Für Halbheiten aber kann sich ein Heer nicht schlagen. Jeder Krieg ist der Natur der Sache nach radikal, und in vielen Fällen wird die Tüchtigkeit der Truppen nichts vermögen gegen die Willenlosigkeit und Ziellosigkeit der Politik, der sie zu dienen haben. Denken Sie an den Champagne-Feldzug im Jahre 1792; die technische Überlegenheit der preußischen und österreichischen Truppen über die Sansculotten

war in jener Zeit noch ungeheuer ... Und doch war das Ende **politisch eine große Niederlage der Koalition** ... Viele Kriege sind schon verloren, ehe sie begonnen haben, weil sie aus einer Politik hervorgehen, die **nicht weiß, was sie will.** Daraus folgt weiter, daß ein wirklicher Feldherr großen Stils immer zugleich ein **Staatsmann** sein muß. Sehen Sie in Moltkes Briefen die Sicherheit seines Blicks in großen politischen Fragen. Und ganz dasselbe gilt von solch einem genialen Naturkinde wie **Blücher.**"

Bei uns aber wird auch **heute noch** (!) frisch und fröhlich in **antimilitaristischer Propaganda** gemacht, und jetzt soll auch noch der Große Generalstab, also **Hindenburg, unter Kontrolle** gestellt werden! Der Abgeordnete Gothein schreibt im „Berliner Tageblatt":

„Der stärkste Rückhalt des Militarismus liegt aber in der Stellung des Großen Generalstabs. Sein früherer Chef, der Graf Schlieffen, hat seinerzeit sich als den obersten Beamten im Reich bezeichnet. Und mit Recht. Der Große Generalstab untersteht weder dem Kriegsminister noch dem Reichskanzler, noch ist er dem Reichstag verantwortlich. Er ist die mächtigste Instanz im Deutschen Reich. In Frankreich untersteht auch der Generalstab dem Ministerium, ebenso in England, in Amerika, und die Kriegführung dieser Staaten hat darunter nicht Schaden gelitten. **Wollen wir zu gesunden, den Frieden sichernden Zuständen kommen, so muß auch der Generalstab dem Reichskanzler unterstellt werden.** Vor wenigen Wochen hat man ihm erst die Stellung einer Zentralbehörde verliehen; es ist selbstverständlich, daß der dem Reichstag verantwortliche Reichskanzler **oberster Chef** aller Zentralbehörden ist."

„Da der Reichskanzler", erläutert die „T. R.", „lediglich noch das **ausführende Organ der Reichstagsmehrheit** ist, stände somit Hindenburg unter der Aufsicht des Parlaments. Herr **Cohn-Nordhausen** von den Unabhängigen war es, der diese Forderung vor mehr denn Jahresfrist zuerst aussprach. **Jetzt scheint es soweit zu sein**, denn der Gotheinsche ‚B. T.'-Artikel dürfte lediglich als **Vorbereitung einer Maßnahme der Volksregierung** geschrieben sein. Vielleicht wird, wenn der Krieg fortdauert, Hindenburg seine Operationspläne vorher Herrn Scheidemann oder Herrn Erzberger zur Begutachtung vorzulegen haben. Zweifellos wird uns dann der Sieg sicher sein."

* * *

So scharf solche unbezeichenbaren Übergriffe, die nichts anderes bedeuten, als **dem Feinde geleistete freiwillige Hilfsdienste** und dem deutschen Volke zugemuteten **Selbstmord**, zurückgewiesen werden müssen, so dringend muß auch der anderen Seite nahegelegt werden, daß auch sie sich den Erkenntnissen und Entschlüssen der Obersten Heeresleitung unterwerfe. Unbedingt ist in allen Fragen über das zur Stunde militärisch Mögliche und Gebotene unsere Oberste Heeresleitung die maßgebende und entscheidende Stelle, weil nur sie imstande und berufen ist, die Lage mit ihren Möglichkeiten und Notwendigkeiten zu übersehen. Es ist ebenso schädlicher (wenn auch gewiß aus ehrlichster und treuester Vaterlandsliebe entspringender) Dilettantismus, sich über diese höheren Ein-

sichten und höchsten Verantwortungen hinwegzusetzen, Wünsche und Gefühle ihnen voranzustellen, die niemand inniger teilen kann, als der blutenden Herzens diese Mahnung hier auszusprechen sich gezwungen sieht. Sparen wir also fürs erste die tönenden Worte, die jetzt doch nur einen müden Klang haben und an müden Herzen herabfallen. Es kann leicht und bald die Stunde schlagen, wo wir aus den Worten werden Taten schmieden, Opfer werden bringen müssen, wie sie uns selbst in diesem Kriege noch nicht zugemutet worden sind! Solange wir die Gewähr haben, daß die neue „Volksregierung“ im Einverständnisse und mit Billigung der Heeresleitung handelt, ist es nicht zu verantworten, daß wir diese Handlungen in der bezweckten Wirkung abschwächen und so selbst dazu beitragen, uns auch noch um den Erfolg zu bringen, der etwa auf diesem Wege — vielleicht! — zu erzielen ist. Aber die Gewähr müssen wir allerdings haben, daß solche Einmütigkeit zwischen Regierung und Heeresleitung in der Tat und in vollem Umfange auch besteht, und es wäre wohl das beste, wenn die Heeresleitung uns das selbst sagte. Daß Zweifel daran sich regten, wäre am Ende nicht so unbegreiflich, denn die Heeresleitung ist im Laufe des Krieges schon öfter fälschlich als Deckung für eine Politik vorgeschoben worden, mit der sie nichts zu tun hatte und von der sie nichts wissen wollte. Man braucht sich nur gewisser früherer — „Ausstreuungen“ Erzbergers, gewisser Irreführungen durch Bethmann Hollweg zu erinnern! — Unsere Oberste Heeresleitung würde den richtigen Ton für eine solche Erklärung zu treffen wissen, — in militärischer Kürze, ohne nähere Angabe von Gründen, die doch nur mißdeutet und verfälscht werden würden.

In dem Augenblicke, wo erkennbar werden sollte, daß die „Volksregierung“ ohne und gegen die Zustimmung der in diesen Fragen allein maßgebenden Heeresleitung die Entscheidung über unser aller Gedeih oder Verderb an sich risse, — in diesem Augenblicke hätte der stärkste Widerstand gegen sie einzusetzen, und dann wäre diese „Volksregierung“ eine Regierung ohne Volk und gegen das Volk. — Wo aber bleibt die „nationale Verteidigung“, deren „Organisation“ doch als das letzte und höchste Ziel der neuen Regierung ausgegeben, in deren Zeichen sie errichtet wurde? Davon hört und sieht man überhaupt nichts mehr! Und da muß ich Georg Cleinow recht geben, der in den „Grenzboten“ sagt, diese Regierung müsse ihrer Sache, daß ihr Friedensangebot angenommen werde, sehr sicher gewesen sein: „Andernfalls war es ihre Pflicht, gerade in diesem Augenblick dahin zu wirken, daß in der Heimat für alle Fälle sofort eine Reservearmee unter die Waffen trat. ... Wir sehen in der Unterlassung eine bedenkliche Unterschätzung des Machtfaktors bei der Herstellung neuer Rechtsgrundlagen in den Beziehungen der Völker und sind um so besorgter, als gerade in liberalen Kreisen des Parlaments trotz der hohen Verantwortung für das Heil der Nation, die seit dem 5. Oktober auf ihren Schultern liegt, fortgefahren wird, antimilitaristische Propaganda zu treiben. Wohin diese Methoden führen, mögen die Herren an ihren russischen Gesinnungsgenossen erkennen. Es liegt nicht nur im Interesse des Deutschen Kaisers und der Konservativen, die Armee intakt und das Vertrauen in die erprobten Heerführer aufrechtzuerhalten.

sondern ebenso im Interesse jedes einzelnen Deutschen, ohne Rücksicht auf Herkunft und Gewerbe."

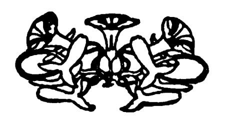
* * *

In den Vereinigten Staaten wird zurzeit ein Flugblatt „Advertising a Country" verbreitet, in dem es heißt:

„Mehr als durch den Krieg an der Front erreicht man, wenn man die Deutschen in ihrer Heimat selbst, auf ihrem eigenen Boden, bekämpft. Der ganze Krieg ist mit einem Handgriff zu gewinnen. Wir sind an einer Kurve angelangt. Die Kurve ist: das Minenspiel der Deutschen. Der Germane zeigt Bangigkeit, Schrecken vor dem, was jetzt noch kommen soll. Sie fürchten sich mehr vor Ludendorff und vor dem Kaiser als vor Foch. Das ist unser erster Erfolg. Ein geistiges Faktum ist bereits gewonnen, schließlich wird es über die materiellen Kräfte entscheiden. Wenn wir einmal soweit sind, daß wir die Deutschen ‚ludendorffen' können (‚to Ludendorff the Germans'), wenn wir sie plötzlich die Knute Ludendorffs fühlen lassen, dann werden wir mit ihnen im Handumdrehen fertig sein. Am besten ist folgender Weg: Wir müssen die Deutschen so beurteilen, wie sie selbst sind, wie sie selbst denken. Kämpft ihr gegen Amerikaner oder Engländer oder Franzosen und sagt ihr denen, daß sie geschlagen sind, so fängt erst der rechte Krieg mit ihnen an. Ihr werdet einen Amerikaner bis zum letzten Säugling bekämpfen müssen, ehe er euch zugibt, daß er geschlagen ist. Je näher sie der Meinung kommen, daß sie besiegt werden, desto ärger wird es, desto schwerer wird für euch der Kampf. Lasset aber die Deutschen wissen, sie seien geschlagen, oder lasset sie verstehen, daß sie der Niederlage nahe sind, dann werden sie euch mit den blauen ernsten Augen fragend ansehen und euch glauben. Einmal so weit, sind sie auch schon geschlagen. Es gibt also eine Möglichkeit, die Deutschen schnell und gründlich zu erledigen: Überzeugt sie davon, daß sie geschlagen sind. Behandelt sie wie störrische Knaben, dann ist die Sache bald fertig."

Der Verfasser hätte das noch weiter, auf das politische Gebiet hinaus, führen können: Sprecht dem Deutschen von einer „elsässischen Frage", von einer „westpreußischen", „posenschen", „oberschlesischen Frage", wiederholt ihm diese Worte täglich und längere Zeit hindurch, dann ist „ein geistiges Faktum bereits gewonnen": der Deutsche beteiligt sich dann selbst mit beflissenem, diensteifrigem Entgegenkommen und der ihm eigenen Gründlichkeit an der Erörterung dieser „Fragen". Von daher wird es dann nicht mehr so schwer sein, dem Deutschen auch eine — „deutsche Frage" mundgerecht zu machen. „Lasset nur die Deutschen wissen ..."!

Deutschlands große Stunde ist auch in diesem Kriege nicht gekommen. Wird sie jemals kommen — —?





Bratianu Triumphator!

Niedliche Dinge spielen sich in Bukarest ab. Die Königin Marie, für deren Wiederkehr Herr von Kühlmann sich mit so auffallender Wärme ins Zeug gelegt hat, ist eifrig am Werke, den an dem Ruin des Landes schuldigen Günstlingen der Entente wieder zu Amt und Würden zu verhelfen. Auf ihre Veranlassung ist der saubere Herr Bratianu, gegen den bekanntlich ein Staatsprozeß wegen ganz gemeiner Vergehen schwebt, zu dem Kronrat zugezogen worden, der über die heimliche Ehe des Kronprinzen und deren staatsrechtliche Folgen beraten hat. Eine wundersame Rolle in dieser einzigartigen Gaunerkomödie spielt nach dem Bericht des Bukarester Berichterstatters der „Köln. Ztg." Herr Marghiloman, der derzeitige Ministerpräsident. Er hat vor der Kammer die volle Verantwortung für diese Berufung übernommen mit der Begründung, Bratianu sei bis zum Urteile des Staatsgerichtshofs noch Führer der liberalen Partei und als solcher müsse er zu Rate gezogen werden! Das will sagen: die ungeheuerlichen Bestechungsskandale, in denen Bratianu und Genossen Millionen von Staatsgeldern verschleuderten, sind für den Ministerpräsidenten nicht vorhanden. Ein besserer Beweis für die allgemein verbreitete Meinung, die ganze Anklage sei nur ein zur Beruhigung der öffentlichen Meinung inszenierter Schwindel, konnte wohl kaum geliefert werden.

Zum Verständnis des Doppelspiels, das Herr Marghiloman betreibt, trägt eine pikante Einzelheit bei, die Rud. Rotheit mitteilt. Danach hat Herr Bratianu von der liberalen Partei Herrn Marghiloman von der konservativen Partei seinerzeit die Frau, eine geborene Prinzessin Stirbey weggelotst. Seit aber Herr Bratianu seine Frau, geborene Stirbey, geschiedene Marghiloman beim Einmarsch der Deutschen in Stich ließ, und sich dann in Jassy zu viel höheren Verhältnissen aufschwang, hat der Zorn Marghilomans gegen ihn und seine Leute sehr wesentlich nachgelassen. Unter dem Eindruck der militärischen Lage im Westen hat sich Herr Marghiloman sogar eine Wendung gestattet, in der er andeutet, daß die von Bratianu befolgte Politik vielleicht noch einmal „triumphieren" werde. In eingeweihten Kreisen rechnet man ganz ernsthaft damit, daß, wenn auch nicht Bratianu, so doch General Averescu, der Führer der Kriegspartei und die Hauptsäule der Bratianu-Sippe, das Heft in die Hände bekommen werde.

*

Die lettischen Bolschewiki auf dem Sprunge!

Die lettischen „Rig. Latw. Awise" berichten (nach der „Libauschen Zeitung"), „die lettischen Bolschewiki hofften, daß die deutschen Truppen zur Verstärkung der Westfront aus dem Baltischen Lande abberufen werden, dann werde der Augenblick zum Handeln gekommen sein. Die Bolschewiki sind der Ansicht, daß die im Lande vorhandenen Agitatoren und das proletarische Element stark genug sein werden, um die Gewalt an sich zu reißen und das Gebiet zu terrorisieren, zudem erwarten sie starken Sukkurs aus Rußland. Dieser werde

um so stärker sein, als Rußland ausgeraubt sei, während im Baltischen Lande Brot und reiche Beute winke. Diese Aussicht werde nicht nur die lettischen, sondern auch die russischen Bolschewiki locken."

Die Pläne der Bolschewiki, die in ihrem Parteiorgan „Zihna" besprochen worden sind, sollen nach dem erhofften Abzug der deutschen Truppen schnell und gründlich verwirklicht werden. Alle „Bourgeois" sollen in zwei Wochen ermordet werden. Auch die lettischen Demokraten sollen, wie die „Zihna" ausführt, nicht geschont, sondern getötet werden. Das Blatt zählt eine Anzahl von Todeskandidaten auf, unter diesen auch den Bauernbund in seinem Gesamtbestande.

„Die lettischen Bolschewiki beabsichtigen im Baltischen Lande eine Sowjetregierung nach russischem Muster einzuführen. Sie wollen alle ‚Bourgeois', ob diese nun deutsch oder englisch orientiert sind, vernichten. Später werde man den Bolschewismus auch nach Deutschland verpflanzen."

*

Die Antwort des Mutterlandes

Ein erschütterndes Erlebnis, das den ganzen Jammer dieser Tage enthüllt, erzählte Justizrat Dr. Claß auf der Tagung des Weichselgaues des Alldeutschen Verbandes (13. Oktober) in Danzig. Ein Vorkämpfer der deutschen Sache in den Ostseeprovinzen, der hier für seine Landsleute zu wirken sucht, ging, als er merkte, welcher Wind hier jetzt weht, zu einem sozialdemokratischen und einem freisinnigen Parteiführer. Er sagte: „Ich sehe, wie es hier steht. Wir wollen nichts mehr von euch! So tut uns wenigstens den einen Gefallen, und kümmert euch nicht um uns. Mischt euch nicht in unsere Angelegenheiten. Wir haben Erfahrung, wissen, wie Esten und Letten zu behandeln sind, und werden uns schließlich auch allein unserer Haut wehren und unser Land deutsch erhalten." Der Sozialdemokrat hat verhältnismäßig vernünftig geantwortet. Der Freisinnsmann aber bekam es fertig, den alten Herrn zu fragen, was er sich eigentlich denke? „Wenn die internationale Demokratie jetzt ihren großen Siegeszug antritt, wird sie doch nicht etwa vor ein paar Tausend Balten Halt machen?" Das war die Antwort des Mutterlandes an eine Gruppe abgesprengter Brüder, die in unvergleichlichem Heldentum sich Geschlecht um Geschlecht gegen ihr Aufgehen im Slawentum gewehrt hat. „So ist es Ihnen als Deutschen beschieden, fertig zu bekommen, was das Slawentum in sieben Jahrhunderten nicht vermocht hat, — nämlich das Deutschtum des Baltikums zu vernichten!" gab der Balte zurück. Dann ging er.

*

Die neue „Freiheit"

Wir sind, schreibt die „T. R.", in den vier Kriegsjahren gewöhnt worden, uns vor vollzogene Tatsachen gestellt zu sehen. Unter Bethmann wie unter Scheidemann wird nach demselben Rezept gearbeitet. Zunächst Fesselung der öffentlichen Meinung durch strengste Zensurverbote, dann Betäubung mit Schlagworten und endlich das Ergebnis, an dem nicht mehr gerüttelt werden kann, und das daher mit „Ruhe, Würde und Besonnenheit" hingenommen werden soll, bis die nächste „vollendete Tatsache" folgt. Wir haben nunmehr ein demokratisches Regiment, aber freier sind wir nicht geworden, im Gegenteil. Über Thema darf auch heute und heute erst recht — Scheidemann selbst hat das in der Regierung durchgesetzt — nur gesprochen werden, wenn es nichts mehr nützt, wenn alles vorüber ist, wenn die Staatsweisen mit einigem Recht behaupten dürfen, daß jede Kritik nur das schlimme Ergebnis noch verschlimmern könnte. So haben wir Polen geschaffen, das uns jetzt altpreußische Landesteile wegzunehmen beginnt, so die Verhandlungen mit Wilson im Jahre 1916 geführt, so auch das Friedensangebot gemacht. Über Elsaß-Lothringens Zukunft durfte kein Wort gesprochen werden, bis man es nach Wilsons Diktat ebenso wie die preußisch-polnischen Provinzen als Objekt internationaler Verhandlungen erklärte. Die Frage, was denn nun eigentlich durch alle Bedrückung und verächt-

liche Beiseiteschiebung des duldenden und kämpfenden deutschen Volkes durch die Regierung und die Militärbehörden erreicht und gebessert worden ist, wird ebenso unbeantwortet bleiben wie viele andere. Nur festgestellt muß werden, daß diese ganzen Praktiken der Dunkelkammer durch die selben Leute gemacht werden, die über die Geheimdiplomatie des alten Systems sich entrüsten, von den selben Leuten, die die Wilsonschen Punkte feierlich angenommen haben, von denen der erste verlangt, daß die Diplomatie immer offen und vor aller Welt, also auch vor dem eigenen Volke, getrieben wird.

*

Proskriptionsliste der Volksregierung

„Vorwärts" vom 19. Oktober 1918: Volksfeinde im Zentrum.

Die „Germania" teilt jetzt die Namen der Reichstagsabgeordneten mit, die in der Fraktionssitzung des Zentrums eine Erklärung gegen die parlamentarische Regierung abgegeben und diese Erklärung nachher veröffentlicht haben. Außer dem Freiherrn v. Franckenstein, der die Erklärung verlas, handelt es sich um die Abgeordneten Graf Galen, Frhr. v. Kerckerinck-Borg, Frhr. v. Aretin, Graf Sandizell, Graf Magnis, Fürst Salm-Reifferscheidt und als einzigen Bürgerlichen der bayerische Jurist Dr. Pfleger.

Die „Tremonia" berichtet, daß die Zentrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses „plötzlich eilbrieflich" einberufen worden ist, um nach den Vorgängen im Herrenhause einen schnellen Entschluß zugunsten des gleichen Wahlrechts herbeizuführen. Bekanntlich hat ein volles Drittel der Zentrumsfraktion mit den ärgsten Wahlrechtsfeinden um Heydebrand und Lohmann gestimmt.

*

Eine unverdiente Züchtigung

Der Abgeordnete Gothein ist aufs tiefste bekümmert, weil ein französischer Funkspruch seinen Friedensbestrebungen den Geist der Aufrichtigkeit abspricht. Mit allen Zeichen der Entrüstung verwahrt sich der freisinnige Abgeordnete in einer langen Erklärung gegen den kränkenden Vorwurf, daß erst die Furcht vor den Heeren der Alliierten ihn auf den Weg des Verzichtfriedens gewiesen habe. Und in der Tat — die Franzosen tun Herrn Gothein bitter unrecht. Keiner hierzulande wird ihm bestreiten können, daß er schon zu einer Zeit, da die deutsche Sache am günstigsten stand, alles herauszugeben, auf jegliches zu verzichten, kurzum den Feinden bis zur Selbstaufopferung entgegenzukommen mannhaft und unentwegt bereit war. Niemand kann ihm den Ruhm schmälern, daß er als einer der ersten für den Abbau des Brester Vertrages eingetreten ist, daß er von Anfang an in Wort und Schrift eine Angliederung der Ostseeprovinzen an Deutschland bekämpft, daß er von jeher die Wiederherstellung Polens als selbständiges Staatswesen verlangt hat. Und alle diese Verdienste will ein französischer Funkspruch mit einem Male nicht gelten lassen? Nein, wir wollen gerecht sein: etwas mehr Dankbarkeit und Anerkennung hätte Herr Gothein schon erwarten dürfen für seine „humanitären" Bemühungen!

*

Ein Bruder des Herrn Erzberger!?

In der Lebens- und Personalgeschichte unserer „Großen" ist für uns alles von so großer Wichtigkeit, daß es uns baß erstaunt, nirgendwo in den vielen biographischen Mitteilungen über Herrn Matthias Erzberger etwas von seinem Bruder zu hören, der doch auch keine ganz unbekannte Persönlichkeit zu sein scheint. Es ist doch eigentlich eine Schande für die deutsche Chronistenarbeit, daß man von so wichtigen Angelegenheiten erst auf Umwegen erfährt. Im vorliegenden Fall führt dieser Umweg über Holland, allwo der „Nieuwe Provinciale Groninger Courant" bereits am 10. September 1918 sich eingehender mit unserm — denn er ist unser! — Herrn Matthias Erzberger beschäftigte und dabei zu folgendem Schluß kam: „Und was

ist zu erwarten von einem Manne wie Erzberger, der erst versuchte, von Bethmann Hollweg zu Fall zu bringen und es nun wieder auf das politische Leben Hertlings abgesehen hat und der bei einem Friedenskongreß, der in Luzern gehalten werden soll, einige angenehme Tage mit seinem Bruder zu verleben gedenkt! Sein Bruder, der Mann, der unter dem Decknamen Ellis Baker in England Stimmung macht gegen sein eigenes Vaterland und der bei Ausbruch des Krieges weissagte, daß das deutsche Proletariat, der Regierung und der Junker-Partei müde, innerhalb eines halben Jahres revolutionieren und die Hohenzollern verjagen würde."

Der „Nieuwe Provinciale Groninger Courant" ist ein ausgesprochen christliches Blatt und hat darum nicht das Glück, bei unserm Wolffschen Telegraphen-Bureau einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden. Vielleicht ist darum der Artikel auch Herrn Erzberger nicht zu Gesicht gekommen. Wir glauben uns seinen besonderen Dank zu verdienen, wenn wir ihm so Gelegenheit geben, zu dieser so bestimmt auftretenden holländischen Mitteilung Stellung zu nehmen. St.

*

Eine kleine Erinnerung

Es war vor dem Friedensschluß mit Rußland, da ging durch den „Vorwärts" und sozialdemokratische Provinzblätter eine Notiz, in der die dänische Anregung der Einberufung einer neuen sozialdemokratischen Konferenz in Stockholm begrüßt und in der gesagt wurde: „Es wäre bedauerlich und ein nicht mehr gutzumachendes Faktum, wenn die Ereignisse dem Handeln der Internationale zuvorkämen."

Also — mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit: Ein deutscher Sonderfrieden mit Rußland wäre bedauerlich und ein nicht gutzumachendes Faktum, wenn er nicht von der internationalen Sozialdemokratie gemacht würde. Deshalb nur nicht zu schnell zu einem solchen Frieden kommen. Mag das Blutvergießen in Teufels Namen fortgesetzt werden, wenn der Friede nicht unseren Parteizwecken nützt! Krieg und Kriegsverlängerung so lange, bis wir nicht unser Parteigeschäft ins Trockene gebracht haben!

Arme Narren, die sich von solchen Führern ein Friedensfest und ein gelobtes Land erwarten! Armes Volk, das blind in sein Verderben rennen will! Gr.

*

Kunst und Politik

Heft 40 der Scherlschen „Woche" bringt ein Bild zur Eröffnung der Deutschen Kunstausstellung in Sofia. 300 Bildwerke und 80 Plastiken hat der Kustos der Berliner Nationalgalerie mit saurem Schweiß in der bulgarischen Hauptstadt zusammengeschleppt. Die Sammlung stellt, wie der Begleittext stolz hervorhebt, die hervorragenden Leistungen deutscher Maler und Zeichner dar.

Mit sichtlicher Erleichterung melden nun die Amtsblätter, daß die Sammlung glücklich wieder zurückgebracht worden ist. Um ein Haar hätte sie verschütt gehen können. Dafür ist uns inmitten des politischen Zusammenbruches der schönere Trost geblieben, daß wir unsern Kulturbringerposten bis zuletzt ausgefüllt haben. Es ist immer das zum Verzweifeln eintönige Spiel: alle noch so netten Veranstaltungen wirtschaftlicher, künstlerischer und sonstiger Art erweisen sich als gänzlich zwecklos, wenn die reale politische Unterlage fehlt. Und wieder muß man da, wie so unendlich oft schon, fragen: War denn die deutsche Regierung so wenig über die kritische Lage in Bulgarien unterrichtet, daß sie dem Ausstellungsvorstand nicht beizeiten einen sanften Abwehrwink geben konnte? Wo doch der einfachste Soldat auf dem Balkan genau wußte, wie oberfaul es stand? Muß zu all den politischen Blamagen auch immer noch der Fluch der Lächerlichkeit kommen?

*

Kulturpropaganda

Welche Allotria unter dem Titel der deutschen Kulturpropaganda zur Zeit des unseligen Kanzlers getrieben worden sind,

ist im Türmer schon öfter gestreift worden. Mit den so hinausgeworfenen Millionen Mark hätte wahrlich Nützlicheres ausgerichtet werden können. Die Sache hat aber noch ihre anderen Seiten. So ernsthaft die Absicht der Urheber sein mochte, den Vorwurf der Barbarei auf diese naive Weise zu bekämpfen, so wurde sie auswärts in solchem Sinne der sich rechtfertigenden Einfalt doch nirgends allgemein verstanden. Gerade weil Deutschland der Beweise seines Anteils an der Kultur nicht bedürftig ist, weder für den irgend Gebildeten noch für die Eindrücke des selbstdenkenden einfachen Mannes; bei den politisch Verhetzten konnte es aber am wenigsten etwas verbessern. Die durch diese Propaganda-Veranstaltungen mit Musik, Tänzerinnen, Theateraufführungen, Ausstellungen und sektreichen Einladungen der „besseren Gesellschaft" beglückten Neutralen fühlten auf ihre Art eine unbescheidene und unzeitige Aufdringlichkeit heraus, die ihnen die Inhaberschaft einer sozusagen sozial höheren Kultur vorzuführen schien, die also sie selber, mit anderen Worten, in den Schatten ihres Hirtentums stellte. Als Ergänzung zur „Demokratisierung". Und zweitens erschraken die einheimischen künstlerischen und modegewerblichen Berufskreise, daß diese Veranstaltungen das Vorspiel einer Überschwemmung mit geschmacklich fragwürdigem berlinischem Wettbewerb darstellten, welcher erst vollends nach dem Kriege durch verschwenderische Reichsmittel und amtliche Einsetzung gefördert werden solle. Summa summarum, das nachgebliebene Ergebnis der „großzügigen" Kulturpropaganda ist die Steigerung derjenigen — auch sonst ziemlich einhelligen — Gedankengänge, die kein allzu siegesbewußtes Deutschland wünschen. ed. h.

*

Revolution und Kunst

Das künstlerische Kollegium der Moskauer Regierung hat in einer Denkschrift an das Ministerium für Volksaufklärung vorgeschlagen, in Moskau fünfzig Denkmäler zu errichten zur Verherrlichung von Männern, die auf dem Gebiete der Revolution, Philosophie und Kunst Hervorragendes geleistet haben. Für die beiden letzten Gruppen sind durchweg Russen vorgeschlagen, als Revolutionäre u. a. Brutus, Spartakus, Marat, Robespierre, Jaurès, Marx, Bebel u. a. Auf den Sockeln der Denkmäler sollen Aussprüche der großen Männer eingemeißelt werden, so daß die Denkmäler als „Rednertribünen wirken, von denen ein frisches Wort in die Volksmassen hinausfliegt und die Geister der Vorübergehenden in Wallung bringt".

Man sieht, es handelt sich gewissermaßen um eine „Siegesallee" der Revolution, und das ist das Lehrreiche an der ganzen Geschichte. So viel von links über den Mißbrauch der Kunst durch die Rechtsstehenden geschimpft wird, sobald sie können, machen sie es genau so. Und dieselben Leute, die Zeter und Mordio schreien, wenn eine „rechte" Tendenz in einem Kunstwerke steckt, beugen sich verehrend, sobald diese Tendenz links ist. Es kommt nur darauf an, wer am lautesten schreien kann, daß er die „Freiheit der Kunst" wahre. In Wirklichkeit verstehen die Leute unter Freiheit immer nur ihre eigene Meinung.

Karl Scheffler, der in der „Vossischen Zeitung" über diese Verhältnisse klagt, meint zum Schluß seines Aufsatzes, daß, wer im Geiste und in der Wahrheit neue Kultur wolle, dafür stimmen müsse, „daß die Kunst einmal ein paar Jahrzehnte sich selbst überlassen bleibe und in Freiheit und Stille endlich wieder zu sich selbst komme. Die Kunst braucht jetzt Ruhe, sie braucht das Gegenteil von Öffentlichkeit".

Schön. Dann wäre aber vor allem notwendig, daß auch die Presse und das Feuilleton sie in Ruhe ließen. Gerade da aber sehen wir die wüsteste Herrschsucht und gröbste Unduldsamkeit. Natürlich erschallt auch nirgendwo lauter der Ruf „Freiheit". K. St.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Feldweg im Limburgischen — C. Jaquet

Beilage zum Türmer



XXI. Jahrg. Zweites Novemberheft 1918 Heft 4

Der Wille zur Illusion

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Es gibt eine letzte Macht, der sich auch der Stärkste beugen muß: die alten Griechen nannten sie Anante, die Göttin der Notwendigkeit, gegen die auch ihr höchster Gott ohnmächtig war. An des Knaben Siegfried Schwert läßt Wagner Wotans Speer zersplittern: „dem ewig Jungen weicht in Wonne der Gott“.

Götterdämmerung. Ketten werden klirrend abgeworfen, „Kronen rollen aufs Pflaster“. Wir müssen von den Zufallsträgern dieser „Befreiungstaten“ absehen, wenn wir den Sinn des Geschehens erfassen wollen. Ketten, die kein Riese abwerfen konnte, weil sie noch zu fest im Fleische saßen, kann ein Zwerg abschütteln, wenn der Rost sie zerfressen hat. Und wie oft waren Ketten schon längst zermürbt, zerfressen, und man hatte nur nicht den Mut, sie zu zerreißen, weil man an ihre Unzerreißbarkeit glaubte, weil in der verknechteten Seele die Vorstellung keinen Raum hatte, daß sie jemals abgeworfen werden könnten. Man denke an die Heloten nach der Schlacht bei Leuktra. Die Spartaner, ihre Herren, kehrten geschlagen zurück, die Heloten waren ihnen an Zahl vielleicht zehnfach überlegen, und doch spürten sie nicht die leiseste Regung eines Befreiungswillens. Mit dem Geschehen haben wir uns auseinanderzusetzen, nicht mit den Personen, die von der Geschichte als Objekte des Geschehens angetroffen wurden.

Es mußte einmal so kommen, aber mußte es gerade jetzt kommen? Dieser

innere Abbruch und Umbau in der Stunde letzter Notwehr gegen den äußeren Feind, gegen die Niederlegung und Einäscherung des Hauses selbst? Konnte man nicht warten, bis diese alles und alle grundstürzende Gefahr vorüber war? Ein Feldherr, der es zuließe oder gar unterstützte, daß der Sieges- oder Verteidigungswille — zwei Worte für die selbe Sache — seiner Truppen von Heimatsorgen und -streitigkeiten belastet und gelähmt werde, würde auch von einer wirklichen Volksregierung mit Schimpf davongejagt werden. Wenn man es in solcher Stunde, wo jeder Nerv und jeder Gedanke der Rettung des Ganzen dienen mußte, mit dem inneren Neubau so eilig hatte, so drängt sich als Erklärung des sonst Unbegreiflichen auf, daß der Mut und die Zuversicht, diesen Abbruch nach dem Frieden durchzuführen, eben nicht überwältigend war.

Eine Reinigung und Durchlüftung, eine Erneuerung, ja auch ein Umbau des Hauses in gewissen organischen Grenzen war notwendig. Das habe ich an dieser Stelle Jahrzehnte vorher und Jahrzehnte hindurch befürwortet und bin dafür als Verbreiter gefährlicher Irrlehren und falscher Prophet, als Umstürzler, „schlimmer als Sozialdemokrat", auf das schärfste angegriffen worden. Der Entwicklungsprozeß war also unaufhaltsam und notwendig: einmal mußte er sich vollziehen. Aber er konnte das ebensogut, reiner und sachlicher auch nach dem Frieden. Waltet eine Freiheit des Willens oder eine Selbstbestimmung, dann kann diese nur in dem Rahmen gegeben sein, daß das Was sich unabhängig von uns vollzieht, das Wann und Wie von unserem Willen bedingt wird. Keiner, der sich in der grenzenlosen Begriffsverwirrung dieser Zeit den Kopf klar erhalten hat, wird leugnen können, daß durch eine Vertagung jener an sich noch so wichtigen Fragen auf eine im Verhältnis belanglose Frist nichts verloren, aber viel, sehr viel gerettet werden konnte, vielleicht — wer kann es wissen? — alles!

Aus dieser klaren und festen Überzeugung habe ich im währenden Kriege bisher die Erörterung innerpolitischer Fragen grundsätzlich vom Türmer ferngehalten. Erst leben, dann philosophieren! Unsere Hauptbeschäftigung in dieser Stunde, deren furchtbarer Ernst ja leider von vielen Deutschen noch immer nicht erfaßt wird, ist aber „philosophieren". Der Krieg wird in der Heimat nur noch im Nebenberuf betrieben! Wir philosophieren über „Völkerverbrüderung", „Völkerbund", „Abrüstung", „Selbstbestimmungsrecht", „Volkssouveränität" usw. usw. Fragen der Zukunft, die nicht einmal richtig gestellt sind, die ohne irgendwelche Ansätze auch nur zu einem grundlegenden Unterbau in der freien Luft schweben; Theorien, über die sich schon die Weisen und Unweisen aller Zeiten und Völker die Köpfe zerbrochen haben, ohne daß sie je „die frische Farbe der Entschließung" angenommen hätten; Fragen, die zum großen Teile keine Fragen sind, sondern Schlagworte, ganz gewöhnliche, nur irreführende Schlagworte, die jeder für sich, für seine Auffassung, seinen Vorteil geltend macht und geltend machen darf, weil sie eben leere Worte sind, die an sich gar nichts bedeuten, einen Sinn erst gewinnen, wenn ihnen einer — je nach der subjektiven Auffassung und Parteistellung — untergelegt wird. Illusionen! Nichts bezeichnender aber für den erschütternden Tiefstand der Gemüts- und Geistesverfassung breitester Schichten, als der Heißhunger, mit dem man sich auf diese dem deutschen Volke vom Feinde zugeworfenen abgenagten Knochen stürzt und sie mit Todes- und

Selbstverachtung nach einem Restchen Fleischfaser zerknabbert, trotzdem sie ihnen doch mit grinsendem Hohne als Köder zu Zwecken hingeschleudert sind, über die sich kein Ehrlicher mit noch halbwegs gesundem Menschenverstande einem Zweifel hingeben kann. Aber — man will die Wahrheit nicht sehen, man steckt lieber den Kopf in den Sand und vergräbt sich in Illusionen, als daß man sich mit den Tatsachen männlich auseinandersetzte. Man hat den Glauben an eine Rettung aus eigener Kraft und durch eigenen Willen verloren und erwartet nun sein Heil von der Gnade des Feindes — von Illusionen! Ein unwürdiges, ein schmachvolles Schauspiel! Eine Tragödie, die zur Tragikomödie zu entarten droht! —

Bei der gegenwärtigen Stellung des Reichskanzlers, der nur Geschäftsführer und Vollziehungsbeamter der Mehrheitsparteien ist, darf man die öffentlichen Kundgebungen des Prinzen Max von Baden ohne Einschränkung als den Niederschlag der heute herrschenden Anschauungen und Zielsetzungen bewerten und danach bemessen, wohin die Reise gehen soll. Legen wir also einmal die Reichstagsrede des Prinz-Reichskanzlers vom 23. Oktober zugrunde. Da verdient schon ein kleiner, aber sehr bezeichnender Zug festgehalten zu werden. Der Reichskanzler widmete den unvergänglichen, über alles Lob erhabenen Ruhmestaten unseres herrlichen Heeres warme, wohltuende Worte. Aber die Verdienste unserer Obersten Heeresleitung wurden dabei mit keinem Worte erwähnt, die Namen Hindenburg und Ludendorff nicht genannt. Geschah dies etwa nur aus Undankbarkeit oder mangelnder Anerkennung? Das Streben, die Empfindlichkeit unserer Feinde, in erster Reihe Wilsons, zu schonen, war das herrschende. Man hat dann diesem Streben und dem Dünkel des von einer hemmungslosen Welle zur Macht Emporgetragenen noch andere Opfer gebracht, Opfer, deren Verantwortung auch die kühne, aber immer besonnene, nie ehrvergessene Staatskunst eines Bismarck nicht auf ihr Gewissen genommen hätte.

Zugegeben, daß die eiserne Göttin der Notwendigkeit sich uns in den Weg gestellt hat, uns in Schranken weist, deren erdrückende Enge keiner von uns noch vor wenigen Monaten sich hat träumen lassen. Wissen können wir's nicht. Die Geschichte erzählt von ähnlichen Lagen, in denen ein Volk — und mehr als einmal war es das deutsche und preußische Volk — schon rettungslos unter die Füße seiner Gegner getreten schien und sich dennoch in wunderbarem Aufstiege siegreich über sie erhoben hat. Damals freilich hatten das Volk und seine großen Führer sich selbst noch nicht aufgegeben, war seine eigene innere Kraft, sein stolzer, stahlharter Wille noch nicht zermürbt worden. Und oft wird die größte Gefahr erst durch die Furcht heraufbeschworen. Aber: die Notwendigkeit, dem Feinde schwere Opfer zu bringen, mag einmal zugegeben werden. Ist es selbst dann und gerade dann denkbar, daß ein Feind, der weiß, was er will, und mit der sicheren Gewißheit rechnet, daß er binnen kurzem alle seine Wünsche befriedigen wird, sich durch Schmeicheleien bestechen, durch Selbstdemütigungen praktische Vorteile abhandeln lassen wird, die er schon in festen Händen zu haben glaubt, in um so festeren, je mehr bedingungsloser Entsagungswille, naive Bekenntnisse eigener Schwäche und Unterlegenheit ihm entgegengetragen werden? Ich rufe nicht die deutsche „Ehre" an, ich wende mich an den kühlen Verstand, an den nüchternen deutschen Kaufmannsverstand und wiederhole die Frage: Ist es

denkbar, daß ein skrupelloser Konkurrent, der sich die gänzliche Ausschaltung, den Ruin des anderen zum Ziele gesetzt hat, seine auf das Ganze gehenden Forderungen dann ermäßigen wird, wenn der andere sich bereit erklärt, diese oder jene „Artikel" in seinem Geschäft nicht mehr zu führen, diese oder jene Leute in seinem Hause nicht mehr zu beschäftigen, weil sie dem mächtigen Konkurrenten ein Dorn im Auge sind, woraus doch jeder zurechnungsfähige Kaufmann schließen würde, daß jene „Artikel" und jene Leute sich wohl bewährt haben müssen?

Wenn also das Waffenstillstandsangebot schon notwendig war, — die Selbstdemütigungen, die schämig verschleierte, aber doch wieder betonte Unterwerfung, die krampfhaft aufrechterhaltene Fiktion, als befriedigten wir mit dieser Unterwerfung unter den souveränen Willen des Feindes nur ein von uns selbst tiefgefühltes Bedürfnis, später dann noch die bedingungslose Preisgabe des uneingeschränkten U-Boot-Krieges, ohne Forderung, ohne Versuch der Forderung irgendwelcher Gegenleistung: dies und noch anderes „Um-gut-Wetter-Bitten" waren nicht notwendig, waren eine nutzlose, nur die Sicherheit und den Übermut der Gegenpartei auf das höchste steigernde freiwillige Zubuße nach außen und lebensgefährliche Belastungsprobe nach innen. Es geht ja nicht um Empfindlichkeiten oder sonst Sentimentalitäten, die man mit liebedienerischen Redensarten, Kniebeugen, Bauchrutschen oder ähnlichen gymnastischen Übungen einfangen könnte, sondern um greifbare und unschätzbare Werte, um Objekte, um das „Geschäft", und Wilson ist und kann ja auch gar nichts anderes sein, als der Geschäftsführer unserer Feinde. Selbst wenn unsere Schmeicheleien und Demütigungen auf seine persönliche Eitelkeit Eindruck machten, so stehen dem so starke kapitalistische und machtpolitische Interessen des eigenen Staates und seiner Verbündeten entgegen, daß sein Handeln gegen uns auch „um unseres unverschämtesten Geilens willen" nicht um Haaresbreite verschoben werden würde.

Wozu zum Schaden noch den Hohn? Wozu noch zu den äußeren Opfern die inneren an Ehre und „Reputation"? Wozu sich erniedrigen, wenn die Erniedrigung doch nie so weit gehen kann, daß dadurch ein anderer praktischer Zweck erreicht würde, als der einfacher und immer noch würdiger durch unverblümte Unterwerfung, aber mit zusammengebissenen Zähnen und in aufrechter Haltung erreicht wäre: „Wir können heute nicht anders. Die bittere Not zwingt uns zu diesem Schmach- und Gewaltfrieden. Aber wähnt nicht, daß wir euch das je vergessen oder diese Schmach dauernd tragen werden. Totzumachen ist unser großes, starkes Volk durch keine Macht der Erde, auch nicht durch eure. Einmal wird auch wieder unsere Stunde schlagen, und dann werden wir mit euch abrechnen. Für jedes Glied, das ihr heute uns abhackt, werden zehn neue wachsen." Kein Leser wird mir zumuten, daß ich einen solchen Schritt befürworten möchte, aber ich glaube, daß selbst ein solcher Schritt mit der todernsten Verheißung unverjährbarer Vergeltung immer noch eher den Feind zur Mäßigung bestimmen könnte, als alle die durchsichtigen Fiktionen von einem „Rechtsfrieden", der nichts anderes ist als ein nackter Gewaltfrieden, und von einem Wilson als uneigennützigem Gralshüter der Gerechtigkeit und des Völkerfriedens. Ich wollte nur feststellen, daß unsere neue „Volksregierung", die so tapfer die Gunst der Stunde nützt, um im Innern aufs Ganze zu gehen, mit noch ungeschickteren Halbheiten wirtschaftet, als eine der

vorhergegangenen Regierungen, wo ihr kein günstiger Wind die Segel schwellt, und wo doch die Entscheidung über Gegenwart und Zukunft des ganzen Volkes fallen muß.

Wozu die schlechtgespielte Komödie? — Es gab und gibt nur zwei Möglichkeiten. Die eine ist, daß wir den Frieden eingehen, den nur bewußte Selbsttäuschung, der Wille zur Illusion, einen „Rechtsfrieden“ nennen kann. Die andere, daß wir den Heerbann der nationalen Verteidigung aufrufen, den letzten Entscheidungskampf ausfechten. In beiden Fällen kann vorzeitiges und nicht von entsprechenden Gegenleistungen bedingtes Nachgeben nur schaden. Muß erst bewiesen werden, daß auch für einen — „Rechtsfrieden“ (lucus a non lucendo) immer noch günstigere, wenn auch schwere Bedingungen durchgesetzt werden können, solange man noch Trümpfe in der Hand hält, als nachdem man sie zur gefälligen Bedienung auf den Tisch geworfen hat? Beugen wir uns den Tatsachen, wenn sie denn Tatsachen sind, aber offenen Auges, ohne Bemäntelung, ohne Illusionen. Nur dann werden wir die Kraft haben, sie zu tragen und mit ihnen fertig zu werden. Ein Volk, das sich über schwerste Prüfungen durch Illusionen hinweghelfen will, das gleicht dem Ertrinkenden, der sich an einen Strohhalm klammert, statt seine eigenen Kräfte bis zum Äußersten anzuspannen. Kein Gott wird es retten, denn es handelt ruchlos. Und es muß einmal mit aller Schärfe und Härte gesagt werden: es war ruchlos, daß wir in der Heimat uns behaglich in der Illusion sonnten: die draußen an der Front, die werden die Sache schon machen, uns „kann nix g'schehn“. Dafür sind wir gestraft worden. Auch Nichtbibelgläubige werden heute die tiefe Wahrheit verstehen, die Hindenburg einmal sprach, als er etwa sagte: „Wenn es jetzt nicht mehr so vorwärts geht, wie im Anfang, so liegt eine Schuld darin, daß das kämpfende Heer das Gebet der Heimat nicht mehr hinter sich fühlt.“ Wie verhängnisvoll muß da erst die Schuld derer sein, die dieses Heer auch noch mit ihren häuslichen Nöten, mit dem verwirrenden inneren Zwist und hemmungslosen Umsturz belasteten. Dieses Heer, in dem jeder einzelne schon den letzten Nerv anspannen mußte, um seelisch und körperlich unter dem Höllenfeuer eines übermächtigen Feindes nicht zusammenzubrechen! —

Was wir jetzt in unserer Friedenspolitik und in unserer Einstellung zu den außenpolitischen Fragen der nächsten Zukunft über uns ergehen lassen mußten, war reine Illusionspolitik, verschönt durch die Patina grauen Altertums. „Völkerbund“, „Völkerverbrüderung“, „Selbstbestimmungsrecht der Völker“, „Abrüstung“ —: gibt es einen nicht schon erblich belasteten Deutschen, der sich für diese Ideale nicht erwärmen möchte? Aber auch die von den Mehrheitsparteien und der „Volksregierung“ diese Ideale als ihr Regierungsprogramm verkündigen, müssen kleinlaut zugeben, daß das eben Ideale sind, oder, wie sie sich etwa ausdrücken und was doch nur eine Umschreibung ist: daß noch geraume Zeit verstreichen müsse, bevor dieses Programm verwirklicht werden könnte. Wenn nun aber eine deutsche Regierung und ein deutscher Reichskanzler in der Stunde höchster Lebensgefahr, wo aller Blicke mit fieberhafter Spannung auf die Zeitenuhr gebannt sind, die Minuten von ihr ablesen, die allernächsten Entscheidungen erwarten, den Spruch über Tod und Leben, — wenn da ein deutscher Reichskanzler dem Volke nichts anderes zu bieten vermag, als einen wohlstilisierten und wohlgefälligen akademischen Vortrag über das, „was sich nie und nimmer hat er-

eignet“ und vielleicht nur darum allein „ewig wahr“ ist, dann geht das doch über das Maß selbst deutscher Bescheidenheit, selbst das vom Philosophen von Hohenfinow her gewohnte.

Dem deutschen Volke auch in seinen breitesten demokratischen und sozialdemokratischen Schichten ist es heute unsagbar gleichgültig, was nach hundert oder zweihundert oder tausend Jahren irgendwo einmal wird oder werden könnte. Das deutsche Volk will wissen: Was habt ihr getan oder was wollt ihr tun, uns über die gegenwärtige Lage und Gefahr hinwegzuhelfen? Was, um unsere Heimat nach außen und innen zu schützen? Sollen wir auf den „Völkerbund“ warten, damit der unsere Grenzen schütze? Ein Soldat, ein Gewehr, eine Kanone ist uns wertvoller als der ganze „Völkerbund“, und am Ende ist's auch nur Schwindel, und wir sind wieder die Dummen gewesen. Eure Noten kennen wir ja, wir sehen aber noch immer nicht, was da werden soll und was ihr mit uns vorhabt. Ihr seid doch eine „Volksregierung“? Also habt ihr auch dem Volke Rede und Antwort zu stehen. Nicht einmal darüber, ob wir uns für den schlimmsten Fall, wenn der Feind uns seinen Frieden diktieren will, vorbereiten sollen, wollt ihr uns reinen Wein einschenken. „Freiheiten“ sind gut, aber — erst ausprobieren, und davon können wir nicht satt werden, Brot schmeckt besser. Was habt ihr denn z. B. gegen den Wucher getan? Ihr sagt, ihr wollt ihn „energischer bekämpfen“, aber das haben die früheren Regierungen auch gesagt, und dabei ist es geblieben, und der Wucher nur immer frecher geworden. Und so wird, wo uns wirklich der Schuh drückt, auch unter eurer „Volksregierung“ wohl alles beim alten bleiben, wenn wir nicht überhaupt zugrunde gehen! —

In Friedenszeiten würden Ausarbeitungen wie die Rede des Prinz-Reichskanzlers gewissen Eindruck machen. Auf mich hat sie auch jetzt gewissen Eindruck gemacht: ein schöner Vortrag mit großen Ausblicken in eine erstrebenswerte, leider nur ferne Zukunft. Die Gedankengänge des Prinzen sind mir nichts weniger als fremd. Bin ich sie doch oft in stillen Feierstunden selbst gegangen. Mit wundem Herzen gedenke ich ihrer und daß sie sich in solche Fernen, durch ein solches Blutmeer entrücken mußten. Ich glaube heute wie früher an einen Fortschritt, eine Entwicklung, ich glaube, daß die Menschheit sich auch dem Friedensideal nähern wird, nur glaube ich nicht, daß die Natur des Menschen sich je ändern wird, ihre Betätigung nur wird sich in milderen, weil als zweckmäßiger erkannten Formen auswirken. Ein Bund der Völker könnte immer nur eine Vernunftehe, nie eine Liebesehe sein, und Vernunftehen sind bekanntlich den Versuchungen der illegitimen Verhältnisse sehr ausgesetzt. Schon Gruppenbildungen einzelner Mächte sind diesen Versuchungen erlegen. Was „Extratouren“ sind, werden wir heute wohl begriffen haben. Mit Italien fing es an, und — die Reihe ist durch. Der von uns, wie die „Volksregierung“ versichert, heiß ersehnte „Völkerbund“ Wilsons aber wird ein anglo-amerikanischer Harem sein, in dem wir die Ehre haben werden, als eine von den vielen Damen, nicht einmal als Favoritin, vor unseren hohen Gebietern anzutreten, vorausgesetzt, daß man es nicht vorzieht, uns als Eunuchen einzustellen, wofür wir ja auch, nach Vornahme der bei uns beabsichtigten Amputationen, den Befähigungsnachweis zu liefern durchaus in der Lage wären.

Ich weiß: kein ehrlicher Deutscher, welcher Partei er auch angehören möge, der bei einer klaren Vorstellung des Loses, das ihm nach dem unzweifelhaften Willen der Feinde in Wirklichkeit erblüht, nicht in Scham und Zorn aufschäumen würde. Aber sehr viele Deutsche, vielleicht die meisten, haben noch immer keine Vorstellung davon, geschweige denn eine klare. Sie wiegen sich in Illusionen oder werden in Illusionen gewiegt. Die Masse des Volkes bleibt immer Kind, und „die Kinder, sie hören es gerne". Wer ihr Ohr hat, der hat ihr Herz. Da ist Unendliches von den früher sogenannten „staatserhaltenden" Kreisen am Volke, diesem guten großen Kinde versäumt und gesündigt worden. Wie oft habe ich von dieser Warte ins Land gerufen: Nehmt euch selbst des Volkes an! Seht auch im sozialdemokratischen Arbeiter nicht den „vaterlandslosen Gesellen", sondern den deutschen Bruder! Er ist nicht vaterlandslos, ihr aber bläut ihm das mit aller Gewalt ein. — Was waren das für üble Gebräuche gegen eine ganze, schon damals nach Millionen zählende deutsche Volksschicht. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen, wer sich die Zeit nehmen will, mag's in meinem Buche „Aus deutscher Dämmerung" nachlesen. Das Buch erschien im Jahre 1908, ist also gegen den Verdacht „rückwärts schauender Prophetie" gefeit.

Es geht aber nicht an, eine ganz unabsehbare Entwicklungskette aus dem Handgelenk vorwegrollen zu lassen, Möglichkeiten einer fernen Zukunft an Stelle gegenwärtiger Tatsachen und gegebener Zustände zu setzen. Der Prinz — ich lege seine Rede nur als offizielle und beglaubigte Lesart des Programms der „Volksregierung" unter — verkündete als leitenden Grundsatz für das „neue Deutschland": „Beharren wir innerlich auf der Basis des nationalen Egoismus, der bis vor kurzer Zeit die herrschende Kraft im Leben der Völker war (?!), dann gibt es für uns keine Wiederaufrichtung und Erneuerung." Also — ein Todesurteil für das deutsche Volk! Denn das heißt: wenn wir uns den nationalen Selbsterhaltungstrieb nicht abgewöhnen, dann gibt es für uns keine Wiederaufrichtung. Nationaler Egoismus ist nationaler Selbsterhaltungstrieb, nichts anderes. Er kann, wie der Selbsterhaltungstrieb des einzelnen, bei dem einen Volke stärker, bei dem anderen schwächer entwickelt sein, — Selbsterhaltungstrieb ist er immer, darüber sind sich die Gelehrten wohl einig. Daß gerade das deutsche Volk an Überfütterung des nationalen Selbsterhaltungstriebes leide, wäre eine neue Entdeckung. Da aber der Prinz kaum in der Lage oder versucht sein wird, bei den angelsächsischen, romanischen oder slawischen Völkern ein „Beharren auf der Basis des nationalen Egoismus" in Abrede zu stellen, so wären wir Deutschen die einzigen, daher rettungslosen Opfer. Ein deutscher Reichskanzler ruft also hier das deutsche Volk zum nationalen Selbstmorde auf! Nicht etwa, daß er das mit Bewußtsein oder Absicht täte, aber es ergibt sich objektiv, ganz unabhängig von seinen subjektiven Absichten und Folgerungen, als zwingender Schluß aus seiner Forderung, oder, um ganz „korrekt" zu sein, seinem „Bedingungssatze". Daß er subjektiv die Erhaltung des deutschen Volkes wünscht, ergibt sich aus einer anderen Stelle seines Vortrags, wo er sich auf Fichte beruft: „Erhaltet euch als Volk für die Aufgaben in der Welt, die nur ihr leisten könnt, denn jedes Volk hat Aufgaben, die ihm vor anderen gestellt sind." Fichte legt den Schwerpunkt auf das „Erhaltet euch", — der Prinz aber fordert: „Wir müs-

sen das Glück und das Recht anderer Völker in unser nationales Dasein aufnehmen." Mich dünkt, die Forderung ist gegenstandslos, denn bis zu diesem Ausspruch waren wir doch der Meinung, wir hätten „das Glück und das Recht anderer Völker" schon zu sehr „in unser nationales Dasein aufgenommen". Will Seine Großherzogliche Hoheit allen Ernstes behaupten, wir hätten in diesem Kriege noch nicht genug darin getan, wir hätten in den Rücksichten auf das Glück und das Recht der anderen Völker noch ein übriges tun sollen? Sind Verlauf und Ausgang des Krieges noch nicht lehrreich genug, die Lehren noch nicht blutig, die Beweisführung noch nicht zerschmetternd genug? „Unrecht an Belgien", Zurückhaltung unserer U-Boote und Zeppeline, „Befreiung Polens", gleich zu Beginn Verzögerung der Mobilmachung bis zum Einbruche der Russenhorden und der Verwüstung Ostpreußens mit ihren namenlosen Greueln, über die aber nicht berichtet werden durfte, weil das den Volkszorn gegen die lieben Russen allzusehr hätte in Wallung bringen können! Wo ist da Anfang, wo Ende der Rücksichten auf „das Glück und das Recht" — der anderen?

Und in diesem Zeichen sollte ein „nationaler Verteidigungskrieg" ausgefochten oder auch nur organisiert werden! Den deutschen Soldaten, Bürger oder Arbeiter, Konservativen oder Sozialdemokraten, möchte ich sehen, der sich durch den Gedanken an „das Glück und das Recht anderer" zu einem solchen Kampfe begeistern ließe! Nur ein Gedanke kann für ihn bestimmend sein: der an sein eigenes, mit dem Geschick der Volksgesamtheit untrennbar verbundenes Wohl und Wehe. Ist ihm klar oder wird ihm klar gemacht, daß ein letzter Kampf bis zum Äußersten immer noch günstigere Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten bietet, als — lassen wir die unwürdigen Verhüllungen fallen! — eine bedingungslose Übergabe auf Gnade und Ungnade an einen unerbittlichen, schonungslosen Feind, damit die absolute Gewißheit politischer, wirtschaftlicher, sozialer und persönlicher Versklavung, dann, aber auch nur dann wird er seine letzte Kraft zusammenreißen und sein letztes Opfer bringen. Dann wird der wahre Furor teutonicus mit seinen ungeahnten Riesenkräften aufflammen, der Kampf ums Dasein des deutschen Volkes und jedes einzelnen Deutschen in seiner ganzen schreckenerregenden Größe erst beginnen! Dann wird er ohne Gnade und Barmherzigkeit geführt werden, denn Schändung dieser sonst edelsten Gefühle wäre ihre Betätigung Feinden gegenüber, die nach solchen Opfern, nach solchen Demütigungen, wie sie ein großes, noch immer in Feindesland stehendes Volk nie in der Weltgeschichte sich selbst auferlegt hat, keine andere Antwort kennen, als „Keine Bedingungen! Auf die Knie! Dann werden wir nach unserem alleinigen freien Ermessen über euch Knechte verfügen. Denn unsere Knechte bleibt ihr und fronden sollt ihr uns, bis wir uns an eurem blutigen Schweiße, an eurer Ohnmacht und Knechtseligkeit gesättigt haben, bis zum Ekel!" ...

Wenn eine neue, eine Volksregierung schon „aufräumen" wollte, dann müßte sie mit den gewundenen Redensarten, den angeblich „diplomatischen" Halbheiten den Anfang machen, dann müßte sie in offener, klarer Rede zum Volke sprechen und auch dem Feinde keinen Zweifel darüber lassen, daß es unverrückbare Grenzen gibt: Bis hierher und nicht weiter! Mag denn der Regierung,

die sich nach dem Volke nennt und nicht ohne Gewaltsamkeiten in den Besitz der Macht gesetzt hat, auch die volle Verantwortung vor dem Volke überlassen bleiben. Sie ist jetzt die „Obrigkeit, die Gewalt über uns hat“. Ob sie eine bessere ist, als die frühere, wird sie erst beweisen müssen. Aus dem „Obrigkeitsstaat“ kommt kein Volk heraus und ist auch noch keines herausgekommen. Franzosen, Engländer, Amerikaner — sie alle haben ihre Obrigkeit, sind „Obrigkeitsstaaten“, werden von Machthabern regiert, nur mit dem Unterschiede, daß sie eine viel souveränere Gewalt ausüben, als jemals der in seinen Befugnissen noch nicht verkürzte Deutsche Kaiser. Wir haben jetzt nur eine andere Obrigkeit, das ist das Ganze, alles andere Schlagwort, Illusion — „das Glück der anderen“.

Wagners „Götterdämmerung“. Gutrune, die Betörte, hat Siegfried den Zaubertrank gereicht. Er erkennt seine Brünnhilde nicht mehr, und Hagen, Alberichs Notzucht, bringt die „Jagdbeute“ heim. Aber die Geschichte schreibt immer noch die tieferen Tragödien. Wagner läßt Siegfried durch den Trank einem unentrinnbaren Zauber verfallen und beraubt ihn so seiner freien Willensbestimmung. Der tragische Siegfried der Geschichte hat den Willen zur Illusion!

Die anderen haben den Willen zur Macht, wir haben den Willen zur Illusion. Das ist der Urgrund der Entstehung des Krieges und seines Ausganges.

Götterdämmerung. Aber nicht dem „ewig Jungen“ und nicht „in Wonne“ weicht Wotan, der Germane —: Alberichs rachsüchtiger, goldgeiler Notzucht, dem finsteren Hagen, einer Germanin Sohn!



Das große Ziel · Von Karl Frank

Einst gingen die Tage im bunten Kleid,
Auf allen Straßen stürmte die Lust —
Wohin? Wer hat's gefragt und gewußt
In der blinden, ziellosen Zeit?

Nun ziehn die Tage eisenschwer
Und lastgebeugt und grau einher,
Doch aller Wege Enden gehn
Durchs wirre, wilde Weltgeschehn
Zum einen, großen Ziele.

Das sei der schlimmen Zeiten Frucht:
Ein Volk zu sein mit Ziel und Zucht,
Ein Volk, das fest zusammensteht
Und weiß, wohin sein Streben geht,
Das nicht versandet träg und still,
Ein großes Volk, das etwas will.



Leben

Von Doriann Bracht

Nun war Assunta fest entschlossen, ihr Leben von sich zu werfen, wie ein lästiges Gewand, das man abstreift und in eine Ecke schleudert. Das Leben war für sie ein leeres, nutzloses Ding geworden: all' seine Werte lagen in einem schmalen Soldatengrabe in französischer Erde. Mit Raimer, dem Manne, dem sie sechs Monate lang in nahezu vollkommnem Glück vermählt gewesen war, war alles, was an Lebenskraft und -freudigkeit in ihr gewohnt hatte, vernichtet und erstorben. Wäre sie älter und reifer gewesen, so hätte der erste aufbäumende Schmerz wohl später einer stillen, entsagenden Trauer, einem Sichversenken in ernste Lebensaufgaben Platz gemacht. Der Unverstand ihrer zwanzig Jahre ließ sie ein freiwilliges Enden ihres Lebens als die einzige Lösung aus den Wirrnissen erscheinen, die sie schmerzhaft bedrängten.

Hinter dieser weißen eigensinnigen Stirn lebte nur noch der eine Gedanke: Mein Leben ist nichts mehr ohne Raimer; ohne ihn kann ich nicht leben, ich muß dahin gehen, wo er ist ...

Jedesmal, wenn sie die Brücke des hl. Johannes von Nepomuk überschritt, blieb sie stehen und starrte in die Gewässer der Moldau hinab, die dort unten träge und dunkel ihren Lauf nahmen. Eine starke Lockung lag für sie in der langsamen lautlosen Bewegung der Wassermassen.

„Hier ist der Fluß am tiefsten,“ dachte dann Assunta, „noch ein paar Meter von der Brücke entfernt — in der Nacht — wenn der Brückenwärter seine Runde gemacht hat — ich brauche mich dann nur über die Böschung hinabgleiten zu lassen“ — — —

Das Grauen, das ihr anfangs die Vorstellung an das Versinken in die schwarze Flut verursacht hatte, war durch das fortgesetzte Beschäftigen mit dem Gedanken vollständig geschwunden. Zuweilen ward sie von einer wilden heimlichen Freude erfüllt beim Bewußtsein der nahenden Erlösung.

Äußerlich war sie zu einer starren automatenhaften Figur geworden. Sie aß, trank, schlief, ging umher, antwortete wenn sie gefragt wurde. Doch stumpf und seelenlos wie zwei erloschene Sterne blickten ihre nachtschwarzen Augen in dem schmalgewordenen weißen Gesicht.

Ihre Mutter, die Hofrätin aus Graz, die sogleich nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaft zu ihrer Tochter gereist war und unverzüglich und in ausfüllendster Weise von Raimers Bett, seinem Schrank und Schreibtisch Besitz ergriffen hatte, die Frau Hofrätin war mit dem jetzigen Zustand der Tochter ganz zufrieden. Assuntas erste wilde Verzweiflungsausbrüche hatten sie erschreckt; die tränenlose Apathie der jungen Frau wurde von ihr als entschiedenes Zeichen der Besserung aufgefaßt.

„Das Kind ist viel ruhiger geworden und macht jetzt einen ganz gefaßten Eindruck,“ schrieb sie an den hofrätlichen Gatten nach Graz, „und ich hoffe, daß ich in den nächsten Tagen zu Dir zurückkehren kann. Assunta will noch nicht mit-

kommen, sie hat ja immer ihren Kopf für sich gehabt und besteht nun darauf, bis zum Quartalsersten, an dem die Wohnung fällig ist, in Prag zu bleiben. Ich denke, ich kann sie nun ganz beruhigt allein lassen."

Drei Tage, nachdem dieser Brief geschrieben war, nahm die behäbige Hofrätin einen, von ihrer Seite, wort- und tränenreichen Abschied von der Tochter. Assunta stand schmal und schwarz auf dem Bahnsteig und winkte mechanisch und pflichtgemäß dem davonrollenden Zuge nach, bis er eine Kurve nahm, welche die Mutter samt deren weithin flatternden Taschentuch ihren Blicken entzog. Dann wandte sie sich zum Gehen. Ein Seufzer der Erleichterung hob ihre Brust. Nun war sie frei, zu tun und zu lassen, was sie wollte.

Als sie die Brücke überschritt, nickte sie dem trägen Wasser, das im Schatten der Dämmerung tiefschwarz dahinfloß, wie einem guten Freunde zu.

„Morgen ..." flüsterte sie. Ein ekstatisches Licht trat in ihre Augen. Nun war der Augenblick nicht mehr fern, da sie von der Macht der Selbstbestimmung über ihr Leben Gebrauch machen konnte.

Sie hatte es eigentlich heute schon tun wollen, sobald die Mutter sie verlassen hatte. Dann aber hatte sie sich einen Tag Frist gegeben. Es war noch allerhand zu ordnen, die letzten Vorbereitungen zur großen Reise zu treffen. Eine Nacht hatte sie noch vor sich und noch einen Tag...

Als sie die freundliche Wohnung in der Kolomanstraße betrat, lag grau und schwer die Dämmerung über den traulichen Möbeln. Marska, das böhmische Mädchen, zündete eine Lampe an. Dann trug sie in dem kleinen Speisezimmer das Nachtmahl auf. Assunta berührte es kaum. Es schien überhaupt, als habe sie sich in den letzten Wochen das Essen fast abgewöhnt.

Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und zog das mittlere Fach heraus. In diesem herrschte ein ziemlich wirres Durcheinander von verstreuten Briefen, Ansichtskarten, Photographien, Theaterzetteln. Ganz hinten lag ein ansehnliches Bündel Briefe, von einer klaren, energischen Männerhand geschrieben, mit einem roten Seidenbändchen umwunden. Assuntas Hand zitterte ein wenig, als sie es löste. Es waren Raimers Verlobungsbriefe, sorgfältig nach dem Datum geordnet.

Als sie den ersten zur Hand nahm, stieg es brennend heiß in ihren Augen auf und sie vermochte nicht, ihn zu lesen. In den Schmerz um den Verstorbenen aber mischte sich plötzlich das deutliche Gefühl eines schlechten Gewissens: Raimer würde nicht zufrieden sein mit dem Schritt, den sie zu tun beabsichtigte. Fahnenflucht — das Wort kam ihr auf einmal in den Sinn. Sie hatte es öfters von ihm gehört, mit dem Ausdruck tiefster Verachtung ausgesprochen. Sie blickte zu seinem Bilde auf, dem letzten, das er für sie hatte machen lassen. In stillem Vorwurf schienen die Augen des Toten auf ihr zu ruhen. Aber zu fest hatte sie sich in ihre Idee verrannt, als daß irgend eine Macht der Welt imstande gewesen wäre, sie von ihrem Vorhaben abzubringen.

Sie schob die Briefe wieder zurück. Sie würde sie morgen noch einmal lesen und dann verbrennen. Ein ganzer Tag lag noch vor ihr...

Vom Kaminsims her schlug mit silbernem Klange elfmal eine Uhr. Da war es wohl Zeit, sich zur Ruhe zu begeben.

Morgen, zur selben Stunde, würde sie auch ruhen — in der ewigen Ruhe, die sie so heiß herbeisehnte...

Im Schlafzimmer strich sie mit leichter Hand zärtlich über die nun unbezogenen Kissen des Bettes neben dem ihrigen. Dann kleidete sie sich langsam aus. Marska war längst schlafen gegangen, nichts rührte sich in der kleinen Wohnung. Die Geräusche der Straße waren verstummt und die Stille der Nacht umfing Assunta.

Sie schlief bald ein und hatte einen schreckhaften Traum. Sie fand sich in einer Schaukel sitzend, die von unsichtbarer Hand höher und immer höher geschwungen wurde. Aufwärts blickend sah sie an dem Querbalken, welcher das Seilwerk trug, eine Säge schnell und unaufhaltsam sich vorwärtsbewegen. Ein paar Augenblicke noch und sie würde, von oben herabgeschleudert, zerschmettert am Boden liegen. Sie versuchte aus der Schaukel zu springen — da gab es einen Krach, und in Schweiß gebadet erwachte Assunta.

Noch ganz benommen von den Schrecknissen des Traumes starrte sie angstvoll ins Dunkel. Aber — hatte der Traum in der Wirklichkeit seine Fortsetzung gefunden? Das Krachen und Splittern dauerte fort — deutlich hörte sie es, — dazwischen das feine singende Geräusch einer Säge. Ganz nahe erschien es — Herrgott, es war im Nebenzimmer, da, wo Raimers schwerer eichener Schreibtisch stand — jetzt sah sie durch den Türritz einen schwachen Lichtschein dringen. Von unsagbarem Schrecken erfüllt, richtete sie sich halb auf. Einbrecher ... Eine sinnlose Angst befiel Assunta, sie hätte aufspringen mögen, um Hilfe schreien und tat doch nichts von allem, sondern fiel fast besinnungslos in ihre Kissen zurück. Denn ganz deutlich fühlte sie es — jetzt wurde leise und behutsam die Klinke der Tür, die in das Nebenzimmer führte, heruntergedrückt. Ein Spalt tat sich auf, erweiterte sich, das grelle Licht einer Blendlaterne warf einen hellen Schein in den Raum und hinter halbgeschlossenen Lidern erblickte Assunta eine dunkle Gestalt, die sich vorsichtig ins Zimmer schob.

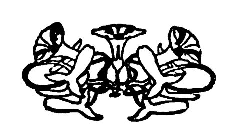
Regungslos lag sie da. Der furchtbare Schreck hatte sie jeder Bewegungsfähigkeit beraubt. Die Luft erschien ihr von einem gewaltigen Brausen erfüllt, in das dröhnend wie Hammerschläge das Pochen ihres Herzens fiel. Ihr Körper war in Schweiß gebadet. Unter den langen Wimpern, die es ihr ermöglichten, bei scheinbar festgeschlossenen Augen die Vorgänge ringsum wahrzunehmen, verfolgte sie jede Bewegung des Einbrechers. Er war ein großer starker Kerl. Das Gesicht war mit Ruß geschwärzt, wodurch seine Züge unkenntlich wurden. Vorerst kümmerte er sich gar nicht um die Frau im Bett. Mit einer Sicherheit, die eine genaue Kenntnis des Ortes verriet, näherte er sich der kleinen Truhe am Fenster, in der Assunta Geld und Schmuck zu verwahren pflegte. Das schwache Schloß setzte kaum einen Widerstand entgegen. Gierig griff die Hand nach der Kassette, die einige hundert Kronen in Papierscheinen enthielt, riß aus dem Samtetui die Perlenkette, Raimers Hochzeitsgeschenk, stopfte alles hastig in die Tasche. Ein anderes Etui, das ein kostbares Armband barg, ließ sich nicht so leicht öffnen. Da zog der Kerl ein Messer hervor. Assunta sah eine lange scharfe Klinge blitzen, ein Druck — und der Deckel flog in die Höhe.

Der Anblick des Messers erweckte in Assunta eine furchtbare Zwangsvorstellung. Mit diesem Messer würde der Verbrecher sie töten... Schon fühlte sie die Kälte der Schneide an ihrem Halse — der Atem versagte ihr, ein röchelnder Laut kam über ihre Lippen.

Blitzschnell drehte sich der Verbrecher um. Sollte ihm von dieser Seite Gefahr drohen? Aber er sah nur in ein junges totenblasses Gesicht mit fest geschlossenen Augen. Assunta war nun vor Entsetzen völlig gelähmt und nicht mehr imstande, auch nur die geringste Bewegung zu machen; selbst das leiseste Heben der Lider war ihr unmöglich geworden. Aber während der von kaltem Schweiß überrieselte Körper in lebloser Starre dalag, arbeitete mit fieberhafter Geschwindigkeit der Geist. Sie sah die grinsende Maske des Todes vor sich — sie hatte ihn herausgefordert — nun war er da — mit Riesenschritten nahte er ihrem Lager — ihr Leben war verwirkt, rettungslos war sie ihm verfallen. Und das Leben, das sie in Verachtung und Ekel hatte von sich werfen wollen, erschien ihr plötzlich als das höchste und kostbarste aller Güter. In dieser Schreckensnacht erwachte in ihr der bewußte Wille zum Leben mit ungeahnter Stärke. Ihre ganze Natur bäumte sich auf gegen den Vernichter. Sollte es umsonst sein? Knarrte da nicht die Diele unter seinen Schritten? Stand er nicht schon an ihrem Bett? Da, ein Rascheln in ihrer nächsten Nähe — jetzt holte er aus zum tödlichen Streiche. Assunta wollte in einer letzten fast übermenschlichen Anstrengung die Lippen zum Schrei öffnen, ohne es jedoch zu vermögen. Dann legten sich mitleidsvoll die Schleier der Bewußtlosigkeit über ihre Sinne.

Nach einer Zeit, deren Dauer ihr unbestimmbar erschien, wurde sie sich ihrer Zugehörigkeit zum Leben dadurch wieder bewußt, daß sie, wie aus weiter Ferne kommend, das Bellen eines Hundes hörte. Noch hielt sie die Augen fest geschlossen; wie ein dumpfer, schwerer Druck lagen die Geschehnisse der Nacht auf ihr. Noch wagte sie nicht, sich als eine dem Leben Wiedergeschenkte zu betrachten. Lange lag sie regungslos da, dann öffnete sie mit einer plötzlichen Willensanstrengung die Augen. Scheu glitt ihr Blick durch das Zimmer, das in friedvoller Ruhe, unberührt von den nächtlichen Vorgängen, da lag. Zitternde Sonnenkringel spielten auf der Wand, tanzten auf dem Fußboden, drängten sich durch einen schmalen Ritz des schweren Vorhanges.

Assunta sprang aus dem Bett, warf eine leichte Umhüllung über, riß das Fenster weit auf. Eine Flut von Licht und Sonne strömte in das helle Gemach, balsamisch umschmeichelte sie die würzige Luft des frühen Morgens. Unten erwachte die Straße, Wagen rollten vorüber, menschliche Stimmen wurden laut, sie vernahm die Schelle des Milchhändlers, hörte das Fauchen und Rasseln der elektrischen Straßenbahn. Mit dem neuen Tag begann neues Leben. Auch für sie, die es als köstliches Geschenk neu erhalten hatte und zugleich die hohe Erkenntnis seines unvergleichlichen Wertes.



Mönch Heron und der Waldvogel

Von Hedwig Forstreuter

Die Stimmen der Brüder jubeln, die Orgel braust,
Auf weißen Pfeilern gaukelt der Sonne Licht,
Mönch Heron senkt tief das sinnende Angesicht;
Er schließt die schmalen Finger zur harten Faust
Und öffnet sie wild. Man hört ihn im Chore nicht,
Er singt keine Hymnen und fällt mit den andern aufs Knie,
Er murmelt nicht: „Höre uns, holde Jungfrau Marie!“
Sein Sinnen umkreist mit flatterndem Flügelschlag
Das Wort: „Dem Herrn sind tausend Jahr wie ein Tag!“

„Tausend Jahre mit zuckendem Leben gefüllt
Können nicht wie ein Tag vor dem Schöpfer stehn,
Darf ohne ihn doch kein Sperling zugrunde gehn,
Kein Geschick, kein Herzschlag scheint ihm verhüllt.
Jede Tat seine ewigen Augen sehn...
Und die Millionen, in fiebernde Stunden gedrängt,
Sollen ein Tropfen nur sein, der am Becher hängt?
Nur ein Schimmer, veratmender Wellenschlag?
Glaube an jene Worte, wer glauben mag!“

Mit den Brüdern tritt er aus dem Portal,
Traumbefangen, die grübelnde Stirn geneigt,
Und das Beten vor dem Altare schweigt;
Eine Glocke ladet zum Klostermahl.
Aber Heron lauscht einem anderen Klang,
Der voll Jubel zum blauen Himmel sprang.

Heron lacht, als sei er wieder ein Kind,
Ist für die ernsten Mienen der Brüder blind;
Gleich einem Knaben enteilte er in den Wald — — —
Vor ihm leuchtete eines Vogels Gestalt;
Farben glühten vor ihm, wie Blumen bunt,
Ein Gefieder rot, wie ein brennender Mund;

Blau gleich den Wellen und golden und buchengrün.
Sah er hier Blumen flattern und Vögel blühn?

Flogen die Bäume und sangen so jubellaut,
Wundertönen, das hell von den Zweigen taut?

Weisheit schien es und Frieden, Wonne und Qual,
Immer dieselbe Strophe, hundert- um hundertmal:

Jauchzendes Glück der Erde und tiefes Leid,
Das sich in Tönen von zwingendem Bann befreit.

Immer das Suchen und Fragen: „Wo bist du, mein Gott?“
Dann ein lähmendes Schweigen, als sei es Spott —

Und der grüne Wald eratmete bang,
Bis aufs neue die tröstende Stimme klang.

So, als fügten die Kinder im ganzen Land
Fromm beim Läuten Hand zu betender Hand,

Und als schlössen die Mütter die Kammertür sacht — —
Oder als hielte ein Sohn bei dem Vater Wacht.

Immer süßer gewendet erscholl der Sang,
Immer tiefer bei Hall und Gegenklang,

Zog den Mönch an einem goldenen Band
Über Hügel und Täler in fremdes Land,

Über Gebirge; er fühlte die Mühen nicht,
Kindlich glühte sein junges Schwärmergesicht,

Jauchzend klopfte die Freude in seiner Brust
War ihm von Durst nichts und nichts von Hunger bewußt.

Ging wie ein Träumender fröhlich landaus, landein,
Wollte nur nah bei dem lockenden Vogel sein,

Immer ihm lauschen; sein Lied war ihm Speise und Trank,
Sommer und Segen, Wandergrüßen und Dank.

Jahre um Jahre flossen, dreihundert an rollender Zahl,
Da verstummte der Vogel mit einem Mal,

Flog auf die Schulter dem seligerschrockenen Mann,
Sah ihn tief aus den goldenen Augen an,

Sang noch einmal — kein Lied wie das letzte war —
Stimme der himmlischen Harfen, schwingend und klar:

„Lauschtest dreihundert Jahre mit bebendem Herzensschlag,
Hörtest doch nie, daß ich sang: ‚Sind tausend Jahr wie ein Tag!‘

Lerntest so viele Schritte auf landfremden Wegen zu gehn,
Fühltest doch niemals im Sturme des Ewigen Flügel wehn;

Sahst mich nur flattern und folgtest mir demutsstumm,
Schien wie ein Tag — dreihundert Jahre sind um!“

Fuhr der Schnabel weich durch sein Haupthaar hin —
Auf die bräunliche Fülle fiel silbernes Licht.
Furchen kreuzten das blühende Angesicht,
Weiße Wellen krausten sich um das Kinn;
Heron war es und wieder doch Heron nicht...
Müde fand er den Weg ins Klostertal,
Rief ihn die Glocke nicht aus der Brüder Saal?
Sann er nicht eben bei ihrem dunklen Schlag:
„Tausend Jahre sind dir, o Herr, wie ein Tag!"
Oder nickte er über der Orgel ein?
— Wie so schwer sich der Klopfer am Tore hebt!
Welch ein kühler Hauch ihm entgegenschwebt,
Fremd wie der Pförtner! — Narrt ihn der Abendschein,
Der als Nebel vor seinen Blicken bebt?
„Führt mich zum Abte!" — „Auch hier ein neues Gesicht?
Fremdes Geschlecht wuchs heran; — ich kenne euch nicht!
— Dunkles Geheimnis, das sterbend ich lösen mag:
Dreihundert Jahr wie ein Traum und tausend Jahr wie ein Tag!"



Gedanken · Von F. R.

Es ist etwas Schönes um die Zwanglosigkeit, aber ihre Handhabung erfordert unendlich viel gute Erziehung.

*

Erfahrung ist in den meisten Fällen nur das Pflaster, mit dem eine mehr oder minder große Wunde bedeckt werden muß.

*

So eine recht große Dummheit kann eigentlich nur ein ganz gescheiter Mensch machen.

*

Wir kennen die wenigen Menschen, die gut von uns sprechen, genau; sollen wir sie aber nennen, so erröten wir und — schweigen.

*

Daß man schließlich freiwillig tut, was man als seine Pflicht erkannt hat, darin liegt das Geheimnis des Nicht-mehr-Müssens.

*

Dem Leben geben, was es von uns fordert: — gewöhnlich verlangt man das von uns zu einer Zeit, da wir zusammenbrechen unter dem, was es uns genommen hat.

*

Was ein Mann nur im Rausch zu tun fähig ist, das begeht ein Weib oft in der Ernüchterung.



Wie erlebt der Bauer den Krieg?

Von M. Radetzky

Seit drei Jahren lebe ich als Großstadtbäuerin auf dem Lande. Meine nächsten Nachbarn sind zumeist Kleinbauern mit einigen Morgen Land und drei bis vier Stück Rind im Stall. Es gibt nur wenige größere Besitzer, die nicht allein mit ihrer Familie ihr Land bestellen, sondern sich Arbeitskräfte halten. Als ich im zweiten Kriegsjahr mich mitten unter das Landvolk mengte, um hier als Anfängerin eine kleine Landwirtschaft zu betreiben, da waren die Zeiten noch golden im Vergleich zu heute, wo kaum ein Stand so geplagt ist, wie der Bauernstand. Wohl gab es damals auch schon allerhand Vorschriften, Einschränkungen, Strafandrohungen usw., aber sie wurden noch mit einem gewissen kaltblütigen Humor ertragen. Sie kamen den Leuten noch so unwahrscheinlich vor, denn der deutsche Bauer lebte frei wie ein kleiner Souverän auf seiner Scholle, arbeitete im Schweiße seines Angesichts und nährte sich gut und reichlich. Nach und nach kamen aber immer mehr neue Vorschriften, die Strafen setzten ein, der Gendarm kam ins Haus, an allen Ecken und Enden wurde die Freiheit beschnitten. Aber noch liefen die Kinder mit dicken Butter- und Schmalzstullen umher, und es gab immer noch auf dem Lande zu essen. Am Sonntag kamen die hungrigen Städter hamstern, das Geld spielte keine Rolle mehr, wenn man nur etwas heimbrachte. Der Wucher begann sich breit zu machen, einer überbot den andern, und der Bauer lachte hinter den dummen Städtern her. Das Geld verhärtete die Herzen, der Geiz stand bald in höchster Blüte, Eigennutz und Mißgunst feierten ihre Triumphe.

Die Zeiten wurden härter. In der Stadt nahmen die Leute ihr Kreuz auf sich, sie trugen es nach ihrer Weise, je nach Anlagen und Möglichkeiten.

Der Bauer erwachte jetzt zum vollen Verständnis der neuen Lebensforderungen. Er begriff, daß er nicht mehr Herr und Gebieter auf seinem Grund und Boden sein durfte. Man ließ ihm jetzt keine Ruhe mehr mit Bodenflächenerhebung, Ernteschätzung, Viehzählung, Anmeldepflichten, Ablieferungspflichten, mit Strafen, fünfhundert Mark, tausend Mark... Verwarnungen, Einschränkungen, Entziehungen aller Art. Man teilte ihm die Milch aus, das Brot, die Kartoffeln, die Butter und dabei beurteilte man seinen Appetit nach dem einer blutarmen Jungfrau oder eines ewig sitzenden Schreibers. Nicht einen halben Tag reichte die Ration für einen gesunden Bauernmagen, und umfallen mußte ein tüchtiger Landmann, der den Tag über in frischer Luft schuftete. Jetzt wurde es bitterernst.

Wer konnte diesem System vollen Gehorsam entgegenbringen? Man sah überall Verbitterung, Murren, Unlust. „Ich schmeiße alles hin — — Wofür soll ich denn arbeiten? Um zu hungern soll ich meine Kräfte anspannen?" — — So ging es hin und her. Dann kam die List gegen die Gewalt. Lug und Trug und ein Sichüberbieten in Heimlichkeiten, Verstecken, dabei scharfe Kontrolle gegeneinander, Schadenfreude — und zur Erleichterung immerfort ein Schimpfen und Fluchen. Immer wieder hoffte der Bauer auf das Ende des

Krieges. Dann würde alle Not ein Ende haben. Aber der Krieg ging weiter. Die jungen, rüstigen Männer verließen die Dörfer, die Arbeit wuchs den Zurückbleibenden fast über den Kopf. Der Bauer wurde müde des Harrens und Hoffens. Mit dieser Müdigkeit starb alle Freudigkeit. Trotz und Feindseligkeit beherrschen ihn jetzt immer mehr. Hier und dort liegt Brachland. — „Laß es liegen. Es geht doch alles bergab." — — Die Gäule, die haben keine Kraft, das geringe Maß an Hafer genügt nicht, sie fallen um, wenn man ihnen etwas mehr zumutet. Pferde, die vor einem Jahr noch dreitausend Mark wert waren, sind jetzt kaum auf tausend gekommen. Wer einige Morgen Ackerland hat, erhält keinen Hafer geliefert, er soll ihn selbst anbauen. Aber wer will auf das wenige Land, das knapp den Jahresbedarf an Korn und Kartoffeln deckt, noch Hafer bauen? Das können nur die größeren Besitzer. Die Kühe geben immer weniger Milch, die Heuration ist viel zu knapp bemessen, laut Vorschrift die Hälfte von dem, um ein Tier satt zu machen. Andere Futtermittel außer Heu und Wasser und paar Runkelrüben gibt es heute nicht mehr.

Der Bauer steht vor seinem Haus wie ein Fremdling und denkt: warum ihm das alles? In Keller und Scheunen guckt man ihm immerfort hinein. Man nimmt ihm im Herbst die Saat, um sie ihm im Frühling für teures Geld wieder zu verkaufen. Verbietet ihm sich satt zu essen, stöbert in seiner Wirtschaft umher, kramt in Spinden und Truhen, daß er sich wie ein Verbrecher fühlt, und die verbissene Wut sein Gesicht entstellt. Wie soll er existieren? Wie soll er unter den ungezählten Paragraphen überhaupt noch weiterwirtschaften? Wie sich, wo die Söhne im Feld sind, noch Arbeitskräfte halten und die satt machen?

Eines Tages fuhr ich frühmorgens mit vielen alten Weiberlein auf dem Kremser zur Bahnstation. Da tat ein altes Mütterlein mit schneeweißen Haaren den Ausspruch:

„In alten Zeiten, da lernten wir: ehrlich währt am längsten, und der Herr Gott gebot, daß wir unsere Kinder zu rechtschaffenen Menschen erziehen sollten. Heute schlagen wir die Augen kaum auf und lügen und betrügen schon, damit wir unsere Wirtschaft weiter führen können und zu essen haben. Unsere Kinder und Enkel sehen das und lernen es von uns. Sonst müßten wir, Menschen und Vieh, vor Hunger eingehn." — — —

Mich schüttelte ein tiefes Weh. O Deutschland, was wird aus deinen Kindern? Gäbe es da nicht einen Ausweg, der alle Teile befriedigte? Würde eine größere Freiheit, ein vernünftiges, der Wirklichkeit angepaßtes System, nicht ein freudigeres Abgeben zur Folge haben?

Ich hab's dann auch am eigenen Leibe erfahren müssen. Als ich nach bösen Hungertagen endlich zu einer Kuh kam, da hatte ich für mich ein viertel Liter Milch täglich. Immer wieder gab es Kontrollen, immer wieder mußte ich abliefern, mir blieb kaum etwas übrig, wenn ich dem Gesetz gehorchte. Da ich unter die Selbstversorger gerechnet wurde, gab es von der Gemeinde höchst selten Lebensmittel. Ganz besonders schlimm sind die ganz kleinen Wirtschaften dran. Die ganze Bewegungsfreiheit ist ihnen genommen, man sucht vergebens nach einem Ausweg, sein Gewissen und die Aufrechterhaltung des kleinen Betriebes in Einklang zu bringen. Mir war es unmöglich, ich wurde elend und matt. Der Nachbar

verkaufte nichts, wenn im Frühjahr meine Vorräte zur Neige gingen. Nur Mager- und Buttermilch gab es auf vieles Bitten. Alles ging an die Städter hintenherum für große Preise. Der Wucher ist dem Bauer ein gewisser Trost. Dabei fühlt er sich wieder als Herr. Sein ausgeprägter Besitzerstolz richtet sich da wieder auf.

Mein Traum von einer kleinen Landwirtschaft, friedlicher, emsiger Sommerarbeit und einem stillen, weltfernen Schaffen im Winter ist zu Ende geträumt. Das Erwachen war bitter und schmerzlich. Ich kann nicht hindurch. Wie eine Mauer stehn die Gesetze zu beiden Seiten des Weges. Vor mir versperrt die Not den Ausblick. Will ich ehrlich bleiben, dann gehe ich zugrunde an Besitz und Körperkraft, und — zum Schwindeln muß man Talent und Nerven haben.

Nun frage ich mich: muß das alles so sein? Wieviel tausend Jahr hat nicht der deutsche Bauer das deutsche Land bebaut! Ein starkes, stolzes und gesundes Geschlecht erwuchs auf dem Lande. Frei, fromm und freudig tat der Landmann seine Pflicht. Unsere Zeit ist hart. Sie soll das Ackerland für eine lichte Zukunft werden. Aber die Menschen vernichten selbst so viel Werte und machen alles seelenlos und starr. Ist es nötig, daß Lasten über Lasten auferlegt werden? Wo sollen wir das Brot hernehmen, wenn nicht aus der heiligen Muttererde unseres Vaterlandes? Und welche Hände sollen uns das Land bebauen, wenn es nicht kraftvolle, fleißige und tatenfrohe Hände sind? Aber alle Freudigkeit wird nach und nach ausgelöscht, alles Gute wird durch Verständnislosigkeit getötet. Wo ist der Mann, der den Sinn unserer Tage richtig erfaßte, der des Wortes Bedeutung wahrhaft anwandte: der Geist macht lebendig, der Buchstabe tötet. Gesetze müssen für lebendige Menschen gemacht werden, nicht nur in der Theorie gut anzusehn, sondern den Forderungen des Tages entsprechend. Wir sollten in unserer Zeit alle das Höchste, jeder auf seine Art, an seinem Platz leisten. Aber nur in freier Tat entwickelt sich diese Höchstleistung. Was soll aber aus der deutschen Landwirtschaft werden, wenn der Landmann wie ein Feind des Landes ständig kontrolliert und eingeengt wird? Nur in einem hat der Bauer die Macht und den Gewinn: im Wucher. Der macht ihn aber herzlos, roh und schlecht. Und mit ihm werden es seine Kinder.

Daß sich ein neuer Weg fände, allen Anforderungen gerecht zu werden! Unser Vaterland muß trotz aller Feinde draußen und drinnen einer großen und starken Zukunft entgegengehn, und in keinem Stande darf die Begeisterung, sein Bestes zu geben, niedergetreten werden.

Gegenwart · Von Ernst Hauck

Welch unerhörte Dinge, die da reifen!
Kein Maß von gestern taugt, sie zu begreifen.
Ein allgewaltig Schicksal zielt und plant.
Es kämpft das Heldische mit dem Gemeinen
Den fürchterlichsten Kampf ... Die Sterne weinen.
Die Sonne blutet. Götterdämm'rung mahnt.



Immortellen

Von Otto zur Linde

Im niedrigen, schweren Gefäß, das blau glasiert auf breiten Fußhörnern steht, ein Immortellenstrauß.

Das tönerne, niedrigwuchtende Gefäß wie ein Totenaltar, die Hörner des Altars nieder am Boden, der dicke, breit-niedrige Immortellenstrauß wiederholt den schweren, todgeweihten Rhythmus.

Schaut dein Auge nah auf den Strauß, dann wird's dir wie Sterne zu Haufen gedrängt, um zu sterben. Oder wie die wunderkristallene Pracht des Winterwalds, als wenn ein schwerer Spruch drüber gesprochen wäre, daß hier versammelt sei Pracht und Sterngehäuftheit, nur um zu sterben, nur um vom Tode zu zeugen, unsterblicher Zeuge des Todes.

Was zu dichtgedrängt ist, muß sterben. Was nicht Platz hat, muß gehn. So kränzen wir unsere Toten mit den Blumen der Unsterblichkeit.

Über Winter strohern wurden die Immortellen. Aber ihre Blüten sind eine Pracht im dauernden Tod. Das dunkeldumpfe Gelb! Sind sie versteinertes Leben? Sind sie wundervoll ziselierter Tod?

Stecke dein Gesicht tief in die Immortellen. Ein Duft noch immer, der verläßt sie nicht. Der Duft des dauerhaften Welkens. Die Immortellen sind die Herzen, die gestorben sind, aber nicht tot sein können.

Stecke dein Gesicht tief in die Immortellen. Laß aber dein Auge noch über die Strohblumenköpfe gehn. So wirst du sehn ein unendliches Glitzern wie von erloschenen Sternen, die noch leuchten in Hades stygischen Gefilden, die umkränzen die Kammern des Todes mit Leben, die noch die Schatten der Welt mit Lichträndern umziehn.

Schau in die Sterne der Immortellen. Die krause Lieblichkeit einer Täuschung überfällt dich, zahllose Zacken geformt und Räderchen und Streusterne und die endlose Wiederholung eines unendlichen Formengesetzes.

Sterne und Büschelchen, und liebliche Kelchschüsselchen, und ein Filigran der Formen, wie ein Reichtum, dem Toten mit ins Grab getan. Wie ihn zu trösten mit Formenspiel für die Farben des Lebens, wie ihn zu umblühn mit den Wundern der Sternenwelt in der unteren Nacht, und ein Duft, welksüß, der nicht stark genug ist, dem Tode Leben zu hauchen, und der doch stark genug, um ihn zu umschweben mit wehem Sehnen nach Blut und Sonnensaft.

So muß es sein, wenn im Weltwinkel erfroren eine Erde still steht, und aus ihren Formen des Lebens noch in den kosmischen Tod hinein ein Ahnen geht von unermeßlichem Reichtum der Sonnenkraft.

Ist alle Unsterblichkeit ein Strauß Immortellen? Kann er nur von einem gelebten Leben erzählen? Ist alle Unsterblichkeit ein Hinüberretten der Form? Ist das Leben doch grausamer als der konservierende Tod?

Leben verdrängt Leben. Der Tod, der unsterbliche, schüttet die Formen

des grausamen Lebens als Schätze auf in seinen Kammern. Und bewahrt sie. Und dann sind die Toten die Pilger zum Altar.

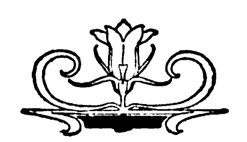
Stecke dein Gesicht tief in die Immortellen und träume. Träume den Traum, wenn du nicht mehr wirst sein. Dann ist um dich dein Leben ein Kranz von Immortellen, dann zähle und bewahre die Sterne deiner Erdenbahn.

Stecke dein Gesicht tief in die Immortellen.



Blauer Wandrer · Von Robert Walter

Aus blasser Frühe Tor hebt sich der Herbst,
jung wandelnd noch, im Feld kinderhaft strauchelnd,
mit Schwalbenflügen zwitscherleicht umspielt,
der Augen Quell von Bläue überfließend.
Von seines Wanderns hohem Stabe nickt
die rote Traube Wein. Er singt am Hange
das goldne Ährenlied, vom Gartenhage
den trunknen Wespenspruch. Er summt am Rain
den fetten Hamstervers und lacht vom Walde
holztaubenlustig übers Spiel der braunen
Eichkatzen, die um seine Arme jagen.
Die Aster winkt im Bauerngarten: Raste!
Die Georgine fällt aus seiner Hand.
Er neigt sich übern morschen Zaun und horcht
den ausgesungenen Vögeln nach. Er staunt
den Schläfer Sommer an im Rosenbeet.
Und stupft ihn mit der Traube an den Mund:
Wach' auf und iß! Der Schlummerer seufzt im Schlafe.
Ein Bienenschwarm entfliegt aus seinem Traum.
Sein Blick glänzt auf in satter Lust, und perlend
träuft ihm der Tau von sonnenmüder Wimper.





Kronprinzentragödie

Die letzte Monarchie sank ins Grab. „Ich unterscheide zwischen Monarchie und Republik auf der Linie, wo der König durch das Parlament gezwungen werden kann ad faciendum, irgend etwas zu tun, was er aus freiem Antrieb nicht tut." So Bismarck im Jahre 1884 zum Deutschen Reichstage. Also die letzte Monarchie sank ins Grab.

„Der Lebende hat recht." Wirklich? Die meisten Menschen werden doch wohl an der Gruft eines Entschlafenen sein Recht und sich im Unrecht fühlen.

Und unsere tote Monarchie? Zurzeit muß man sagen, daß unser Volk noch nicht zur klaren Erkenntnis dessen gekommen ist, was es dieser Monarchie verdankt. Aber ein dunkles Ahnen wenigstens lebt in der Seele unseres Volkes. Leider aber hat eine ins Abstrakte verirrte Schulbildung diesen wertvollen Keim nicht zu einem klaren Bewußtsein entwickelt. Die wenigsten können sich deshalb Rechenschaft darüber geben, warum sie dieser Persönlichkeit zustimmend, jener ablehnend gegenüberstehen, dieses Ereignis verurteilen, jenes preisen. Das zeigt sich vielleicht am deutlichsten in der Stellungnahme zu dem Konflikt zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne. Die Sympathie ist hier wohl ungeteilt auf der Seite des Kronprinzen. Aber warum? Ist hier wirklich nur weichherzige Gefühlsduselei wirksam? Nein, es ist letzten Endes Dankbarkeit gegen den, der, vorbehaltlos sich einsetzend, dem Sturm des väterlichen Zorns sich preisgab. So wurde der Widerstreit zwischen der alten und der neuen Zeit im Schoße der königlichen Familie ausgetragen, und dieser ehrliche Austrag ersparte dem Staate die schweren Erschütterungen, deren Opfer er geworden wäre, wenn der Kronprinz durch heuchlerisches Sichbeugen den Konflikt vermieden hätte. Die Konflikte zwischen dem Träger und dem Erben der Krone gehören also zu den wertvollsten Diensten, die das Herrscherhaus dem Staate leistet. Denn sie tragen dazu bei, daß dieser sich stetiger und ruhiger entwickelt. Zugleich auch geben sie dem Volke die beruhigende Gewißheit, daß den Monarchen noch die heilige Überzeugung von der Notwendigkeit des Herrschens beseelt, und daß der Kronprinz kein oberflächlicher maître de plaisir ist.

Aber nicht immer haben solche Konflikte mit einem Ausgleich geendet. Vielmehr hat sich mancher zu einer Tragödie gestaltet. So hauchte der reaktionäre Zarewitsch Alexei sein Leben unter den Knutenhieben seines fortschrittlichen Vaters Peter aus. Diese seltsame Verteilung der Rollen erklärt es wohl, daß die Allgemeinheit keine Teilnahme für diese Kronprinzentragödie bezeigt. Wie aber, wenn in dem Kronprinzen eine edlere, fortgeschrittene Weltanschauung einer in dem Monarchen verkörperten engherzigen, despotischen unterliegt? Man sollte meinen, daß in einem solchen Falle jenem die Sympathie der Menschheit ungeteilt und vorbehaltlos für alle Zeiten gesichert sei, jene Sympathie, die das Vorrecht der Mär-

tyrer einer edlen Sache ist. Aber selbst die — um mich so auszudrücken — Fürsprache eines der besten Dichter hat in einem solchen Falle nur vorübergehend werbende Kraft geübt.

Seinem Don Carlos freilich hat Schiller das Mitgefühl aller für die Dauer gewonnen. Aber, so belehrt uns die Forschung des 19. Jahrhunderts, der geschichtliche Don Carlos ist ein ganz anderer als der des Dichters. Ist dieser ein für Freiheit und Menschenrechte schwärmender idealer Tugendheld, so war jener ein bösartiger, gemeingefährlicher Narr und Idiot. „Zwischen Don Carlos und Philipp handelt es sich nicht um das Ringen zweier Weltanschauungen, zweier Generationen, wie bei Friedrich Wilhelm I. und seinem Kronprinzen Fritz. Don Carlos war von Anbeginn her ein Kranker, ein Schwachsinniger, dessen tolles und haltloses Treiben die Geduld seines Vaters jahrelang auf das grausamste quälte, und den kein König als seinen Nachfolger auf dem Throne eines Weltreiches, ja auf irgendwelchem Throne überhaupt hätte dulden können und dürfen.“ Dies im Jahre 1893 gefällte Urteil des Historikers Erich Marcks war für längere Zeit das Schlußwort eines dreihundertjährigen Meinungskampfes. Denn Schiller ist nicht der erste, der für den Infanten eingetreten ist. Angriff und Verteidigung haben vielmehr unmittelbar nach seinem Tode eingesetzt und mit wechselndem Erfolge die öffentliche Meinung beherrscht. Erst die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts machte diesem Hin und Her für längere Zeit ein Ende, indem sie vermöge ihrer „Voraussetzungs- und Leidenschaftslosigkeit“ und dank ihrer „vollkommenen Methode“ zu einem Ergebnis gelangte, das, vertreten von einem Marcks, der dem Könige Philipp wahrlich nichts schenkt, als ein gesichertes anzusehen war.

Wenn sich gleichwohl Historiker fanden, die sich bei diesem Ergebnis nicht beruhigten, so wird man mindestens ihren Mut bewundern müssen. So gab Richard Papprit in seiner Skizze „Don Carlos in der Geschichte und in der Poesie“ der ketzerischen Meinung Ausdruck, daß manche deutsche Historiker den Infanten „wohl zu einseitig“ beurteilt hätten. Es sei doch sehr fraglich, ob man ihn wegen seiner unleugbaren Nervosität für wahnsinnig oder schwachsinnig halten dürfe. Der Prinz sei ein Opfer der Herrschsucht und der Mißgunst Philipps geworden. Aber Papprit hat seine Arbeit im Jahre 1913 veröffentlicht. Wenn dagegen jetzt ein deutscher Historiker ein recht umfangreiches Buch der Don-Carlos-Frage widmet, erinnert das nicht stark an Goethe, der, als sich seines Volkes Schicksal entschied und alle Welt mit verhaltenem Atem dem Gange der Zeitgeschichte von der Katzbach nach Leipzig lauschte, „sich eigensinnig auf das Entfernteste warf“ und sich „mit ernstlichem Studium dem Chinesischen widmete“? Doch wohl nicht! Denn was sich vor 350 Jahren in Madrid abgespielt hat, hat gerade heute „aktuelles Interesse“. Nicht nur weil die Sterbestunde der Monarchie uns noch einmal die Bedeutung in die Erinnerung ruft, die ein Konflikt zwischen König und Kronprinz — natürlich nur in einer wirklichen Monarchie — hat. Nein! Der Ausgang jenes Zusammenstoßes zwischen Philipp und seinem Sohn hat entscheidend auf die Geschichte des spanischen Volkes gewirkt, ja auf das Schicksal Europas, der Menschheit bis in die Gegenwart hinein. Denn die Kronprinzentragödie vom Jahre 1568 ist auch die Tragödie des spanischen Volkes geworden: seine innere Entwickelung hat damals einen unheilbaren Bruch erlitten, und zugleich war der Verlust seiner Weltmachtstellung entschieden. Des Infanten weitherzigere Auffassung hätte das geistige Leben der Nation gefördert und die Niederlande, diese „im Herzen der Christenheit errichtete Zitadelle“, dem Reiche erhalten. So bedeutet der Tod des Don Carlos geradezu einen Wendepunkt in der Weltgeschichte: seine Sterbestunde ward die Geburtsstunde der angelsächsischen Weltherrschaft, die in diesen Tagen ihrer Vollendung entgegengeht, wenn das deutsche Volk sich nicht besinnt.

Es ist also keineswegs „das Entfernteste“, worauf sich Viktor Bibl mit der Abfassung seines Buches „Der Tod des Don Carlos“ „geworfen“ hat.

Aber auch ein auf den ersten Blick nur die historische Kritik angehender Ertrag seiner Forschungen rechtfertigt Bibl vor dem, der gerade in der Gegenwart auch von der Wissenschaft

nur praktische Arbeit geleistet wissen will. Es ist ihm nämlich gelungen, die Wertlosigkeit der offiziellen Berichte für die Lösung der Don-Carlos-Frage nachzuweisen. Damit ist aber das Ansehen der amtlichen „Berichte der Augenzeugen", die die Forschung seit Ranke so sehr hoch einschätzte, im allgemeinen schwer erschüttert. Denn das, was uns der jetzige Krieg enthüllt hat, „das unheimliche Walten der Lüge und Verleumdung im Wege der offiziellen und offiziösen Presse, die rücksichtslose Unterdrückung und Verschleierung der Wahrheit mit den natürlichen Begleiterscheinungen, der Verwirrung der öffentlichen Meinung und der Unsicherheit der Nachrichten", wird durch das Ergebnis der objektiven Durchforschung eines neutralen und zeitlich fern liegenden Gebiets bestätigt. Mithin kommt Bibls Buche in dem Kampfe zwischen Lüge und Wahrheit, der noch auf lange hinaus die Völker erschüttern wird, eine große Bedeutung zu. Zugleich aber lernen wir die schließlich doch selbstmörderische Wirkung der Lüge kennen. „Wenn Spanien sich rührt, so zittert die Erde." So hieß es einst. Und heute? Durch Philipps Lügensystem unheilbar vergiftet, ist Spanien in solche Ohnmacht gesunken, daß es nicht einmal den „Schandfleck", das englische Gibraltar, von seinem Gewande tilgen kann. Mag drum auch aus diesem Kriege die Lüge siegreich hervorgehen, einst werden auch die am Boden liegen, die heute mit ihrer Hilfe ihre verzweifelte Sache gerettet haben, am Boden — so hoffen wir — vor unserm leidgeprüften, aber geläuterten Volk.

Schon der erste offizielle Bericht von dem Ende des Don Carlos stellte die Zeitgenossen vor ein Rätsel. Er sei in der Nacht vom 18. auf den 19. Januar 1568 in Gegenwart seines Vaters verhaftet, seine Papiere seien beschlagnahmt worden, hieß es. Einige Monate später kam dann die Nachricht, daß der für die Welt bereits Abgeschiedene nunmehr wirklich gestorben sei. Die dann folgenden offiziösen Ergänzungen aber der äußerst magern, die Neugierde reizenden und das Gerede geradezu herausfordernden offiziellen Berichte trugen um so weniger zur Aufklärung des Geheimnisses bei, als sie offenbar weniger dieser als vielmehr der Beschwichtigung dienen sollten. Es bedurfte also gar nicht der mehr oder weniger auffallenden Widersprüche innerhalb der offiziellen Darstellung selbst sowie zwischen dieser und der offiziösen, um alle Urteilsfähigen stutzig zu machen. Während nämlich offiziell versichert wurde, daß der Prinz nur wegen „Verstandesmangels" sozusagen in Schutzhaft genommen worden sei, in dieser dann aber — übrigens bei der strengsten Überwachung — infolge seiner unvernünftigen Lebensweise selbst den Keim zu seinem Tode gelegt und diesen dann wie ein Heiliger erlitten habe, ließ man durch die Höflinge und die Gesandten von allerlei Vergehen erzählen, von Verbindung mit den Rebellen und den auswärtigen Feinden, von ketzerischen Neigungen, von einem Anschlag auf das Leben seines Vaters und einem Fluchtplan. Dieser Verfehlungen sollte sich der Prinz freilich nur im Zustande der Geistesverwirrung schuldig gemacht haben.

Angesichts dieses Verhaltens der spanischen Regierung wäre es geradezu unverständlich gewesen, wenn die Feinde Philipps sich dieses Gegenstandes nicht bemächtigt hätten. In der Tat haben denn auch bereits im Jahre 1570 vertriebene Holländer in einer dem Kaiser überreichten Bittschrift Don Carlos als ein Opfer der Inquisition bezeichnet. Wilhelm von Oranien hat dann Philipp geradezu der Ermordung des eigenen Sohnes beschuldigt.

Da nun die Leidenschaften und Stimmungen, die zur Zeit Philipps die Welt beherrschten, noch lange nachzitterten, so ist es erst spät zu dem Versuch gekommen, vorurteils- und leidenschaftslos den Tatbestand festzustellen. Bis dahin aber hat sich der Gegensatz der Auffassungen eher verschärft als gemildert. Während die Verteidiger des Königs das Bild Karls bis zu dem eines gemeingefährlichen Idioten oder — uneingedenk der offiziellen Behauptung seiner Unschuld — bis zu dem eines gewissenlosen Verbrechers verzerrten, wurde er unter den Händen der Gegner seines Vaters zur Zeit der Aufklärung zu einem Märtyrer der Gewissensfreiheit. Wenn in diesem Kampfe Frankreich das klassische Land des (um mich so auszudrücken) Karlismus geworden ist, so erklärt sich das für die erste Zeit aus dem politischen Gegensatz gegen die Habsburger, während später der Gegensatz der Weltanschauungen wirksam war. Und

gerade der Haß der Aufklärung gegen Philipp als den verkörperten Gewissenszwang hat die stärksten und nachhaltigsten Wirkungen ausgeübt, da ihre Auffassung sogar die Dichtkunst auf die Schanzen rief. Denn als auch diese in einem Roman des Abtes Saint-Réal und gar in dem Drama Schillers für Don Carlos Partei ergriff, schien alle Mühe um einwandfreie Feststellung des Tatbestandes umsonst zu sein. „Alle kritische Arbeit historischer Forschung", so klagte Maurenbrecher noch 90 Jahre nach dem Erscheinen von Schillers Drama, „bleibt ohnmächtig gegenüber den Dichtungen gottbegnadeter Lieblinge der Menschen. Mit unüberwindlicher Macht bannt das Dichterwerk Geist und Seele der Menschen in eine bestimmte Vorstellung hinein; es läßt sie nicht los und zwingt immer wieder dieselbe Vorstellung den Gemütern auf."

Gleichwohl hat Ranke es unternommen, mit der Kraft seiner ruhigen Objektivität die Leidenschaften fast dreier Jahrhunderte beiseite schiebend, den trübe fließenden Quellen die lautere Wahrheit, „wie alles gewesen", abzuringen. Aber seine im wesentlichen auf ein Non liquet hinauskommende Untersuchung, in der Licht und Schatten gleichmäßig auf den König und den Prinzen verteilt sind, spornte wohl zu weiteren — übrigens erfolgreichen — archivalischen Forschungen an, hat jedoch nicht die parteimäßige Gehässigkeit völlig und auf die Dauer aus dem bald wieder entbrennenden Kampfe der Meinungen zu bannen vermocht. Trug doch der aus einem Verteidiger des Infanten zu einem solchen des Königs gewordene Maurenbrecher kein Bedenken, seinen Gegner Adolf Schmidt konfessioneller Voreingenommenheit zu zeihen!

Schon diese kurze Darlegung des Problems und dieser gedrängte Überblick über die Geschichte seiner Erforschung zeigt, welch schwierige Aufgabe sich Bibl mit seiner endlichen Lösung gestellt hat. Wie verzwickt die Dinge liegen, erhellt aber vielleicht noch mehr aus der überraschenden, unbegreiflichen Tatsache, daß nicht einmal die wiederholten Besichtigungen der Leiche des Prinzen ein übereinstimmendes Ergebnis gehabt haben — wenigstens nach den uns vorliegenden Berichten. Bald nach seiner Ankunft in Spanien ließ Philipp V. in Begleitung seines Vertrauten de Louville den Sarg öffnen. Nach dem Bericht des Herzogs Louis von Saint-Simon wurde damals der Kopf des Prinzen abgetrennt zwischen den Beinen liegend vorgefunden. Diese Anordnung läßt auf Hinrichtung schließen. Dagegen fand im Jahre 1795 ein französischer Oberst das Haupt an der richtigen Stelle, und in demselben Jahre will ein Spanier die Leiche bis auf die natürlichen Veränderungen unversehrt gefunden haben, während der französische Graf Miot de Melito wieder behauptet, bei einem Besuche der Gruft den Kopf in der Hand gehabt und den Eindruck erhalten zu haben, daß er „abgeschnitten" worden sei. Sonderbare, unbegreifliche Widersprüche! Der Versuch, ihnen zum Trotz Licht in das Dunkel zu bringen, setzt eine außerordentliche Willenskraft voraus.

Auch das kennzeichnet die Schwierigkeit des Problems, daß sich die Gegner zuweilen auf dieselbe Quelle berufen. So wird der kaiserliche Gesandte am Madrider Hof in der kritischen Zeit, Adam Freiherr von Dietrichstein, von beiden Parteien als Schwurzeuge ausgespielt.

Für Bibl lag noch eine besondere Schwierigkeit persönlicher Art darin, daß sein Lehrer, Max Büdinger, ebenfalls an dem Streit sich beteiligt und dabei für König Philipp Partei ergriffen hatte — so uneingeschränkt freilich und so einseitig, daß der Widerspruch geradezu herausgefordert wurde. Gleichwohl aber war es gerade für einen anhänglichen Schüler, wie Bibl es offenbar ist, nicht leicht, seinem einstigen Lehrer entgegenzutreten.

Das aber tut Bibl. Denn seine Forschungen haben ihm die Überzeugung aufgezwungen, daß Don Carlos das Opfer einer ausgesprochenen Kronprinzentragödie ist. Als Herausgeber der Familienkorrespondenz Kaiser Maximilians II. hat Bibl über ein Jahrzehnt lang wertvolles Material sammeln können, auch aus Archiven, die man zur Lösung des Problems noch nicht benutzt hatte. Vor allem aber hat ihn der Weltkrieg mit seinem Ratten-

König von amtlichen Lügen und Verleumdungen auch die schon benutzten „originalen" Berichte der „Augenzeugen" mit anderen Augen, als bisher üblich war, ansehen lassen. Mit dieser Selbständigkeit gerade gegenüber dem seit Ranke so hoch geschätzten amtlichen Quellenmaterial verbindet er eine umfassende, gründliche und sichere Beherrschung der Don-Carlos-Literatur. Was das bedeutet, versteht man erst, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese Literatur ein Werk von viertehalb Jahrhunderten ist, an dem Deutsche, Spanier, Italiener, Franzosen, Engländer, Amerikaner, Belgier, Historiker, Dichter, Psychiater und Laien gearbeitet haben.

Don Carlos entwickelte sich in seiner Kindheit sehr langsam, gedieh dann aber zu einem in den Wissenschaften und im Waffendienst tüchtig geschulten Jüngling. Die Spanier erwarteten Großes von ihm. Auch sein kaiserlicher Großvater hatte Wohlgefallen an ihm, wenngleich sein stürmisches Wesen ihm auf die Nerven gefallen zu sein scheint. Diese Wildheit, zum Teil die Folge einer falschen Erziehung, ist ihm verhängnisvoll geworden. Denn, wie der kaiserliche Gesandte Dietrichstein einmal berichtet, „was er ums Herz hat, das sagt er frei und unverhohlen". Das aber war am Hofe Philipps II. eine sehr gefährliche Neigung, zumal wenn man etwa „den Verstand nicht zum rechten brauchen wollte". Und dieser Vorwurf wurde schon früh wider den Prinzen erhoben. Uns muß er freilich seltsam berühren, wenn wir Aussprüche Karls hören, die von Witz und Schlagfertigkeit zeugen. Als er einst, wie die Etikette vorschrieb, seinem Vater beim Mittagessen zuschaute, dabei aber gegen die Etikette sich an eine spanische Wand lehnte, fiel er mit dieser um. Der Vater schalt. Der Prinz aber sagte mit einem wehmütigen Blick auf die umgefallene Wand: „Nichts als Hofstützen! Sie sind alle gleich falsch." Was für eine Bewandtnis hat es demnach mit dem falschen Gebrauch des Verstandes? Schiller beantwortet diese Frage mit genialer Einfachheit, wenn er Domingo von dem Prinzen sagen läßt: „Er denkt!" Das aber war freilich in Philipps Umgebung ein sündhafter Mißbrauch des Verstandes. Schon über den Dreizehnjährigen erhebt sich ein geheimnisvolles Raunen und Wispern unter den hohen Verwandten und den ihren Verstand „richtig" gebrauchenden Erziehern wegen seines „Schwachsinns", seines „beklagenswerten Mangels an Fortschritten", wegen seiner „Indisposition". Und diese Klagen nehmen mit den Jahren zu. Hinter ihnen aber haben wir nichts anderes zu suchen als das Entsetzen über die von der väterlichen abweichende politische und religiöse Auffassung des Prinzen. Da sich nun Philipp viel zu sehr als Vorkämpfer kirchlicher und politischer Unduldsamkeit fühlte, als daß er sein Werk durch einen anders denkenden Thronfolger hätte gefährden lassen, so war Karls Schicksal besiegelt, sobald sich herausstellte, daß sein „Schwachsinn" unheilbar war, d. h. daß alle Bekehrungsversuche vergeblich waren. Natürlich mußte jeder „Eklat" vermieden werden, damit der gute Ruf des Herrscherhauses keinen Schaden erlitt, auch die Rebellen keine moralische Stärkung erfuhren. Es hieß also das Ende des Prinzen von langer Hand vorbereiten. Und das war ja ohnehin das Lieblingsverfahren des tückischen, hinterhältigen und feigen Königs. So wurden denn dem jungen Adler die Flügel gestutzt. Heiratspläne wurden nicht kurzerhand erledigt, sondern jahrelang hingezogen, um schließlich fallen gelassen und durch einen mit einer alten Tante ersetzt zu werden. Ebenso wurden die Wünsche des Prinzen, sich politisch zu betätigen, vernichtet — aber, versteht sich, nicht mit einem raschen Zuge, sondern durch langsame Abdrosselung. So trieb der Vater seinen Sohn in einen Zustand chronischer Verzweiflung hinein. Der unerträglich gewordenen Lage hat sich Don Carlos dann, wie es scheint, durch Flucht entziehen wollen. Da diese aber allen Feinden des Systems Philipps den ersehnten Führer gegeben hätte, so wurde sie durch Verhaftung vereitelt. Ein halbes Jahr später ist Don Carlos — — „gestorben", nach dem offiziellen Bericht am 24. Juli 1568, morgens 1 Uhr.

Philipps System war gerettet, und Spanien wankte dem Grabe zu.

Professor Hans Haecke



Die englische Arbeiterschaft, die Internationale und der Weltkrieg · Von einem Auslanddeutschen

Man hört so oft und ganz besonders im jetzigen Augenblick wieder nicht bloß in unteren Volksschichten, sondern selbst in Kreisen, die besser orientiert sein sollten, die hämische Behauptung: dieser unglückselige Krieg, der nun schon im fünften Jahr nicht bloß ganz Europa, sondern mehr oder minder wieder den ganzen Erdball in Blut und Feuer taucht, sei lediglich von den oberen Klassen, insbesondere von der Großfinanz und Großindustrie entfacht worden und werde von eben diesen Kreisen stetig im Gang gehalten, während die breiten Massen der Bevölkerung, die Arbeiterschaft, in allen Ländern und auch bei unserem Erzfeind England durchaus keine nationale Animosität hege, den Krieg aufs äußerste verabscheue und lieber heute wie morgen mit uns wieder in Fried' und Freundschaft leben möchte. — Diesen Unverbesserlichen, die jeder besseren Belehrung sich hartnäckig verschließen, weil dieselbe eben nicht in ihren Kram paßt, die fortwährend von Verständigung und Versöhnung, von Völkerbund und Völkerverbrüderung träumen und faseln, möchte ich an der Reihe nackter, unbeugsamer Tatsachen die Unmöglichkeit der Erfüllung ihrer Träume zu Gemüt führen und ihnen den Beweis erbringen, daß gerade in England, das nicht bloß der geistige Urheber des Weltbrandes ist, sondern die Macht, die seit mehr als zwei Jahren denselben gegen den Willen selbst ihrer eigenen Verbündeten im Gang hält, die breiten Massen des Volkes, die organisierte Arbeiterschaft, den Krieg nicht nur gewollt, sondern in der kritischsten Phase das einzige Mittel zur erfolgreichen Fortsetzung desselben der Regierung selbst in die Hand gegeben hat und heute noch geschlossen für Fortsetzung des Krieges bis zum bitteren Ende einsteht.

Wer auch nur besuchsweise, aber mit offenen Augen und Ohren in England gewesen ist, wird sich diesen Eindrücken kaum haben verschließen können; wer, wie ich, 20 Jahre unter Engländern verlebt hat, wird die Überzeugung bekommen haben, daß es keinen Kompromiß, kein Zusammen-, ja nicht einmal ein Nebeneinanderexistieren zwischen Deutschland und England geben kann, solange der englische Volkscharakter derselbe bleibt, der er seit Jahrhunderten war und heute ist. Das Grunddogma des Engländers ist: daß er einer „auserwählten Nation" angehört, die den „göttlichen Beruf" erhalten hat, die Welt zu regieren und alle anderen Völker nur „nach englischer Fasson selig werden" zu lassen; wenn sie sich diesem „Glück" entgegenstellen, müssen sie eben niedergetreten oder ausgerottet werden; es ist durchaus kein Zufall, daß in der englischen Sprache die erste Person I = ich groß, alle andern klein geschrieben werden, es liegt darin eine Verkörperung, ich möchte sagen eine Apotheose der Selbstsucht!

Einer der ersten Vorkämpfer des britischen Imperialismus, Sir Charles Dilke, hat in einem Päan auf die britische Welteroberungssucht die zynischen Worte gebraucht: „niemand hat es so gut verstanden wie wir, andere Nationen zum Aussterben zu bringen". — Diese durch jahrhundertelange, sorgfältige Erziehung in Familie, Schule und Kirche dem englischen Volk unauslöschlich tief eingeprägte Überzeugung seiner Superiorität über andere Nationen, seines gottgewollten Rechtes auf alleinige See- und Weltherrschaft, verbunden mit einer maßlosen Selbstsucht, Habgier und Hinterlist, die selbst die schmutzigsten Machinationen mit dem Mantel scheinheiliger Heuchelei zu decken weiß, hat das zuwege gebracht, was wir das „moderne England" nennen: ein Fluch der Welt, eine Geißel der Nationen.

England war einstmals „the workshop of the world"; der englische Arbeiter hatte sich ein Jahrhundert hindurch und noch länger an ein bequemes Schlaraffenleben gewöhnt und wurde nun seit den 70er Jahren unbequem darin gestört und zwar hauptsächlich durch deutschen Wettbewerb. Die bloße Tatsache des erfolgreichen Wettbewerbs genügte vollständig,

um den unversöhnlichsten und blutigsten Haß zu entfachen. Das zweite Wort im Munde des englischen Arbeiters ist der „dirty foreigner", „der dreckige Ausländer"; für den Deutschen genügt aber dieses Beiwort nicht einmal, es wird zu bl.... und f... gegriffen, Worte, die nur der englischen Sprache eigen und so ungeheuerlich schmutzig sind, daß sich ihre Wiedergabe von selbst verbietet, die aber trotzdem nicht bloß beim englischen Arbeiter, sondern selbst beim sog. „gebildeten" Engländer dem Deutschen gegenüber seit Jahren an der Tagesordnung gewesen und auch von George V. einmal im „Savage-Klub" in London laut gebraucht worden sind.

In seiner eigenen verlotterten Bude den Hebel anzusetzen, um den steigenden Forderungen des Weltmarkts gerecht zu werden — das wäre von John Bull zu viel verlangt! — Mit echtem Diebes- und Räuber-Instinkt ging man sofort ans Werk, den unbequemen Konkurrenten einfach aus dem Weg zu räumen; es wiederholt sich ja bei uns nur, was England seit Jahrhunderten an Portugal, Spanien, Frankreich, Holland, Dänemark und andern gesündigt hatte. — Der deutsche Arbeiter leistete mehr und Besseres als der Engländer; die deutsche Industrie begann infolgedessen die englische vom Weltmarkt zu verdrängen, ja sogar im eigenen Lande in gefährlichen Wettbewerb zu treten. Der englische Fabrikherr sah sich genötigt, deutsche Methoden einzuführen, und da sein eigenes faules Gesindel dafür nicht zu haben war, mehr und mehr deutsche Arbeitskräfte ins Land zu ziehen. Alsbald erging die Losung: „down with Germany" (nieder mit Deutschland)! — Daß ein Vernichtungskrieg das einzige Mittel dazu biete, das sagte dem englischen Volk die Jahrhunderte alte „Erbweisheit", die sich allmählich zum Instinkt ausgebildet hat und die im Parlament, von der Kanzel, vom Katheder, in der Tagespresse, wie im Roman und Bühnenspiel eifrig angeschürt und aufgepeitscht wurde. So schrieb Seely in den 90er Jahren: „Für England ist der Krieg eine Industrie, eine der möglichen Arten reich zu werden, das blühendste Geschäft, die einträglichste Kapitalanlage" — und zu Anfang unseres Jahrhunderts: „Für England war der Krieg von jeher eine Erwerbsquelle, ein Weg zum Reichtum, das beste Geschäft!" —

Die sehr angesehene und weitverbreitete Londoner Wochenzeitung „Saturday Review" brachte schon im Jahr 1897 in einem längeren Aufsatz über den gefährlichen Wettbewerb Deutschlands auf dem Weltmarkt und die Notwendigkeit, diesen Wettbewerb unmöglich zu machen, den denkwürdigen Passus: „Würde Deutschland morgen vom Erdboden vertilgt, so gäbe es übermorgen keinen Engländer, der nicht um ein Entsprechendes reicher geworden wäre." — Im Jahr 1909 erschien von einem hohen englischen Marineoffizier eine Broschüre, die von der Universität Oxford sogar preisgekrönt wurde; in ihr findet sich der Satz: „Wir bedienen uns jeder nur denkbaren Vorwände zum Krieg, dabei liegt aber stetig nur einzig und allein der Handel zugrunde, der nun einmal unser Lebensblut ist!" — Noch im Frühjahr 1917 (unmittelbar vor der Kriegserklärung Amerikas) brachte ein leitendes Neuyorker Blatt, das ganz gewiß keiner deutsch-freundlichen Gesinnung verdächtigt werden kann, den Satz: „This war was not made in Germany, but ‚made in Germany' is the cause of it" (dieser Krieg ist nicht in Deutschland gemacht worden, aber „in Deutschland gemacht" ist die Ursache desselben), und am Morgen nach der englischen Kriegserklärung brachte das damalige ministerielle Londoner Blatt „Daily Chronicle" einen von scheinheiliger Salbung triefenden Leitartikel: „The dawn of Britains greatest glory" (das Morgenrot von Englands höchstem Ruhm), um gleich tags darauf die Maske fallen zu lassen in einem mit fingerdicken Buchstaben über die ganze Breitseite überschriebenen Aufsatz: „How to catch German trade" (wie reißen wir den deutschen Handel an uns).

Das ganze englische Volk und ganz besonders die gesamte englische Arbeiterschaft war seit einer Generation systematisch gegen Deutschland verhetzt und von der Notwendigkeit der politischen und wirtschaftlichen Vernichtung desselben in einem Grade überzeugt worden, daß der Krieg, als er endlich ausbrach, nicht bloß ungeheuer populär, sondern ein Volkskrieg im vollsten Sinn des Wortes genannt werden mußte!

Der bekannte Arbeiterführer Tom Mann hatte mir unter Beistimmung verschiedener seiner Kollegen kurz nach Beendigung des Burenkriegs versichert: „Die englische Arbeiterschaft warte nur auf die Verwicklung Englands in einen europäischen Krieg, um sofort das Signal zur sozialen Revolution zu geben"; — der bekannte englische Sozialist und erfolgreiche Schriftsteller Harry Quelch hatte auf dem internationalen sozialistischen Parteitag in Jena im Herbst 1911 noch die Erklärung abgegeben: „Wir betrachten Britannien als eine Seeräuber-Macht, die mit Blut übersättigt ist und die ängstlich besorgt ist, irgend einen Teil unrecht erworbener Güter zu verlieren und die durch diese Angst in die schädlichsten und schändlichsten Bündnisse mit der reaktionären Autokratie hineingetrieben wird. Es gibt keinen Sozialdemokraten in England, der einen Finger erheben oder einen Groschen bewilligen würde, um die Unversehrtheit des mit Blut und Verrat gefestigten britischen Reiches aufrechtzuerhalten." — Jedoch die bloße Tatsache, daß es gegen den Arbeitskonkurrenten Deutschland ging, ließ alle diese Grundsätze und Beteuerungen im Sturm zerstieben und unvergeßlich werden jedem, der es miterlebt hat, die wütenden Kriegshetzen der Arbeiterpresse und der sozialistischen Straßenredner in den Londoner Parks in den ersten Kriegswochen sein, derselben Presse und derselben Volksredner, die noch kurz zuvor bei jeder Gelegenheit von salbungsvollen Worten gegen Militarismus und Kapitalismus und für Arbeiterweltverbrüderung usw. getrieft hatten. Wagte eine Zeitung anderer Meinung zu sein, so wurden ihre Geschäftsräume vom Mob unter polizeilichem Schutz geplündert und ihr ferneres Erscheinen für die Dauer des Krieges verboten (Globe, London) und ehrliche Leute, wie Philipp Snowden, die ihrer Überzeugung treu blieben, waren in ständiger Lebensgefahr.

Als dann im Jahr 1915 die russische Dampfwalze endgültig versagt hatte und man sich in Ententekreisen ernstlich mit Friedensabsichten trug, wußte John Bull das verglimmende Kriegsfeuer wieder neu zu entfachen durch die Versprechungen von ungezählten Armeen und ungezählten Millionen, die er 1916 gegen Deutschland in die Wagschale werfen wollte. — Und nun zeigte sich erst ganz, welche Rolle im Krieg die englische Arbeiterschaft spielte! — Die Erfüllung des Versprechens bedingte in erster Linie die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Die Stimmen im Parlament waren so ziemlich gleich geteilt zwischen: „Für und Wider"; der Ausschlag lag in den Händen der Arbeiterdelegierten (Independent Labour Party und Sozialisten). — Und diese Arbeiterdelegierten entschieden „für" und damit für die Verlängerung des Kriegs bis aufs Messer, bis zum Knock-out-blow! — Und wie damals Ende 1915, so die ganze Zeit hindurch und so noch heute! — Was konnte nur diese Sozialisten bewegen, einer beim ganzen Volk so tief verhaßten Maßregel, wie die allgemeine Wehrpflicht, durch ihre Stimmen und durch diese allein zum Sieg zu verhelfen? Was konnte diese roten Republikaner, die doch auch das scheinheilige Lügengebrüll: „Nieder mit dem preußischen Militarismus" auf ihre Fahnen geschrieben hatten, bestimmen, in dem einzigen europäischen Lande, das noch keinen Militarismus kannte, diesen in der denkbar schroffsten Form einzuführen und somit den Teufel durch Beelzebub austreiben zu wollen? —

Ein ganz einfacher Winkelzug der englischen Regierung, der aber eben nur deshalb möglich war, weil sie des tiefgewurzelten und unauslöschlichen Hasses ihrer gesamten Arbeiterschaft gegen alles Deutsche von vornherein versichert sein konnte! Man versprach den zu Ködernden drei Dinge, die völlig genügten, sie mit der kriegstollen Regierung durch dick und dünn, ja selbst bis in die Hölle gehen zu machen:

1. daß nach dem Krieg alle ausländischen Arbeiter (nicht bloß die deutschen) aus dem Lande verwiesen und nicht wieder zugelassen werden sollten;

2. daß durch Einführung unerhörter Zölle auf fertige Waren (manufactured goods) der deutsche Wettbewerb in England und seinen Kolonien für immer zur absoluten Unmöglichkeit gemacht;

3. daß durch internationale Ausschließung (boycott) Deutschlands von den Rohstoffen der Welt für eine Reihe von Jahren die deutsche Industrie erdrosselt, Deutschland gezwungen werden sollte, wieder ein Agrarstaat zu werden.

Der Köder zog, damit war ja das englische Faulheits- und Schlaraffenideal der hohen Löhne bei geringer Arbeit wieder einmal in greifbare Nähe gerückt! Und der Köder zieht noch heute; wer daran zweifelt, der lese nur die Reden, die ein Will Thorne, Crooks, Ben Tillet und vor allem Havelock Wilson Tag für Tag halten; ja selbst die Forderungen, die gemäßigtere Geister, wie Henderson, als unerläßliches Minimum für den Frieden mit Deutschland stellen zu müssen glauben.

An diesem tödlichen, unversöhnlichen Haß (oder Brotneid) gegen jeden Konkurrenten sind auch alle Versuche der Internationale, die Arbeiter der kriegführenden Staaten zu einem Gedankenaustausch zusammenzubringen, endgültig gescheitert und es ist die feine, aber bittere Ironie des Schicksals, daß auch die Entente-Sozialisten national scharf getrennt sind und, wiewohl im Augenblick durch den Haß gegen den gemeinsamen Gegner Deutschland zusammengekittet, sich untereinander ebenso gründlich und unversöhnlich hassen. Charakteristisch hiefür ist die Tatsache, daß in den letzten Monaten englische Arbeiterorgane immer wieder darauf hinweisen, daß mit einer bloßen Ausschließung der deutschen Arbeit nach dem Krieg der englischen Arbeiterschaft nicht gedient sein könne, daß dieselbe vielmehr auf der Erfüllung des Versprechens von 1915: „Ausschluß aller fremdländischen Arbeiter“ unentwegt bestehen müsse. „Britain for the British“ müsse hinfort die alleinige Parole sein; und die versteckten und offenen Ausfälle auf die glorreichen Verbündeten, Franzosen, Italiener und Belgier, wirken unbedingt tragikomisch; von einem Völkerbund will der englische Arbeiter nur dann etwas wissen, wenn er in demselben unbedingt „top-dog“ sein darf und alle andern nach seiner Pfeife tanzen müssen.

Wer angesichts dieser Tatsachen noch von Ausgleich, von Verständigung und Versöhnung zu sprechen wagt, der ist mehr als taub und blind und hat vor allen Dingen nicht die geringste Ahnung vom Volkscharakter und der Volksseele unserer Gegner, ein Mangel, der sich bei uns bis in die höchsten Kreise hinauf geltend macht und immer wieder zu dem schrecklichen Fehler führt, unsere Gegner mit unserem eigenen sittlichen Maßstab zu messen.

Es ist höchste Zeit, daß diesem gefährlichen und verderblichen Unsinn durch Aufklärung in weitesten Kreisen ein Ende bereitet wird. Dr. K. Sch.



Unser Prozeß Cassirer

Am 26. Oktober ist vor der Abteilung 149 des Königlichen Schöffengerichts Berlin-Mitte die Beleidigungsklage Paul Cassirer und Frau gegen Dr. Karl Storck und Gen. zur Verhandlung gekommen. Sämtliche Angeklagte sind freigesprochen worden, das Gericht hat in den angeklagten Artikeln lediglich eine berechtigte Kritik erkannt.

Außer einer kurzen Briefkastennotiz in Heft 22 des laufenden Jahrgangs, in der wir mitteilten, daß das Schöffengericht die Eröffnung des Verfahrens abgelehnt habe — das Landgericht hat sie dann auf Beschwerde hin angeordnet —, haben wir im „Türmer“ kein Wort über die Angelegenheit mehr veröffentlicht, auch nicht, als das Abgeordnetenhaus sich damit beschäftigte. Es schien uns unrecht, dem Spruch des Gerichtes vorzugreifen. Jetzt aber halten wir es für nötig, nochmals in Kürze auf die Angelegenheit zurückzukommen.

Im 1. Novemberheft 1917 hatte ich in einem Aufsatze „Die Triebkräfte unseres öffentlichen Kunstlebens“ usw. auf die auffällige Tatsache hingewiesen, daß vom Auswärtigen Amt

für die Veranstaltung einer Propaganda-Ausstellung deutscher Kunst in der Schweiz ausgerechnet Herr Paul Cassirer berufen worden war. Die kunsthändlerische Tüchtigkeit des Herrn sollte keineswegs in Zweifel gezogen werden, vielmehr war gerade dank ihr der Name Cassirer im Laufe der Zeit zu einem künstlerischen Programm geworden, das aber dem gerade entgegengesetzt war, dessen es für eine solche Propaganda-Ausstellung in der Schweiz bedurfte. Mit diesem Aufsatz in engstem Zusammenhang stand dann eine kurze Notiz „Abermals Herr Cassirer" im ersten Februarheft 1918, die feststellte, daß die Wahl der nach ihrer ganzen Vergangenheit für die Aufgabe einer deutschen Propaganda-Ausstellung ungeeigneten Persönlichkeit Cassirers sich bestraft gemacht habe. Dieser zweite Artikel ist zum Gegenstand der Klage gemacht.

Wer der Verhandlung im Gerichtssaal beiwohnte, mußte den Eindruck gewinnen, daß in dem Artikel vor allem die militärische Ehre und Zuverlässigkeit Cassirers in Zweifel gezogen worden sei, daß in ihm die Vorwürfe versteckt seien, Cassirer sei ein Drückeberger oder ein Refraktair, er simuliere zu diesen Zwecken Krankheit usw.

Nun ist in Wirklichkeit in beiden Artikeln auch nicht mit einer einzigen Silbe, nicht mit einer leisen Andeutung von irgendeinem militärischen Verhältnis des Herrn Cassirer die Rede. Ein unbefangener Leser kann überhaupt gar nicht auf den Gedanken an irgendein militärisches Verhältnis Cassirers kommen. Dazu müßte doch irgendwie und irgendwo eine Andeutung stehen, daß Herr Cassirer Soldat war oder sei. Wer aber zufällig davon wußte, mußte aus der Tatsache, daß davon in dem Artikel mit keiner Silbe die Rede war, doch höchstens zu dem Schluß kommen: „Na, militärisch scheint alles in Ordnung zu sein, andernfalls würde Cassirers Gegner das doch geltend gemacht haben." Wenn nun trotzdem von gegnerischer Seite geradezu der Schwerpunkt aufs Militärische verlegt wurde, so gibt es dafür nur zwei Erklärungen. Entweder wollte man sich durch dieses künstliche Hineindeuten des Militärischen eine Angriffsfläche schaffen, die mein Artikel sonst nicht bot, oder aber Herr Cassirer ist in dieser ganzen Sache so voreingenommen, daß er überall Angriffe und Andeutungen wittert. Die Anklageschrift gibt dafür einen eigenartigen Beleg, mit dem wir uns näher beschäftigen können, weil er zum Hauptpunkt unseres Angriffes gegen Cassirer führt.

Wir hatten behauptet, daß Cassirer sich durch seine offizielle Tätigkeit für die deutsche Kunst in der Schweiz nicht hatte abhalten lassen, eine Ausstellung französischer Bilder aus seinem Privatbesitz in der Kunsthandlung Tanner in Zürich zu veranstalten. Wer nicht über besondere günstige Beziehungen zum Auswärtigen Amte verfügt, steht jetzt vor fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, jede einzelne aus dem Auslande ihm zukommende Nachricht bis ins letzte hinein nachzuprüfen. Briefe, Manuskript-, ja sogar Korrektursendungen von unseren Mitarbeitern in der Schweiz und an sie haben oft Wochen gebraucht, bis sie ihr Ziel erreichten. Man sollte sich also nicht in ein einzelnes Wort verbeißen, wenn die Sache stimmt. Wenn man unter „Ausstellung" die Vorführung einer riesigen Sammlung oder eine besondere große Veranstaltung versteht, so war der Ausdruck Ausstellung für das, was in Zürich geschehen ist, vielleicht etwas hochgegriffen. Aber es kommt ja gar nicht darauf an, wie viele Bilder Cassirer bei dieser Gelegenheit in der Schweiz gezeigt hat, sondern daß überhaupt von ihm neben seiner offiziellen Tätigkeit für die deutsche Ausstellung noch eine andere Kunsttätigkeit für französische Kunst einherging, die irgendwie als „ausstellen" bezeichnet werden kann. Das aber ist, wie der Kläger selber in seiner Anklageschrift zugegeben hat, in sehr starkem Maße geschehen. Cassirer hat sich für die Ausstattung seiner Privatwohnung — sie war im Hotel Schwert —, in der natürlich alle kunstinteressierten Kreise verkehrten, diese nichtdeutschen Bilder aus seinem Privatbesitz schicken lassen, sie haben aus irgendeinem Grunde vor dieser Benutzung in der Ausstellung Tanner gestanden, wie es heißt „gegen die Wand", und sind von Herrn Tanner wichtigen Kunstfreunden gezeigt worden, außerdem hat das Berliner Geschäft Cassirers in dieser Zeit drei Auslandsbilder an Tanner zum Verkauf geschickt.

Ich hatte gefragt, wie Herr Cassirer es möglich gemacht habe, diese Bilder nach der Schweiz zu bringen. Nun werden wir belehrt, daß diese Bilderausfuhr ohne weiteres frei sei und daß es nur für die Einfuhr der Bilder nach Deutschland einer Erlaubnis bedürfe. Wie sich bei den Verhandlungen im Abgeordnetenhaus ergeben hat, sind auch Leute, die sich berufsmäßig mit politischen und volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigen, durch diese Tatsache sehr überrascht worden. Unsereins hat während des ganzen Krieges stets erfahren müssen, daß es fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete, auch nur ein kleines Paket an seine Angehörigen in der Schweiz zu schicken, wir werden von Amts wegen dauernd bestürmt, doch ja jede überflüssige Sendung zu vermeiden und die für vaterländische Transportzwecke notwendigen Mittel nicht zu belasten. Wenn aber Herr Cassirer Sehnsucht nach der Nähe seiner französischen Bilder empfindet, so macht das gar keine Schwierigkeiten, diese Kisten in die Schweiz zu bringen und gleichzeitig die Passierscheine für ihren Rücktransport nach Deutschland zu erhalten. Da Herr Cassirer ausdrücklich behauptet, daß die Absicht nie bestanden habe, jene Bilder aus seinem Privatbesitz in der Schweiz zu verkaufen, so kam für diese Sendung auch nicht die sonst immer geltend gemachte „Verbesserung unserer Valuta" in Betracht. Wenn man ihm also die Rückpassierscheine ohne weiteres aushändigte, so erkannte man damit an, daß für den Kommissar oder, wie jetzt gesagt wird, den „technischen Beirat" der deutschen Propaganda-Ausstellung in der Schweiz der Umgang mit seinen französischen Bildern eine unerläßliche Lebensbedingung sei, die dieser Luxusverbrauch unserer knappen Transportmittel gebiete.

Warum brauchte nun Herr Cassirer so dringend seine französischen Bilder? Was die Anklageschrift darüber erzählt, setzt eigentlich dem Ganzen die Krone auf. Man höre: In der Schweiz „sah der Privatkläger sich alsbald genötigt, sich gegen Angriffe zu wehren, die in tendenziöser Weise von Gegnern Deutschlands ausgingen Vor allem erfuhr der Privatkläger, daß in der Schweiz herumerzählt werde, er hätte seine in allen Kunstkreisen seit Jahrzehnten bekannte künstlerische Überzeugung weggeworfen und wäre sozusagen auf künstlerischem Gebiet Chauvinist geworden". Hierzu sei ihm „schlauerweise" auch sein Militärdienst verwertet worden. „Dem Privatkläger hatte es zwar ferngelegen, sich mit dieser ihm selbstverständlichen Erfüllung vaterländischer Pflichten zu brüsten — — aber die Tatsache war immerhin von Deutschland aus auch in der Schweiz hinreichend bekanntgeworden und wurde, wie einmal die Ententefreunde alles gegen Deutsche zu wenden wissen, gegen den Privatkläger ausgenutzt." „Der Privatkläger hatte als eine höchst entschiedene und an ihrer Überzeugung festhaltende Persönlichkeit, die er ist, das dringende Bedürfnis, sich vor dem Verdacht eines unwürdigen, aus politisch einseitigen oder eigennützigen Gründen erfolgten Gesinnungswechsels zu wahren; zugleich mußte er wünschen, die Arbeit, die er aus eigenster Überzeugung, um für Deutschland Sympathien zu erwecken, begonnen hatte, nicht durch solche Treibereien gefährdet zu sehen. Dies war der wichtigste Grund, aus dem der Privatkläger sich einen Teil seiner Privatsammlung nach Zürich kommen ließ. Er wollte den Schweizer (nur den Schweizer? D. T.) Kunstfreunden, die mit ihm verkehrten, zeigen, daß er noch immer über Kunst so dächte, wie sonst."

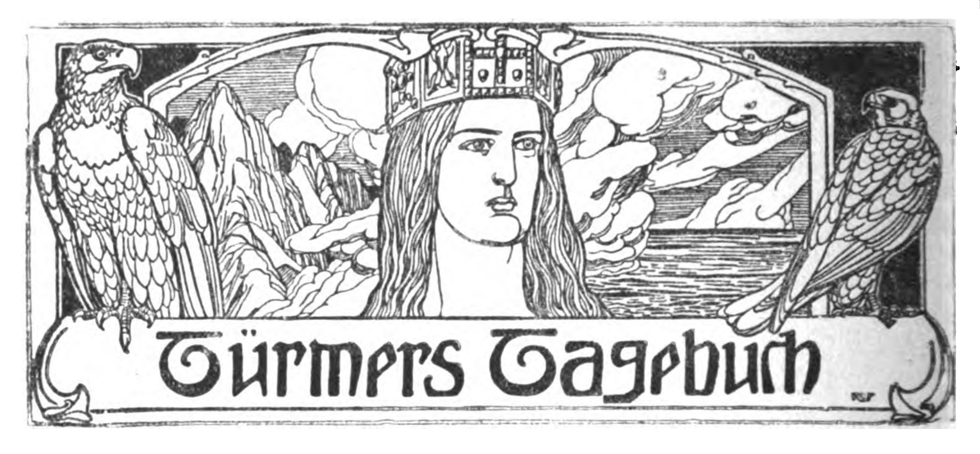
Ich gestehe offen, daß ich persönlich mir ja die Sache ähnlich erklärt hatte, daß ich mir aber niemals getraut hätte, Herrn Cassirer in so brutaler Form, wie er es hier selbst tut, der selbstsüchtigsten Ausnutzung seiner Stellung in der Schweiz zu beschuldigen. Zunächst bestätigt die von Cassirer geschilderte Entwicklung, wie ungeeignet seine Wahl war und rechtfertigt also vollauf meinen Angriff gegen die Stelle, die diese Wahl getroffen hatte. Denn gerade weil seine Stellung zur Kunst seit Jahren fest umschrieben war, kam es zu diesen Redereien und Erklärungen für seine Wahl. Es sagte sich eben jeder vernünftige Mensch: die deutsche Regierung kann für diesen Posten diesen Mann nicht schicken, wenn er sich gegen früher nicht vollständig verändert hat. Denn die deutsche Regierung wird doch nicht den Vorkämpfer französischer Kunst zum Propagandisten für deutsche Kunst im neutralen Auslande machen, wenn dieser ihr nicht irgendwelche Garantien geboten hat, daß er jetzt eine andere Stellung einnimmt, als

früher. — Leicht möglich, daß man dabei auf Cassirers militärische Laufbahn als eine solche Garantie hingewiesen hat; denn sonst ist es doch vollständig unerfindlich, wie es auch den Ententefreunden einfallen könnte, gegen einen Deutschen auszunutzen, wenn er zur Verteidigung seines deutschen Vaterlandes zu den Waffen gegriffen hat. Das ist, wie Herr Cassirer selbst sagt, an sich etwas so Selbstverständliches, daß man entweder daraus keinen Vorwurf machen oder darin nur dann etwas Auffälliges finden kann, wenn der Betreffende früher eine Haltung zu Deutschland eingenommen hat, die ein solches Eintreten für Deutschland in der Stunde seiner Not nicht erwarten ließ.

Alles das zeigt, um es nochmals zu sagen, wie ungeeignet Herr Cassirer für diesen Posten war, denn er konnte sich nun nicht wie ein nach der Richtung hin unbelasteter Mann rückhaltlos der von ihm übernommenen vaterländischen Sache widmen, sondern mußte zunächst seine Person rechtfertigen. Das hielt er freilich nicht nötig gegen uns Deutsche, sondern gegen unsere Feinde. Er fühlte „das dringende Bedürfnis, sich vor dem Verdacht eines unwürdigen Gesinnungswechsels zu wahren und ließ sich deshalb einen Teil seiner Privatsammlung nach Zürich kommen“. In einfaches Deutsch übertragen bedeutet diese ganze Sache folgendes: Ich, Paul Cassirer, bin Kunstkommissar der deutschen Regierung und muß hier in der Schweiz eine deutsche Ausstellung machen. Daraus müßt ihr Schweizer und natürlich erst recht ihr Franzosen die Folgerung ziehen, ich hätte mich gegen früher völlig verändert und hätte in meiner Kunstgesinnung einen Wechsel vollzogen. Das fällt aber mir als einer „höchst entschiedenen und an ihrer Überzeugung festhaltenden Persönlichkeit“ nicht ein. Ich kann ohne französische Kunst so wenig leben, daß ich mir, wie ihr seht, für meinen kurzen Aufenthalt in der Schweiz in meine Hotelwohnung diese französischen Bilder kommen lassen mußte. Ich tat das, trotzdem die deutschen Chauvinisten natürlich darüber zetern werden, trotzdem unsere Verkehrsmittel so furchtbar überlastet sind, daß sie für private Bedürfnisse nicht in Anspruch genommen werden sollen. Für mich kommt es eben ausschließlich darauf an, euch allen zu zeigen, daß ich trotz meines Militärdienstes, trotz des Eisernen Kreuzes, trotzdem in meiner zu Kriegsbeginn herausgebrachten Zeitschrift „Kriegszeit“ in Meier-Graefes Aufruf das Gegenteil steht, derselbe geblieben bin, wie vor dem Kriege. —

Damit für heute genug. Die Chronistenpflicht gebietet noch die Mitteilung, daß am Schluß der Verhandlung Herr Wolfgang Heine als Verteidiger des Herrn Cassirer einen wütenden Überfall auf mich inszenierte, indem er aus einer in Heft 22, 1918 erschienenen Briefkastennotiz die Worte „durch die Verhimmelung des zahlungsfähigen Auftraggebers“ herausriß, das als einen „unanständigen“ Angriff auf seine Anwaltsehre brandmarkte und diesen Fall in Verbindung mit dem Artikel gegen Herrn Cassirer benutzte, mich als eine Art gewohnheitsmäßigen Ehrabschneider hinzustellen. Es wäre schlimm, wenn ich mich an dieser Stelle, wo seit bald zwanzig Jahren meine Arbeiten erscheinen, gegen diesen Angriff verteidigen müßte. Herr Heine kann den Schild seiner Berufsehre nicht blanker gehalten haben, als ich den meinigen. Ich stelle hier nur die ganzen Sätze jener Briefkastennotiz her, wobei ich gern zugebe, daß ich bei größerer Ruhe — die Notiz wurde auf der Reise geschrieben und ich bekam sie nicht zur Korrektur — das Wort „zahlungskräftig“ vermieden haben würde, weil ich eben grundsätzlich immer alles vermeide, was in einem sachlichen Streit etwas Persönliches hineinbringen kann. Die betreffenden Sätze lauten: „In einem gewissen Teil der Presse, aber auch im Abgeordnetenhause war reichlich laut verkündet worden, daß Herr Paul Cassirer gegen uns und jene Blätter, die unsere Kritik ‚seiner‘ deutschen Kunstausstellung in der Schweiz übernommen hatten, Klage angestrengt habe. Wir haben zu der vom Abgeordneten Wolfgang Heine geübten Art, seine Anklageschrift zu verbreiten, geschwiegen und damit gerechnet, daß bei allen Einsichtigen diese Schrift durch die Verhimmelung des zahlungskräftigen Auftraggebers und die Unterstellung niedrigster Antriebe beim Gegner sich ihre Verurteilung von selbst holen werde.“

Karl Storck



Ludendorffs tragischer Irrtum · „Ein Zentrum der Tatkraft“ · Nibelungennot · Unter welchem Zeichen? · Der Streit um des Kaisers Bart?

Wir sind tief herabgesunken aus stolzen Höhen, — so stöhnen wir. Ist das wahr? Wahr auch für unser Volk als Ganzes oder für eine Mehrheit unseres Volkes? Im ersten Aufstiege 1914 und solange noch die Auswirkungen dieses Siegfriedwunders währten, hätten wir das von uns behaupten dürfen. Jene Stimmung war so mächtig, daß sie nicht einmal die bleierne Schwere fühlte, die schon im Anfange sich an sie hängte. Dann aber fiel die herabziehende Umklammerung je länger, um so fühlbarer ins Gewicht. Unsere Heere mit ihren großen Führern erlahmten nicht in ihrem Fluge, sie stießen immer höher und weiter vor, aber die Heimat erlahmte, sie stieß nicht mehr mit, sie folgte ihnen nicht mehr, hatte Wichtigeres, Wohlfeileres und Einkömmlicheres zu tun.

Darum ist es nicht wahr, daß wir *jetzt* als Volk von stolzer Höhe herabgesunken sind. Wir sind längst von dieser Höhe herabgestiegen, wir haben schon seit langem die siegreichen Flieger, unser Heer und seine Führer, allein fliegen lassen, kaum mit anderem Gedenken, als daß sie eben gut genug sind, unsere häusliche Gemütlichkeit vor feindlichen Bomben zu schützen. Eine Mehrheit aber hat den Augenblick als günstig erachtet, diese Opferung zu nützen, um die Erfüllung eigener Wünsche unter Dach zu bringen. Nichts hat die Frage, ob die Wünsche an sich berechtigt waren, mit *der* zu tun, ob eine unwiderstehliche Notwendigkeit vorlag, ihre Erfüllung im Augenblicke höchster Lebensgefahr des ganzen Volkes übers Knie zu brechen. Unter keinen Umständen läßt sich diese Frage bejahen. Keine Freiheit, kein Recht im Innern ohne Freiheit und Recht nach außen! Daß wir auch nur diese Güter aus dem Krieg retten, darum handelte es sich in dem Augenblicke allein. Erst das Hemde, dann den Rock.

Die Absichten unserer Feinde kennen wir, — wer hat den Mut, sie zu leugnen? Aber man hat den Mut, die innere Unbefangenheit und Sicherheit der allein noch schützenden Heeresmacht zu verwirren, ihre geschlossene Disziplin zu lockern, die

Fackel der Zwietracht auch unter sie zu werfen. Daß dadurch in unverantwortlicher Vermessenheit die Lebensgefahr, in der wir alle ohnehin schweben, noch auf das äußerste gesteigert, die Abwehrkraft in dem gleichen Maße geschwächt wird, das leugne, wer die eiserne Stirn dazu hat! Auch unsere Brüder an der Front sind am Ende nur Menschen, wenn sie auch Übermenschliches schon geleistet haben.

Aber auch diese Tapferen hätten es nicht leisten können, wenn sie nicht einen leuchtenden Doppeladler über sich gesehen hätten, der sie von Sieg zu Sieg führte, dem sie, wie die Jagdstaffel ihrem Führerflieger, in Treuen folgten, weil sie das Vertrauen hatten. Ihr in der Heimat dürft euch rühmen, den einen der Adler „heruntergeholt" zu haben —: Ludendorff! Nicht der Feind, ihr in der Heimat! — Ehre, dem Ehre gebührt! An Hindenburg konntet ihr, wagtet ihr euch noch nicht heran, und so beruhigt ihr jetzt das Volk: Hindenburg ist ja noch da. Ja, Gott sei gedankt, er ist noch da, und Gott erhalte ihn uns noch lange! Aber was ihr Hindenburg in tiefster Seele angetan, was ihr ihm genommen habt, danach fragt ihr nicht; er wäre auch der Letzte, es euch zu sagen! Aber — das Lied vom Kameraden —: „Als wär's ein Stück von mir." Zwei Adler, die eure Nester geschützt, eure Brut behütet, ohne die mancher von euch nicht mehr im rosigen Licht oder auch nur in Freiheit atmen dürfte, — und den einen habt ihr abgeschossen, den anderen ohne den treuen Gefährten, allein zurückgelassen. Auch ihm habt ihr mit schmählichem Undank gelohnt!

Ein Großer stürzte. Aber nicht, wie jetzt gefabelt wird, über sich selbst, sondern über den Kleinmut, die erbärmliche Kleingeistigkeit und Knechtseligkeit eines großen Teiles — ist er wirklich die Mehrheit? — des deutschen Volkes. Er hat seine Kräfte nicht überschätzt, — daß er den Willen dieses Volkes zu Freiheit und Größe, ja auch nur zur Gleichheit mit den anderen Völkern überschätzt hat: das war sein tragischer Irrtum und sein Absturz.

Ludendorff flog über das deutsche Volk hinaus, — das Volk ließ ihn allein. Da mögen ihn Zweifel überkommen haben. Es gab Augenblicke, wo sich tiefe Schatten über unsere Wacht im Westen senkten, nicht nur von außen, auch von innen her. Ein Adlerauge hatte sie — vielleicht zu scharf — erspäht. Dafür ist er Adler. Mit dem gleichen Adlerblick erkannte er aber das Gebot der Stunde. Die Rückwärtsbewegung unserer Front wird von militärischen Sachverständigen als ein Meisterstück gerühmt, wie die Kriegsgeschichte solcher nur wenige kenne. Es ist nicht wahr, was rachsüchtiger Haß verkleinernd auszustreuen beflissen ist, daß ein anderer, ein „ausgeruhter Kopf" das Verdienst daran habe. Es war Ludendorffs ganz persönliches Werk. Aber die „Volksregierung" konnte eine Weiterentwicklung des Werkes nicht abwarten. Der Mann war ihr zu groß, die andern meinten: — geworden! Er wollte und konnte sie nicht als überlegene Strategen, Napoleons und sonst militärische Sachverständige anerkennen. So ließen sie ihn gehen. Und triumphierten über den großen Sieg, den sie doch über das Wohl des eigenen Landes davongetragen hatten. Große zu beseitigen, hat seit je im Instinkte der „Mehrheit" gelegen, schon ihr bloßes Hervortreten wirkt auf die Minderwertigkeit erdrückend, unerträglich.

Dem deutschen Volke war er Freund und Führer, er wollte sein Größtes, sein Bestes, setzte sich dafür mit seiner ganzen unendlich reichen und starken Persönlichkeit ein. Doch — „Brutus sagt, daß er voll Arglist war, und Brutus ist ein ehrenwerter Mann. Das sind sie alle, alle ehrenwert“ ...

* * *

Theodor Wolff vom „Berliner Tageblatt“ hat dem Prinzen Max den zweifelhaften Gefallen getan, die Betätigung des Prinzen bei der Verabschiedung Ludendorffs rühmend hervorzuheben: „Von seinem Grippenlager“ — der Pariser Feuilletonist kann nicht aus seiner Haut — „gab auch der Prinz Max von Baden deutlich seine Absicht zu verstehen.“ Ludendorff gegenüber? Man sollte meinen, demokratischem Empfinden müßte sich doch zuallererst das Verhältnis aufdrängen: wer ist Prinz Max von Baden und wer ist Ludendorff? Der Prinz ist ein Prinz, Ludendorff ein Bürgerlicher, dem der selbe Theodor neben mancherlei anderen unfreiwilligen Anerkennungen auch die nicht versagen kann, daß er seinen bürgerlichen Namen „mit keinem Adelszeichen belasten ließ“, und daß er seine freie Gesinnung auch vor Hochgefürsteten nicht gebeugt habe. Prinz Max von Baden hat, wie die „Voss. Ztg.“ feststellte, vor seiner Berufung als Reichskanzler durch Erzberger und Scheidemann sich dadurch hervorgetan, daß er „Reden über den Frieden“ gehalten hat, — bei dem Namen Ludendorff, dem mit Hindenburg für immer verwachsenen, überwallen uns die Schauer weltgeschichtlicher Taten und Größe. So verbiegt der augenblickliche Erfolg, der zufällige Besitz der Macht alle natürlichen Maßstäbe, so verwirrt er aber auch das gerechte Urteil.

Vielen war der Einfluß Ludendorffs im Laufe der Jahre weit über „Kompetenz und Gebühr“ gewachsen, — „Kompetenz und Gebühr“ sind bekanntlich viel wichtiger als Genie und Tatkraft. Aber auch diejenigen, die sich gegen diesen Einfluß aufgelehnt haben, sollten, so mahnt sie Georg Bernhard („Voss. Ztg.“), „anerkennen, daß dieser Einfluß der einzige während des ganzen Krieges war, der sich auf eine große Leistung stützen konnte. Ludendorff bildete so etwas wie ein Zentrum der Tatkraft, eine Oase männlicher Entschlußkraft inmitten einer Wüste voll öden Sandes, voll Talentlosigkeit und Zielmangel...

Daß in diesem Kriege kein Politiker großen Stiles vorhanden war, kann nicht bestritten werden. Aber in gleichem Maße fehlte der Durchsetzungswille auf der politischen Seite. Das allein schon hätte genügt, das Ludendorffsche Übergewicht zu schaffen. Aber viel schlimmer war, daß man sich gerade in der Zeit der heftigsten Gegensätze unter der Kanzlerschaft Bethmann Hollwegs von der politischen Seite die Energie der Obersten Heeresleitung zunutze machte, um durch sie und in ihrem Namen Dinge durchzusetzen, die die politische Leitung ohne die Autorität der Heerführer nicht bewirken zu können glaubte. Dazu gehört vor allen Dingen die Befreiung Polens, über deren schädliche Wirkung heute wohl bei niemandem im Reiche mehr ein Zweifel besteht. Seit dem Frühjahr 1916 (aller Wahrscheinlichkeit nach sogar noch früher) war der Reichskanzler Bethmann Hollweg entschlossen, ein selbständiges Polen zu gründen. Ein ganzer Kreis von Persönlichkeiten in Berlin bearbeitete die öffentliche Meinung nach dieser Richtung. Andere Personen aus dem Kreise

des damaligen Reichskanzlers waren in Warschau nach der gleichen Richtung hin tätig. Ein bekannter Berliner Nationalökonom hatte mit den Polen mehrfache Verhandlungen auf polnischem Gebiet und in Berlin, als deren Ergebnis Protokolle vorhanden sind, in denen die unmöglichsten Versprechungen von polnischer Seite gemacht waren, u. a. auch die einer polnischen Armee von mehreren hunderttausend Mann, die allein vom deutschen Kaiser befehligt und mobilisiert werden sollte.

Angesichts der militärischen Lage, in der die Mittelmächte im Herbst 1916 waren, mußte den Heerführern eine solche Stärkung der deutschen Wehrmacht besonders willkommen sein. Und diejenigen Politiker, deren Lieblingsidee die Durchführung eines freien Polens war, wandten sich zur Realisierung ihres Planes an Ludendorff mit dem polnischen Heeresversprechen, das durch ein gutgläubiges, aber sachlich falsches Gutachten des Generalgouverneurs von Beseler verstärkt worden war. Selbstverständlich nahm der Generalquartiermeister an, daß ein Plan, der ihm von den führenden Staatsmännern selbst unterbreitet wurde, politisch gut sein mußte. Und er setzte sich nun mit der ihm eigenen schnellen Entschlußfähigkeit und Tatkraft so energisch für die Sache ein, daß nach außen hin wesentlich er in die Erscheinung trat, während sich die Politiker weislich im Hintergrunde hielten. Man hat hinterher von politischer Seite teils alle Folgen der polnischen Selbständigkeitserklärung auf Ludendorff abgeschoben, teils behauptet, daß seine Durchführung des Planes den ursprünglichen Abmachungen nicht entsprach. Wir wissen, daß sich Ludendorff später verschiedentlich bemüht hat, von der Reichsleitung eine öffentliche Richtigstellung seines Anteils an diesen Dingen zu erwirken. Aber vergebens. Die große Öffentlichkeit hält noch heute ihn für die treibende Kraft der Zweikaiserproklamation.

Dieses Beispiel ist typisch für eine ganze Reihe anderer. Es gab schließlich nichts, was geschah oder nicht geschah, bei dem nicht der Name Ludendorff wie ein unabwendbares Verhängnis von den Amtsstellen genannt wurde. Nun besteht gar kein Zweifel darüber, daß der Mann, dessen Votum von den politischen Stellen selbst immer und immer wieder für politische Dinge in Anspruch genommen wurde, sein dadurch erlangtes Übergewicht vielfach auch von sich aus in Dingen geltend machte, die ihn ressortmäßig nichts angingen. Aber da sich überall sonst im Reich Untätigkeit, Zersplitterung und Gegeneinanderarbeiten der Ämter geltend machten, so wurde es bis in die weitesten Volkskreise hinein vielfach geradezu befreiend empfunden, daß irgendwo jemand saß, bei dem man auf Fragen Antwort und Entscheidung bekam. ‚Wir wenden uns an Ludendorff', war überall eine ganz populäre Phrase. Aber die Geschichte wird später erweisen, daß er für eine ganze Reihe von Dingen, die man ihm zuschrieb, niemals verantwortlich war ..."

Es ehrt den General ohne Zweifel, wenn übermenschliche Maßstäbe an ihn angelegt werden, aber recht und billig ist ein solches Verfahren nicht. „Wenn vielleicht", erinnert die „Deutsche Tagesztg.", „ein Augenblick gekommen ist, wo Ludendorffs impulsive Natur dem Zweifel unterlag, so wird niemand darüber

gerecht urteilen können, ohne sich die ungeheure Last vorzustellen, die vier lange Jahre auf seinen Schultern gelegen hatte, und die auch für eine starke Seele fast unerträglich werden mußte, seit er sah, daß die Wagschale sich schwer und schwerer auf die gegnerische Seite zu neigen begann; und ebenso niemand, der nicht die Kraft und Genialität, mit der unsere Heeresleitung die notwendigen Rückwärtsbewegungen durchzuführen und der Front wieder neuen Halt und neuen Atem zu geben verstand, voll zu würdigen vermag.

Die Stellung Ludendorffs brachte es mit sich, daß er auch in die Politik eingreifen mußte. Ob das immer in zweckmäßigster Weise geschehen sei, kann hier und heute unerörtert bleiben. Auch hier aber gebietet die einfachste Gerechtigkeit, zwei entscheidende Punkte hervorzuheben: einmal machte die ganze Art dieses Volkskrieges und Daseinskampfes von bisher unerhörten Dimensionen es schlechthin notwendig, daß die Heeresleitung sich auch um die Politik kümmerte; man denke hier nur an die Großtat des ‚Hindenburgprogramms‘, um zu ermessen, wie nötig das war, und wie gerade auch durch diese Tätigkeit das Vaterland recht eigentlich gerettet und befähigt wurde, ungeheurer natürlicher Überlegenheit des Feindes an Menschen und Material mit Erfolg die Stirne zu bieten. Dann aber ist unsere Heeresleitung doch nur dadurch — ganz gewiß nicht zu ihrer Freude! — genötigt worden, ein immer stärkeres Maß von politischer Initiative zu entfalten, daß diese Initiative an den politischen Stellen, deren Pflicht und Aufgabe sie gewesen wäre, je und je gefehlt hat. Wenn also Ludendorffs Gegner seine politische Tätigkeit mit steigendem Hasse verfolgt haben, so hat er sich gerade auch durch sie — unbeschadet der Frage, ob die Hand des Militärs, der die berufenen politischen Stellen geeigneten Rat und richtige Tat nicht zu bieten imstande waren, immer glücklich gehandelt hat — den Dank des Vaterlandes verdient, dessen derzeitige Vertreter und ‚Herren‘ ihm mit schnödem Undank lohnen!

Über diese Frage hinweg aber ragt heute mit schmerzlichster Klarheit die eine Tatsache: daß ein Mann, der in mehr als vier tatenreichsten Jahren die deutschen Fahnen mit unsterblichem Ruhm bekränzte, der in dieser Zeit eine Mühsal ohnegleichen für das Vaterland auf sich nahm, zu dem unser Heer auch heute noch in Vertrauen und Verehrung aufblickt, und den unsere Feinde als ein Symbol unserer militärischen Kraft und Größe hassen, fürchten und — achten; daß dieser Mann von der Regierung des eigenen Landes einem Wilson geopfert wurde! Mit Ludendorff, der hoffentlich bald die Möglichkeit findet, in anderer Weise dem Vaterlande zu nützen, ist eines der wenigen ‚Hindernisse‘ beseitigt, die noch zwischen dem deutschen Volke und seinem Verderben stehen. Das Land wird auch diesen Sieg der Pygmäen teuer zu bezahlen haben!“

Die Wahrheit ist doch, wie sie die „Deut. Ztg.“ (in einer sonst nicht durchweg glücklichen Betrachtung) herausschält: „Noch niemals, selbst zur Zeit der Freiheitskriege nicht, ist eine so geniale Heerführung von der politischen Leitung so jammervoll im Stich gelassen worden durch alle Jahre hindurch, wie unsere Heerführer in diesem Kriege. Immer wenn das rächende Schwert niedersausen wollte und eine militärische Kraftentwicklung zum Enderfolg reifte, dann fiel die Politik des Herrn von Bethmann Hollweg der erhobenen Faust des Heeres

in den Arm und hemmte den Schlag. Das ist so gewesen nach der Niederwerfung Serbiens, als man die Abrechnung mit Rumänien forderte, das ist so gewesen, als der Siegeslauf der Heere vor Saloniki stoppen mußte, das ist so gewesen, als im Jahre 1916 die Militärs und die Marine den verschärften U-Boot-Krieg forderten zu einer Zeit, als England noch nicht eingedeckt war bis an den Hals."

* * *

Eine solche Kraft wird entbehrlich befunden, wird ausgefroren — angesichts der Gefahren und der Aufgaben, die jetzt von Tag zu Tag immer drohender, immer zornig-gebieterischer an unseren Reichspforten rütteln. Nicht Einer in der neuen Regierung, der nicht abkömmlicher wäre als ein Ludendorff, und das ist doch noch keine Beleidigung! Wenn aber die Herren sich selbst für weniger abkömmlich ausgeben wollten, dann dürften sie das nicht durch Solidaritätserklärungen tun, sondern es müßte sich ein jeder für seine Person vom Platze erheben und für seine eigenen überragenden Fähigkeiten und geschichtlichen Verdienste Zeugnis ablegen.

Ja, welche Gefahren, welche Aufgaben! Was ist heute „Österreich"! Ein historischer Begriff, nicht einmal mehr ein geographischer! „Es ist freilich nicht das erstemal," schreibt die „Frkf. Ztg.", „daß Österreich das Bild eines sterbenden und sich auflösenden Staates bietet. Die Kämpfe der Revolutionsjahre 1848 und 49 schienen schon das Ende des Habsburgerreiches zu bringen, und ohne Rußlands Hilfe, wofür später Felix Schwarzenberg ‚die Welt durch die Größe des österreichischen Undanks in Erstaunen setzte', wäre Ungarn damals dem Hause Habsburg verloren gewesen. Aber jene Vorgänge waren doch ganz anders. Die Volksstämme fingen eben erst an zu erwachen und hatten, außer den Madjaren, noch keine Führer, während andererseits doch eine Staatsgewalt um die Macht rang und sich gegen die Auflösung stemmte. Heute findet der Zerfall, nachdem vor wenigen Wochen noch große Worte über die Kraft des österreichischen Staatsgedankens gesprochen worden sind, kaum einen ernstlichen Widerstand, und es hat fast den Anschein, als vollziehe sich schmerzlos, was doch bei einem lebenskräftigen Staatswesen nur unter den schwersten Krämpfen und Fieberschauern zu geschehen pflegt. Es ist offenbar, daß weder in den Volksstämmen noch in den Schichten, die bisher den österreichischen Staat und bis zu einem gewissen Grade die österreichisch-ungarische Monarchie getragen haben, der Beamtenschaft, dem Offizierkorps, der deutschen Intelligenz und einem Teile des Adels, der Grad von Widerstandskraft, Mut und Opferwillen vorhanden ist, der die zentrifugalen Kräfte noch in letzter Stunde hätte zurückdämmen können. Mehr als ein Gefühl wehmütigen Bedauerns und bitterer Resignation bringt man nicht auf. Damit sind keine Staaten am Leben zu erhalten, wenn man einen so rücksichtslosen Drang nach Macht zum Gegner hat, wie er, genährt durch nationales Selbstbewußtsein, aber auch durch eine staatsrechtlich-historische Romantik, sich bei Tschechen und Südslawen betätigt.

Zerfällt heute Österreich-Ungarn, so erhält Mitteleuropa ein ganz anderes Aussehen. Der Osten ist durch den Sturz der Zarenherrschaft und den Prozeß, der sich auf dem Boden des ehemaligen Rußlands vollzieht, und noch nicht ab-

geschlossen ist, schon umgestaltet, und es liegt vor aller Welt klar, daß die russische Revolution mit ihren Folgeerscheinungen den ersten Stein losgerissen hat, der im Donaureiche die Bergwand ins Gleiten brachte. Der Weltkrieg bringt in der Staatengesellschaft die gewaltigste Umwälzung zustande, die je in der Geschichte in ein paar Jahren sich vollzogen hat. Das, wofür Deutschland zu den Waffen gegriffen hat, die Erhaltung der mit ihm seit vierzig Jahren verbündeten Doppelmonarchie gegen die Umtriebe Rußlands und seines Trabanten Serbien, ist vor unseren Augen versunken, und die Zerstörung Österreich-Ungarns zeigt, wie schwer der Fehler der deutschen Politik und der Irrtum war, der für jenes nun zerbrochene Ziel das deutsche Schwert erhob. Freilich, wir waren Bundesgenossen, und unsere Auffassungen über Bundespflichten waren und sind andere, als man sie am Tiber hat. Diese Verpflichtungen aber haben nicht mehr dem inneren Verhältnis der Dinge entsprochen. Der Laie konnte das nicht sehen, aber Sache des Staatsmannes wäre es gewesen, auch das zu erkennen, was hinter der Oberfläche lag. Wir möchten damit nicht sagen, daß die Erhaltung eines Staatswesens nicht eines Kampfes wert wäre, das wirklich eine sehr notwendige Funktion in der europäischen Völker- und Staatengesellschaft erfüllt. Österreich-Ungarn konnte diese Funktion erfüllen, und das Wort, daß es erfunden werden müßte, wenn es nicht bestände, zeigt, wie lebhaft die Einsicht von der politischen Notwendigkeit dieser staatlichen Bildung in früheren Zeiten war. Die nationalen Verhältnisse auf diesem Boden sind so verwickelt und tausendfach verschachtelt, daß ohne einen gegenseitigen Ausgleich und den guten Willen, miteinander zu leben, nicht ewiger Friede, sondern ewiger Krieg die gegenseitigen Beziehungen der Völker bestimmen wird. Es ist daher auch sehr wohl möglich, daß entweder sogleich oder nach einem von schweren Kämpfen erfüllten Zeitraum doch wieder eine Gemeinsamkeit zustande kommt, die ein Staatenbund oder auch ein Bundesstaat sein mag. Das alte Österreich-Ungarn hätte die Aufgabe gehabt, der Friedensrichter und Vermittler in diesem vielgestaltigen Völkergewimmel zu sein, aber seine Herrscher und Regierungen haben diese Aufgabe entweder nicht begriffen oder nicht die Kraft zu ihrer Erfüllung besessen. Die habsburgische Politik war von dem Verständnis nationaler Ideale himmelweit entfernt; sie hat sich der nationalen Einigung Italiens und Deutschlands entgegengesetzt und die eigenen Völker nach dem Grundsatz: ‚Teile und herrsche!‘ regiert. Daran ist dieses alte Reich zugrunde gegangen.“

Der Zusammenbruch Österreich-Ungarns und sein Bruch der Bündnistreue bedeuten den Zusammenbruch der Politik der Nibelungentreue. „Nie“, so schreibt die „Deutsche Zeitung“, „ist ein unglückseligeres Wort geprägt worden! Fürst Bülow hat es zuerst geprägt. Ob er wohl geahnt hat, welche verhängnisvolle Bedeutung seinem Worte innewohnt? Nibelungentreue: Treue bis zum letzten Mann, bis zum letzten Blutstropfen hüben — und drüben: Treulosigkeit noch mitten im Sterben, noch vor dem Ende. Der Nibelungentreue hatten wir die Freundschaft mit Rußland geopfert. Aus Nibelungentreue haben wir uns in den Weltkrieg, ohne Not und Zwang, hineinziehen lassen; wegen des Konfliktes Österreich-Ungarns mit Serbien, der uns vertragsgemäß keineswegs ver-

pflichtet hätte, mit unseren ‚getreuen' Bundesgenossen durch dick und dünn zu gehen, zumal uns Österreich-Ungarn von seinem an Serbien gerichteten Ultimatum, das den Krieg bedeuten mußte, vorher nicht in Kenntnis gesetzt und unsere Zustimmung eingeholt hatte. Unsere Politik der Nibelungentreue war Gefühlspolitik der allergefährlichsten Sorte, wie sie unseliger — das zeigt die Sonderfriedensbitte heute in voller Anschaulichkeit — nicht betrieben werden konnte, und wohl noch niemals betrieben worden ist.

Den Dank vom Hause Österreich erntet Deutschland. Unsere Heere haben Österreich-Ungarn immer wieder vor der russischen Dampfwalze gerettet. Ohne unsere Hilfe hätten die Russen Wien schon im zweiten Kriegsjahre erreicht, hätte sich Österreich Italiens nicht zu erwehren vermocht, hätten sich die Rumänen Ungarns ermächtigt. Und nun dankt uns das zerfallende Haus Österreich mit dem Abfall von dem Bündnis, das es nach 39jährigem Bestande in Schmach und Schande zerfetzt. Das Ende des Zweibundes ist das Ende Österreich-Ungarns. So waltet die Nemesis."

„Nibelungentreue — Nibelungennot!" so auch der „Vorwärts". „Wie in grauer Vorzeit der Recken hochgemute Schar an der Theiß von dem Schwert und Dolch der Hunnen gefällt wurde, so verblutete sich des neuen Deutschlands blühende Jugend und beste Mannschaft zur Rettung des Donaureiches, dessen innere Schwierigkeiten und Halbheiten den Stein ins Rollen gebracht haben...

Der Frieden wird die Wünsche der Tschechen und Südslawen voll befriedigen. Im Namen des Selbstbestimmungsrechtes haben diese Völker ihre Klagen vor den Gerichtshof der Welt getragen. Kaum zur Macht gelangt, pfeifen sie auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker in allen Tonarten und werden nicht müde, neue Ansprüche auf Grund der Siedlungsverhältnisse der Völkerwanderung zu stellen. So wenden sich die ‚Narodni Listy' scharf gegen eine Angliederung Deutschböhmens an das Deutsche Reich. Das Blatt sagt: Wir gestatten nicht, daß auch nur eine Spanne Bodens von dem tschecho-slowakischen Staat losgelöst werde. Die Tschechen werden den deutschen Bürgern alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hochverräter kann der tschechische Staat aber nicht dulden. Wer nicht loyaler Bürger sein kann, soll Grund und Boden verkaufen und hin gehen, wohin er will. Das agrarische Abendblatt ‚Vecer' fordert sogar die Einbeziehung Niederösterreichs bis zur Donau einschließlich Wiens in den tschechischen Staat mit der Begründung, daß die Tschechen in Niederösterreich keine Insel bilden können, weil das jetzige Niederösterreich früher böhmisches Gebiet gewesen sei und die Mehrzahl der Bewohner Wiens direkt oder durch ihre Eltern aus Böhmen und Mähren stammen. Desgleichen fordert das Blatt den Anschluß Preußisch-Schlesiens als untrennbaren Teil des nationalen Programms.

Vor wenigen Monaten noch verherrlichte die tschechische Presse den Hochverrat. Heute erklärt sie die Berufung der Deutschösterreicher auf das nationale Selbstbestimmungsrecht gegen den noch gar nicht bestehenden tschechischen Staat als Hochverrat! Diese brutalen Drohungen zeigen, was von den Schwüren zu halten ist, die die Tschechen jetzt zehnmal am Tage leisten: daß sie die Rechte der

deutschen Minderheit heilig halten werden. Das ist das Lied des Wolfes, der das Schaf fressen will.

Der von der k. u. k. Regierung vorgeschlagene Sonderfrieden will bewußt die Deutschösterreicher den Tschechen opfern, um dadurch zugleich die Tschechen festzuhalten und die Entente durch das Opfer eines völlig slawisierten Österreichs gnädig zu stimmen.

Deutschland und Deutschösterreich werden nicht untergehen. Deutschland hat die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges überstanden und die Demütigungen der langen Zeit überwunden, in der es ein geographischer Begriff war. Die Tschechen selbst sind das beste Beispiel, daß die Völker ewig sind, sich immer von neuem siegreich erheben und die blutigsten Verfolgungen überstehen. Die Hussitenkriege, die Reformation, die verneuerten Landesordnungen, die Verfolgungen noch dieses Krieges haben ihre Renaissance nicht verhindert. Und sie wollen das deutsche Siebzigmillionenvolk in Stücke reißen? Arme Toren! Sie selbst werden die Balkanisierung Österreichs, die Verstümmelung des nationalen Selbstbestimmungsrechts, um das sie eben noch mit zäher Tapferkeit gerungen, bitter bereuen! Aber noch ist es nicht soweit. Die Tschechen sind von drei Seiten von Deutschen umgeben, die sie nicht von der Landkarte blasen können."

Diese Betrachtungen wirken im sozialdemokratischen Regierungsblatte doppelt erfreulich, es wäre nur zu wünschen, daß uns solche Töne öfter aus jenem Lager entgegenschallten, dann könnten wir uns schon ein gut Stück näherkommen. Aber die Sorge der gegenwärtigen Stunde ist die furchtbare Gefahr, die den deutsch-österreichischen Bundesstaat schon in seiner Geburtsstunde bedroht, aber mit Deutsch-Österreich — auch dem Deutschen Reiche an den Lebensnerv geht. Es ist erstaunlich, daß die Ereignisse, die sich in folgendem Bericht des „Tag" vom 1. November aus Prag widerspiegeln, im Reiche nur eine sehr lässige Beachtung finden, ja selbst von betont nationalen Blättern auf die leichte Achsel genommen werden, als sei es nicht gar so schlimm. Es ist aber so schlimm, daß es schlimmer nicht wird kommen können, wenn nicht schleunigst von unserer Seite entsprechendes Handeln einsetzt. Österreich-Ungarn wird jetzt bekanntlich Aufmarschgebiet der Ententetruppen! Mit diesem stets wachen Bewußtsein lese man den Bericht:

„In den tschechischen Städten Böhmens und Mährens entwaffnet der tschechische Nationalausschuß mit Hilfe tschechischer Soldaten das deutsch-österreichische und ungarische Militär, das dort garnisonierte und von den Ereignissen vollständig überrascht wurde. Den Soldaten wird hierbei gesagt, daß der Krieg aus sei und sie nach Hause gehen können. Im ganzen tschechischen Sprachgebiet herrscht ausschließlich der tschechische Nationalausschuß, dem es gelungen ist, auch mehrere deutsche Städte Böhmens und Mährens mit Hilfe der dort befindlichen tschechischen Garnisonen zu überrumpeln. Nicht nur die mährische Landeshauptstadt Brünn, die zweite Hauptstadt Mährens, Olmütz, die mährische Kohlenmetropole Mährisch-Ostrau, die freilich gemischtsprachige Städte sind, aber doch von einer deutschen Mehrheit bewohnt werden, sondern auch die fast ganz deutsche schlesische Landeshauptstadt Troppau und

die reindeutsche Stadt Iglau in Mähren sind in die Hände des tschechischen Nationalausschusses gefallen. In Nordböhmen scheinen die beiden tschechischen Garnisonen die deutschen Städte Leipa, Leitmeritz und Rumberg in die Hände bekommen zu haben. Die tschechischen Soldaten werden beisammengehalten. Diese sollen die neue tschechisch-slowakische Volksarmee bilden, die den ausgesprochenen Zweck haben soll, an der Seite der Ententeheere in Deutschland einzufallen. Wie die tschechischen Blätter melden, wird der tschechische Nationalausschuß auch sofort Neumusterungen ausschreiben, um das tschechische Heer auf eine Achtung gebietende Höchststärke zu bringen. Selbstverständlich beabsichtigt der tschechische Nationalausschuß, diese Musterung auch in den deutschen Teilen Böhmens, Mährens und Schlesiens durchzuführen, so daß also auch die Deutsch-Böhmen genötigt werden, mit gegen Deutschland zu kämpfen. Auf deutscher Seite zeigt sich sowohl in Deutsch-Böhmen als auch in Deutsch-Mähren und Schlesien eine kaum glaubliche Ratlosigkeit. Auch in den deutschen Städten werden die Soldaten auch von den deutschen Kommandanten, die nicht wissen, wie sie sich verhalten sollen, entlassen, so in Bodenbach und Tetschen, wo die österreichische Militärgewalt einfach die Bahnhofswache auflöste. Während die Tschechen bereits über ein Volksheer verfügen, das freilich fast nur auf Prag und einige größere Städte beschränkt ist und erst einige tausend Bewaffnete zählt, sind auf deutscher Seite kaum die Ansätze dazu da. Unter diesen Umständen kann das Schicksal Deutsch-Böhmens nicht zweifelhaft sein. Man wird bald vor die fertige Tatsache der Besetzung der Städte Deutsch-Böhmens gestellt sein, wenn man sich auf deutscher Seite nicht zu energischen Schritten aufrafft."

Nibelungennot! Hätten wir die Nibelungentreue doch lieber unserem eigenen, für uns kämpfenden, für uns bedrohten Volkstum in Österreich zugewandt, statt sie an das Haus Habsburg wegzuwerfen, das uns nur für seine dynastischen Zwecke ausnützte und schon lange im Inneren eine Politik betrieb, von der nicht nur die Wiener Regierung wußte, sondern auch die Weisen und Wohlmögenden im Reiche hätten wissen müssen, daß sie je länger um so weniger sich mit deutschen Notwendigkeiten vereinbaren ließ. Wie oft und eindringlich ist auch diese Erkenntnis hier immer wieder vertreten worden, aber das wurde damals mit unendlich überlegener Staatsmannsgebärde, unendlich herablassendem Lächeln als nicht ernst zu nehmende (eigentlich verrückte) „Gefühlspolitik" abgetan, — „nüchterne Realpolitik" war der Nibelungentraum von gestern, aus dem wir jetzt, im eigenen Herzblut gebadet, ein so schreckliches Erwachen erleben.

* * *

Seitdem die „Volksregierung" die Macht in Händen hat, geschieht, abgesehen von Friedensnoten, deren Ungeschick und Unzweckmäßigkeit auch im eigenen Lager nicht mehr bestritten wird, nach außen gar nichts. Was soll da auch geschehen — unter dem Zeichen zunehmender, schier hemmungsloser Auflösung und Zerspaltung! Abschaffung der einheitlichen Kommandogewalt, Ausschaltung einer Kraft wie Ludendorff, Absetzung des Kaisers und des Kronprinzen, Einsetzung eines Regenten, als dessen nächster Anwärter der Prinz Max von Baden

wohl in Aussicht genommen ist —: unter diesen Zeichen läßt sich auch ein nationaler Verteidigungskrieg nicht führen. Nach der programmatischen Rede des Prinz-Reichskanzlers habe ich an eine ernste Absicht, auch im äußersten Falle eine solche Verteidigung durchführen zu wollen, nicht mehr glauben können. Ich traue dem deutschen Volke, trotz allem, wohl zu, daß es für seine Selbsterhaltung, sein Recht und seine Wohlfahrt kein Opfer scheuen würde, wenn es davon überzeugt wäre oder würde, daß es diese Opfer nicht umsonst und eben für seine Selbsterhaltung brächte, bringen müßte, weil ihm nichts anderes übrigbleibt und es zu einem Dasein verurteilt wird, das nicht besser sein würde, als das eines elenden Karrengauls. Denn darauf läuft's in aller nackten Wirklichkeit hinaus. Es würde sich bei einem „Wilson-Kapitulationsfrieden" für jeden einzelnen Steuerzahler eine Einkommensteuer ergeben, die dem Einundvierzigfachen seiner bisherigen Steuer entspräche! Die von fachmännischer Seite auf schon heute angemeldete Kriegsentschädigungsansprüche gegründete genaue Aufstellung kann nachgetragen werden. Vielleicht ist sie dann schon wieder minder — „günstig". Nach dem Programm unseres Volks-Reichskanzlers, Prinzen Max von Baden, dürfte aber das deutsche Volk in den Entscheidungskampf nicht aus „nationalem Egoismus", was immer noch in seinem bestimmenden Urtriebe gleichbedeutend ist mit nationalem Selbsterhaltungstriebe, eintreten, sondern nachdem es diesen Selbsterhaltungstrieb aus seinem Bewußtsein ausgeschaltet und dafür „das Glück und Recht der anderen Völker in sein nationales Bewußtsein" eingeschaltet (der Prinz sagt „aufgenommen") hat. Das „Glück und das Recht" also in allererster Reihe derjenigen „anderen" Völker, die dem deutschen Volke eine 41fache Steuerlast aufbürden, es zerstückeln, entmannen und zu Sklaven erniedrigen wollen, wobei das deutsche Volk noch ausreichende Bürgschaften liefern soll, daß es „nie wieder" wagen könne, sich gegen irgendwelche Vergewaltigungen seiner Haut zu wehren. Das kann — und wird vielleicht — bei dem gegenwärtigen pathologischen Zustande breiter Schichten unseres Volkes krasse Wirklichkeit werden, aber ein solches „Hochziel" mit vollem Bewußtsein, freiwillig anzustreben, ist die Zumutung einer Selbstaufopferung, die der Prinz uns einmal vormachen, in der er uns minder ideal Veranlagten mit gutem Beispiele selbst vorangehen sollte. Es ist ja nicht ganz leicht, aber in bescheidenen Grenzen könnte er es immerhin versuchen. Er könnte z. B. in einem notariellen Akte niederlegen, daß er zugunsten des solche Opfer tragenden deutschen Volkes auf sein gesamtes persönliches Vermögen verzichtet und auch von seinen Einkünften als Reichskanzler für seinen persönlichen und seiner Familie Bedarf nur so viel beansprucht, wie etwa ein Bürger oder Arbeiter mit durchschnittlichem Einkommen, aber mit 41facher Einkommensteuer.

* * *

Unser Volk in seiner Mehrheit ahnt ja gar nicht, was es alles noch auszubaden haben wird, wenn es ergeben die Hände in den Schoß legt und sein Heil von einer „Volksregierung", also wieder von einer Phrase erwartet. Und das ist noch die günstigste, eine gefährlich optimistische Auslegung. Denn was uns die „Volksregierung" als ihren eigentlichen Lebenszweck und -grund mit

erhabener Sicherheit verbürgte: daß durch sie eine einheitliche Front hergestellt und ein, wenn auch schwerer, aber doch schneller und den Umständen nach erträglicher Frieden herbeigeführt werden würde, — auch das ist ein Wechsel auf die Zukunft gewesen, den das deutsche Volk nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge nur mit neuen unerhörten Wucherzinsen wird einlösen müssen. Die „einheitliche“ Regierung ist eben von Anfang an nur in ihrem Willen zur Macht einheitlich gewesen. Nachdem die beteiligten Parteien ihre Staatssekretäre und sonstigen Aspiranten untergebracht, das „alte Regime“ beseitigt haben, hat auch die „einheitliche Front“ unter ihnen selbst aufgehört. Das ist immer so gewesen, nur das deutsche Volk läßt sich darüber noch täuschen. Franzosen und Engländer haben das längst an ihren Schuhsohlen abgelaufen. Sie haben Revolutionen gemacht, als es gar nicht anders ging, die einen mit ihren völlig abgewirtschafteten Bourbonen, die anderen mit den ebenso unmöglich gewordenen Stuarts. In beiden Fällen waren die Zustände reif zur Revolution. Das deutsche Volk hat die schlimmste Tyrannei seiner Kleinfürsten ertragen und ihnen noch die Stiefel geküßt, — jetzt, wo es durch Despotismus keinen, eher vielleicht durch das Versagen eines festen, zielstarken Königswillens Schaden erleidet, — jetzt hat es, trotz des Feindes vor den Toren, nichts Wichtigeres zu tun, als die „Frage“ zu erörtern, ob der Monarch, dessen Worten und Handlungen es zugejubelt hat, solange es noch Zeit war, Unheil zu verhindern, abdanken, also abgesetzt werden soll oder nicht. Jetzt, nachdem der Monarch sich aller wesentlichen Rechte ohne Widerstreben hat entkleiden lassen, nachdem er sogar feierlich in seinem Erlasse an den Reichskanzler erklärt hat, daß diese Entkleidung nur seiner eigenen Einsicht entspreche und er sich nichts anderes wünsche, als das Kaiseramt nur im Dienste des Volkes zu verwalten! Was ist denn angesichts dieser vollendeten und zugestandenen Tatsachen der Streit um die „Kaiserfrage“ anderes, als ein Streit „um des Kaisers Bart“? Sachlich, in Wahrnehmung des Wohles der Volksgesamtheit, nicht freilich in Ausbeutung der Gelegenheit, die Selbstherrschaft über das gesamte Volk in die Hände einer Partei zu reißen. Ohne dieses Endziel wäre ja das lärmende, unablässige Verlangen nach Abdankung des Kaisers schlechterdings unverständlich. Auch dieser Vorgang würde sich nur als eine Etappe auf dem Wege zum Endziele einer sozialdemokratischen Diktatur erweisen. Weil dies das Ziel und Streben der zurzeit in der „Volksregierung“ maßgebenden Partei ist, und weil diesem Streben alle anderen Rücksichten, auch die auf den Friedensabschluß untergeordnet werden, darum wird das deutsche Volk in der Stunde, die über sein Geschick in alle Zukunft entscheiden soll, im Zustande völliger Rat- und Tatlosigkeit erhalten, von eigenen Lebensfragen auf „Fragen“ abgelenkt, die nur für eine Partei Fragen, und zwar auch für diese nicht Lebensfragen, sondern nur Machtfragen sind. Darüber sollte man sich doch zuallererst klar werden und Rechenschaft ablegen. Inzwischen enteilt die unwiederbringliche Zeit und nähert sich das Verhängnis mit Riesenschritten. Es wird dann noch ein „Erwachen“ sein, und das wird fürchterlicher sein, als das, unter dessen Bann wir alle noch stehen. Es gibt Erwachen, bei denen man wünschte, in ewigen Schlaf zurückzusinken ...



Wie sollen wir uns zur „Volksregierung" stellen?

Die Frage läßt sich nicht über einen Leisten schlagen. Sie erfordert eine zwiefache Beantwortung: eine grundsätzliche und eine praktische. Die grundsätzliche ist eine „moralische", versteht sich also „von selbst": wer sich zu anderen Grundsätzen bekennt, als die „Volksregierung", muß sie grundsätzlich bekämpfen. Anders steht es um die praktische Beantwortung, diese ist eine Frage reiner Zweckmäßigkeit: ist es bei klarer, ehrlicher Erkenntnis der gegenwärtigen außer- und innerpolitischen Lage und in Voraussicht kommender Ereignisse und Abwicklungen zweckmäßig, auch vom Standpunkt des geschworenen grundsätzlichen Gegners zweckmäßig, unter allen Umständen jetzt auf eine Beseitigung der „Volksregierung" hinzuarbeiten? Wie die Dinge sich einmal ausgewachsen haben und noch weiter auswachsen werden, sage ich ganz entschieden: Nein! Ich möchte sogar allen Ernstes davor warnen. Denn die Ablösung, die zunächst den Posten einnehmen würde, wäre nicht die erwartete.

Wir dürfen uns über die gegenwärtige seelische Verfassung breitester, auch bürgerlicher und gerade bürgerlicher Schichten unseres Volkes beileibe nicht täuschen. Dieser Zustand — ich habe es schon an einer anderen Stelle des Heftes gesagt — ist einfach ein pathologischer, ein fatalistisches Über-sich-ergehen-Lassen. In diesem Zustande wird unser Volk, nachdem sein Oberhaupt, an dessen unerschütterliche Autorität und letztentscheidenden Willen es geglaubt hat, sich die edelsten Juwelen aus seiner Krone hat brechen lassen, noch ganz andere „Regierungen" Macht über sich gewinnen lassen, als die jetzt bestehende; es würde sich von jeder auftrumpfenden Energie, auch von unbeschwerten Bolschewistenhäuptlingen, hypnotisieren und dann terrorisieren lassen. Das deutsche Volk war so lange „ein treuer Knecht und in der Furcht des Herrn", daß es sich verwaist und verlassen fühlt, nachdem die Pfeiler der alten Autoritäten niedergelegt sind, der Stern, der so lange über seinem Haupte geleuchtet hat, ihm Führer und Vorsehung war, erloschen ist, erloschen auch der unersetzliche Nimbus. Viel mehr als der Nimbus war schon lange nicht mehr da, ein persönliches Verhältnis, das auch nur entfernt an das unseres alten, unvergeßlichen Kaisers erinnerte, hat Wilhelm II. nie zu finden vermocht. Er hat sein Volk wohl auch nie in seiner tiefen Wesenheit gekannt. Woher sollte er auch? Es war nicht deutsches Volkstum, das er „mit der Seele suchend" mit Vorliebe zu sich heranzog, und es war auch nicht — trotz aller massiven Suggestionen! — ein Zeitalter des deutschen „Militarismus", das er mit heraufbrachte, sondern des Merkantilismus. An dem geht das deutsche Volk für absehbare Zeiten mit seinem Eigensten und Wertvollsten nun zugrunde.

Doch, ja — auch Wilhelm II. hat die Seele seines Volkes gesucht, — als es zu spät war. Auch sein schönes Wort: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche" kam zu spät. Es zündete zwar, aber es verpuffte dann wie eine zerstiebende Rakete am aufleuchtenden Horizont — wie so manches, was zu rechter Zeit und ohne äußeren Druck eine heilige Opferflamme

hätte sein können, so aber ein Brillantfeuerwerk bleiben mußte. Es fällt mir bitter schwer, dies zu dieser Zeit sagen zu müssen, aber es ist mir anders nicht möglich, mich vor den Kaiser hinzustellen, und das tue ich heute, und darüber will ich auch keinen Zweifel übriglassen.

Ich habe des Kaisers „persönliches Regiment" in aller Offenheit und Öffentlichkeit so scharf bekämpft, wie es sich mit der unter allen Umständen gebotenen Rücksicht auf seine Person und seine Würde vertrug. Lange vor den Novemberstürmen von 1908! Und heute sehe ich mich wieder in der selben Lage, wie in jenem kritischen Spätherbst. Auch damals fielen alle über den Kaiser her, am wildesten nicht selten die, welche ihn noch bis gestern abend vergöttert hatten. Es artete dann in Ungebühr und Ungerechtigkeit aus. Ich hatte das persönliche Regiment ehrlich befehdet, aber das konnte ich nicht mitmachen, da trat ich für den Kaiser ein. Das tue ich heute wieder, weil mit dem Träger der deutschen Kaiserkrone und dieser Krone selbst ein Spiel getrieben wird, das in jedem, der noch ein Gefühl für seines Volkes Ehre hat, nur Abscheu erwecken kann.

Das brauchte nicht zu sein, wenn der Kaiser anders gewollt hätte. Aber es ist nun heute so, und mit den Tatsachen müssen wir uns abfinden. Auch mit den psychologischen, diesen vor allen. Es ist weder von der Persönlichkeit des Kaisers, nachdem er einmal verzichtet und den Verzicht durch seinen Erlaß an den deutschen Reichskanzler noch unterstrichen hat, zu erwarten, daß von ihm eine Initiative in entgegengesetzter Richtung erfolgen wird, noch daß eine solche Initiative von irgendeiner anderen Seite unternommen werden wird, die mit ihrem Eingreifen auch schon einen Erfolg verheißen könnte. Diese Möglichkeit kann erst nach Abwickelung unterschiedlicher Stadien in der deutschen Volksseele eintreten. Ihr gegenwärtiger Zustand ist durch vierjährige systematische, raffiniert grausame Vergewaltigung und Beirrung bis in ihren heiligsten Grundanschauungen, bis auf die einfachen Begriffe von Treu und Glauben, sogar von Mein und Dein im Wirtschaftsleben geradezu niederträchtig zerrüttet worden. Aus diesem Zustande läßt sie sich ohne Mitwirkung der „Volksregierung" oder gegen diese nicht herausreißen.

Wer das Gebot der Stunde begriffen hat, der wird auch begriffen haben, daß wir jetzt die Reihen auf breitester Grundlage schließen müssen, auf der elementaren Grundlage eines neu geordneten Staats- und Gesellschaftslebens, der nationalen Selbsterhaltung und der öffentlichen Sicherheit. Wir können es tief beklagen, daß wir auf diese elementare Stufe herabgesunken sind, wir müssen uns aber zunächst auf diese Stufe stellen, damit wir die höheren wieder erklettern können. Das soll uns aber nichts weniger bedeuten, als etwa schwächliche, charakterlose Preisgabe der eigenen Überzeugung, sondern im Gegenteil nur den einzig gangbaren Weg weisen, auf dem wir diese Überzeugung wieder zur Geltung bringen können. Noch so ehrlich gemeinte vaterländische, völkische, monarchische Aufrufe wirken heute — und dies beleuchtet unser Elend mit einem grellen Blitzlicht — auf die ins Grobe abgestumpfte Volksseele nur noch als Deklamationen, als Worte ohne Inhalt. Sie finden immer nur die selbe Gemeinde, außerhalb ihrer locken sie keinen Hund vom Ofen.

Ein Jammer, daß es dahin gekommen ist, daß alle die Treuen im Lande, wie oft die Zuverlässigsten und Besten, um ihrer aufrechten und standhaften Gesinnung willen sich von Minderwertigen begeifern, niedriger Beweggründe bezichtigen, ja geradezu anprangern lassen müssen! Weil sie etwa als Greise oder Schwergebrechliche sich nicht an der Front befinden und also, wie die hämische Redensart läuft, es „sehr bequem" haben, „andere in den Krieg zu hetzen". Als ob sie nicht unter den Kriegsnöten ebenso schwer litten, wie jeder andere, der nicht gerade zu der glückhaften Gilde der Kriegsgewinnler zählt. Bis vor kurzem war es noch nicht so weit. Da hielten immer noch feste Dämme die trüben Fluten in Schranken. Jetzt sind die Dämme eingerissen und der Überschwemmung wird kein Halt mehr geboten.

Das deutsche Volk hat Kopf und Arme wie Eisen, aber Kopf und Arme werden bei ihm von der Seele regiert, und die Seele ist weich —: das Lindenblatt des hörnenen Siegfried. Es ward mit teuflischer List und Tücke erspäht ... J. E. Frhr. v. Grotthuß

*

Sprechende Zahlen

Die Leistungen der Deutschböhmen einerseits und der Tschechen andererseits in dem unglücklichen Kampf um das verflossene Habsburgerreich in gerechter Abwägung festzuhalten, wird Sache der historischen Forschung sein. Die wirtschaftlichen Opfer, die die Deutschen gebracht haben, gehen fast bis zur Selbstvernichtung. Das „Deutsche Haus" stellt u. a. fest, daß die 37 % Deutschen an Fettstoffen fast doppelt so viel ablieferten als die 63 % Tschechen. Ferner haben die 46 deutschen Bezirke durchschnittlich um fast 50 % mehr an Mahlgetreide abgeliefert als die 65 tschechischen. Dazu kommt aber noch ein weiteres, nämlich die Lage und die Fruchtbarkeit der beiden Ablieferungsgebiete. Nur wer aus eigener Erfahrung weiß, wie schwer es die Natur dem Bewohner der böhmischen Randgebirge gemacht hat, dem steinigen Boden ein Körnchen Getreide abzugewinnen, nur der kann die Arbeit, Mühen und Opfer des Deutschböhmen begreifen, nur der die Größe der Leistung ermessen im Vergleiche zur Leistungsverweigerung der Tschechen, die, von verschwindend wenigen Ausnahmen abgesehen, jene fruchtbaren Niederungen bewohnen, die eine Kornkammer im wahrsten Sinne des Wortes sind. Die Größe der Leistung aber wird zum Heldentum, wenn wir bedenken, daß diese Deutschböhmen so viel abgeliefert haben, daß viele ihres Stammes dem Hungertod verfielen. Im Juli 1918 zog in Deutschböhmen die mangelnde Ernährung 7800 Erkrankungen und 100 Todesfälle nach sich.

Der Dank für alle diese Leiden war die Preisgabe durch das Haus Habsburg in einer Form, die schnödeste Selbstsucht nicht einmal mit mildernden Worten zu umhüllen versuchte.

Eine Entgleisung

Von Max Bewer, Dresden-Laubegast, bringt ein österreichisches Blatt folgende Verse:

> Im Feld zwei radikale Genossen,
> Die einst gepredigt Tyrannenmord,
> Vernehmen, daß von Feindesgeschossen
> Gerissen wurden sechs Prinzen fort! ...
> Prinz Max von Hessen, drei von Lippe,
> Zwei Meininger; ein Kaisersohn
> Sei außerdem verwundet schon. ...
>
> Den beiden Roten steigt ins „Gesicht"
> Von Schamgefühl ein leiser Hauch,
> Bis einer barsch und knurrig spricht:
> „Was so ein Prinz kann, können wir auch!"
> Und gibt mit einer wahren Wut
> Fürs Vaterland dahin sein Blut!

Schmerz, laß nach! Herr Max Bewer hat sich während des Krieges auf dem Gebiet der Lyrik manches geleistet, wobei nur die nicht anzuzweifelnde tüchtige Gesinnung des Verfassers das kritische Urteil strafmildernd beeinflussen konnte. Aber was zuviel ist, ist zuviel, und es scheint höchste Zeit, Herrn Bewer aus den Reihen derer, die auch gern der nationalen Flauheit entgegenarbeiten möchten, ernsthaft zu bedeuten, daß er den vaterländischen Gedanken nicht nur nicht fördert, sondern auf das empfindlichste schädigt, wenn er ihn durch derartige Klapphornverse wie die oben angeführten, ins Triviale und Tendenziöse herabzerrt. Man schlägt eine Geschmacklosigkeit nicht durch die andere tot. Und wenn auf dem ultraroten Flügel einmal die alberne Bemerkung gefallen ist, daß der höhere Adel nicht genug Blutopfer gebracht habe, so reiht man dieser offenkundigen Albernheit nur eine zweite an, wenn man nun umgekehrt den Arbeitern, die zu Tausenden und aber Tausenden ihr Leben für das Vaterland geopfert haben, den prinzlichen Heldentod sozusagen als nachahmenswertes Beispiel vor Augen führt.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Anbetung der Hirten

Beilage zum Türmer

Fidus



XXI. Jahrg. Dezember 1918 Heft 5/6

Anders sehen wir uns wieder...

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Als ich zu euch, liebe Türmerfreunde, zuletzt sprach, da durfte noch ein leises Fünkchen von Hoffnung glimmen, daß unser Volk und Vaterland, wenn auch aufs schwerste beschädigt, aus Weltwunden blutend, so doch als ein freies, immer noch wehrhaftes Volk und Land aus dem Höllenbrande dieser vierjährigen Folter in Ehren hervorgehen werde. Meine Ansprachen im Zweiten Novemberhefte mußten Wochen vor dem Erscheinen des Heftes, wohl einen Monat, bevor sie in die Hände der meisten gelangten, geschrieben werden. Weitere Möglichkeiten waren abgeschnitten ...

Anders sehen wir uns wieder. Nicht mehr als freie Deutsche, die ihr Haupt stolz erheben konnten — als Unterjochte, in Sklavenbande Geschlagene, in den Staub Erniedrigte sehen wir uns wieder. Als Bettler, die sich glücklich preisen, wenn sie in das Vorzimmer des übermütigen Siegers eintreten und Almosen von ihm empfangen dürfen. So sehen wir uns wieder!

Und darüber dürfen wir uns nicht täuschen, noch täuschen lassen, wenn diese Zuflucht dem Schwachen auch am nächsten liegt. Das wollen, das müssen wir uns selbst und aller Welt frei und offen bekennen: wir sind heute Sklaven, wie ich das für den noch bedingten, jetzt bedingungslos eingetretenen Fall voraussagte. Nur das hätte ich als frevelhaften Schimpf zurückgeschleudert: daß wir auch

innerhalb der uns vom Feinde noch übriggelassenen „Freiheit“ nicht mehr Herren über uns selbst sind, weder nach innen noch nach außen, daß wir selbst nicht mehr wissen, was wir zu tun und zu lassen haben, daß jeder einzelne von uns nicht mehr weiß, mit welcher „Freiheit“ über seine eigene Person, seine persönlichsten Rechte und Pflichten er morgen erwachen wird.

Das ist die Freiheit, die wir gegen die Unfreiheit der alten Regierung eingetauscht haben. Ein Übergangszustand? Ohne Zweifel. Wir werden — einmal — wieder zu geordneten Zuständen kommen. Aber auf welchen vermeidlichen Umwegen? Und mit welchen vermeidlichen Opfern? Als ob wir noch immer nicht genug geopfert hätten! Und durch welche Mittel? Doch wieder durch die alten: die Wiedereinsetzung von Autorität und Disziplin, ohne die nicht einmal eine Partei groß werden und Einfluß gewinnen kann. Die heute regierende Partei ist ein klassischer Zeuge hierfür. Die Sozialdemokratie hätte sich nie durchsetzen können, wenn ihre Organisation nicht in den eigenen Reihen rücksichtslose Disziplin ein- und durchgeführt, die Lehren ihrer Autoritäten nicht zum Dogma erhoben hätte, wie immer nur die Päpste ihre Unfehlbarkeit und die Könige ihr Gottesgnadentum. Wie um die großen Verkündiger des Kirchen- und des Fürstenrechtes, genau so haben sich um die Autoritäten der Sozialdemokratie Schriftgelehrte und Schulen zur Auslegung des Inhaltes ihrer Lehren gesammelt, die jenen nichts nachgeben, weder in Zahl noch in Mannigfaltigkeit, wenn man das Alter der einen mit der Jugend der anderen in gerechten Vergleich stellt.

Alles schon dagewesen und immer wiederkehrend, Nietzsches ewiger Kreislauf. Das Wesen bleibt, nur die Erscheinungen, die Formen, die das Wesen, ewigen Gesetzen folgend, sich selbst treu bleibend, wählen muß, wechseln — wie Traumbilder. Daß dieses irdische Leben nur als Traum über uns ergehe, — welchem Geschlechte in der Weltgeschichte könnte diese Anschauung wohl näher gebracht worden sein als uns? Haben wir nicht alle, was sich vollzogen hat, wie einen Traum empfunden? Nach vier Kriegsjahren mit Siegen ohnegleichen — als Sieger Besiegte, als ein einziges Volk in Waffen entwaffnet, selbstentwaffnet, wehrlos und — sprechen wir das unbarmherzige Wort nur unbarmherzig aus —: ehrlos! Denn das sind wir in den Augen der Welt, und wir würden es vor uns selbst, wenn wir feige diese Tatsache nicht anerkennen wollten. Die Feinde lassen auch dem begriffsstutzigsten Deutschen nicht den leisesten Zweifel darüber, die Neutralen denken ebenso, nur sagen sie es nicht so deutlich — aus Mitleid. Aus Mitleid! ...

Anders sehen wir uns wieder. Damals war noch ein Kaiser. Ich gehörte nicht zu seinen Unentwegten, habe ihm alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber aus meinem Herzen nie eine Mördergrube gemacht. Ich konnte mir nur nicht denken, nicht vorstellen, daß er bei seinen religiösen Anschauungen von den Pflichten des Königtums sein Volk in der Stunde tiefster Not verlassen, aus dem Elend, in das es jedenfalls unter seiner Regierung und höchsten moralischen Verantwortung geraten war, in das Ausland flüchten und Volk Volk sein lassen werde. Auch an einen König kann die Pflicht eines Abganges gebieterisch herantreten. Aber als König. Der Abgang Kaiser Wilhelms II. war nicht königlich. Er selbst,

Kaiser Wilhelm II., hatte wenige Tage vorher erklären lassen, er könne es nicht verantworten, durch seine Abdankung das deutsche Volk den Feinden und der Anarchie auszuliefern. Und doch hat er es getan, das getan, was nach seiner Überzeugung der Verderb des ihm von Gott anvertrauten Volkes sein mußte. Möglich, wahrscheinlich, daß er sich eines anderen hat überzeugen lassen. Aber auch dann hätte er, wenn schon nicht als Kaiser und König, so doch als Deutscher, das Schicksal seines Volkes mit auf sich nehmen müssen. Ob die Auffassung, daß er durch seine Abdankung das Signal zur allgemeinen Auflösung erst gab, richtig ist oder nicht, ist eine Frage für sich. Ich möchte sie bejahen: durch seine Abdankung räumte Wilhelm II. die letzten Hemmungen hinweg — das Militär war seines Fahneneides entbunden, das Volk seiner moralischen Anhänglichkeit.

Wir wollen keine Steine nach dem Kaiser werfen. Er hat in seiner Art das Beste gewollt, den Krieg so wenig wie irgendein überzeugter Pazifist. Denn das war er, trotz all seiner hochtönenden, panzerklirrenden Reden. Die waren für ihn nur ein ästhetischer Genuß. Im Sinne des Wortes: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze", war für ihn die „gepanzerte Faust", der „Dreizack" usw. mit dem Augenblicke von der Weltbühne verschwunden, in welchem ihr letzter Ton verhallt war. Hätte er all das ernstlich gewollt, nie hätte er darüber gesprochen. Aber er wurde mißverstanden, weil diese „guten Reden" von dem unheimlichem Geschäftseifer des deutschen wirtschaftlichen Wettbewerbes begleitet wurden. Dies Voranstellen der wirtschaftlichen Interessen „über alles, über alles in der Welt" wurde so aufgefaßt, wie es letzten Endes von Leuten, die gewohnt sind, in Worten nicht nur Worte zu sucheu, nicht anders verstanden werden konnte.

Mit Bismarcks Entlassung, die der Große selbst als Davonjagen eines alten, treuen, aber lästig gewordenen Hofhundes bezeichnet hat, war unser Schicksal besiegelt. Das fühlten, wußten wir, die Gelegenheit hatten, Blicke in die psychologischen Untergründe des Verfahrens zu werfen. Es war nicht Wilhelminisch — im Sinne unseres unvergeßlichen alten Kaisers, der in höchster Vollendung die Tugenden des Hohenzollernhauses verkörperte, die diesem Hause zu seiner geschichtlichen Größe verholfen haben: Größere neben sich zu dulden und — in welcher unterschiedlichen Art auch immer — ein treubesorgtes Herz für das Volk zu haben. Kaiser Wilhelm II. hatte es in seiner Art auch, nur war leider das Volk unfähig, diese Art zu verstehen. Es war vom alten Kaiser Wilhelm andere Art gewohnt. Immer noch besteht die Frage, ob der Kaiser hätte abdanken müssen, wenn der Sohn den Vater, das Haus nicht überlastet hätte. Von allem übrigen wollen wir schweigen, aber daß auch er, dieser doch noch jugendliche und sehr rüstige Weidmann, das in unsäglichen Nöten versinkende Volk und Land verläßt, um sich in Sicherheit zu bringen und abzuwarten, was da wird, damit hat er sich für unwürdig erklärt, auch nur ein deutscher Offizier zu sein. Der Kronprinz war preußischer Offizier. Hindenburg, der sich nicht der ausgedehnten Bequemlichkeiten des Kronprinzen erfreuen durfte, hat einfach seinen Dienst weiter getan, der Kronprinz — wurde fahnenflüchtig und hat in dem gelobten Hollande Unterkunft gesucht. Er hatte alles Gute mitgenommen und ausgenossen, was ihm durch seine bevorzugte Geburt als Geschenk in den Schoß geworfen war, aber als das

Vergnügen aufhörte und die Pflicht anfing, da ließ er mit dem immer noch recht ansehnlichen Rest des Geschenks den in Not geratenen Geschenkgeber im Stich und wartet nun der Dinge, die da kommen werden.

Ist das nicht zum Verzweifeln? Kann man es dem Volke, das nach so furchtbaren vier Kriegsjahren keine sorgende Herrscherhand mehr über sich fühlt, sie eigentlich nie gefühlt hat, das sich — und das ist der letzte Grund, wenn man in die Tiefe geht — verraten, verlassen und verwaist fühlt, arg verdenken, wenn es nach seiner Art sich endlich Luft schaffen will? Nein, moralisch verdenken kann man es diesem, noch in der Revolution liebenswerten Volke nicht, und doch ist die Weise, wie es just in diesem Augenblicke sich Luft zu schaffen versucht hat, der größte Narrenstreich der Weltgeschichte.

Wir stehen unmittelbar vor der Gefahr des Unterganges ohne Umschweif und Rettung. Von innen droht uns ein affenartig lüsterner und rachsüchtiger Bolschewismus, von außen die Besetzung ganz Deutschlands mit seiner Reichshauptstadt durch die Ententetruppen. Es genügt aber schon, daß die bolschewistischen Regungen uns verhindern, eine im Sinne der Entente verhandlungs- und bürgschaftsfähige Regierung zu schaffen: dann ist eben die souverän gestellte Bedingung nicht erfüllt, und der Feind rückt mit seinen gallisch bestialisierten weißen und farbigen Horden in Feindesland, in Deutschland, ein. Zum Grenzschutz unserer vom Feinde bis zum Friedensschluß uns noch überlassenen Ostprovinzen gegen polnische Legionäre oder sonstige Banden haben wir ja schon auf die Werbetrommel des Dreißigjährigen Krieges (Wallensteins Lager!) zurückgreifen müssen. Wir sind also einfach ohnmächtig, entmannt —, selbstentmannt und freuen uns noch wie die Kinder, wenn wir die Nationalkokarde, die nicht die Kokarde einer Fürstenfamilie, sondern die Kokarde des freien deutschen Volkes — war, herunterreißen und in den Dreck treten! Von Eunuchen hat man noch nie gehört, daß sie sich selbst in diesen, nicht allen beneidenswerten Zustand versetzt hätten. Aber die Freiheit, die wir meinen, ist eben immer die Freiheit der anderen. Nun haben wir ja den Höhepunkt glücklich erreicht. Wir sind Sklaven ohne Feigenblatt, fühlen uns „ganz kannibalisch wohl." — Kannibalen gehen ohne Feigenblatt. Das deutsche Volk mit acht bis zehn Millionen Soldaten kann polnische Banden von 500 bis 3000 oder meinetwegen — ich lasse meiner Phantasie freien Lauf — 10 000 Mann nicht mehr kurzerhand aus seinem Hause hinauswerfen.

Ich habe nie an das Märchen von der Versöhnungsbereitschaft unserer Feinde geglaubt — wer heute noch daran glaubt, mag darin selig werden. Ich glaubte nicht nur, sondern ich schloß aus den Waffenstillstandsbedingungen, daß die Feinde andere Absichten haben, daß sie uns ein für allemal „unschädlich" machen, daneben aber noch als dauerndes Ausbeutungsobjekt „annektieren" wollen. Mir ist es unbegreiflich, wie man ohne bewußte Selbsttäuschung eine andere Absicht aus diesen Bedingungen ableiten konnte. —

Es gab, nachdem wir einmal durch eine gottverlassene Politik unter leichtfertigem Mißbrauch ehrwürdiger Zeichen und Heiligtümer bewußtlos in den Krieg hineingerutscht waren, einfach keine andere Möglichkeit für uns, als durchzuhalten, bis sich an leitender Stelle jemand fände (!), der durch politische Mittel eine ge-

sicherte Lage wiederherstellte. Aber Bethmann, der an seiner politischen Fähigkeit gleich bei Beginn des Krieges selbst verzweifelte — die Worte: „Meine Politik ist zusammengebrochen wie ein Kartenhaus" stammen von ihm, nicht von seinen Gegnern —, dieser an sich selbst verzweifelnde „Staatsmann" mußte bleiben, bis das politische Spiel unwiderruflich verloren war und dann erst recht nichts anderes übrigblieb, als sich durch militärische Gewalt herauszuhauen. Eine verwegene, eine lästerliche Anforderung der Politik an das Militär! Der Kaiser hat's geduldet, aber die Reichstagsmehrheit stand hinter Bethmann. Der Kaiser hat also das Recht der Mehrheit anerkannt. Er hat immer das Recht der Mehrheit anerkannt, sobald sie ihm nur zum Bewußtsein gebracht ward. Bethmann wurde entlassen — mit größerem Bedauern als Bismarck. Der wußte, was Deutschland bevorstand, in seiner Sterbestunde hat er zu Gott gerufen, sein Deutschland zu retten! Alle Großen sind „Seher", und um die Sterbestunde waltet noch ein Besonderes. Nach Kant sind ja Zeit und Raum nur Hilfsvorstellungen ...

Was war, kann wiederkommen. Es ist auch in diesem Kriege wiedergekommen. Aber es kommt nicht in denselben Zufalls- oder besser Begleiterscheinungen wieder. Das „alte System" hat rettungslos abgewirtschaftet. Es ist mir peinlich, das erst zu begründen, weil ich es schon vor einem Jahrzehnt und länger dargelegt habe, noch peinlicher ist mir, darauf hinzuweisen. Bleiben wir bei den Tatsachen. Mit diesen haben wir uns ehrlich und ohne inneren Vorbehalt abzufinden. Für uns war und ist der deutsche Volksgedanke der entscheidende: „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn." Und darin dürfen wir uns eines Sinnes mit der neuen Volksregierung fühlen. Getrennt marschieren, aber vereint schlagen! — Wir dürfen mit ihr auch noch eine Wegstrecke vereint marschieren.

Wir haben — bis auf weiteres — nichts mehr zu sagen in der Welt. Wir wollen — bis auf weiteres — die Zähne zusammenbeißen und schweigend ertragen, was wir — bis auf weiteres — nicht abwenden können. Wir wollen uns das stolze dunkle Schweigen angewöhnen, alles hinunterwürgen, weil und solange es denn sein muß. Wir wollen schweigen, aber nicht vergessen. Nie und nimmer. Das wollen wir uns geloben, einpflanzen wie Eichen in die Seele unseres Volkes! Damit wir vor unseren Toten bestehen können und sich unsere Nachfahren unser nicht zu schämen brauchen. Jetzt haben wir im Innern nur eine Front: gegen die Bestie im Menschen, die aus den Hürden Rußlands gegen uns losgelassen worden ist. Nach Spartakus, dem Sklaven, nennt sich die Gruppe, die ein Siebzig-Millionen-Volk unter ihre wüste Herrschaft bringen will. Der römische Sklave Spartakus war ein vornehmerer Sklave als die deutschen Sklaven, die unter seinem Namen brandschatzen wollen. Der römische wollte sich und seine Genossen von der Sklaverei befreien, die deutschen Spartakusse wollen, ohne Sklaven anderer als ihrer selbst zu sein, das ganze Volk, die höher begabte und entwickelte Menschheit zu ihren Sklaven pressen.

Es ist ein Wahnsinn, aber — grenzt es nicht auch an dieses Gebiet, wenn man in dem Augenblicke widereinander aufsteht, in dem das Schicksal der Volksgesamtheit und jedes einzelnen auf dem Spiele steht, strengste Geschlossenheit das Gebot einfachster Selbsterhaltung ist? Nachdem man vier Jahre jedem Tod

und Teufel die Stirn geboten hat, in der letzten Minute freiwillig alles preisgeben? Aus Freiheitsdrang mit lustigem Schellengeläute sich zum Sklaven erniedrigen? Wenn nur die Narrenschellen nicht so grausig das Begräbnis des armen Narren einläuteten! . . .

Um nur unser nacktes Leben als Volk zu retten, bleibt uns — jetzt — nichts anderes übrig, als mit dem Vetter, der uns „Gevatter Tod" war, einen Pakt zu schließen, durch sein Joch zu gehen. Keine ruchlosen Selbsttäuschungen mehr, keine feigen Selbstbeschönigungen, — es gibt für uns — jetzt — keine andere Wahl, als uns unter angelsächsischen Schutz zu stellen. Nachdem wir die Waffen von uns geworfen, auf allen und jeden Selbstschutz, auf die uns so sehr verhaßte eigene Macht verzichtet haben, müssen wir uns unter eine fremde, eine Schutzmacht begeben, sonst sind wir gackernde Hennen allen Geyern — innen und außen — rettungslos preisgegeben. So viel „Selbstbestimmungsrecht" wie den Buren wird uns England-Amerika auch noch gönnen, und — das ist mehr als wir heute haben. Gott hat Wunder an uns genug getan, die Wunder eines unvergleichlichen, unbesiegten Heeres unter unvergleichlichen Führern. Weitere Wunder dürfen wir nicht erwarten. Es ging vielleicht über unsere Kraft, zu siegen, aber darum brauchten wir noch nicht Sklaven zu werden. Das haben nicht die Feinde, das haben wir selbst besorgt. Für die — Menschheit, die uns dafür ins Gesicht spuckt. Jetzt müssen wir durch das Joch — hindurch. Arbeiten und Gott vertrauen!

„Gekreuzigt hundert-, tausendmal —
Doch sterben? — Sagt, was ist das? — Sterben?"



Heimkehr · Von Karl Frank

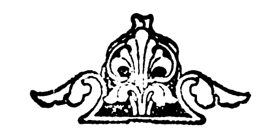
Ein müdes Heer zieht stumm nach Haus,
Die Waffen ruhen, der Krieg ist aus,
Der Krieg ist aus und verloren.

Soldaten, ich seh' euern Kaiser nicht mehr,
Einst zog er umjubelt ins Feld vor euch her.
Wo ist euer Kaiser geblieben?

Den Kaiser, den bringen wir nicht mehr zurück,
Die Kron' ist zerbrochen, zerbrochen das Glück,
Es waren der Feinde zu viele.

Sie taten Wappen ab und Stern, —
Sie strömen heim von nah und fern
In endlos grauen Zügen.

Und was sie Großes einst vollbracht,
Klingt wie ein Lied in dunkler Nacht
Aus fernem Sagenlande. — — —



Eine Christnacht auf der Pußta

Von Ella Triebnigg

Wie die heilige Weihnachtszeit vor hundert und etlichen Jahren gefeiert wurde auf den altadeligen Gehöften in Ungarn, so feiert man sie heute nicht mehr, nur vom Hörensagen weiß man davon! Da kamen von allen Seiten Gäste, scharenweis und mit ihrem Gesinde, denn man blieb gleich für längere Zeit, wenn man schon die Reise von vielen Meilen im Schneegestöber und auf verwehten Wegen unternommen hatte. Und die gastfreundlichen Hausfrauen hatten schon Tage vorher alle Hände voll zu tun und sollten zaubern und hexen können...

Auf der Pußta Káldy war zu jenen Zeiten gerade acht Tage vor dem Christabend ein strammer Bub zur Welt gekommen und die Hausfrau lag im Wochenbett, sie war aber nicht umsonst weit und breit als eine der tüchtigsten Wirtinnen bekannt. Wo die Hände und die Füße nicht sein konnten, da fand das Wort noch immer hin, ihr Kopf leitete und lenkte die vierzig Dienstboten, ihr Wille zwang sie zur besonnenen Arbeit, daß alles klappte. Und das war keine Kleinigkeit, denn die vorhandenen Vorräte mußten übersehen und danach eingeteilt werden und die fehlenden rechtzeitig beschafft sein, es gab aber keine Eisenbahnen und keinen Telegraphen, und von einem Fernsprecher wagte überhaupt noch niemand zu träumen, denn man war doch schon viel zu gescheit, um sich mit kindischen Märchen abzugeben. Man konnte bei den schlechten Wegen nur auf die reitenden Boten oder auf die Stafetten rechnen, die alles herbeischaffen mußten, was aus der Stadt zu holen war.

Bevor einer der Diener, der Pali oder der Peti sich auf den Weg machte, mußte er zuerst zur Frau, denn bei der Arbeit im Hause ist es so: die Dienerschaft versteht sie, wenn sie alles vor sich hat, was dazu gehört, die Frau aber muß wissen, was dazu gehört. Da muß man den ganzen Tag reden und fragen, Weisungen erteilen und ermahnen.

„Sind die Fische bestellt und haben wir noch Zitronen im Hause? Ist die Wildsau gesengt und der Kalbsschenkel gebeizt? — Gebt acht, daß die Hefe nicht zu sauer wird und daß das Obst in der Kammer nicht gefriert! — Und vergeßt nicht: wir brauchen Zimt und Orangenblüten und Nägelein vom Kaufmann!"

Weil aber der Pali oder der Peti vielleicht doch auch etwas hätte von dem vergessen können, was ihm aufgetragen wurde, so bekam er noch überdies einen Zettel mit, da stand alles draufgeschrieben, und der Kaufmann brauchte es nur herabzulesen und mitzugeben.

Für die Unterhaltung der Gäste sorgte der Hausherr, die größeren Kinder aber brachten ihre kleinen Streitangelegenheiten zur Mutter, wollten getröstet werden oder Märchen hören, und so wurde das Bett der Hausfrau zum Thron, zum Richtstuhl und zur Kanzel zugleich.

Endlich kam der heilige Abend.

Die große Festtafel in der Speisehalle war gerüstet, Kristall und Silber blinkte

auf schneeigem, seidenglänzendem Damast, auf der Anrichte standen die Schüsseln mit den kalten Speisen und dem Backwerk neben den Weinkrügen. Und statt der selbstgezogenen Unschlittkerzen, die für gewöhnlich im Hause benützt wurden, staken schöne gelbe Wachslichter in den schweren Arm- und Wandleuchtern; diese sollten heute angebrannt werden, wenn man das Nachtessen einnahm, welches nach der Christmette genossen wurde.

Da begann auch schon die Kapellenglocke zu läuten.

Es ist alles in Ordnung, die Hausfrau weiß es, und ein befriedigtes Lächeln umspielt ihre Lippen, jetzt wird Ruhe eintreten, denn alle Gäste und Familienmitglieder und der größte Teil des Gesindes geht jetzt in die Mette. Vorher aber kommen sie alle und küssen der Hausfrau die Hand. Dann schlagen Türen zu, Schlösser schnappen ein, Schlüssel knirschen und harte Schritte stapfen über den festgefrorenen Schnee auf dem Hofe. Dann folgt plötzlich tiefe Stille. Die Hausfrau atmet erleichtert auf. Der Säugling schläft in der Wiege, und im Lehnstuhl neben dem Ofen ist die Wartefrau auch eingenickt, da kann die Wöchnerin auch ihre Augen schließen. Nun hört man anschwellenden Orgelklang, weihevoll ... dann steigt Gesang auf aus vielen Kehlen. Die Wöchnerin faltet andächtig die Hände und in ihr wird Friede.

Auf einmal knackte es beim Fenster: das konnte nur die Blechscheibe sein, mit der man ein kürzlich zerbrochenes Fensterglas der Stube ersetzt hatte, denn im Winter kamen keine Slowaken auf die Pußta, die mit Glastafeln hausierten. Diese Blechscheibe mußte jetzt jemand von außen eingedrückt haben, die ruhende Herrin hörte es sofort und fragte ruhig, aber vernehmlich: „Wer ist es denn?"

„Gelobt sei Jesus Christus!" rief eine rauhe Stimme herein. „Ich bin der Angyal Bandi mit meinen Dreizehn!"

Der Angyal Bandi war damals der berühmteste Betyár der Gegend. Er war aber nebstbei auch der beliebteste beim Volk, denn er hatte Grundsätze, er raubte und mordete nicht, er besteuerte bloß die Reichen und die Juden und überschritt auch da nie das vornehme Maß eines freien Herrschers.

Frau von Káldy richtete sich etwas in den Kissen empor und sagte entschlossen: „Du lügst! Der Angyal Bandi ist unser Betyár, dem wir regelmäßig Konvention zahlen, und die hat er sich vergangene Woche geholt. Und jetzt kommt er gewiß nicht vor Aschermittwoch wieder."

Das entsprach der Wahrheit. Die Familie von Káldy besoldete den mächtigen Betyáren und hatte darum von ihm nichts zu fürchten. Er bekam vierteljährlich vier ganze Speckseiten, zwei Eimer Wein und fünfundzwanzig Randgulden. Jede vornehme Familie hatte damals ihren Konventions-Betyáren, es gab aber auch außer den geordneten Banden gewöhnliche Wegelagerer, darunter einen entsprungenen Mönch, der sich mit Gesindel herumtrieb als gemeiner Räuber. Die Wöchnerin erinnerte sich seines Grußes und sagte: „Du, du bist wahrscheinlich der Karako!"

Dem ehemaligen Mönch war es nicht recht, sich erkannt zu wissen, er wurde kleinmütiger, seine Stimme verlor an Sicherheit. Er murmelte etwas, das man nicht zu verstehen vermochte.

„Was willst du denn eigentlich hier?"

„Geld, gnädige Frau!"

„Hja, Geld, mein Lieber! Ich habe selber keins!"

Das brachte den Betyáren in Wut.

„So? Und was machte denn der Jude gestern da? War das nicht der Weinhändler, der sich die vorjährige Lese holte? Und hat er sie vielleicht umsonst bekommen?"

„Nein, gewiß nicht. Aber ich liege hier im Bette doch nicht auf Dukaten; wie kann ich dir welche geben?"

Ein Gemurmel drang von außen herein, die anderen schienen ihren Führer zu bedrängen. Da rief der endlich barsch und befehlend:

„Lassen Sie uns hinein und geben Sie uns die Kassenschlüssel, sonst schieße ich!"

Im gleichen Augenblick knarrte die geborstene Blechtafel stärker und durch die klaffende Lücke wurde ein Gewehrlauf hereingeschoben.

Aus der Kapelle klang voller Orgelton, und die Wartefrau schnarchte in ihrem Lehnstuhle.

„Nun?" klang es ungeduldig von draußen.

„Du wirst lieber nicht schießen", sagte die Wöchnerin ganz ruhig. „Denn du lärmst dir nur die Leute auf den Hals. Du wirst ruhig bleiben, denn das Kind weint, und die Wärterin schreit, wenn sie aufwacht, und die Kassenschlüssel sind beim Herrn. Ich rate dir gut: packt euch jetzt, denn die Mette ist bald zu Ende."

Die Orgel verstummte plötzlich und erst nach einer Weile setzte schallender Gesang ein.

„Das ist alles nicht wahr", gröhlte der Räuber höhnisch. „Auch die Mette geht noch nicht zu Ende, denn sie halten erst gerade beim Gloria."

Nun war die Wöchnerin ganz sicher.

„Du bist also richtig der Karako und nicht der Angyal Bandi, denn der weiß gar nicht, was Gloria ist, weil er ein Kalviner ist."

„Spielen Sie nicht mit uns! Wir wollen ins Kastell, dann können wir ja weiter plaudern, sonst brechen wir das Tor ein und dann bekommt unser Messer das Wort. Also, wollen Sie uns gutwillig aufmachen oder nicht?"

„Das fällt mir ja gar nicht ein! Und ich könnte es auch nicht. Wenn ich aber die Wartefrau wecke, so macht die ein Gezeter, daß man es bis in der Kapelle hört..."

„Dann schieße ich sie nieder!"

„..., und könnt also erst recht nicht herein", schloß die Wöchnerin.

Nun erhob sich vor dem Fenster ein drohendes Gemurmel, der Schnee knirschte unter stampfenden Tritten, und dann erklang es im Chore: „Die Schlüssel! Aufmachen!"

Darauf aber erwiderte Frau von Káldy überhaupt nichts mehr, sie hing ihren Gedanken nach und sagte sich ärgerlich: „So ein Gesindel! Und da will er sich noch als den Angyal Bandi ausgeben, den sie den Kavalier-Betyár nennen...!"

Die Räuber vor dem Fenster berieten sich. Dann wurde wieder die Stimme des Karako vernehmlich, er erteilte einen Befehl.

„He, Bandi! Halte du das Gewehr! Immer auf die Frau gezielt! Und wenn sie muckst ... du weißt schon! Ihr anderen mit mir an das Tor!"

Das Tor war ein braver Hüter. Schweres Eichenholz. Und handbreite Eisenbänder daran. Und das Schloß war ebenfalls aus Eisen und ansehnlich wie ein Wehrschild. Außerdem waren drei wuchtige Querstangen darüber gestemmt, auch aus Eichenholz und aus Eisen.

Aus der Kapelle kamen ab und zu einzelne Orgellaute herüber, dazwischen hörte man das Geräusch der Werkzeuge, mit welchen die Betyáren das Tor bearbeiteten. Die Hausfrau lag regungslos mit geschlossenen Augen im Bette. Aber sie war ein einziges, angestrengtes Lauschen: was wird länger dauern, die Mette oder der Widerstand des braven Tores?

Qualvoll langsam schlich die Zeit hin; manchmal knarrte die geborstene Blechscheibe.

Unter den halbgeschlossenen Lidern warf Frau von Káldy einen Blick nach dem Säugling. Er schlummerte, wie wenn er fern von jeder Gefahr wäre, und derweil arbeiten draußen Räuber am Tor. Und wieder schoß es ihr durchs Gehirn: Angyal Bandi hätte das nicht getan!

Sie sah sich plötzlich in einer Kutsche, die sich rasch fortbewegte. Ein kleines Mädchen saß neben ihr ... es war ihr jüngeres Töchterchen... Eine Botschaft war gekommen, sie mußte einen dringenden Krankenbesuch unternehmen, ihre einzige Schwester war schwer erkrankt... Im Sommer war's, vor zwei Jahren. Die Reise mußte rasch unternommen werden, ihr Gatte war nicht daheim, sie konnte sich nur den Haiducken mitnehmen, der neben dem Kutscher auf dem Bock saß... In ihrer Sorge merkte sie auf nichts, als sie aber kaum anderthalb Stunden durch die Pußten fuhren, da stieg ein Staubwirbel auf, der immer näher kam. Und plötzlich war die Kutsche von einer Schar Berittener umgeben, die waren alle vom Kopf bis zum Fuß in schwarzen Gewändern gekleidet und sahen aus wie von Eisen geschmiedet... Es waren dreizehn und einer, der sie anführte. Und dieser Anführer saß auf einem prächtigen Rappen, den er im tänzelnden Schritt nahe an die Kutsche brachte, dann zog er ehrerbietig den runden schwarzen Hut und grüßte mit Anstand: „Gott zum Gruß, der gnädigen Frau und einen glückseligen guten Tag zu wünschen!" ...

Die Wöchnerin zuckte leicht zusammen, das Ächzen des Tores war stärker hörbar ... sie lauschte wieder ... die Orgel sang friedlich dazwischen ... sie sind erst beim Sanktus ...

Wieder steigt aus der Erinnerung das Bild empor. Die Schar der Männer mit den rußgeschwärzten Gesichtern und ihr Anführer, der eine schwarze Samtmaske vorgebunden hatte... Das weitärmelige Hemd und die faltigen, fransenbesetzten Hosen waren aus weicher schwarzer Seide, im Gürtel steckten kostbare silberbeschlagene Pistolen, die Rechte hielt den Fokosch, den Beilstock, und unter dem Hute quollen goldblonde lange Ringellocken hervor, bis auf die Schultern herab... Das war Angyal Bandi, er selbst stellte sich vor, als sie beherzt fragte,

wer sie wären? Und sie erinnerte sich, daß sie damals bei sich dachte: wie soll das enden? Es kann ein feiner Tanz werden, wenn der berüchtigste Betyár des Komitates den Taktstock in die Hand nimmt! Und sie hatte ihr erschrecktes Töchterchen an sich gedrückt, streichelte sein Köpfchen und ließ betäubt alles geschehen... Sie hörte, wie der Betyár dem Kutscher mit einem herrischen „Vorwärts, fahr zu!" anrief und sie sah sich dann umgeben von den stummen, schwarzen, bewaffneten Reitern, die gleichen Schritt hielten mit dem dahinsausenden Vierergespann... Dann neigte sich Angyal Bandi, der an der linken Seite der Kutsche geblieben war, über den Wagenschlag und lüftete wieder den Hut: „Man sieht schon den Kirchturm der Stadt, jetzt braucht uns die gnädige Frau nicht mehr." Dann stieß er einen scharfen Pfiff aus und seine Gefährten blieben wie angewurzelt stehen; aber auch die Pferde der Reisekutsche fuhren erschreckt zusammen und hielten an. Und dann warf Angyal Bandi den Kopf stolz ins Genick. „Wir wollten die gnädige Frau nicht belästigen, aber wir mußten sie begleiten. Das war ihr Schutz. Denn es gibt Schufte, die nennen sich Betyáren, es sind aber Räuber. Vor solchen muß ich eine Dame in meinem Gebiet bewahren, sie muß da unbehelligt reisen können, sonst müßte ich mich schämen. Und nun Gott befohlen und eine glückliche Weiterreise!"

Damals lernte Frau von Káldy den Angyal Bandi kennen ... es war wie ein Traum ... er verschwand dann mit seinen dreizehn Reitern wie eine Geisterkarawane in der Unendlichkeit der Tiefebene... Und er könnte wieder so auftauchen und dann wäre alles gut ... er wußte aber wohl nichts von dem Überfall des Karako auf seinem Gebiet.

Jetzt war es auf einmal totenstill. Dann läuteten sie zur Wandlung.

Plötzlich dröhnte Karakos Baß wieder herein.

„Nach zehn Minuten ist die Mette zu Ende, was ist's mit den Schlüsseln?"

Nichts rührte sich in der Stube.

„Also gut: Sturm! Vorwärts Burschen!"

Jetzt hieben sie mit den Beilstöcken drein, man hörte das Holz splittern, das Schloß knackte und knirschte. Aber es gab nicht nach. Noch einige wütende Hiebe, ein tolles Fluchen, dann mußten sie es einsehen, es ging nicht!

„Auf Burschen, fort!"

Der Anführer aber kam noch ans Fenster gelaufen, riß das geborstene Blech ganz herab und schleuderte es, sinnlos vor Wut, ins Zimmer, während er den Schlußgesang des Priesters bei der Mette nachäffte. „Ii-i-ite-e missa-a est!"

„Deo gratias!" erwiderte die Wöchnerin andächtig. Sie lächelte den noch immer schlummernden Säugling zärtlich an: es ist einer über uns, der wehrt stets die Gefahren ab.

Laufende Schritte verhallten im Hof, dann erklang das letzte Aufbrausen der Orgel und dann kamen sie wieder alle zurück, die Kinder und die Gäste mit dem Hausherrn. Sie hatten einen rechtschaffenen Hunger.

„Das glaube ich euch, geht nur essen, die Mette war recht lang — ich fürchte fast, daß der Braten verdorben ist", sagte Frau von Káldy.

Dann gab sie rasch dem Diener einen Wink: man sollte nichts merken an dem Abend, das heilige Fest durfte nicht verdorben werden. Und es wurde so fröhlich gefeiert, wie es nur Menschen feiern können, die glücklich und versöhnlichen Gemütes sind.

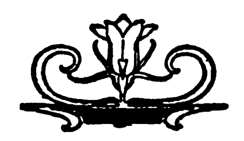


Traum und Tod · Von Karl Berner

Im Westen tobte die Entscheidungsschlacht...
An unsern Schwarzwaldbergen hing die Nacht;
In süßem Schlummer lag die müde Welt.
Ein Fenster an der Halde war erhellt,
Dort lag ein Krieger wund auf weichem Pfühl.
Der Schwester Hände waren lind und kühl,
Und diese kühlen Samariterhände,
Sie löschten endlich auch die wilden Brände
Die in des Fieberkranken Adern lohten.
Nun lag er still und dachte seiner Toten...
In Flandern war's ... und war ein Heldenstück...
So mancher Brave kehrte nicht zurück...
Doch einer stand, sein bester Kamerad,
Noch lachend aufrecht nach der blut'gen Mahd,
Und seine Stimme klang im Unterstand
Wie Volkers Fiedel einst am Donaustrand!
Das war sein Freund — ein Held und noch ein Kind —
Und eines Gottes voll, wie Künstler sind.
Wo war er jetzt? Und klangen Lieder noch,
Wo Flanderns Nacht durch Blut und Moder kroch?
Wie sagte doch der Freund? „Ich werde singen,
Wenn schon am dunklen Tor die Riegel springen...“
Verstummte jäh die liebe, süße Weise?
Der Kranke regte sich und seufzte leise,
Und wieder lag auf seiner heißen Stirne
Die weiche Hand wie kühler Hauch der Firne,
Und Kühlung floß durch Adern und Gebein.
— — — — — — — — — — — —

Ist's himmelhoch ein Stern, ist's Ampelschein?
Er schreitet lautlos über Sandsteinfliesen,
Vorbei an stummen, gleichgereihten Riesen,
Die des Gewölbes schwere Lasten tragen.
Er ist im Dom. Er sieht das ew'ge Licht,
Das blasse Streifen rings ins Dunkel flicht;
Er sieht im matten Glanz die Orgel ragen
Und setzt sich gegenüber ins Gestühl,
Wo er so gern mit den Gespielen saß.
Ein fremder Hauch aus dunklen Ewigkeiten
So weht es vom Gewölbe seltsam kühl —
Es ist wie einst in alten, schönen Zeiten,
Wo er sein heißes Knabenblut vergaß,
Wenn er gebannt den weihevollen Klängen
Der Orgel lauschte und den Chorgesängen.
Und plötzlich hebt die Orgel an zu klingen,
Und eine Stimme tönt — er kennt sie gut! —
Er kennt den Sang — es ist ein Meisterlied!
Da packt ihn heiße Angst, es stürmt sein Blut —
Er weiß, er weiß: So kann nur einer singen!
Es tönt wie Nachtigallensang im Ried,
Wie Tropfenfall auf klingendem Gestein,
Wie linder Abendhauch in Gras und Halm,
Wie ferner Glockengruß am alten Rhein,
Wie Donnerton auf bergumhegter Alm,
Wie Siegesjauchzen über blut'ger Not!
— — — — — — — — — — — —

Der Kranke fährt empor, sein Herz ist schwer.
Kanonen dröhnen dumpf vom Wasgau her;
Am Himmel steht wie Blut das Morgenrot.
Nun weiß er es: sein Kamerad ist tot.



Stadt und Land — Hand in Hand

Der notwendige Umbau der gegenwärtigen Lebensmittelversorgung · Von Dr. Hans Siegfried Weber

Unsere Ernährungspolitik ist vor allem von dem Glauben beeinflußt, die Volkswirtschaft von einer Stelle aus leiten zu können. In einigen Paragraphen will man das ganze blühende wirtschaftliche Leben einzwängen. Unsere Bureaukratie griff im Kriege mit roher Hand in das volkswirtschaftliche Räderwerk ein. Sie mußte zerstörend wirken. Sie hatte gar nicht beachtet, daß die Volkswirtschaft ihre eigenen Gesetze hat, die man nicht ungestraft überschreiten darf. Jedes einzelne Rädchen in dem volkswirtschaftlichen Organismus hat seine Bedeutung. Man kann es nicht so einfach, wie unsere Bureaukratie glaubte, herausnehmen, da muß selbstverständlich das ganze volkswirtschaftliche Getriebe Schaden erleiden. Nur mit feinstem Verständnis kann man hemmend oder fördernd in die Volkswirtschaft eingreifen. Dieses Verständnis fehlte aber unseren Bureaukraten vollständig.

Die Volkswirtschaft ist nun einmal der Tummelplatz, um unausgegorene Ideen zur Anwendung zu bringen; unsere Ernährungspolitik blieb ganz und gar nicht davon verschont. Ich erinnere nur an die Professorendenkschrift über die zu ergreifenden Maßnahmen in unserer Lebensmittelversorgung. Daß diesen Gelehrten, die übrigens zum größten Teil nicht einmal Volkswirtschaftler waren, die einfachsten wirtschaftlichen Vorgänge ein Buch mit sieben Siegeln waren, machte an sich gar nichts aus. Herr von Bethmann Hollweg hatte ja stets eine besondere Vorliebe für die Geister, die mit anmaßendem Dünkel allein sich im Besitz der reinen Wahrheit wähnten. Bismarck hatte bekanntlich stets ein großes Vorurteil gegenüber solchen unverantwortlichen Ratgebern, die sich mit ihren Weisheiten an ihn herandrängten.

Jedenfalls dürften immerhin, wo auch die Ursprünge unseres gegenwärtigen Ernährungssystems zu suchen sind, die leitenden Männer allein dafür die Verantwortung tragen. Es ist aber überaus eigenartig, wie man die verantwortlichen Männer von aller Schuld zu entlasten sucht. Im „Roten Tag" hat Herr Dr. Elvers in einer Arbeit über „Irrtümer im Versorgungssystem" Ausführungen von mir über die Ernährungsbureaukratie zum Anlaß genommen, folgende Worte zu schreiben: „Aber diesmal sind es doch wohl nicht die Juristen und Bureaukraten. Die da regieren und verteilen, das sind ja diesmal Männer aus der Praxis, keine Blinden aus der Amtsstube mit den vielen Akten, Männer vom Kontor und von der Scholle, und noch ist man nicht zufrieden. Wer erinnert sich da nicht jenes Kampfes gegen den sogenannten Assessorismus, als der Ruf nach Kaufleuten als Beamte eine so große Rolle spielte. Das neue System, das einem alten demokratischen Ideale entgegenkam, scheint sich doch nicht bewährt zu haben und dürfte übrigens teurer arbeiten."

Ich muß dagegen wirklich die Kriegsgesellschaften in Schutz nehmen. Sicherlich sind die Kriegsgesellschaften nicht die geeigneten Organisationen, um unser Versorgungssystem in gesunde Bahnen zu lenken. Die ganze Arbeitsleistung der Männer vom Kontor in den Kriegsgesellschaften, insbesondere in der Zentraleinkaufsgesellschaft, dürfte wohl in schreiendem Mißverhältnis zu den ihnen gezahlten Gehältern stehen. Einige Vorgänge in diesen Kriegsgesellschaften müssen geradezu als skandalös bezeichnet werden. Gerade die Kriegsgesellschaftler fühlen sich in ihrer Würde als Vertreter des Deutschen Reiches und erlassen von hoher Stelle aus Anordnungen über Anordnungen. Aber ich frage doch: wer hat die Kriegsgesellschaften eingerichtet, wer hat den darin beschäftigten Herren eine derartige Machtvollkommenheit erteilt? Die Antwort kann doch nur lauten: unsere verantwortlichen Männer an der Spitze des Versorgungssystems.

Ferner spricht Herr Dr. Elvers auch von den Männern von der Scholle, die unsere Ernährungspolitik gemacht haben sollen. Ich glaube, davon dürfte der ganzen Landwirtschaft nichts bekannt sein. Im Gegenteil, die Vertreter der Landwirtschaft in den landwirtschaftlichen Organisationen mußten ständig erleben, daß ihre Ratschläge zurückgewiesen wurden.

Man macht es sich nun sehr leicht, die ganzen Fehler unserer Lebensmittelversorgung zu verbessern. Das Allheilmittel heißt nämlich zwangsweise Erfassung aller Lebensmittel am Erzeugungsort. Diese Forderung ist nicht neu, sie wurde schon in der Französischen Revolution erhoben, auch hier hieß es, die Bauernbetriebe müssen von Gendarmen gehörig überwacht werden. Wir waren leider schon auf dem besten Wege, eine derartige unvernünftige Forderung in die Wirklichkeit umzusetzen. Der wirtschaftspolitische Mitarbeiter des Korrespondenzblattes der Generalkommission der Gewerkschaften, Julius Kaliski, hat schon mit Recht ausgeführt, es wäre doch wissenswert zu erfahren, wie man sich eine Überwachung von 6 Millionen landwirtschaftlicher Betriebe überhaupt vorstellt. Jedenfalls haben wir gewöhnlichen sterblichen Menschen dafür kein Vorstellungsvermögen.

Der sozialdemokratische Schriftsteller Julius Kaliski hat überhaupt ein feines wirtschaftspolitisches Verständnis für landwirtschaftliche und volkswirtschaftliche Verhältnisse in tiefgründigen Aufsätzen an den Tag gelegt, an denen niemand mit einem Achselzucken vorübergehen darf. Seit Beginn dieses Krieges hat dieser Mann eine Fülle wertvoller Anregungen gegeben, die sich eng berühren mit den Anschauungen landwirtschaftlicher Kreise. Kaliski hat vor allem in dem ersten Jahr des Krieges sich bemüht, zusammen mit dem leider zu früh verstorbenen sozialdemokratischen Schriftsteller Artur Schulz die Vorwürfe, die sich gegen die Landwirtschaft erhoben, ganz energisch zurückzuweisen. Es seien nur einige seiner Worte angeführt, die sich gegen einen Aufsatz des fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten Dr. Wendorff im „Berliner Tageblatt“ richten, der es sich zur Aufgabe stellte, den Landwirten wucherischen Gewinn nachzuweisen: „Es ist eine Ungerechtigkeit, gegen ganze Produzentenschichten die Bezichtigung des Wuchers zu erheben, mögen immerhin zahlreiche Fälle

gewissenloser Machenschaften erwiesen sein. Ebenso bedenklich ist es, die Selbstkosten und Gewinne der Landwirtschaft auf Grund der Ausweise eines einzelnen Betriebes oder einiger Wirtschaften, die hohe Erträgnisse zeigen, beurteilen zu wollen. Die Rentabilität der Landwirtschaft hängt von der örtlichen Lage, dem Umfang, dem Boden, der Betriebsart einer Wirtschaft und so vielen anderen Umständen ab, daß schon unter normalen Verhältnissen eine Verallgemeinerung unstatthaft ist."

Kaliski zeigt dann in einer anderen Arbeit unter der Überschrift „Produktionszwang oder Produktionsförderung?", wie jeder Zwang die Produktion nicht nur nicht fördert, sondern auf die Dauer sogar lahmlegen muß: „Der Sozialismus will und erfordert keinen überflüssigen Eingriff in die persönliche Freiheit, er bedarf im Gegenteil der Menschen, die mit Liebe, Verständnis und gutem Willen ihre Arbeit verrichten. Der Sozialismus will den Arbeiter mit der Arbeit selbst vereinigen, er will die innere Beziehung zwischen beiden herstellen, die in dem Kampf um die bloße Bedürfnisbefriedigung verloren geht. Je intensiver diese innere Zusammengehörigkeit wird, um so höherwertig die Leistung. Es ist daher ganz verfehlt, von einer Rücksichtnahme auf die Agrarier zu sprechen, wenn man die Reglementierung von oben für ein ganz untaugliches Mittel zur Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion erklärt. Die sachlichen Gründe, die gegen einen solchen Zwang sprechen, sind durchaus einleuchtend. Schon in einem einzelnen Landkreis sind oft die Betriebsverhältnisse von Wirtschaft zu Wirtschaft grundverschieden, schon eine Provinz umschließt die krassesten Gegensätze der Produktionsbedingungen, so daß eine Schematisierung der Betriebsführung, die mit dem Produktionszwang doch unausweislich verbunden ist, die unheilvollsten Schäden anrichten muß. Man darf schon glauben, daß es keine Übertreibung ist, wenn einsichtige Landwirte von einem Produktionszwang einen Rückgang der Produktionsleistungen erwarten. Eine solche Wirkung hätte dabei keineswegs etwa die Ausübung passiver Resistenz zur Voraussetzung, sie könnte oder würde wahrscheinlich ohne jede böse Absicht der Landwirte eintreten."

Am allerwenigsten haben sich nun die Landwirte gegen die durch die Kriegszeit gebotenen Höchstpreise gewandt, wo sie wirklich am Platze waren. Auch hier konnte Kaliski im Jahre 1915 bereits die Ausführungen des Vorsitzenden des Bundes der Landwirte, des Freiherrn von Wangenheim, anführen, die klar zeigten, wie die Landwirte durch ihre berufenen Vertreter für durchaus sich auf einer mäßigen Höhe bewegende Höchstpreise bei Roggen, Gerste und Hafer eingtreten sind. Gegen die Einrichtung von Höchstpreisen haben sich aber bis zum letzten Augenblick die Herren Regierungsvertreter gesträubt. Daß nicht für alle Produkte Höchstpreise am Platze sind, hat die Landwirtschaft von vornherein betont. Kaliski findet dies auch durchaus richtig und schreibt in einem Aufsatz in den Sozialistischen Monatsheften im Jahre 1915: „Nicht für alle Produkte wird die Organisation der Versorgung immer mit den gleichen Mitteln zu bewerkstelligen sein. Sieht man wie hypnotisiert nur auf Höchstpreise, dann verschließt sich der Sinn für andere Formen der

Preisregelung. Ein solches Verhalten erleichtert manchen Interessentenkreisen das Fernhalten wirksamer Maßnahmen zur Unterbindung von Spekulationsmißbräuchen."

Ohne auf alle Mißbräuche mit Höchstpreisen einzugehen für Produkte, die nicht unter Höchstpreis gestellt werden können, sei nur an die Festsetzung der Preise der Reichsstelle für Gemüse und Obst erinnert. Kaliski führte im Sommer 1917 ganz mit Recht aus, daß Hoffnung auf eine fruchtbare Arbeit auf dem Gebiete der Gemüse- und Obstversorgung vorhanden war, die aber, wie er dann zeigt, sofort ins Gegenteil umschlug, als man die Politik der Beschlagnahme und der Reglementierung durch Verordnungen ergriff. Sofort bei Durchführung dieser Politik der Reichsstelle für Gemüse und Obst verschwand denn auch alles Gemüse und Obst von den städtischen Märkten.

Man arbeitet auch mit dem Argument, daß das Erzeugerinteresse, das Interesse der Landwirte, nicht gleichbedeutend sei mit dem Interesse der Konsumenten. Auf diesem Gedanken ruht die Forderung eines möglichst geringen Höchstpreises ohne Rücksicht, ob das überhaupt möglich ist. Der Landwirt muß ja aus vaterländischem Interesse die Städte versorgen. Daß man die Wirtschaftlichkeit durch die Unwirtschaftlichkeit ersetzen will, erkannte man gar nicht. Daß alle volksbeglückenden Bureaukraten damit die Pfeiler unserer Volkswirtschaft untergraben, kümmerte sie weiter nicht. Dazu kommt aber noch der Umstand, den Kaliski schon 1915 ganz prachtvoll zeichnete: „Merkwürdig genug ist es, daß auch diejenigen Kreise, die selber die jetzige Konjunktur in der Preisfestsetzung gehörig ausnutzen, von der Landwirtschaft verlangen, sie solle ihre Produkte so billig wie möglich liefern. Und da ist folgende Erscheinung zu beachten: Bei der Festsetzung von Höchstpreisen für Kartoffeln ist ein Produzentenpreis von 2,75 Mark für den Zentner, ferner ist für den zulässigen Handelsgewinn ein Aufschlag von 1,30 Mark vorgesehen. Nun wird zwischen verschiedenen Blättern eine heftige Polemik an der Hand der Statistik darüber geführt, ob und welche Mehrgewinne die Landwirte aus den Kartoffelpreisen in der Kriegszeit erzielen. Eigentlich sollte bei der Betrachtung der Preisverteilung der Gedanke näher liegen, welches Mißverhältnis zwischen dem Produzentenpreis und dem Händlergewinn besteht. Es soll ununtersucht bleiben, was auf den einzelnen Zwischenhändler von dem Kartoffelzuschlag von 1,30 Mark für den Zentner entfällt; festgehalten sei nur die Tatsache, daß annähernd die Hälfte des den Produzenten bewilligten Preises dem Handel als Vertriebsentschädigung und Gewinn zugestanden wird."

Im Jahre 1916 hat dann Kaliski auch das Verhältnis von Konsum und Produktion untersucht und hierbei folgendes gefunden: „Der Konsum reiht sich dem gesamten Produktionsprozeß ein, obgleich in dem äußeren Zusammenhang die Produktion nur als Dienerin des Konsums erscheint, weil sie für ihn schafft. Doch die Produktion ist mehr als Konsumbefriedigung, sie ist schlechthin die Volkskraft; ohne Produktion hört alles Leben der Gesellschaft auf. Die Produktion stören bedeutet daher die Nation

selbst gefährden. Die Förderung und Sicherung des Schaffens muß die erste und letzte Sorge der Gesellschaft sein. Wir dürfen also nicht in populärer Verärgerung über den Produzentenegoismus übersehen, daß das Produzenteninteresse meist mit dem Produktionsinteresse zusammenfällt, und daß wir das erste nur dann bekämpfen dürfen, wenn es das zweite hindert. Das scheinbar egoistische Interesse der einzelnen Teile, soweit Arbeit verrichtet und nicht Ausbeutung getrieben wird, dient in Wahrheit dem übergeordneten Ganzen."

Es darf so nicht mehr weiter gehen. Es muß eine Änderung erfolgen. Die landwirtschaftlichen Vertretungen haben der Regierung eine Denkschrift über die Neuordnung des Ernährungswesens unterbreitet. Den ganzen Charakter dieser Neuordnung kann man als einen genossenschaftlichen bezeichnen. Die ländlichen Genossenschaften, in denen alle Landwirte organisiert sind, sollen die Erfassung der Vorräte in die Hand nehmen. Fast in jeder Gemeinde findet sich eine Genossenschaft, die als Geschäftsstelle anzusehen ist. In jedem Kreis würde dann eine Kreisstelle errichtet werden, die an den Kreiskommunalverband anzulehnen wäre, in die aber die Männer der Genossenschaft hineinzuziehen sind. Auf dieser Grundlage bauen sich dann die Provinzialstellen auf, in denen ebenfalls die Genossenschaften und andere landwirtschaftliche Organisationen vertreten sind. Die Reichsstelle wird dann aus der landwirtschaftlichen Organisation und der landwirtschaftlichen Genossenschaft zusammengesetzt.

Wie nun diese Vorschläge zur Lebensmittelversorgung im einzelnen ausgebaut werden und auch eine Abänderung erfahren können, dürfte an sich von geringer Wichtigkeit sein. Die Hauptsache bleibt doch, daß der Grundgedanke auf durchaus gesunder Grundlage ruht. Julius Kaliski hat denn auch mit Recht gesagt, daß dieses Programm für die Neugestaltung der Lebensmittelversorgung mit dem System bricht, unsere Volkswirtschaft als einen Mechanismus anzusehen. Dafür würde dann aber organisch aufgebaut werden. Kaliski stellt auch fest, daß sich diese Neuordnung mit den Vorschlägen deckt, die stets in den Sozialistischen Monatsheften vertreten worden sind.

Diese Anschauungen sind um so bemerkenswerter, als sie sich durchaus berühren mit den Darlegungen des Freiherrn von Wangenheim auf der Bundesversammlung des Bundes der Landwirte. Freiherr von Wangenheim führte folgendes an: „Der Bauer wird den Bauer viel schärfer kontrollieren können als der Gendarm. Der Nachbar wird vom Nachbar ganz genau wissen, ob die Henne morgen ihr Ei gelegt hat, und ob die Kuh frischmilchend ist oder nicht, wird genau wissen, was an Korn und Kartoffeln noch vorhanden ist, und wenn dahinter der Anreiz steht: Erfülle so schnell wie möglich deine Pflicht, dann ist der Rest dein, dann können wir mit größter Sicherheit darauf rechnen, daß viel mehr der Allgemeinheit wird zur Verfügung gestellt werden können mit einer solchen Organisation, als mit einer polizeilichen Kontrolle."

Dieses Programm berührt sich eng mit den Richtlinien, die der freie Ausschuß der Genossenschaften, in dem sich landwirtschaftliche Genossenschaften und Konsumvereine (auch alle sozialdemokratischen Konsumvereine) seit einer Reihe von Jahren

zusammengefunden haben, schon vor Monaten erlassen hat. Es dürfte von Interesse sein zu wissen, daß die deutsche Konsumgenossenschaftsbewegung bereits etwa 3 Millionen Familien des Deutschen Reiches organisiert hat. Wenn man berücksichtigt, daß die Landwirte und ihre Familien durch die landwirtschaftlichen Genossenschaften organisiert sind, so wird man ja zu der Feststellung kommen, daß bereits ein Drittel des gesamten deutschen Volkes bei einer derartigen Verbindung von landwirtschaftlichen und Konsumgenossenschaften organisiert ist. Man darf aber nicht auf den Gedanken verfallen, aus dieser Verbindung den gesunden und leistungsfähigen Handel auszuschalten. Gerade das bisherige System unserer Ernährungspolitik hat uns doch die volkswirtschaftlichen Funktionen unseres Handels recht erkennen gelehrt. Bei einer Zusammenarbeit von Stadt und Land wird man selbstverständlich auch die Handelsorganisationen und den Handel berücksichtigen müssen.

Wie eine Verbindung zwischen Konsumgenossenschaften und landwirtschaftlichen Genossenschaften die rechten Früchte trägt, das dürfte man aus den Verhältnissen in Anhalt erkennen. Im Jahre 1904 hat der anhaltische Landtags- und deutsche sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Heinrich Peus im anhaltischen Landtage folgende Worte gegenüber dem Führer der Agrarier gesprochen: „Ich hege die Hoffnung, daß die Freude, die der Herr Abgeordnete Kraatz an der Entwicklung des Genossenschaftswesens hat, doch die Folgen haben wird, daß er überhaupt für das, was Genosse heißt, in Zukunft auch in anderer Hinsicht etwas mehr Liebe und Verständnis haben wird." Der konservative Abgeordnete Kraatz hat darauf nun folgendes geantwortet: „Wenn die Sozialdemokratie sich darauf beschränkt hätte, die Interessen der Arbeiter zu vertreten, und nicht so weit gegangen wäre, revolutionäre Tendenzen in ihr Programm aufzunehmen, die Enteignung allen Grund und Bodens, dann könnte man mit ihnen arbeiten, dann könnte man Gemeinschaft mit ihnen haben."

Seit dieser Zeit haben sich sozialdemokratische Konsumgenossenschaften und landwirtschaftliche Genossenschaften zu Nutz und Frommen von Stadt und Land in Anhalt zusammengefunden. Über die Bedeutung dieser Verbindung hat Reichstagsabgeordneter Peus sich im Jahre 1915 in einem Aufsatz in den Sozialistischen Monatsheften „Die organisierte Verbindung zwischen Produktion und Konsum in der Lebensmittelversorgung" folgendermaßen ausgesprochen: „Auch der Wanderung der Konsumvereine hinaus aufs Land würden dadurch die Wege geebnet; nicht zum Schaden der landwirtschaftlichen Bevölkerung, die durch Erwerb der Mitgliedschaft im Konsumverein dann auch diesen Bedarf im eigenen Lande deckte. Da die Konsumgenossenschaften mehr und mehr auch zur Eigenproduktion übergehen (man denke nur an die Fabriken der Großeinkaufsgesellschaft), so wäre allmählich ein wohlgeordneter wirtschaftlicher Austausch zwischen Stadt und Land möglich, der auch sonst seine sehr heilsamen Folgen hätte. Wenn dann weiter der politische Gegensatz zwischen der nach sozialistischer Ordnung strebenden Arbeiterschaft und der landwirtschaftlichen Bevölkerung, die auch (das zeigen ihre Genossenschaften)

nach einer größeren wirtschaftlichen Organisation trachtet, etwas von der bisherigen Schärfe verliert, so ist das auch kein Schade. Letzten Endes sind die politischen Parteien kein Selbstzweck, sie sollen die Wohlfahrt ihrer Mitglieder begründen und können das leichter, wenn sie sich den Blick in andere Auffassungsweise offen halten, als wenn sie sich in schärfstens abgegrenzte Begriffsysteme verrennen, die oft mit der Wirklichkeit der Dinge jeden Zusammenhang verlieren. Es gibt radikale Parteimenschen hüben wie drüben, die ein Grauen überfällt, wenn sie daran denken, daß die, die sich bisher als politische Todfeinde betrachteten, miteinander in verständige wirtschaftliche Verbindung treten sollen. Die Vernünftigen auf beiden Seiten, die nicht in politischer Dogmatik des Lebens höchste Weisheit erblicken, sondern das lebendige Leben gesund aufzubauen trachten, werden zahlreich genug sein, die neue Welt der Arbeitsgemeinschaft zwischen Konsumgenossenschaften und landwirtschaftlichen Genossenschaften aufzubauen."

Will man denn nun tatsächlich diese beherzigenswerten Ausführungen des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Peus jetzt völlig ablehnen, in dem man die Vorschläge, die die landwirtschaftlichen Organisationen gemacht haben, mit einer Handbewegung von sich stößt? Peus hat mit Recht angeführt, daß: „die Aufhebung des unser Volksleben so schwer schädigenden Gegensatzes zwischen Stadt und Land so recht eine Aufgabe des modernen Genossenschaftswesens ist". Und Kaliski spricht die beherzigenswerten Worte: „Jedes Zögern bei der Durchführung der Neuordnung wird die Schwierigkeiten vermehren, mit denen wir jetzt zu rechnen haben, und die uns später noch schmerzhafter zum Bewußtsein kommen müssen, wenn wir uns nicht bald zu den notwendigen Reformen entschließen. Alle Aufgaben der Lebensmittelversorgung der Kriegszeit werden auch in der Zeit nach dem Kriege zu lösen sein, nur unter Verhältnissen und Bedingungen, die noch viel schwieriger sein werden, als es gegenwärtig der Fall ist. Die Träger der Produktion müssen auch die Träger der Erfassung der Produktion werden. Ihre enge Verbindung mit den Genossenschaften, Handelsorganisationen und Verbraucherverbänden wird die Zusammenarbeit von Stadt und Land für die Zukunft fügen und befestigen."

Die vorliegenden Ausführungen sind bereits vor einigen Monaten geschrieben worden. Inzwischen hat sich die Revolution siegreich in Deutschland ausgebreitet. Ihren Ausgangspunkt hat sie, soweit wir heute klar zu sehen vermögen, vom russischen Bolschewismus genommen. Aber dennoch hat bis zu dieser Stunde der Bolschewismus den Sinn für Ordnung im deutschen Volke nicht erdrückt, noch können wir hoffen, daß wir geordneten Zuständen entgegengehen. Aber immerhin besteht ein sehr starker Druck von links, der seine Aufgabe darin erblickt, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel auch in Deutschland durchzuführen. Gerade unzählige sogenannte Intellektuelle, die an sich sicherlich die allergeringsten Berührungspunkte mit dem Bolschewismus haben, sind geneigt, von einer solchen Nationalisierung der Produktionsmittel die Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu erwarten. So kann es sehr leicht geschehen, daß diese äußerst linke Gruppe, die Spartakusgruppe, aus diesen Kreisen eine

nicht unwesentliche Unterstützung erhält. Es wird alles darauf ankommen, daß der gewerkschaftlich geschulte Arbeiter diesen Mächten sich entgegenstemmt.

Der Vorsitzende des sozialdemokratischen Bauarbeiterverbandes, August Winnig, hat hundertfach auseinandergesetzt, daß ohne Deutschlands wirtschaftlichen Aufstieg auch der Aufstieg der Massen nicht möglich gewesen sei. Er spricht in diesem Zusammenhang die klassischen Worte: „So ist das Gefüge der deutschen Wirtschaft heute eine Voraussetzung des Lebens und Strebens der Massen, und jede Gefahr, die dieser Wirtschaft droht, bedroht zugleich die Grundlagen des Lebens der millionenköpfigen Masse des werktätigen Volkes."

Dem gewerkschaftlich geschulten Arbeiter sind diese Verhältnisse sicherlich klar. Je mehr der deutsche Arbeiter die Zusammenhänge in der Volkswirtschaft begreifen lernt, um so weniger wird er geneigt sein, bolschewistischen Rufen sein Ohr zu leihen. Aber der Bolschewismus ist heute eine Weltgefahr, er ist es auch deshalb, weil unzählige deutsche Intellektuelle, die dem Erwerbsleben fernstehen, die Stunde gekommen wähnen, wo sie ihre gefühlsmäßigen volkswirtschaftlichen Anschauungen durchzuführen meinen. Der deutsche Gewerkschaftler hat die weltgeschichtliche Aufgabe, dem Bolschewismus sich als festestes Bollwerk entgegenzustellen. Der Mahnruf, den Goethe in den Schlußworten von „Hermann und Dorothea" angesichts der französischen Revolution ausspricht, hat heute eine weltgeschichtliche Bedeutung wie noch niemals: „Nicht den Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung fortzuleiten."



Winter im Stadtpark ✦ Von Alfred Hein

Nun seh' ich, bis wo er ins leere Land verrinnt,
Des Parkes gleiche bleiche Fläche grellen.
Pilger in Hermelinen darin sind
Die Bäume, die die Stürme scharf umbellen.

Die Wege wissen alle nicht wohin.
Denn lange haben sie kein Abendrot gesehen,
Lang keinen Stern. Die fette Spinn'
Der Wetterwolke will noch mehr sich blähen.

Sie frißt das letzte Lachen und Geläut.
Sie nagt das Gold von müden Türmen, Firsten.
Doch jetzt — — — die letzte Flocke ist verstreut —
Ein Stückchen Blau! Sieh alles danach dürsten!



Anderer Leute Häuser

Von E. M. Schultheis

Es ist ein seltsam Ding um Häuser. Sie sind das Sinnfälligste, das es gibt, greifbar, kubistisch, vier Mauern aus Stein und Mörtel. Der Baumeister hat sie beinahe immer verpfuscht. Das ist das Konkrete. Aber sie haben eine andere Seite, unerfaßlich, phantastisch. Sie sind der Schauplatz von Dramen. Das ist das andere. Strindberg und Ibsen und Edgar Allan Poe und Zola sind in Häusern. Was ist der Totentanz anders als ein Haus? Und die Wildente? Wieder ein Haus! Sie greifen in den allgemeinen Menschheitstopf und holen eine Handvoll Wunderliches hervor — aber es wird erst zu etwas, wenn sie es mit vier Wänden umgrenzt und eingeschachtelt haben. Dann machen sie gelegentlich ein Türchen auf, und für einen Nickel dürfen wir schauen. Rundum aber stehen die Millionen anderer Schachteln, die keiner aufmacht. Und doch ist in jeder etwas drin. Jedes Haus, sagt der Engländer, hat seinen Schrank mit dem Gerippe.

Ich kann nie vergessen, wie ich einmal an einer Reihe von Häusern vorbeifuhr. Es war eine große Stadt, vielleicht die größte Stadt der Welt. Die Reihe war schier unendlich und war doch nur ein winziger Faden aus einem riesengroßen Gewebe. Ein Haus wie das andere, ein Dutzend, zwei Dutzend, drei Dutzend, so schoben sie an mir vorbei, wie auf einem beweglichen Band. Überdies waren es ihre Rückseiten, die sie mir zukehrten, und man blickte in die einförmigen Höfchen. In jedem hing das gleiche bißchen Wäsche, in jedem stand derselbe Hackklotz, und an jedem war ein Örtchen angebaut, das wie eine Beule aus dem Hauskörper hervorbrach. „Wie ich sie hasse, wie ich sie hasse!" sagte jemand neben mir. — „Warum hassen?" fragte ich zurück. „Es wohnen Menschen darin, wie Sie, und alle haben ihre Geschichte!" — „Es ist eben wegen ihrer Geschichten, daß ich sie hasse! Als ob es nicht genug wäre, in diesen Kisten zu wohnen, sie müssen auch noch Geschichten haben! Verstehen Sie, wie unerträglich das ist? Wie wahnwitzig? Wie überflüssig?"

Es ist klar, Häuser sind die wahren Gewänder der Seele, ebenso wie Stoffe die Gewänder des Leibes sind. Es ist unmöglich, an gewissen Häusern vorbeizugehen, ohne daß die Seele hineinschlüpft und sie anprobiert. Mit ihnen angetan, stolziert sie einher, treibt Mummenschanz und fühlt Schicksale.

Ich erinnere mich einer Zeit, die ich in einem nordischen Badeorte verbrachte. Sein Himmel war grau, und atlantische Winde kehrten ihn wie mit Besen. Im Frühling war er feucht und von einem grellen Grün. Die Gefährtin jener Tage war aus der dörrenden Glut Indiens unter jenen verhängten Himmel geflohen. Ihr Leben war ein Leben gewesen von Bungalow zu Bungalow, von Bombay bis in die fernen Teegärten Assams. Sie war ein Mensch, der tief in der Heimat verankert ist. Der spärliche, träge und o so grüne Frühling jenes Ortes tat ihr wohl. Sie lebte auf in seiner feuchten Kühle, wie jenes vertrocknete Gewächs, das man Rose von Jericho nennt. Sie spreitete sich, und auch ihre Seele dehnte sich. Sie streckte Fühlhörner aus, die sie in Indien eingezogen hatte. Tagelang

wanderten wir durch die feuchtglänzenden Straßen, die grünberänderten Wege, die sich ins flache Land verloren. Die Häuser, die ihnen entlang gestreut waren, standen in ihrem eigenen Grün und hatten individuelles Gepräge, gleichsam als ob sie von Menschen gebaut worden wären, die auch, wie sie, aus fernen Weltteilen wieder angeschwemmt waren an diese schwere, nasse, heimatliche Scholle und nun versucht hätten, welcher Art die Hülle sein sollte, in die sie ihr Ich schneckengleich zurückzogen. Ich sah den seltsamen Blick, mit dem sie jedes Haus betrachtete; eines Tages fragte ich sie: „Was denkst du dir bei diesen Häusern?“ Sie sagte: „Ich denke mich in sie hinein!“

Wie vertraut war mir diese seltsame Leidenschaft, in anderer Leute Häusern zu wohnen, wie gut verstand ich dies Hinausverlangen der Seele in fremde vier Mauern! Ich tat nichts anderes. Täglich schickte ich die meine hinaus auf diese atemlosen Abenteuer, nein doch, ich schickte sie nicht, sie ging und ließ mich zurück. Die Häuser lockten sie. Diese Häuser mit herabgelassenen Läden — Käfige gefahrvoller Träume! Sie ging hinein, rüstig und tapfer, zitternd vor Begierde. Die Seele ist immer tapfer, sie hat jene seltene Tapferkeit der kleinen Vögel, die ihre Brut verteidigen.

Ich weiß, was sie suchte in jenen Häusern. Wißt ihr nicht? Sie haben alle verwunschene Fenster! Nicht auf der Seite, die sie der Straße zukehren, der Straße, die einen gewöhnlichen Namen hat, Ulmenstraße oder Sachsenweg. Nein, sie sind stets auf der Seite, zu der man nie hinfindet — verwunschene Fenster, die sich öffnen über „schäumenden Meeren, in vergeßnem Märchenland“.

Später ging sie wieder nach Indien zurück, zu ihren Bungalows, ihren Teegärten. Aber etwas von ihr blieb zurück, etwas, das mich noch immer auf diesen Exkursionen in anderer Leute Häuser begleitet. Ich fühle es neben mir, kameradschaftlich, bereit. Aber nur bis zur Tür. Da trennen sich unsere Wege. Denn die Seele geht allein auf ihre Abenteuer. Allein und bloß. Wie einen Mantel schlägt sie die Atmosphäre eines Hauses um sich und spielt eine Rolle, wie sie jene schönen schlanken Puppen spielen in den großen Modegeschäften, mit jedem raschelnden Seidenkleid und jedem märchenhaften Pelzmantel, den man ihnen umlegt.



Hermannsvolk · Von Ernst Hauck

Kein Volk der Welt hat um der Treue willen
Geblutet, aufgeopfert sich wie du;
Und — keinem noch fiel schlimm're Ernte zu
Als dir, du Hort des Starken, Stolzen, Stillen.

Und also wuchs dir immer Dorn und Nessel.
Nun heißt's, den eignen Sternen nur vertraun!
Einsam sollst du an deinem Werke baun:
Die Welt zu lösen von des Goldes Fessel.



Die romantische Bewegung
Von Franz Wugk

Romantik! Ganz wie die Freiheit: ein schönes Wort, wer's recht verstände. Seit Jahrzehnten sitzen da die Schriftgelehrten und Männer der exakten Literaturwissenschaft in ihrem Laboratorium, analysieren, synthetisieren, destillieren, arbeiten mit Retorten und Reagenzgläsern, um endlich die richtige chemische Formel der Romantik zu finden. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Schließlich bekommen sie mit aller schweißtreibender Emsigkeit, mit schmerzendem Kopf und mit tintenfleckigen Fingern ein neues Buch fertig. Sie werden auch vielleicht Professor — aber ein Professor, dem die Romantik zuruft: „Fahr wohl, bist nimmer ein Poet gewesen!" Anstatt den Krieg gegen die Philister zu führen, wird man ja auf diese Weise selbst zum Philister und anstatt Leben und Poesie zu einer Einheit zu machen, erstickt man den letzten Dufthauch der blauen Blume, der vielleicht noch in unsere Zeit herübergeweht ist. Und unsere „Ästhetizisten" machen es nicht viel besser. Sie sprechen, ganz wie zu Eichendorffs Zeit, „mit priesterlicher Feierlichkeit" vom Beruf des Dichters und von der Göttlichkeit der Poesie — aber die Poesie selbst, „das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber reden, kommt nicht zum Vorschein vor lauter Komplimenten davor und Anstalten dazu".

Wenn heute von Wiedererweckung der Romantik gesprochen wird, so kann es sich nicht darum handeln, die kritisch-ästhetischen Theorien der beiden Schlegel, Tiecks, Solgers, Schellings, Schleiermachers usw. neu aufzutischen; ebensowenig soll die romantische Ironie, der Ich-Gott, die Entfesselung der Sinne, die Selbstherrlichkeit der Leidenschaft und sonstige Hauptstücke des Katechismus der romantischen Schulen Deutschlands und besonders Frankreichs angepriesen und volkstümlich gemacht werden — was auch unter keinen Umänden gelingen würde. Auch sollen nicht die romantischen Spielereien der literarischen Modejahrgänge um 1900 herum neue Zugkraft bekommen. Die Romantik soll so aufgefaßt werden, wie jeder gute Deutsche sie empfindet, der sich nicht durch die Werke alter, neue und allerneuester Zunft den Blick hat trüben lassen. Romantik wird ebenso wie Liebe und Frommheit nur schwer beschrieben, aber mit Unwiderstehlichkeit gefühlt. Die paar Eichendorff-Verse „Auf einer Burg" oder Brentanos „Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit", Webersche Waldhornklänge oder irgend ein Schwind-Blatt: das ist Romantik. Es kann vortreffliche Menschen und ausgezeichnete Kunstsachverständige geben, denen solches ein Ärgernis oder eine Torheit ist. In jedem Falle scheiden sich aber hier die Wege von Romantik und — Nichtromantik.

Eine poetische Lebensauffassung soll unser ganzes Volk durchdringen. Das ist das Ziel jeder romantischen Bewegung. Vor allem soll der Mensch der Stadtmassen, des Asphalts, des Straßenbahngeklingels, der Zeitungen, der Markthallen, der Kunstindustrialisierung, der Geschäftspolitik, der Prozente und Dividenden wieder hinausgeführt werden in die lebendige Natur, da Gott den Men-

schen schuf hinein; er soll sich wieder gesund baden. Dazu genügt nicht die Kur in Kissingen, Marienbad oder Ems; dazu ist andererseits diese Kur oder irgend eine fashionable Sommerfrische gar nicht nötig. Auch in der märkischen Sandbüchse und unter Fichten-„Kusseln" kann uns der Geist des Novalis begegnen — oder auch die Waldfei auf dem Einhorn. Die Geisterwelt — das ist eben romantischer Glaube — ist nirgends und niemals verschlossen. Nur ist bei allzuvielen Menschen der Sinn „zu" und das Herz tot. Es gilt sie wieder zu öffnen und zu neuem Leben zu erwecken.

Wenn Moses Freudenstein auf dem Gymnasium in Neustadt den Thukydides liest, sieht er nur Sätze und Worte, an denen er sein lexikalisch-grammatikalisch-syntaktisches Wissen zeigen kann. Der arme Hans Unwirsch dagegen ist geblendet vom Glanz des blauen Griechenmeers am Vorgebirge Leukimme und von den weißen Segeln; er hört den Gesang der Ruderer, den Befehlsruf der Stolarchen, das Krachen der Schiffsschnäbel, das Triumphgeschrei der Sieger. Er hört das alles und noch viel mehr; nur hört er nicht, was Professor Fackler über die Konstruktion mit „δε" spricht. Moses Freudenstein ist ein ausgezeichneter Schüler und wird es noch weit in der Welt bringen. Hans Unwirsch wird nur Hungerpastor in Grunzenow; aber er ist Poet; er ist Romantiker; er ist deutscher Romantiker und stammt vom Parzival ab, der beim Anblick der drei Blutstropfen im Schnee in so süßes, tiefes, weltfernes Träumen versinkt. Er ist seinerseits der geistige Vater aller jener feldgrauen Romantiker, die im Schützengraben zwischen zwei Handgranatenkämpfen eine Schumann-Melodie summen oder in der Chronika eines fahrenden Schülers lesen. Gib deine Waffen weiter, ruft Wilhelm Raabe seinem Hans Unwirsch zu — und wir rufen es dem ganzen deutschen Volk zu. Was hülfe es auch, wenn wir ganz Europa mit allen Kolonien gewönnen und 200 Milliarden dazu — und nähmen doch Schaden an unserer Seele — an unserer deutschen Romantiker-Seele?

Nun wird man sagen: der Klassiker oder der Realist empfinden ebenso gut das Schöne in Natur und Kunst. Gewiß, aber sie empfinden es eben anders. Wo liegt der Unterschied? Der Unterschied liegt in der allgemeinen Weltanschauung. „Die Poesie der Alten — sagte schon Wilhelm Schlegel — war die des Besitzes, die unsrige ist die der Sehnsucht; jene steht fest auf dem Boden der Gegenwart, diese wiegt sich zwischen Erinnerung und Ahnung." Die griechische Natur genügt sich selbst und strebt nicht nach etwas, was außer ihr liegt oder was ihr unerreichbar scheint. „Wahrheit ist in der alten wie in der romantischen Poesie, aber dort die sinnliche, endliche; hier eine ... überirdische Wahrheit. Das eigentliche Wesen aller romantischen Kunst ... ist das tiefe Gefühl der Wehmut über die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit der irdischen Schönheit und daher eine stets unbefriedigte, ahnungsreiche Sehnsucht." Die romantische Dichtung ist „übersinnlich, wunderbar, mystisch, symbolisch". So Eichendorff. Der Klassiker und Pantheist berauscht sich an der Schönheit in Wald und Feld, in Farbe, Ton, Marmor. Und dieser Rausch erfüllt ihn ganz und sättigt ihn. Der Romantiker sucht bei allem Entzücken über diese sinnlich wahrnehmbare Schönheit hinter dem bunten Zauberschleier noch das Ewige, Unendliche; das Geheimnis, das Jenseitige. Das letzte Wort der Ro-

mantik ist immer wieder die Sehnsucht, das große Heimweh. Hochherrlich ist Goethes „Füllest wieder Busch und Tal" — aber die Goethe-Seele spannt nicht im Mondesschimmer wie die Eichendorff-Seele weit ihre Flügel aus, um durch die stillen Lande „nach Hause" zu fliegen. Dies „nach Hause" fehlt eben der klassischen Natur- und Weltanschauung. Die klassische Sehnsucht richtet sich auf Diesseitiges. Die romantische sucht das „Absolute", wie man vor hundert Jahren gern sagte. Romantik ist „symbolische Weltansicht". Bettina, das „Kind", erinnert Goethe an ein Wort Schlossers: Goethe verstünde keine Musik, fürchte sich vor dem Tode und habe keine Religion. Wieweit dies auf Goethe wirklich zutrifft, bleibe hier unerörtert. Romantik aber ist jedenfalls Musik, ist Abkehr von der Erde, die keine bleibende Stadt (diese Abkehr kann sich sogar bis zur krankhaften Todessehnsucht — wie bei Novalis — steigern) — und Romantik ist immer religiös (was nicht gleichbedeutend mit theologisch-dogmatisch ist). Zu dem poetischen und dem transzendentalen tritt der nationale Grundgedanke der Romantik.

Die romantische Schule ging einst freilich von Gedanken aus, die schon dem Sturm und Drang eigen gewesen waren. Ja, neuerdings ist sogar behauptet, die Frühromantik sei die über Lessing und Kant weitergeführte Aufklärung. Um die älteren Romantiker unter der Fahne zu sammeln, die uns heute als das einzige wahre Banner der Blauen Blume erscheint, bedurfte es einer gewaltigen Erschütterung: das alte deutsche Reich mußte zusammenbrechen und die Schmach der Fremdherrschaft uns auferlegt werden. Damit kam die große Loslösung von den Schwärmereien für Weltbürgertum, Menschenliebe, Freiheit des Ich, Revolution; es kam aber auch die kritische Herabwertung des klassischen Humanitätsideals. Die Denker und die Dichter fanden den Weg zum Vaterland, zu seiner Geschichte, zu ihrem eigenen Volk zurück. Das „freischwebende" Ich fühlte sich elend in seiner hochmütigen Vereinsamung. Um bei der allgemeinen Auflösung nicht ins bodenlose Leere zu fallen, brauchte es einen festen Halt. Und diesen Halt bot neben der Kirche die Nation. — Wie weit es den einzelnen Romantikern mit ihrer Bekehrung zu Christentum und Katholizismus innigster heiliger Ernst war, wird natürlich niemals mit wissenschaftlicher Genauigkeit festgestellt werden können. Sicher aber war die neu erwachte Liebe zum deutschen Volkstum ehrlich gemeint. Aus dem Jammer der Gegenwart floh man in die Herrlichkeit der deutschen Vergangenheit. Das, was den getrennten deutschen Stämmen gemeinsam war, kam zu den höchsten Ehren. Man erkannte, daß uns Straßburger Münster, Kölner Dom, Wartburg und Marienburg mehr sein müßten als Akropolis und Olympia, und daß der Deutsche allzulange über der Ilias und Sophokles das Nibelungenlied und Wolfram vergessen habe. Mit jauchzender Inbrunst stürzten sich die Kosmopoliten in das Wunderreich des geschmähten und verkannten deutschen Mittelalters. —

Hier erfolgte die Trennung von Goethe. „Amerika, du hast es besser, als unser Kontinent, das alte, hast keine verfallenen Schlösser, und keine Basalte. Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit, unnützes Erinnern und vergeblicher Streit. Benutzt die Gegenwart mit Glück! Und wenn nun eure Kinder dichten, bewahre sie ein gut Geschick vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten." Die Ro-



mantiker wollten aber gerade solche Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten, und das deutsche Volk sah im Basalt seiner uralten nationalen und religiösen Überlieferungen und in den verfallenen Schlössern einer ruhm- und tränenreichen Geschichte seinen Stolz und seinen Adel gegenüber einem wurzellosen Neugriechentum oder französischem Europäismus oder gar dem Yankeetum.

In dieser Welt der ewigen Wiederkehr scheint jeder Zeitabschnitt nur immer die Neuauflage eines früheren zu sein. Man hat auch 1914—1918 mit 1806—1813 verglichen, aber die Verschiedenheiten sind da mindestens ebenso stark wie die Ähnlichkeiten. Dem Himmel sei Dank! wird man ausrufen. Gewiß, gewiß — wir dürfen uns aber nicht in allen Beziehungen erhaben über unsere Großväter und Urgroßväter dünken. War in den Befreiungskriegen ein Rückstoß gegen die Weltbürgerei notwendig und gegen öden Aufkläricht, so ist heute im „Weltkrieg" die Ausrottung der Ausländerei unsere Aufgabe und der Kampf gegen Materialismus, Mammonismus, Utilitarismus, Monismus, gegen Verpöbelung und Verkrämerung — sagen wir kurz: gegen den Amerikanismus und Berlinismus (an dem das gute alte Berlin aber unschuldig ist). Gegen alles, was bis zum Kriege sich in grellem Reklamelicht als „Jetztzeit" (o wie hat Schopenhauer dies Wort gehaßt!) so himmelhoch und lümmelhaft erhaben vorkam gegen die beschränkten Biedermeierzeiten, wo man noch keine Warenhäuser, Vakuum-Reiniger, Massenzeitungen, Bierpaläste, Kinos, Kabarette, Palais de danse usw. kannte. Ach nein, lassen wir allen Hochmut fahren. Wir haben heute mehr Buße zu tun als die Deutschen von 1806—1813.

Das romantische Ideal könnte ein Heilmittel werden; nicht, weil es an sich höher steht als das Klassische, sondern weil es deutscher ist; und die Umkehr von allem Undeutschen, Seelenlosen, Platt-Nützlichen und Nichts-als-Physiologischen kann gar nicht scharf genug zum Ausdruck kommen in unserer ganzen Kultur. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß wir die alte Weisheit der romantischen Schule uns wörtlich von neuem einpauken. Nein, wenn wir seit hundert Jahren nichts vergessen haben, haben wir doch viel gelernt, und niemand will die alten Fehler wiederholen. Wir wollen nicht das ernste Leben zu einem schöngeistig-ironischen Spiel machen, wir wollen nicht die geflickten und verschlissenen Rittermäntel und rostigen Theaterdegen der Fouqué-Komödianten wieder vorholen, wir wollen und können nicht das ganze deutsche Volk zum Katharina-Emmerich-Kult erziehen und wir wollen am allerwenigsten zu Metternich und den Karlsbader Beschlüssen zurück. Nicht rückwärts ist unser Ruf — sondern vorwärts. Aber das neue deutsche Reich kann nur dann gedeihen, wenn es seine Grundmauern so tief wie möglich in den deutschen Heimatboden senkt, und der neue deutsche Mensch kann nur dann kühn und selbstvertrauend an die Arbeit des in blutigem Morgenrot aufgehenden neuen deutschen Tages treten, wenn er sich als Enkel der staufischen Männer und Frauen und als Erbe Dürers und Hans Sachsens, des Simplizissimus und des Angelus Silesius fühlt. Das alte vergangene und neue werdende Deutsche müssen eine organische Einheit bilden. Dies „Organische" hat nicht umsonst bei allen romantischen Denkern eine so große Rolle gespielt.

Mehr als Bücher und Lehrsätze vermögen vollsaftige Menschenkinder uns

den richtigen Weg zu weisen; und einen besseren Wegweiser ins Land ewiger romantischer Jugend konnte man nicht finden, als diesen Geheimrat von Eichendorff, der im Herzen bis zum letzten Augenblick der höchst unbureaukratische „Taugenichts" blieb. Wir wollen den Utilitarismus, Positivismus, Amerikanismus, das Banausen- und Philistertum, den gespreizten Ästhetizismus und die unwahre, gewerbsmäßige und eitle Poesie-Fabrikation bekämpfen und es gibt keinen Dichter, dem es mit der romantischen Durchdringung von Kunst und Leben so ernst war und der dabei so weit von der alles zersetzenden Gaukelei der irrlichtelierenden ersten Romantiker entfernt blieb. Die Poesie, das erkannte freilich auch A. W. Schlegel schon, soll nicht ein leerer Zeitvertreib für müßige Stunden und nicht nur eine Beschäftigung für Leute sein, die sonst zu nichts Besserem und Nützlicherem taugen. Keine Gespielin der Zerstreuung. Aber die „Schule" wurde dieser Erkenntnis leider untreu. Eichendorff dagegen wird nicht müde zu lehren, daß die Poesie zwar um alles andere „unbekümmert, bloß um ihrer himmlischen Schönheit willen, als Wunderblume zu uns heraufwachsen soll", zu nichts Spießbürgerlich-Geschäftlichem „brauchbar", daß sie aber andererseits ebensosehr in der Gesinnung als in den „lieblichen Talenten" liege, die überhaupt erst durch die Art ihres Gebrauches groß und bedeutend werden. Es bedarf eines des anderen, „die Poesie des strengen, ernsten Lebens und das Leben der heitern Dichtkunst". Überselig taucht Eichendorff immer wieder unter in dem „überschwenglichen Reichtum" der bunten Welt; „das ist das Wunderbare, diese Sehnsucht nach dem Unerreichbaren; und könnte diese jemals befriedigt werden, so wäre es mit der Kunst aus". Aber dies unendliche Streben ist dem Dichter nicht zu seinem eigenen Genuß allein gegeben, „es soll, wie es in lebendiger Freiheit triumphiert, die Welt umarmen und ihr die Freiheit wiedergeben. Das ist kein Zweck, sondern die Natur der Poesie". Ein einfach-ehrliches, männliches Gemüt, der heilige Wunsch, etwas Rechtes, Tüchtiges in der Welt zu vollbringen, muß den Dichter erst adeln. Er soll den Märtyrern gleichen, die mit lautem Bekenntnis in die Todesflammen sprangen; so wie sie den ewigen Geist Gottes auf Erden durch Taten ausdrückten, so soll er ihn aufrichtig „in einer verwitterten, feindseligen Zeit durch rechte Worte und göttliche Erfindungen verkünden und verherrlichen". Alles andere Dichten ist „immer etwas Taschenspielerei und Seiltänzerei".

Die Dichtung soll uns aus einer entgotteten Welt zur wahren Religion zurück- oder vielmehr erst vorwärts zur wahren Religion hinaufführen und die wahre Religion können wir (entgegen allem neumodischen Experimentieren mit exotischen oder abgestorbenen Religionsformen) nur im Christentum erkennen. Eichendorff ist nun von unseren großen Lyrikern sicher der religiöseste. Auch in seiner fröhlichsten Wald- und Wanderpoesie klingt die Saite der himmlischen Heimatsehnsucht immer mit. Aber dieser Eichendorff, der niemals in seiner katholischen Glaubenstreue gewankt hat, konnte es darum auch verschmähen, nach Art der Neu-Bekehrten der romantischen Schule die Echtheit der eigenen religiösen Überzeugung durch Schmähen und Verfolgen der ehemaligen Bekenntnisgenossen und fremder Anschauungen nachzuweisen. Die geistlichen Gedichte Eichendorffs kann jeder religiöse Mensch mit Erhebung lesen und an der praktischen Duldsam-

keit Eichendorffs kann sich jedermann ein Beispiel nehmen. Wie er das wunderliche Spiel mit kirchlichen Äußerlichkeiten verspottete und wie er es ablehnte, in die Poesie „Propaganda des Katholizismus" hineinzutragen, erkannte er andererseits das Wesen der romantischen Poesie mit in einer „allem Unkirchlichen durchaus fremden Gesinnung". Das Leben soll nur an dem gemessen werden, was allein das Lebens wert ist, und die Religion soll das Ganze umgeben wie die unsichtbare Luft, die jeder atmet, ohne es zu merken. „Denn das ist ja eben das poetische Geheimnis des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und tönend nach oben zu wenden."

„Eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte, mittelalterliche Rüstzeug ablegt, die katholisierende Spielerei und mystische Überschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis der Natur sich hinübergerettet hat" — das sollte nach Meinung Eichendorffs das Programm einer neuen gesunden Romantik sein. Daß ein Mann von so maßvollen Ansichten auch an der Deutschtümelei so vieler Romantiker kein Gefallen finden konnte, ist verständlich. Er hat sowohl in seinen literarischen Arbeiten wie in satirischen Versen die geckenhafte, bärenhäuterische Vermummung mit mittelalterlichem Krimskrams verhöhnt; hat denen, die den unwiderbringlich dahingeschwundenen Rittertagen Krokodilstränen nachweinten und auf die Gegenwart mit Haß oder Verachtung blickte, zugerufen: „Habe ich nicht den Mut besser zu sein als meine Zeit, so mag ich zerknirscht das Schimpfen lassen, denn keine Zeit ist durchaus schlecht." Am allerwenigsten aber wollte er die innerpolitische Entwicklung gehemmt sehen. So wenig er den Zeitungsliberalismus liebte und so heftig seine Abneigung gegen alle Umsturzbegünstigung sein mußte, so huldigte er doch — im Gegensatz zur romantischen Leibgarde Metternichs — einem organischen, gemäßigten — sehr gemäßigten Fortschritt. Die Hauptsache aber ist, daß seine glühende Vaterlandsliebe sich immer gleich blieb; von den Tagen des jungen Freiwilligen im Befreiungskampf bis zu den letzten Träumen des Greises. „Ich möchte am liebsten" — so schreibt der Jüngling an Fouqué — „mein ganzes Sinnen, Trachten und Leben mit allen seinen Bestrebungen, Hoffnungen, Mängeln und Irrtümern, meiner Nation, der es geweiht ist, zu strenger Würdigung und Beratung darlegen." Dem Romantiker kann eine weltpolitische Flächenausdehnung und äußerliche Machterweiterung unseres Deutschland nicht genügen. Er muß das Deutsche in der eigenen Brust vertiefen; er muß sich mit der ganzen Liebe eines Eichendorff in das eigene Volkstum, die eigene Volksfamilie und ihre Geschichte versenken.

Und die romantische Begeisterung können wir aus Eichendorff lernen; diese Begeisterung, ohne die nichts Großes in der Welt gelingt. „Wo ein Begeisterter steht, ist der Gipfel der Welt!" Rechte Jugend wird niemals alt. „Warum sollte denn unsere unsterbliche Seele, die alle den Plunder überdauert, allein alt werden?" Ein wenig Tollheit, Querköpfigkeit, ja, Don Quichoterie kann gar nichts schaden. „Jeder Schiffsmann hat seine Sterne, und das Alter treibt uns zeitig genug auf den

Sand. Du brichst dem tollen Nachtwandler doch den Hals, wenn du ihn bei seinem prosaischen, bürgerlichen Namen rufst."

So liegt in Eichendorff alles Gute eingeschlossen, was romantische Welt- und Kulturanschauung unserer Zeit bieten kann — und alles Falsche und Kranke des alten Romantismus ist durch Eichendorff überwunden.

Die Bergpredigt · Von Margarete Bruch

O winterliche Herzen: Spürt ihr nicht,
Wie da ein grauenvoller Kerker sprang,
Als sich die Frühlingsbotschaft: „Selig sind ..."
Neunfache Flamme, zu den Himmeln schwang?

Der Trost war über Maßen. Und die meisten
Saßen und weinten. Wie Betrübte fast,
Zu plötzlich frei der herzgewohnten Last.

Und manche sangen. Kindlich, stammelnd nur,
Mit wenig Tönen ... ohne Unterlaß,
Und manche küßten Erde, Kraut und Gras.

Und einer schlang den Arm um seine Geiß
Und fragte bebend, ganz von Tränen blind:
„Fühlst du es auch, wie wir nun selig sind?"

Und andre lagen an des Berges Brust
Und lachten froh wie Kinder, ganz gestillt
Von dieser Stunde unerhörter Lust.

Die Pharisäer standen spottbereit,
In Gold und Geist gekleidet, und der Zeit
Prunkende Formeln ... Und sie waren
Wie kranke Weiden mit verfilzten Haaren,
Durchsetzt mit Fäulnis und dem Tod geweiht.

O wie sie lächelten ... Und wie sie da
Die Achseln zuckten, als dies „Selig" schwoll
Am Berg, der ganz von Inbrunst überquoll — —
Sie ahnten nichts von allem, das geschah.

Er aber saß in Blumen, schmal und schlicht.
Schweiß strähnte seine Stirne. Seine weiche,
Schwermütige Stimme rief zum Herzgericht,
Und seine sanften Augen stürzten Königreiche.

Maria und Joseph auf dem Schiffe

Von Hedwig Forstreuter

Ein Soldat wanderte am Strome entlang, mit müden Schritten, verdüstert und vergrämt. Zum ersten Male durfte er allein ausgehen, seit er im Lazarette lag. Die Schwester wollte ihm wohl einen Kameraden mitgeben, denn: „Es taugt nicht, daß Sie so für sich umhergehen; Sie grübeln zuviel.“ Aber da bat er: „Heute einmal nicht.“ Er mußte allein sein. Warum, konnte er selbst kaum sagen; er fühlte sich so müde und bedrückt wie noch nie in seinem jungen Leben. Solange er draußen kämpfte, besonders zuletzt bei dem großen Vormarsche als ein winziger Teil des gewaltigen Ganzen — das Herz bis zum Zerspringen erfüllt vom Vorwärtsdrange, der alle erfaßt hatte — da konnte ihm keine Erschöpfung und kein Grauen des Krieges etwas anhaben. Er schüttelte alles ab wie ein junges gesundes Tier, schlief tief und traumlos, wenn nur irgend Zeit dazu war, kämpfte weiter, ohne zu denken, triebmäßig, wie sein Blut durch die Adern strömte und die Glieder arbeiteten.

Erst die Verwundung riß ihn aus diesem fiebernden Dasein, und wie sie heilte, wich der Gleichmut, der ihn in jenen ernsten Tagen erfüllte, tiefer Niedergeschlagenheit. Blutige Bilder erfüllten seine Seele; er sah jetzt in der Erinnerung nur sie, nur das Leiden und Sterben, die unendliche Not, nicht den Geist, der hinter ihr stand und das große eiserne Muß. Sein Herz bäumte sich auf: wie ist dies möglich, da ein Gott im Himmel lebt, wie darf es möglich sein? Floh die Liebe zu den Tieren, nun Menschen sich so bekriegten? Blieb nichts Heiliges mehr, da ihre Gier auch im Inlande weiter kämpfte, um Entbehrungen zu entgehen?

Er sah sich in den Straßen um und schauderte. Verzerrt schienen ihm alle Gesichter, nur von dem harten Willen erfüllt, sich selbst durchzusetzen, die anderen zu betrügen.

Schneller wanderte er, dem Wasser zu. Ja, hier war Ruhe und Einsamkeit, jetzt am Abend. Nur ein paar Jungen suchten Holz bei den gefällten Pappeln am Uferrande, vor einem geduckten Hause sonnte sich ein Spitz, und verschlafenes Gackern kam aus einem Stalle.

Hier schien es zum mindesten friedlich, aber wer wußte, wie es in dem Hause aussah; vielleicht mißtraute die Frau dem Manne, oder die Kinder lehnten sich gegen die Eltern auf?

Die Zeit war aus den Fugen! — Ein Kamerad, Schauspieler, sagte ihm im Unterstande, zur Zeit des Wartens, oft lange Absätze seiner Rollen; er hatte auch dieses Wort gebraucht. Und wie stimmte es zu den Tagen, in denen sie lebten!

Wie sollte auch jemals die Erlösung kommen? Selbst, wenn der Kampf ausgekämpft war? Wie vermochte die Welt die ungeheuren Flecken von Schuld und Blut abzuwaschen, um verjüngt und gereinigt neu an das Licht zu tauchen? Keines Menschen Seele war ja von diesem dunklen Anhauch verschont geblieben. Auch die seine nicht; wie konnte er sonst Gier, Neid und Roheit so deutlich erkennen?

Er neigte sich zu dem blinzelnden Hunde: „Ihr Tiere seid gut, besser als wir!“ und wollte ihn streicheln. Aber der Spitz fuhr mit einem bösen Kläffen

empor und schnappte nach der liebkosenden Hand. Blutrot richtete der Soldat sich auf, und wie er mit flimmernden Augen, enttäuscht, über den Strom hinsah, blinkte ihm von einem Kahne etwas Weißes entgegen.

Eine junge Frau in weißer Haube tauchte mit halbem Leibe aus der Schiffsluke und hob die Arme zu einem kleinen Mädchen, das vor ihr stand. Sie zupfte an seinen hellblonden Haaren herum, band eine Schleife, strich eine Locke zurück und plauderte bei ihrem Tun mit weicher neckender Stimme, wie nur eine Mutter plaudern kann. Der Soldat sah starr zu ihr hin, aber sie bemerkte ihn nicht, ganz in ihr Spiel vertieft. Und nun trat der Schiffer herzu, strich dem Kinde über das Köpfchen und neigte sich herab, es zu küssen.

Der Soldat wandte sich rasch ab, etwas Brennendes stieg ihm in die Augen; er griff seinen Körper an, erlebte er dies, ein Wunder? Standen da drei Menschen, vom selben Jahrhundert geboren wie er und liebten sich, waren einander nahe mit warmen sehnsüchtigen Atemzügen und taten sich nur Gutes?

Er wandte den Kopf und wagte es, noch einmal hinzusehen, da lag der Kahn schwarz eingefügt in das Rot und Gold der Abendstunde, der Mann stand noch immer zu dem Kinde gebeugt und verdeckte die kleine Gestalt, die Haube der Frau schwebte wie eine weiße Wickenblüte über den beiden.

Mit hastiger Hand wischte sich der Soldat die Augen; alte Geschichten fielen ihm ein, Legenden und Bilder. Hier war ihm eins erschienen: Maria und Joseph mit dem Kinde!

Auf einmal war es ihm, als müsse sein Atem das holde Geschehen stören; mit kleinen, sonderbar steifen Schritten strebte er vom Ufer fort. Beim Gehen fiel es von seinem Gesicht wie eine Maske, er sah mit anderen Augen vor sich hin: vielleicht gab es doch etwas, das triumphierte über Sünde und Tod, über die Verwüstung langer Jahre. Es versteckt sich in bescheidenen Hüllen, geht unerkannt umher und bricht dann strahlend auf, irgendwann in einer Abendstunde, am Ufer eines Stromes, wenn Eltern ihr Kind küssen, und sein kleiner Plaudermund gefesselt stille steht.

Es gab einen Spruch, er hatte ihn oft gelesen. Jetzt fiel er ihm wieder ein, das ganze schöne Kapitel. Seine Lippen zitterten, und er sagte so leise, als dürften die Wellen selbst die uralten Worte nicht hören: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht — — —“



Leben · Von Hans Wolfgang Weihnacht

Alles Leben ist ein Traum der Frühe.
Traum wird Kampf. Du spürst im Sommerblühen
Das Vergehn in Kron' und Wurzel greifen.
Du willst Traum. Doch alles drängt zum Reifen.

Fremde Kraft in dir kämpft dir entgegen.
Fülle wird. Bis endlich aller Segen
Dir im Endlichsein beschlossen liegt.
Liebe schafft. Besiegt hast du gesiegt.



Nach dem Kriege
Von Paul Frank

Die Wunden, die dieser Krieg wohl fast jeder Familie geschlagen hat, die Schwierigkeiten, die sich jedem einzelnen in den Weg stellten, werden noch einer langen Zeit bedürfen, ehe sie geheilt und überwunden sind. Und zu diesen Schwierigkeiten, die der Krieg mit sich brachte, kommen nun die ungeheuren Hindernisse hinzu, die durch die Umschaltung der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft, durch den Wiedereintritt der Soldaten in das Berufsleben und durch die damit verbundene Ausstoßung der Ersatzarbeitskräfte in die Erscheinung treten. Für die Einzelperson ist es allerdings ganz unmöglich, alle die sich nach beendeter Demobilisierung ergebenden Schwierigkeiten wirtschaftlicher, rechtlicher und politischer Art zu übersehen. Aber jeder einzelne von uns möge nur einmal in seinem engeren Verwandten- und Bekanntenkreise Umschau halten und sich dabei überlegen, wie diese Personen in die Friedenswirtschaft hineingehen werden; wieviel Existenzen zusammengebrochen, wieviel Personen stellungslos geworden sind und wieviel Familien durch die infolge Verwundungen oder Erkrankungen verminderte Erwerbsfähigkeit oder gar durch den Verlust des Ernährers ihren bisherigen Lebenszuschnitt umformen und sich auf einmal in einer ganz anderen Weise einrichten müssen. Wieviel weitere Familien werden auf Jahre hinaus mit einer Schuldenlast zu kämpfen haben, die um so schwieriger abzutragen sein wird, als die Preise für die Lebensmittel und für alle anderen Bedürfnisse zum mindesten nicht allzu stark und nicht allzu rasch fallen werden, sofern sie nicht gar infolge der vielen neuen Steuern noch eine Steigerung erfahren; und wieviel weitere Personen und Familien werden an der Opferlast, die ihnen dieser Krieg in materieller oder ideeller Hinsicht aufbürdete, ihr ganzes Leben zu tragen haben.

An den verantwortlichen Stellen ist man sich der in der ersten Friedenszeit sicherlich auftauchenden Schwierigkeiten wohl bewußt. In den Regierungs- und Kommunalbehörden sowohl, wie bei den Berufsorganisationen jedes einzelnen Standes und in den sozialen Institutionen arbeitet man zurzeit deshalb auch lebhaft daran, den Übergang vom Krieg zur Friedenswirtschaft, soweit wie dies überhaupt möglich ist, von jeder allzu großen Erschütterung und Stockung freizuhalten. Es kann und es braucht deshalb an dieser Stelle auf die unzähligen Einzelvorschläge nicht eingegangen zu werden, die als sozialwirtschaftliche Demobilisierungsmaßnahmen gefordert und zum Teil auch bereits in Angriff genommen worden sind: Der planmäßige Abbau der Kriegsnotgesetze, z. B. die Durchführung einer möglichst lückenlosen Zentralisation des Arbeitsnachweises, die Gewährung von Arbeitslosenunterstützung, die Fortzahlung der Kriegsunterstützungen sogar während der ersten Wochen eines wiedergefundenen Erwerbes, die Errichtung öffentlich-rechtlicher Darlehenskassen für Privatangestellte, Handwerker und Kleingewerbetreibende, die zeitliche Beschränkung des Kündigungsrechts seitens der Arbeitgeber nach dem Wiedereintritt des Kriegs-

teilnehmers, die Pflicht der Arbeitgeber zur Wiederaufnahme ihrer infolge der Einberufung entlassenen Angestellten und die Schaffung eines Art Moratoriums zwecks Erleichterung bei der Abtragung der während des Krieges entstandenen Schulden, wozu in erster Reihe die Mietsschulden zu erblicken wären. Hinzu käme ferner die Bekämpfung der infolge der während des Krieges fast gänzlich ruhenden Bautätigkeit für die Städte drohenden Kleinwohnungsnot, des weiteren die Heimarbeitsreform, die im Hinblick auf die Kriegerwitwen und Kriegsbeschädigten von erhöhter Wichtigkeit erscheint, der Kampf gegen Alkoholismus, Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten und ähnliche Volksseuchen, die durch den Krieg an Umfang zugenommen haben, schließlich eine Fortführung und Erweiterung der Reichswochenhilfe, die wohl als eine der wichtigsten Maßnahmen im Sinne einer zielbewußten Bevölkerungspolitik dienen könnte. Es sind dies nur einige wenige Friedensaufgaben und Forderungen, die aber bereits allein von einer so überaus großen Bedeutung und Tragweite sind, daß es schlechterdings unmöglich ist, heute schon im einzelnen Stellung zu ihnen zu nehmen. Es ist dies für uns auch gar nicht so notwendig, denn wie sich die Dinge später in Wirklichkeit abspielen dürften, kann natürlich nicht vorausgesagt werden; es ist unvernünftig, Fragen an die Zukunft zu stellen, die diese ganz allein nur lösen kann. Aber drohende Gefahren und Schwierigkeiten rechtzeitig zu erblicken, selbst auf die Möglichkeit hin, sie in einer etwas falschen Beleuchtung zu erschauen oder sie gar zu überschätzen, gibt die erste Gewähr auch für die Möglichkeit, sie siegreich zu überwinden.

Wenn der Übergang von der Weltwirtschaft zur Nationalwirtschaft, von der Friedensarbeit zur Kriegsarbeit verhältnismäßig, ja überraschend leicht vonstatten ging, so ist neben vielen anderen Gründen die Erklärung dafür in der wundervollen Einmütigkeit zu finden, die uns in jenen heißen Augusttagen beseelte. Wenn jetzt bei Kriegsende an Stelle der Hingabe für das Vaterland die verschiedenen Forderungen an das Vaterland gestellt werden, dann wird berechtigte und unberechtigte Unzufriedenheit, eine aus psychologischen Gründen erklärliche Reaktion aller Gemüter diese Überleitung zur Friedensarbeit erschweren, wenn nicht rechtzeitig dem Volksbewußtsein klarzumachen verstanden wird, daß jede Schwächung der deutschen Volkskraft auch nach dem Kriege überaus verhängnisvoll werden muß.

Für die erste Zeit nach Friedensschluß dürfte ein Arbeitsmangel zwar nicht zu befürchten sein; da es jedoch noch völlig ungewiß ist, welche Umstellungen die deutsche Industrie vorzunehmen haben wird, um wieder den notwendigen Anschluß auf dem Weltmarkt zu gewinnen, kann sehr leicht nach einer gewissen Übergangszeit, in welcher die im Laufe des Krieges völlig aufgebrauchten Lagerbestände wieder neu hergestellt worden sind, eine Periode der Arbeitslosigkeit mit all ihren politischen und wirtschaftlichen Kämpfen und der sich daraus ergebenden Not und Unzufriedenheit einsetzen. Aber auch bereits schon vorher wird sich manche Verschiebung geltend machen; wir brauchen z. B. nur daran zu denken, daß infolge des Krieges eine höhere Bewertung der Frauenarbeit und auch des Nutzens der sogenannten halben Arbeitskräfte Platz gegriffen hat. Wenn auch in vielen

Betrieben jetzt daran gedacht wird, die weiblichen Arbeitskräfte wieder abzuschieben, so ist doch mit der Tatsache zu rechnen, daß auf manchen Gebieten die Frauenarbeit, die zuerst nur als ein Notbehelf gedacht war, zu einer ständigen werden wird. Und zu dieser Konkurrenz der Frauenerwerbsarbeit tritt noch der Wettbewerb der Kriegsbeschädigten, die infolge ihrer Renten nur noch „etwas hinzuverdienen" wollen. Das gleiche gilt übrigens auch von den Kriegswitwen. Es muß auf die verschiedenartigste Weise, aber mit allem Nachdruck zu verhindern versucht werden, daß zwischen diesen Gruppen ein gegenseitiger Unterbietungskampf stattfindet, der weder im Interesse dieser einzelnen Arbeitnehmerparteien, noch der Allgemeinheit liegen kann. Ferner dürften wohl auch seitens der Kriegsbeschädigten, der Kriegerwitwen und auch seitens der sonstigen Kriegsteilnehmer Forderungen nach einer Bevorzugung laut werden, deren Erfüllung nicht im Sinne einer sozialen Gerechtigkeit liegen dürfte. Um nicht mißverstanden zu werden, sei das zwar eigentlich Selbstverständliche an dieser Stelle besonders betont: daß natürlich allen Kriegsteilnehmern sowie ihren Hinterbliebenen jedwede Vergünstigung und Erleichterung, soweit wie nur irgend möglich, verschafft und gegönnt werden muß. Aber diese Berücksichtigung jener Leidtragenden oder Teilnehmer dieses Volkskrieges kann nur in einem gewissen Umfange geschehen, sofern nicht die Allgemeinheit und somit auch die anderen Kriegsteilnehmer darunter leiden sollen. Um nur einige Beispiele zu nennen: Es geht z. B. nicht an, wie es so oft gewünscht ward, fast jedem Kriegsbeschädigten oder jeder Kriegerwitwe eine Beamtenstellung zu verschaffen und die sonst an die Befähigung der Bewerber für derartige Posten gestellten Bedingungen herabzusetzen. Die Folge hiervon wäre eine verminderte Leistungsfähigkeit unserer behördlichen Verwaltungsmaschine, über die doch schon wahrlich genug geklagt wird. Es geht ferner nicht an, wie es ebenfalls so oft vorgeschlagen wurde, unseren Kriegsprimanern das Reifezeugnis ohne jede Prüfung zu gewähren, da die Folgen sich in Gestalt eines geistigen Proletariats bemerkbar machen würden. Auch die weitere Trennung der sozialen Kriegsfürsorge von der Armenpflege wird nach einer gewissen Übergangszeit nach Friedensschluß untunlich sein, sofern nicht die Schaffensfreudigkeit und Lebensenergie der Bedürftigen untergraben werden soll. Unzweifelhaft werden von ehemaligen Kriegsteilnehmern, die sich nicht mehr oder nicht so schnell in die tatsächlichen bürgerlichen und somit engeren Verhältnisse zurückfinden können, später oft Forderungen an Staat und Wohlfahrtspflege erhoben werden, an deren Berechtigung die Betreffenden zwar selbst glauben mögen, denen nachzugeben aber im Interesse der Allgemeinheit unmöglich sein wird. Genau so wie bei den Kriegsbeschädigten nachgiebigerweise nicht infolge einer falschen Sentimentalität das doch schon ohnehin meist gesunkene Selbstvertrauen erstickt, sondern mit einer entschlossenen Festigkeit, die dem Invaliden selbst allerdings im Anfang leider oft als Härte erscheinen mag, die Lebensfreudigkeit und Arbeitslust erweckt werden muß, so muß auch bei den Kriegshinterbliebenen und Kriegsteilnehmern, bei aller Würdigung und Dankbarkeit für die gebrachten Opfer und Entbehrungen, in ihrem eigenen Interesse jener eiserne Wille hervorgerufen und gefestigt werden, der allein in der Lage ist, den Menschen erlittenes Unglück

und Leid überwinden zu helfen und sie zu zufriedenen Geschöpfen zu machen. Das schließt natürlich nicht aus, daß wir unseren sozialen Verpflichtungen gegenüber diesen Mitbürgern in verstärktem Maße nachkommen.

Der Friedenszustand wird sicher eine Zeit bedeuten, die äußerste Anforderungen an die Opferwilligkeit der wohlhabenden Klassen und an die Vaterlandsliebe des ganzen Volkes stellen wird. Nur wenn es gelingt, dem Volksbewußtsein jetzt schon einzuprägen, daß die ersten Jahre nach Friedensschluß eine Periode gemeinsamer Kräfteanspannung und Entsagung bedeuten werden, wenn die patriotische, sozial und wirtschaftlich ganz gleich bedeutsame Pflicht des verständigen Verzichtens einerseits und des dankbaren Gewährens und Bewilligens andererseits erfüllt wird, wenn ein wirklich sozialer Zug des gegenseitigen Verstehens und Achtens in unserem politischen und wirtschaftlichen Leben herrschen wird — wodurch keineswegs berechtigte Kritik ausgeschaltet werden soll —, kann es gelingen, die schweren volkswirtschaftlichen Schäden zu überwinden, die uns ein verlorener Krieg zugefügt hat.



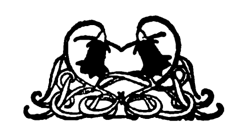
Wintersonett · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Blauweiße Dämmrung, sehnsuchtsvoll geliebt,
Des tiefen Kindseins gnadenreiche Zeit!
Da wandert wohl die Sehnsucht meilenweit,
Wenn dichter Weihnachtsschnee ans Fenster stiebt.

Ein stilles Buch, das Glück und Tröstung gibt,
Ein leises Lied, das meinen Abend weiht,
Und Ludwig Richters keusche Innigkeit
(Wenn dichter Weihnachtsschnee ans Fenster stiebt).

So bin ich heimelig und froh verlassen
Und frage nichts nach Stadt und Glanz und Hast.
Hier darf ich das Unfaßliche erfassen,

Hier wird der Glaube mein vertrauter Gast.
Die Lampe hat so heimatlichen Schein —
Die Ferne weicht — mein Vater tritt herein.



Fluchbeladen?

Von Profeſſor Hans Haeſcke

Der Vollzugsrat des Arbeiter- und Soldatenrates hat in ſeinem Appell an die Entente vom 14. November u. a. auch von der „fluchbeladenen Hohenzollernherrſchaft" geſprochen. Zum beſſern Verſtändnis dieſer Wendung, die ohne jede Erläuterung leicht den Eindruck einer Phraſe machen könnte, iſt ein Kommentar vielleicht nicht überflüſſig. Er darf kurz ſein, — wahrlich nicht aus Mangel an Stoff!

Unter allen Arbeitern — wenigſtens der Großſtaaten — gilt der deutſche als der gebildetſte. Denn jeder deutſche Arbeiter kann leſen und ſchreiben, während unter den engliſchen und namentlich unter den franzöſiſchen Arbeitern die Zahl der Analphabeten nicht unbeträchtlich ſein ſoll, wie uns wenigſtens Männer verſichern, die über den Verdacht „alldeutſcher, chauviniſtiſcher Geſinnung" erhaben ſind. Mehr noch! Der deutſche Arbeiter, ſagen eben dieſe Männer, iſt befähigt, mit Verſtändnis und kritiſch zu leſen — im Gegenſatz namentlich zu ſeinem Kollegen in der Union. Und wenn wir der geradezu kindiſchen Märchen gedenken, mit denen ein großer Teil der Unionspreſſe im Anfange dieſes Krieges ihr Publikum fütterte, ſo glauben wir, daß dieſe Männer mit ihrem für die deutſchen Arbeiter ſo günſtigen Vergleich recht haben. Sollte dieſe Überlegenheit des deutſchen Arbeiters nicht auf die allgemeine Schulpflicht zurückzuführen ſein? Und wenn wir nicht ſehr irren, iſt dieſe in Preußen eingeführt worden von König Friedrich Wilhelm I., einem Hohenzollern.

Man ſagt ferner, daß die wirtſchaftliche Exiſtenz des deutſchen Arbeiters viel geſicherter ſei als die etwa des franzöſiſchen oder gar des amerikaniſchen. Dieſer Unterſchied, vielmehr Gegenſatz iſt eine der Tatſachen, die der engliſche Rechtsgelehrte Dr. Coleman Philipſon kürzlich gegen eine Vereinigung Elſaß-Lothringens mit Frankreich geltend gemacht hat. Er bemerkt in ſeiner Schrift „Alsace-Lorraine. Past, Present and Future": „Die deutſche Geſetzgebung für die arbeitenden Klaſſen iſt zugeſtandenermaßen viel fortſchrittlicher als die franzöſiſche. (Der Engländer beruft ſich hierfür wieder auf den Franzoſen Jean Longuet, der ſich über dieſen Gegenſtand am 6. September 1918 in „The Nation" ausgeſprochen hat.) Sie genießen in Deutſchland Vorteile, die dem franzöſiſchen Proletariat vorenthalten bleiben. Die Arbeiterverſicherung hat ſich als äußerſt wohltätig erwieſen und, wie Herr Wetterlé ſelbſt zugibt, Rechte begründet, ‚die man nicht mit einer verächtlichen Gebärde beiſeite ſchieben könnte'." Sicherem Vernehmen nach aber iſt die ſoziale Geſetzgebung ins Werk geſetzt worden am 17. November 1881 durch eine Botſchaft Kaiſer Wilhelms I., eines Hohenzollern.

Wer heute vom Semmelberge bei Freienwalde ſeinen Blick über das Odertal ſchweifen läßt, den grüßen ſaftige Weiden, fruchtbare Äcker und trauliche Dörfer. Das war nicht immer ſo. Vielmehr ſtand dieſe Niederung, ein Gebiet von 67000 Hektar, bis zum Jahre 1746 regelmäßig zweimal jährlich unter Waſſer. Da begann in jenem Jahre ein mühſamer Kampf gegen das Waſſer. Sieben Jahre lang

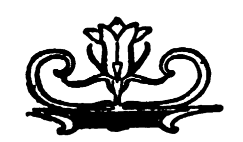
wurde dieser Krieg geführt. Dann war der Sieg erfochten. Und alsbald erhob sich in „der im Frieden eroberten Provinz“ Dorf neben Dorf und dazwischen manch schmuckes Städtchen. Der aber dies Werk geplant und durchgeführt, der so Tausenden Grund und Boden verschafft hat, das war König Friedrich der Große, ein Hohenzoller.

Von Freiheit des Meeres wird heute viel gesprochen. Da darf man vielleicht daran erinnern, daß es vor 100 Jahren überhaupt noch keinen freien Verkehr gab, auch nicht auf dem Lande. Nun ist es ja üblich in Deutschland, die Freiheit des Verkehrs als eines der Verdienste Englands zu feiern. Dieser Hymnus auf England ist jedoch weiter nichts als eine jener Gratisgaben, die der Deutsche so gerne an Fremde für nichts und wieder nichts aus dem reichen Schatze seiner eigenen Leistungen austeilt. Denn England hat bis zum 26. Juni 1849 an der Schiffahrtsakte Cromwells festgehalten und damit dem rücksichtslosesten Sperrsystem gehuldigt, das die Weltgeschichte kennt. Preußen dagegen ist durch sein Zollgesetz vom 23. Mai 1818 allen Nationen, auch den „fortgeschrittensten“, in dem Bekenntnis zum freien Verkehr vorangegangen. Die Londoner City rieb zwei Jahre später ihrer Regierung dies „glänzende Beispiel“, das Preußen der Welt gegeben habe, unter die Nase. Dabei stak Preußen damals noch tief in den Finsternissen des Despotismus. Aber der Franzose Quinet schrieb unter dem Eindruck der befreienden, bahnbrechenden Tat Preußens, der preußische Despotismus stütze sich nicht auf Dummheit, sondern auf Einsicht und Wissenschaft; er habe die besten Ideen von 1789 aufgenommen. König von Preußen aber war damals Friedrich Wilhelm III., gewiß keine überragende Persönlichkeit, aber ein Hohenzoller.

Und wie sah es denn in Brandenburg aus, als vor etwas mehr als 500 Jahren die Hohenzollernherrschaft hier begründet wurde? Anarchie herrschte seit Jahrzehnten und hatte ein Chaos geschaffen in dem einst so blühenden Lande — ein Chaos, unter dem gerade die breiten Massen am schwersten litten. Da haben in einem mehr als hundertjährigen Kampfe Ordnung geschaffen die Markgrafen Friedrich I., Friedrich II., Albrecht Achilles, Johann und Joachim I., fünf Hohenzollern.

Segen ihrem Andenken!

Als dann der Dreißigjährige Krieg das Werk von Generationen vernichtet hatte, da galt es, in Schutt und Asche gelegte Städte, in Trümmerhaufen verwandelte Dörfer, von Unkraut und Gestrüpp ermordete Fluren zu neuem Leben zu erwecken. Und wer hat diesen Neubau auf Trümmern vollführt? Kein anderer als der unablässige Treiber und Dränger Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, ein Hohenzoller.





Stille Nacht — heilige Nacht

Zum hundertjährigen Jubiläum unseres Weihnachtsliedes

Alles wahrhaft Große nimmt seinen Ausgang von der Stille. Es tritt unscheinbar in die Welt, gewinnt nur langsam die Herzen, wird aber schließlich der ganzen Menschheit zum bleibenden Segen. Das ist auch die Geschichte des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht“. Längst hat es die Welt erobert, alle christlichen Konfessionen freuen sich seiner Tiefe, in fast alle Sprachen ist es übersetzt, bis in die Hütten der Eskimos hat es seinen Weg gefunden. Zugleich wurde es überall so volkstümlich, daß man sich Weihnachten ohne diese Melodie nicht mehr denken kann. Aber entstanden ist es in der Gebirgseinsamkeit der Salzburger Lande, die ja dem deutschen Volk so manchen Meister der Töne geschenkt haben. Am heiligen Abend des Jahres 1818 sangen es ein Dorfpfarrer und ein Dorfschullehrer erstmalig der lauschenden Gemeinde von Oberndorf an der Salzach. Sie sangen, da die Orgel versagte, zur Gitarre. Lange Zeit blieb das Lied auf seine engere Heimat beschränkt. Es wanderte nur bis ins Zillertal, aber auch das wieder auf ganz eigene Weise. Der Orgelbauer hatte es in Oberndorf gehört und war davon so begeistert, daß er sich eine Abschrift nahm und sie mit nach seiner sangesfrohen Heimat brachte.

Im Druck finden wir das „Tiroler Volkslied“ nach Text und Komposition zum ersten Male 1844 in Dr. Gebhardts „Musikalischem Jugendfreund“. Doch merkwürdigerweise ohne Vermerk über Dichter und Komponist. Aber in der großen Öffentlichkeit ist es doch schon etwas früher erschienen. Aus Berichten der „Allgemeinen Musikzeitschrift“ geht hervor, daß es seit 1831 in Leipzig örtliche Berühmtheit genoß. Die Geschwister Straßer, ihres Zeichens Handschuhhändler aus dem Zillertal, hatten es mit zur Messe nach Leipzig gebracht. Durch diese sowie durch Dr. Gebhardt drang die „Perle aller Volkslieder“ nun in immer weitere Kreise. Besonders günstig war die Aufnahme in Berlin. Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. ließ sie sich durch seinen Hofchor regelmäßig vortragen. Es lag nahe, nun endlich auch einmal nach dem genauen Ursprung dieser „Volksweise“ zu fragen, und so ging von der Hofkapelle die erste wissenschaftliche Forschung aus (1854). Es hatte sich der Glaube verbreitet, das Lied stamme von Michael Haydn, dem Bruder des berühmten Joseph Haydn, ein Irrtum, dem man noch heute in vielen Notenbüchern begegnet. Man wandte sich deshalb an das Benediktinerstift zu St. Peter in Salzburg, weil Michael Haydn dort tätig gewesen war. Doch hier kannte man durch Nachrichten eines alten Stiftsherrn aus Michael-Beuren den rechten Autor: Joseph Mohr, ein einfacher Vikar in Oberndorf. Er war zwar schon gestorben, aber der Vertoner, Franz Gruber, lebte noch, und man bat ihn um sachgemäße Auskunft. In einem schlichten Dokument vom 30. Dezember 1854 hat dieser die überaus eigenartige

Entstehung dieses Liedes der Nachwelt übermittelt. Danach ist es das einzige Lied, welches an einem Tag gedichtet, vertont und vorgetragen wurde. Am Vormittag des 24. Dezember 1818 kam der damalige Hilfsprediger von St. Nikolaus in Oberndorf zu seinem Organisten und bat ihn, die soeben vollendete „Stille Nacht" mit Tönen auszustatten. Der Wunsch erfüllte sich umgehend, und als um Mitternacht die Christlichter brannten, war die Stunde, wo dieses Weihnachtslied in Baß und Tenor zur Gitarre zum erstenmal auf der Welt ertönte. Gleichzeitig erfahren wir hierdurch den Originaltext, der anstatt drei sechs Strophen hatte, nämlich außer den überall bekannten noch die folgenden:

Stille Nacht, heilige Nacht!
Die der Welt das Heil gebracht,
Aus des Himmels goldenen Höhn,
Uns der Gnade Fülle läßt sehn:
Jesum in Menschengestalt.

Stille Nacht, heilige Nacht!
Wo sich heut' alle Macht
Väterlicher Liebe ergoß
Und als Bruder huldvoll umschloß
Jesus die Völker der Welt.

Stille Nacht, heilige Nacht!
Lange schon uns bedacht,
Als der Herr, vom Grimme befreit,
In der Väter urgrauer Zeit
Aller Welt Schonung verhieß.

Durch dieselbe Quelle bekommen wir auch wertvolle Angaben über das Leben der beiden gottbegnadeten Dichter. In schlichten Worten zeigt uns Franz Gruber, wie er allmählich emporgestiegen ist. Der Tüchtige bricht sich Bahn. Er stammt aus einem armen Leineweberhaus zu Hochburg im Innviertel, am 25. November 1787 geboren. Sein fleißiger Vater war unerbittlich streng gegen die musikalischen Neigungen seines Sohnes. Er hätte ihn lieber als Meister im Webstuhl gesehen. Aber da er doch allmählich die hervorragende Begabung seines Sohnes bewundern hörte, ließ er ihn Lehrer werden. Ein amtlicher Bericht nennt den jungen Gruber „weit und breit den besten Sänger". So sehen wir ihn 1807 in Arnsdorf im ersten Amte. Von hier aus wurde er 1816 mit der Vertretung des Organisten in Oberndorf betraut, das bis vor kurzem die Schiffervorstadt der Stadt Lauffen war, die am andern Ufer der Salzach liegt. Er hat auch in spätern Jahren noch große Fruchtbarkeit als Organist entfaltet. Man berief ihn schließlich 1833 als Chorregent und Organisten an die Stadtpfarrkirche zu Hallein, wo er bis zu seinem Tode am 7. Juni 1863 in Segen wirkte. Unmittelbar neben seiner Wohnung finden wir sein Grab mit der schönen Inschrift:

„Was er im Lied gelehrt, geahnt im Reich der Töne —
Am Urquell schaut er's nun, das Wahre und das Schöne."

Viel trüber ist das Leben von Joseph Mohr gewesen. Als Soldatenkind erblickte er am 11. Dezember 1792 in Salzburg das Licht der Welt. Er wurde dann wegen seiner ebenfalls reichen musikalischen Gaben als Domsänger in das dortige „Kapellhaus" aufgenommen, Stipendien ermöglichten ihm das theologische Studium. Aber viel Glück im Amt hat er nicht gehabt, ist er doch nicht weniger als 15mal versetzt worden. Seine Laufbahn begann in Ramsau bei Berchtesgaden. Nach Oberndorf kam er 1817. In dürftigen Verhältnissen schloß er am 5. Dezember 1848 zu Wagrein im Pongaugebirge die Augen. Er soll ein stiller, aber dennoch fröhlicher Mensch gewesen sein, ein Freund der Armen und ein feiner Seelenkenner. Sein Lied wäre dessen ja Beweis. Joseph Mohrs Grabstein weiß niemand. Auch andere geistliche Lieder, die er gedichtet haben soll, sind vergangen. „Sein" Lied aber ist der schönste Denkstein, den er sich setzen konnte und wird fortleben, solange die Christenheit Weihnachten feiert.

Andreas Fröhlich

Der Gartenstadtgedanke im Siedlungswesen

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wußte man noch den Wert der Gärten in den Städten zu schätzen. Die enorme Zuwanderung der Landbevölkerung nach den Städten — infolge des industriellen Hochganges in Deutschland — bedingte aber bald die regste Bautätigkeit. Die Folge hiervon war, daß die stillen Gärten an den Stadtgrenzen nach und nach großen und unfreundlichen Mietskasernen wichen. Erst in der jüngsten Zeit wieder begann das Bewußtsein zu dämmern, daß so etwas Raubbau ist, nicht nur an den Schätzen der Natur, sondern auch an der eigenen Gesundheit. Der Gartenstadtgedanke der alten Utopisten wurde wieder lebendig. Einer der verdienstvollsten Förderer dieser Idee ist der Engländer Ebenezer Howard, der in seinem im Jahre 1897 erschienenen Buche „Garden Cities to-morrow", zu deutsch: „Gartenstädte in Sicht", die Notwendigkeit einer neuen Städtekultur, wie sie jetzt aus der wirtschaftlichen Entwicklung herauswächst, betonte und die Gründung von Gartenstädten verlangte. Vor Howard haben aber auch schon zwei Deutsche, der Schriftsteller Fritsch in seinem 1895 erschienenen Schriftchen „Die Stadt der Zukunft" und ein Jahr später Dr. Fr. Oppenheimer in seiner Abhandlung „Die Siedlungsgenossenschaft", dieselben Ideen ausgesprochen. Unter dem Einfluß von Howards Buch entstand in England die Gartenstadt Letchworth, die erste selbständige Gründung dieser Art, 50 Kilometer von London entfernt und für eine Einwohnerzahl von 30000 berechnet. In der Regel kommen in Letchworth auf jedes Häuschen 250 Quadratmeter Grundfläche, die so genützt werden kann, daß jedes Haus auf drei Seiten von Gartenfläche umgeben ist, daß also keinem Hause genügend Luft und Sonnenlicht fehlen können. Nach dem Beispiele von Letchworth erfolgte dann in England die Errichtung einer ganzen Anzahl von Gartenstädten, von denen wohl Bournville, Earswick bei York und Port Sunlight auch in deutschen Kreisen bekannt sein dürften. Den hohen kulturellen Wert der Gartenstadt zeigt so recht ein Einblick in die Statistik der Sterbefälle. Danach starben beispielsweise in dem englischen Gartendorfe Bournville von 1000 Erwachsenen 7,4, in dem benachbarten Birmingham 17,9, und von 1000 lebend geborenen Kindern starben in Bournville 78,8, in Birmingham mehr als doppelt soviel: 170. Der Gedanke der neuen Wohnkultur wurde nun auch in Deutschland durch eine Gartenstadtgesellschaft eifrig gefördert, und man fing an, nach dem Muster von Letchworth und anderen englischen Vorbildern an den Aufbau von Gartenstädten heranzugehen. Eine der bekanntesten ist wohl Hellerau, eine Gartenvorstadt bei Dresden, die heute eine ansehnliche, künstlerisch und kulturell wertvolle Siedlung darstellt und wie ein Magnet immer mehr stadtmüde und doch zukunftsfrohe Menschen an sich zieht. Eine besondere Baugenossenschaft befaßt sich hier allein mit der Errichtung von kleinen Miethäusern. Der kleinste Haustyp, der im Erdgeschoß Wohnstube und Küche, im Obergeschoß zwei Schlafzimmer und Bodenraum, außerdem Waschküche und Keller enthält, wurde nach Anfang des Krieges gegen einen jährlichen Mietpreis von 250 bis 260 ℳ abgegeben. In Berlin erhielt man zur gleichen Zeit für diesen Preis kaum eine dunkle und dumpfige Hofwohnung. Von den deutschen Gartenvorstädten, die schon auf eine günstige Entwicklung zurückblicken können, seien u. a. Königsberg, Neumünster, Hüttenau, Magdeburg, außerdem die Gemeinde Stockfeld bei Straßburg erwähnt. Daß aller Anfang schwer ist, hat man auch hier erfahren müssen. Ein Beispiel für die Schwierigkeiten, mit denen der Gartenstadtgedanke bei seiner Verwirklichung oft zu kämpfen hat, ist das Projekt München, das Berlepsch-Valendas und Hansen im Jahre 1910 sehr ausführlich ausgearbeitet haben. Nicht nur Bebauungsplan und Verkehrsverbindungen, sondern auch eine große Anzahl brauchbarer Haustypen, sowie Straßen- und Platzbilder lagen zur öffentlichen Ansicht auf, wurden allerseits mit Wohlwollen begrüßt und lebhaft besprochen, schließlich verlief aber der ganze Plan bis auf weiteres im Sande, weil der bayrische Forstfiskus den angenommenen

Preis von 9 ₰ für den Quadratfuß Waldland nicht bewilligen konnte, und weil die Stadt München durchaus nicht geneigt war, die neue Siedlung außerhalb des städtischen Weichbildes an der Wasser- und Gasversorgung teilnehmen zu lassen. Rege Förderung hat der Gartenstadtgedanke auch im Siedlungswesen der Baugenossenschaften und speziell auch bei den Arbeiterbaugenossenschaften gefunden. Das Ideal einer solchen Baugenossenschaft sind wohl Ein- und Zweifamilienhäuser in einer womöglich landschaftlich hervorragenden Gegend. Leider können infolge der enormen Bodenpreise in der nächsten Umgebung unserer Großstädte Wohnungen in Einfamilienhäusern nicht immer geboten werden. Aber auch das Mehrfamilienhaus kann dem Gartenstadtgedanken in gewissem Sinne Rechnung tragen; dies zeigt beispielsweise die Anlage der Arbeiterbaugenossenschaft „Paradies" zu Berlin in Bohnsdorf bei Grünau. Die Wohnungsgruppe dieser Genossenschaft liegt linker Hand am Eingang des Dorfes, zwei Gebäude, ein einfaches und ein Doppelhaus, an der Dorfstraße, zwei Doppelhäuser an der von der Genossenschaft angelegten Querstraße. Die Wohnungen bestehen aus zwei Zimmern, Küche, Korridor und Baderaum; hierzu gehören dann noch ein Keller, ein Boden, sowie 100 Quadratmeter Gartenland. Diese Wohnungen wurden zu dem auch vor dem Kriege für Berliner Verhältnisse unerhört niedrigen Preise von 312 ℳ im Jahr oder 26 ℳ im Monat vermietet. Erfreulicherweise ist es nun auch gelungen, das Ein- und Zweifamilienhaus in der Großstadt verwirklichen zu können. Hervorragende Fachleute haben rechnerisch nachgewiesen, daß es sehr wohl möglich ist, auf nicht allzu teuren, aber doch verhältnismäßig teuren Boden Kleinhäuser zu bauen, die jedem Mieter eine in sich abgeschlossene Wohnung nebst kleinem Garten bieten. Gestützt auf derartige Pläne und Berechnungen ging die Baugenossenschaft „Ideal" zu Berlin-Neukölln, deren Mitglieder zumeist besser bezahlte Arbeiter sind, an die Schaffung einer Kleinhaussiedlung in Britz, einem mit Neukölln zusammenhängenden Vorort von Berlin, wo die Genossenschaft im Jahre 1911 ein größeres Baugelände für 21 ℳ pro Quadratmeter erworben hatte. Da dieser Preis für die Errichtung freistehender Einfamilienhäuser natürlich viel zu hoch ist, ist die Durchführung des Kleinhausprojektes so gedacht worden: Ein von vier Straßen umgrenztes Gebiet wird ringsherum mit mehrstöckigen Häusern besetzt. Das Innere des Häusergevierts teilt man nun derartig auf, daß man reihenweise zusammenhängende Einfamilienhäuser bauen und jeder Familie ein unmittelbar an die Wohnung stoßendes Gärtchen zuweisen kann. Hier ist jedenfalls die Theorie von der Praxis übertroffen worden. Bedeutend erleichtert wird natürlich die Verwirklichung der neuen Wohnkultur in der Umgebung kleinerer Städte, wo Grund und Boden billiger und häufiger zu haben sind. So konnte, um nur ein Beispiel herauszugreifen, der Spar- und Bauverein Blumenthal in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Bestehens, und zwar bis 1912/13, 324 Häuser mit 645 Wohnungen in der Hauptsache an gewerbliche Arbeiter vergeben. Zu den Häusern gehört etwas Gartenland, das den Angesiedelten eine kleine Landwirtschaft ermöglicht. Die Bedeutung der Gartenstadtidee für die Entwicklung der Menschheit ist nun auch von einem ganzen Teil unserer Unternehmungen und Aktiengesellschaften erkannt und gewürdigt worden. In der Wohnungsfürsorge für ihre Arbeiterschaft ist diesem Gedanken Rechnung getragen worden. Man nehme nur beispielsweise die Anlagen der weltbekannten badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen am Rhein. In deren Kolonie Hemshof sind die Wohnhäuser für die Arbeiter einstöckig, diejenigen für die Beamten zweistöckig. Jedes Haus ist freistehend, rings von Garten umgeben und vertikal in vier voneinander getrennte Wohnungen geteilt, deren jede einen eigenen Hauseingang und Garten besitzt. Noch mehr tritt der Gartenstadtgedanke in der im Jahre 1899 von der genannten Firma errichteten Kolonie Limburger Hof hervor. Zu jeder Wohnung gehört hier ein kleines Stallgebäude für Kleinvieh und 220 Quadratmeter Gartenland. Beachtenswertes ist auf diesem Gebiete auch von einer der größten Bergwerksgesellschaften, deren Name bei den sozialen Kämpfen im Ruhrkohlenrevier gar oft an erster Stelle genannt worden ist, nämlich der Gelsenkirchener Bergwerksaktiengesellschaft, geleistet worden. Man

besuche nur einmal die Arbeiterkolonien dieser Gesellschaft auf ihren Schachtanlagen Minister Stein bei Dortmund, Grillo bei Kamen und Grimberg bei Bergkamen. Je nach den besonderen örtlichen Umständen hat man Ein-, Zwei- und Vierfamilienhäuser gebaut. Bei allen aber ist übereinstimmend der Charakter freundlicher Landhäuser gewahrt worden. Und auch bei den mehrere Familien beherbergenden Häusern hat jede ihren eigenen Eingang und Garten. Diese Arbeiterkolonien bieten für das Auge einen außerordentlich freundlichen Anblick dar. Die Häuser sind ins Grüne gebettet, liegen inmitten der wohlgepflegten Gärten und kleinen Äcker, und die Anlage der Straßen vermeidet die langweilige gerade Linie; vielmehr schaffen gefällige Biegungen der Straßenzüge, kleine Schmuckplätze und namentlich zurückspringende Häuserfronten ein belebtes und anmutiges Straßenbild. Überhaupt wurde in neuerer Zeit bei der Anlage von Arbeiterkolonien für ein gutes Äußeres der Häuser Sorge getragen. Von den alten, allzu gleichmäßigen Ziegelsteinbauten, die man noch vor ungefähr 15 bis 16 Jahren aufführte, ist man mehr und mehr zu Bauarten im Schweizer, Thüringer und ähnlichen Stil, vielfach auch mit Vorgärten neben den hinter dem Hause liegenden Gemüsegärten, übergegangen. Was ist hier im Laufe der Jahre nicht alles geschaffen worden! So stellt beispielsweise die von der Gewerkschaft Georg von Gieſches Erben im Gieschewald in Schlesien errichtete Arbeiterkolonie gleichen Namens ein Musterarbeiterheim im wahrsten Sinne des Wortes dar. Mitten im Hochwald liegt diese Anlage, einige Hundert kleine Häuschen, im Villenstil erbaut. In jedem Heim wohnen zwei Arbeiterfamilien, von denen jede ihren besonderen Hauseingang und ihren eigenen Hofraum hat. Im Erdgeschoß liegen Küche und zwei geräumige Zimmer, die mit Kachelöfen, elektrischer Beleuchtung, Wasserleitung und Ausguß ausgestattet sind. Unter dem Dach befindet sich ein großer, hoher Boden; ebenso ist Sorge getragen für einen trockenen Keller. Ein Kohlen- und ein Viehställchen, über dem sich ein kleiner Heuboden befindet, steht im Hofe, an den sich der einen halben Morgen große Garten anschließt. Der Preis einer solchen Wohnung stellte sich im Frieden auf 7 ℳ pro Monat. Vielfach reihen sich an die Arbeiterkolonien in Schlesien noch parkartig ausgestattete Gartenanlagen an. Diese ermöglichen den Arbeitern nach der schweren Berufsarbeit einen angenehmen Aufenthalt im Freien. Die Beliebtheit, die der Gartenbau bei einem großen Teile der deutschen Arbeiterschaft gefunden hat, bezeugt die Tatsache, daß beispielsweise im Waldenburger Bergrevier bis zum Jahre 1912 schon 1409 Arbeitergärten errichtet wurden, die alle vergeben sind. Die Arbeiter erhalten diese Gärten entweder umsonst oder gegen einen ganz geringen Pachtzins zur Gemüse-, Blumen-, Beeren- und Obstbaumzucht überwiesen. Von vielen Garteninhabern der Arbeiterkolonien wird nebenbei mit gutem Erfolg Hühner-, Kaninchen-, Ziegen- und selbst Schweinezucht betrieben. In der neueren Zeit hat sich der Gartenstadtgedanke immer mehr in den Siedlungsprojekten der deutschen Unternehmerschaft eingebürgert. So hat beispielsweise der bekannte Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation über 1000 Beamten- und Arbeiterwohnhäuser errichtet, von denen die weitaus überwiegende Mehrzahl, nämlich 75,2 % aus Einfamilienhäusern besteht. Die Bergwerksgesellschaft Trier besitzt in ihren Anlagen der Zeche Radbod bei Hamm gar 720, = 92,3 %, Einfamilienhäuser. Zu den infolge der besonderen Berücksichtigung des Kleinhauses bemerkenswerten Anlagen sind ferner u. a. noch die der Firma Krupp in Essen bei der Zeche Hannover und Hannibal in Hordel hinzuzufügen. Aber auch die staatlichen Unternehmungen in Deutschland stehen bei diesen Bestrebungen keineswegs zurück. Mustergültig ist die Errichtung von Arbeiterwohnungen durch die Kaiserliche Marineverwaltung in Wilhelmshaven und Kiel erfolgt, auch haben die Eisenbahnverwaltungen in Preußen und Sachsen in Errichtung von Arbeiterwohnungen (aus Etatmitteln, bzw. in Preußen auch durch Darlehen aus der Eisenbahn-Pensionskasse) sich hervorgetan. Selbst dieses ungeheure Völkerringen hat keinen Stillstand in diesen Bestrebungen herbeiführen können. Man nehme nur beispielsweise die während der Kriegszeit aus Reichsmitteln für die Arbeiter der militärischen Werkstätten in Spandau errichtete Arbeiter-

gartenstadt Staaken bei Spandau. Der außerordentlich starke Zuspruch, dessen sich die Wohnungen dieser Siedlung — sowie aber auch alle anderen Kolonien dieser Art — zu erfreuen haben, beweist, daß die Gartenstadt in jeder Beziehung als eine glückliche Lösung der dem Kleinwohnungsbau in der Nähe von Industriezentren gestellten Aufgaben zu betrachten ist.

Aber nicht allein das Äußere, sondern auch das Innere eines solchen Arbeiterhäuschens bietet vielfach ein recht anheimelndes Bild. Eine gewisse Wohnungskultur läßt sich gar nicht verkennen. Der Besuch eines der vielen Einfamilienhäuser, beispielsweise im Ruhrkohlengebiet, bestätigt dies. Für den bescheidenen Wohlstand der Bewohner zeugt es, daß sie das unten befindliche Zimmer meist als gute Stube eingerichtet haben, in der sich ein recht behagliches Mobiliar und bunter Bilderschmuck an den Wänden befindet, nicht zu vergessen die schönen Gardinen, die ein ganz besonderer Ehrgeiz der Hausfrau sind. Beachtenswerte Schöpfungen auf dem Gebiete der Wohnungskultur hat u. a. die Düsseldorfer Ausstellung für Kleinwohnungskunst im Jahre 1910 gezeigt. Von der Erwägung ausgehend, daß zu einer vertieften Förderung des Wohnungswesens auch eine gründliche Bearbeitung der technisch-künstlerischen Fragen erforderlich sei, hat der „Rheinische Verein für Arbeiterwohnungswesen" eine Stätte für Bauberatung geschaffen, die sich dieser Aufgabe unterziehen und in einzelnen Fragen Rat erteilen sowie praktisch an die Hand gehen soll. Solche Bauberatungsstellen sind übrigens schon vielfach in Deutschland vorhanden und ganz unabhängig voneinander entstanden — also ein Beweis dafür, daß sie einem tatsächlichen Bedürfnis entsprungen sind. So besteht beispielsweise in München der „Verein Volkskunst und Volkskunde", in Stuttgart existiert eine „Beratungsstelle für das Baugewerbe", die der Königlichen Zentralstelle angegliedert ist, in Dresden der „Sächsische Verein Heimatschutz", in Bremen der Verein „Niedersächsisches Volkstum", in der Provinz Brandenburg der „Ausschuß für das Bauwesen in Stadt und Land" u. v. a. m. Jedenfalls steht wohl ohne alle Frage fest, daß, wenn Deutschland sich weiterhin gegen die Gefahr der Nahrungsmittelnot sichern will, der bisher beschrittene Weg nicht nur innegehalten, sondern in noch höherem Grade für die gedeihliche Entwicklung der einheimischen Produktion landwirtschaftlicher Erzeugnisse Vorsorge getroffen werden muß. Was kann hier aber nicht alles schon im Rahmen der Kleinsiedlung erreicht werden! Während in der nahen Umgebung der Städte vielfach große Grundflächen der Kultur entzogen sind, sind innerhalb ihrer Mauern Tausende des Ackerbaues kundige Bewohner zur Untätigkeit verurteilt. Daher müssen die Stadtverwaltungen sowohl im eigenen Interesse, wie aus Pflicht gegen das Vaterland, gerade jetzt die Möglichkeit schaffen, daß ihre Bewohner durch Land- und Gartenbau zur Erzeugung von Nahrungsmitteln beitragen können. Am vollkommensten und für die Zukunft am segensreichsten wird diese Aufgabe gelöst werden durch die Erleichterung der Ansiedlung auch für die minderbegüterte Bevölkerung außerhalb der Stadt, wo Nutzgärten mit den Wohnstätten zu vereinigen sind. Die Städte müssen durch Landeinkäufe sich baureifes Land sichern, um damit der bodenverteuernden Spekulation wirksam entgegenarbeiten zu können. Erfreulicherweise regen sich ja zurzeit Tausende und aber Tausende von fleißigen Händen, die immer mehr Ödland in fruchtbares Kulturland umwandeln. Zustatten kam hier, daß große Massen von Kriegsgefangenen dem Zwecke der inneren Kolonisation nutzbar gemacht werden konnten. Auch der deutschen Arbeitgeberschaft wird hier noch ein weites Feld geboten. Da ja die Landesversicherungsanstalten ständig Gelder für die Industriearbeiter zur Verfügung stellen, ist es auch den kleineren Betrieben möglich, praktische Wohnungsfürsorge für ihren Arbeiterstamm zu treiben. Auch die jetzt wohl allgemein in Deutschland geplante Siedlung von Kriegsbeschädigten bedeutet einen Schritt zur Verwirklichung des Gartenstadtgedankens. Aber auch bei unseren Verbündeten steht die Kriegsbeschädigtenfürsorge im Vordergrund des öffentlichen Interesses.

Die Gartenstadt bedingt aber Kenntnis in der Gartenpflege. Es wäre deshalb wohl empfehlenswert, wenn schon in den Schulen der Jugend der hohe kulturelle Wert des Sied-



lungswesens und in Verbindung hiermit die Nützlichkeit der Gartenkunst vor Augen geführt würde. Auch dieses würde dazu beitragen können, daß die heutige Trennung von Dorf und Stadt, die uns ganz in Fleisch und Blut übergegangen zu sein schien, mehr und mehr schwindet. Ist dies aber geschehen, dann werden wir zu einer höheren Entwicklungsstufe des Gartenbaues und der Veredelungskultur gelangen. Jedenfalls können wir dann in Deutschland weit mehr Menschen ernähren, denn wir erzeugen dann das Vielfache von heute.

Heinrich Göhring



Der erledigte Schiller

Es war nicht lange Zeit vor dem Krieg. In einer kleinen Gesellschaft unterhielten sich einige wohlhabende, geschäftstüchtige und kluge Kaufleute, ihre Frauen, eine kleine Gruppe von jüngeren Lehrern aus Volks- und Mittelschulen, ein paar Studenten und etliche frische, brave Mädchen. Es waren also Leute, die im Personalbogen des lieben Gotts das Wörtchen „gebildet" hinter ihrem Namen stehen hatten, und die es gewiß alle in ihrer Art auch waren. Im Verlauf eines Literaturgesprächs kam die Rede auf Schiller. Ich will ganz nüchtern und objektiv berichten. Die Kaufleute schwiegen still; denn sie waren ohnehin nicht ganz bei der Sache gewesen. Die junge, hübsche Frau des einen aber sagte verwundert: Schiller? Ach, den liest man doch längst nicht mehr. Sie sagte das etwa so, daß es klang wie: Schinkenärmel? Ach, die trägt man doch längst nicht mehr. Der Gymnasiallehrer, ein gescheiter und moderner Mann ohne jeden Schulmeisterzopf, meinte: In seiner Zeit betrachtet und im Hinblick auf das damalige geistige Deutschland ist Schiller sicher ein großer deutscher Dichter. Wir Gegenwartsmenschen allerdings haben gerade in den letzten zwanzig, dreißig Jahren soviel Schönes und Gutes an neuer Dichtung erfahren, daß uns Schiller nicht mehr der Große sein kann, der er unsern Vätern und Großvätern war. Ich kann mir nicht helfen: Schiller ist — um es trivial zu sagen — veraltet, zum mindesten für den Gebildeten und an dem dichterischen Schaffen unserer Zeit Interessierten. Wir haben gelernt, die künstlerisch gestaltete Wirklichkeit, die „durch ein Temperament gesehene Natur", dem schönen Schwung, der rhetorisch wirksamen Phrase vorzuziehen.

Der Volksschullehrer sagte: Meinen Buben in der Oberklasse ist eine Ballade von Schiller oder gar der „Tell" immer noch ein Erlebnis gewesen. Ich kann es begreifen. Unsere Buben sind, Gott sei Dank, noch nicht literarische Feinschmecker, denen die Schillersche Dichtung durch ihre Breite, durch die schöne Phrase, durch den von uns belächelten, sagen wir einmal, „dichterischen Schwung" nicht mehr recht zusagt. Sie geben sich ganz naiv und jung und unbeeinflußt gerade dem Schiller hin, der uns Modernen altmodisch erscheint, dem pathetischen Schiller. Und darin werden unsere Jungen mit dem breiteren Volk identisch sein: in der Bewunderung des Knalleffekts. Hier zufällig des schönen Knalleffekts, meinetwegen, wenn wir von Schiller reden.

Von den Studenten dichtete der eine selbst ein bißchen. Und in seiner Tasche trug er immer einen Band Dehmel, Rilke oder manchmal einen ganz Unbekannten, Neuen. Er sagte deshalb schlicht und bescheiden: Schiller ist, glaube ich, endgültig erledigt. —

Der andere aber, ein fideles Haus, rief: „Die Gnocke von Friedrich Schniller" — worauf die jungen Mädchen so lachten, daß der Hübschesten ein Schluck Tee in den „falschen Hals" kam.

Friedrich Schiller ist — so traurig das klingt — dem Deutschen und besonders dem jungen Deutschen fremd geworden. Dem Gebildeten, gerade dem literarisch Interessierten unserer Tage, bedeutet „Schiller", ich möchte sagen, fast etwas Komisches. „Schiller" ist ihm — wenn auch im übertragenen Sinn — der Repräsentant einer ausgestorbenen, halb rührenden, halb lächerlichen Dichterfigur: lange Locken, „schwungvolle" Verse, „errötend (wie naiv!)

ihren Spuren folgend", das Idealbild des Dichters für Backfische, Tanten, Oberlehrer und andere ältere Damen.

Man ist ja so verflucht reif und kritisch geworden.

Man muß sich als Mann oder Frau von Bildung ja fast schämen, für Schiller mehr übrig zu haben, als ein paar verstaubte Goldschnittbände im Bücherschrank, der Vollständigkeit halber.

Der Jugend an unseren Mittelschulen ist Schiller versunken.

Nicht als ob unsere Jugend literarisch heute weniger interessiert wäre als zu Vaters Zeit. Im Gegenteil. Fast in jeder Klasse des Pennals, schon von der 4., 5. ab und dann prozentual steigend, sitzen ein halbes Dutzend Jünglinge, die selbst dichten, die in den modernen Leihbibliothekskreißern daheim sind, die über das Buch des Tages in der Prima reden wie ein Buch selbst, denen Meyrink, Stefan George, Dehmel ganz alltägliche Namen sind.

Ja, Jungen, die geistvolle Abhandlungen über moderne Dichtung schreiben und mitunter sogar gedruckt sehen, von eigenen modernen Dichtungen ganz zu schweigen, solche Jungen sind in jeder Großstadt Dutzende zu finden.

Gerade die Zeit vor dem Krieg hat unsere Jugend durch ihre Unzahl von Treibhaus-Kulturerscheinungen so frühreif gemacht, daß mancher gar nicht dumme Vater mit seinem Sohn kaum mehr eine Unterhaltung führen kann, ohne sich zu blamieren.

Daß trotzdem in der Jugend, wenn auch verstaubt und verschüttet, der gute Schillergeist steckte, hat der Krieg gezeigt. Vielen, die bereits anfingen, wirklich blasiert und alt zu werden, hat der Krieg ihre prachtvolle, naturwüchsige Jugend wieder geschenkt. Aber ich meine, die reifere Jugend auf der Schulbank und gerade die, die für Kunst, im besonderen für Literatur etwas übrig hat, ist sozial und sexuell schon so „aufgeklärt", hat schon soviel „Ballast" über Bord geworfen und ist mit manchem wertvollen, aber auch vielem wertlosen, ja schädlichen Zeitgut bepackt, daß für den altmodischen Idealisten Schiller kein Platz mehr bleibt.

Es mag ja sein, daß die Klassiker, und eben auch Schiller, manchem in der Schule verekelt werden, aber das ist gegenwärtig bei jedem modernen Pädagogik-Schriftsteller die ortsübliche Ausrede, wenn es sich darum handelt, den Indifferentismus des neuen Geschlechts gegenüber den Klassikern zu ergründen.

Nein, da ist nicht wieder die Schule das Hauptkarnickel, sondern die andersgeartete moderne geistige Zeitrichtung, die vorwärts drängt und eben gerade dem vorwärtsdrängenden Jungen einen viel farbigeren, weil aktuelleren, Horizont bietet.

Und darum hat mein junger Student für seine Person und für den Großteil der Jugend wahr gesprochen, wenn er sagte: Schiller ist, glaube ich, endgültig erledigt.

Wir Erwachsene, Reife sind auch schon in und mit dem neuen Geist aufgewachsen, und die Älteren unter uns modernen Zeitgenossen haben vielleicht in den achtziger und neunziger Jahren den großen Literatursturm miterlebt. Auch sind die so ganz Anti-Schillerschen letzten 20 Jahre an keinem spurlos vorübergegangen. Sie haben bei jedem die Weltanschauung nicht zugunsten Schillers beeinflußt.

Aber: Wenn wir auch der Schillerschen Weltanschauung skeptischer gegenüberstehen als unsere Väter, der Dichter Schiller soll uns immer noch einer der ersten deutschen Dichter sein und bleiben.

Ich will nur aus drei großen Gebieten seines Schaffens ohne viel Wahl ein Stück herausgreifen. Die Lieder des Fischers, Sennen und Jägers aus „Tell". Das Lied des Fischers:

> Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
> Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
> Da hört er ein Klingen wie Flöten so süß,
> Wie Stimmen der Engel im Paradies.

Und wie er erwachet in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust.
Und es ruft aus den Tiefen;
Lieb' Knabe, bist mein,
Ich locke den Schläfer
Und zieh' ihn herein.

Das Lied des Alpenjägers:

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg,
Er schreitet verwegen auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Stätte der Menschen nicht mehr.
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

Man drücke einmal die Augen über dem Namen Schiller zu. Haben wir hier nicht eine Lyrik von wundervoller Zartheit, kraftvoller Plastik und wuchtiger Kraft? Gewiß, die Verse sind pathetischer als unsere moderne Lyrik, aber es ist ein wundervolles Pathos, das jeden für Schönheit empfänglichen Menschen packt.

Lesen wir einmal in einer guten Stunde „Der Handschuh“ oder noch besser, hören wir die Ballade aus berufenem Mund. Eine Fülle der prächtigsten und modernsten „Impressionen“ entrollt sich vor uns in der Arena der wilden Tiere und das, was gerade dem modernen Dichter als sein ausschließliches Gut erscheint, die Wirkung durch das Nebeneinanderstellen des Gegensätzlichen, von Ruhe und Bewegung, Üppigkeit und Grauen usf., hat das der alte Friedrich Schiller nicht schon längst gekonnt? Hören wir den „Taucher“, dieses wundervolle Gedicht von Kraft und Innigkeit in Sprache und Charakterisierung von Gestalten und Erscheinungen. Man lese doch wieder einmal mit 15 Jahren Schulbankabstand diese Balladen, und man wird von mancher sagen: die könnte heute von einem der Besten unserer Tage geschrieben sein.

Hier eine Strophe aus „Graf Eberhard der Greiner von Württemberg“:

Und unseres Heeres Losungswort
War die verlor'ne Schlacht,
Das riß uns wie die Windsbraut fort
Und schmiß uns tief in Blut und Mord
Und in die Lanzennacht.

Ich erinnere an das prachtvolle „Reiterlied“ aus Wallensteins Lager. Da funkelt und blitzt nur alles vor Leben und Frische. Ein Gedicht von einfach zündendem Rhythmus.

Lesen wir einmal wieder „Wallensteins Lager“. Unendlich viel mehr Realismus, Zupacken, Gestalten und Lebendigmachen steckt da in jeder Szene als in so manchen modernen lendenlahmen historischen Bühnenwerken.

Mit Derbheit, Geschmacklosigkeit und Erotik allein wird eben die Wirklichkeit doch nicht geschaffen. Bei so vielen modernen realistischen Dichtungen merkt man die Absicht, realistisch, veristisch wirken zu wollen und wird verstimmt.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, an dieser Stelle Schiller „herauszuhauen“. Er steht über solchem Beginnen. Ich meine nur, man soll Schiller, insbesondere den „Wallen-

stein"-Schiller, den Balladen-Schiller wieder einmal in einer guten Stunde vornehmen, und man wird sehen, wie modern, wie mitten auch in unserer Zeit Schiller steht und einem noch nicht übersättigten Geschmack zusagt.

Heraus mit ihm aus dem Bücherkasten! Da stimmen wir von ganzem Herzen in diesen Ruf der Allzumodernen ein. Heraus mit ihm — und lesen; dann wird einem der verstaubte Goldschnittband ein wertvoller Besitz werden.

Vielleicht unternimmt es nach dem Krieg ein wagemutiger Verleger, eine schöne Liebhaberausgabe einzelner Schillerdichtungen zu bringen. Es wäre ein Verdienst. Und wenn er für die Ausstattung viel Bütten, Leder, eine „originelle" Type, einen „aparten" Satz, Illustrationen unserer ersten Kubisten und Kommentare recht arg beliebter Tages-Literatur-Götzen aufwendet, so spricht man von dem alten Schiller vielleicht mit begeisterter Anerkennung auch in solchen Kreisen, für die er vor dem Krieg „einfach erledigt" war.

Denn nicht der Gehalt, sondern der Einband macht's!

Julius Kreis



Händlergeist und Hunger

Eine Anmerkung zu den Berliner Zuständen

Es ist für die Stimmung im Lande nicht gut gewesen, daß gerade die deutsche Hauptstadt im englischen Hungerkrieg am härtesten getroffen wurde. Hier ist das politische Zentrum. Hier fallen die nationalen Entscheidungen. Von hier aus gehen unsichtbare Strahlen durch das Reich. Die Berliner Verdrossenheit ruft eine gedrückte Stimmung auch in anderen Landesteilen hervor. Die Berliner Schmerzen sind bis zu einem gewissen Grad deutsche Schmerzen, und darum lohnt es sich wohl, ihrem mutmaßlichen Ursprung nachzusinnen.

Zunächst muß natürlich eingeräumt werden, daß ein Teil der Schmerzen einfach durch die ungeheure Größe der Stadt verursacht ist. Eine kleinere Stadt kommt mit kleineren Mengen aus und erreicht auf diese Weise leichter günstige Einkäufe von Belang. Was in der Hauptstadt ein Tropfen auf einen heißen Stein ist, kann dort schon die Not fernhalten. Auch das verwaltungstechnische Problem wächst mit der Größe der Stadt ins Riesenhafte. Wir beklagen uns gelegentlich über bureaukratische Umständlichkeit und haben damit zuweilen auch recht. Es darf aber nicht vergessen werden, daß die Versorgung einer Millionenbevölkerung ein kompliziertes Problem ist, das notwendig auch zu komplizierten Maßregeln führen muß. Wer mit sachlicher Ruhe über den Gegenstand zu schreiben wünscht, muß von vornherein die großen Schwierigkeiten einräumen, die in der Natur der Dinge liegen und auch von der gewissenhaftesten Verwaltung nicht aus der Welt geschafft werden könnten.

Es geht anderen Großstädten in anderen Bundesstaaten besser? Ohne Zweifel. Verglichen mit Berlin sind sie aber kaum als Großstädte anzusprechen. Das ganze Problem weist in ihren Mauern bescheidenere Dimensionen auf. Auch fällt vielleicht bei ihnen mehr Landwirtschaft auf eine geringere Zahl von Städten, so daß mehr Nahrungsstoffe zur Verfügung sind. Vorschnelles Urteilen ist hier nicht angebracht. Die Berliner Schmerzen konnten zum Teil vielleicht wirklich nicht aufgehoben werden, zu einem anderen Teile aber wurzeln sie ohne Zweifel in bedenklichen lokalen Zuständen.

Auf allen Gassen und in allen Schenken kann man Stimmen hören, die sich gegen das fremdblütige Händlertum richten, das gerade in den Mauern der deutschen Hauptstadt so unheimlich stark geworden ist. Wir sind die letzten, die sich von Gassenweisheit und Schenkenstimmungen abhängig machen möchten. Wir wissen, daß gerade die populären Anschauungen

sehr oft halbe Wahrheiten oder ganze Lügen sind. Eine ruhige Betrachtung der sachlichen Wirklichkeit aber lehrt, daß die Stimme des Volks in diesem Falle schwerlich so ganz unrecht hat.

Der Einfluß des Berliner Händlertums ist ungeheuer. Die Stadtverwaltung ist so gut wie ganz in seinen Händen, und in alle Kriegsgesellschaften hat es sich eingenistet. Da es zudem durch das fremde Blut gleichsam einen Staat im Staate bildet, haftet ihm von vornherein eine gewisse Kälte gegen die Schmerzen der Bevölkerung an. Um so enger, heißer und fester aber hält es unter sich zusammen. Man braucht schwerlich zu fürchten, daß eine geschäftliche Gewinnmöglichkeit dem Berliner Händlertum entgehen oder in die unrechten Hände kommen könnte. Auch ohne daß man an einen mysteriösen Nachrichtendienst zu glauben braucht, wird die einfache natürliche Solidarität der Händler unter sich dafür sorgen, daß die Kenntnis von wichtigen Vorgängen, Plänen und Absichten sich auf drahtlosem Wege durch die ganze Händlerwelt verbreitet. Durch dieses Unterrichtetsein erfährt der an sich schon unheimliche kapitalistische Einfluß der Händlergruppe eine verhängnisvolle Steigerung. Unterrichtetsein ist für jeden Kaufmann eine Vorbedingung der Macht, und man geht schwerlich in der Annahme fehl, daß diese Bedingung gerade hier in der glänzendsten Weise erfüllt ist.

An der Machtstellung der plutokratischen Minderheit kann also schlechterdings nicht gezweifelt werden; die Frage ist nur, ob sie für die Berliner Bevölkerung als verhängnisvoll anzusehen ist. Bei der Beantwortung dieser Frage wollen wir verfahren, wie man in nüchternen politischen Rechnungen überhaupt verfährt. Wir wollen die menschlichen Eigenschaften der Händler vollkommen aus dem Spiel lassen, wollen weder an Teufel noch an Engel glauben, sondern uns einfach fragen, wie ihre wirtschaftlichen Interessen liegen. Daß sie ihren Interessen gemäß handeln, ist an sich kein Vorwurf. Das tun andere auch. Die Frage ist lediglich, ob diese Interessen mit denen der Berliner Bevölkerung zusammenfallen oder ob sie von ihnen vielleicht bedrohlich und verhängnisvoll abweichen. Sehen wir zu.

Händler wollen handeln. Das liegt im Begriff und kann gar nicht anders sein. Wenn also das Händlertum in einer Stadt so stark vertreten ist, wird in dieser Stadt viel gehandelt. Das mag im Frieden gleichgültig oder gar ein Segen sein, im Krieg ist es ein schweres Unglück. Wo eine Ware auftaucht, wird sie sofort von den gierigen Händen des Händlers erfaßt und wird nicht weitergegeben, bevor ihm der Zins entrichtet worden ist. Auf allen Gebieten etablieren sich Handelsspekulation und Zwischenhandel, und Verteuerung ist überall die unausbleibliche Folge. Diese preissteigernde Wirkung des Händlertums liegt schlechterdings im Begriff und würde auch bei einer deutschen Händlermacht nicht ganz ausbleiben. Eine fremdblütige Gruppe aber wird kälter, rücksichtsloser, erbarmungsloser vorgehen und besitzt überdies in ihrem festen inneren Zusammenhalt eine Waffe von unglaublicher Kraft. Die preissteigernde Wirkung wird auf diese Weise verdreifacht, ja verzehnfacht, und so muß man bereits an diesem Punkt der Untersuchung der allgemeinen Volksstimme ein gut Teil Wahrheit zubilligen.

Schlimm ist es, daß durch diesen Prozeß in der Bevölkerung Not hervorgerufen wird, schlimmer, daß das fremdblütige Händlertum an dem Vorhandensein dieser Not geradezu wirtschaftlich interessiert ist. Die Not ist nicht etwa nur eine lästige oder beklagenswerte Folge des Geschäfts, sie ist geradezu die Grundlage märchenhafter Gewinne. Je unbarmherziger die Not auftritt, um so rücksichtsloser können die Preise angezogen werden, und um so erschreckender werden die Wucherprofite. Erst wenn die Not da ist, blüht der Weizen dieser Geschäftemacher, und darum liegt es so verführerisch nahe, durch künstliches Zurückhalten der Ware und andere Mittel im Publikum eine Not hervorzurufen, die an sich gar nicht vorhanden zu sein brauchte. Hat die Not ihre Daumschrauben erst angesetzt, wird von selber jeder Preis gezahlt. Ist gar in einem solchen Händlertum eine angeborene Neigung zum Wucher vorhanden, erfährt das Elend eine weitere Steigerung, und von dieser

Neigung spricht das Volk die hier in Frage stehenden Schichten bekanntlich nicht frei. Wir haben in Berlin also ein ungeheuer kapitalstarkes fremdblütiges Händlertum, dem von alters her Wucherinstinkte nachgesagt worden sind, und das an der Notlage der Bevölkerung geradezu wirtschaftlich interessiert ist. Darin aber wird auch der ruhige Beobachter eine schwere Gefahr erblicken müssen.

Erich Schlaikjer



Hindenburg der Sieger

„Varro — Hannibal — Hindenburg" überschreibt Graf Ernst Reventlow eine vergleichende Geschichtsbetrachtung in der „Deutschen Tageszeitung":

Als Marcus Terentius Varro nach Vernichtung seines Heeres durch Hannibal bei Cannä nach Rom zurückkehrte, ging ihm der römische Senat bis an das Tor der Stadt entgegen und dankte ihm, „weil er nicht am Vaterlande verzweifelt habe" (quod non desperasset de republica). Und in der gleichen entschlossenen Stimmung festen begeisterten Zusammenschlusses in der Stunde der Not raffte das gesamte römische Volk alle seine Hilfskräfte zusammen, fest entschlossen, gerade in der Stunde schwerer unerwarteter Niederlagen und mit dem siegreichen Feinde mitten im Lande, — zu kämpfen bis zum endlichen Siege. Alle Angebote des siegreichen Hannibal, der den Augenblick zum Frieden geeignet hielt, wurden abgelehnt, man sprach nicht vom „Verzweiflungskampf", sondern setzte alles ein und gelangte durch den im Siegeswillen geeinten Zusammenschluß von Front und Heimat zum Ziele durch Scipios Schlacht bei Zama. Hindenburg ist mit seinem Hauptquartier in Kassel eingetroffen, um die Demobilisierung von dort zu leiten. Der dortige Arbeiter- und Soldatenrat hat den verehrungswürdigen Mann und großen Soldaten in einer nicht unsympathischen Erklärung begrüßt. In ihr findet sich der Satz: „Er hat sein Heer zu glänzenden Siegen geführt und sein Volk in schwerer Stunde nicht verlassen." Das ist richtig, aber bedarf der Ergänzung. Hindenburg kehrt nicht zurück wie Terentius Varro. Er ist nicht, er ist niemals besiegt, seine Front ist nicht durchbrochen, sein Heer ist nicht vernichtet worden. Nur ganz wenige Wochen ist es her, daß der Feldmarschall in der Abwartung auf Zusammenfassung aller Volkskräfte zu einer Verteidigung, die erträglichere Bedingungen erreicht haben würde, in öffentlichem Appell an die Deutschen erklärte: wenn das deutsche Volk einheitlich zusammenstehe, so sei es unüberwindlich. Es ist nötig, hieran zu erinnern, damit die Wahrheit und ihr Bild nicht getrübt werde. In einem großen Teile der Presse ist man mit begreiflichem Eifer dabei, solche Trübungsarbeit auszuführen, und behauptet, daß das alte System und der militärische Fehler Ludendorffs an allem schuld sei. In Wahrheit liegt die Ursache nicht hier, sondern sie liegt darin, daß die Heimat nicht einheitlich geschlossen mit der Front zusammen und hinter ihr stand, und daß in jahrelanger Arbeit der Siegeswille getötet und die Illusion erweckt wurde, es sei bei gutem Willen ein leichtes, zu einem Frieden wirklicher Verständigung zu gelangen.

Mit Varro ist Hindenburg nicht zu vergleichen, militärisch nicht und auch nicht politisch, denn politisch benutzte der Senat den unglücklichen und unfähigen Feldherrn, als er ohne Heer und allein von seinen Generalen zurückkehrte, nur um zu zeigen und zu betätigen, daß die Vernichtung eines Heeres die innere Kraft und die Entschlossenheit des römischen Volkes zum Siege nur stärken könne. Der unbesiegte und unbesiegbare Hindenburg konnte nicht mehr weiter kämpfen, weil die Heimat nicht mehr wollte und diesen ihren negativ gerichteten Willen in einem von Jahr zu Jahr steigendem Maße auf das Heer übertragen hatte. Hindenburg ist insofern also eher mit Hannibal zu vergleichen, der schließlich erlag, weil, zusammengefaßt gesprochen, die leitenden Gewalten seiner Heimat nicht auf seiner Höhe standen. So ist das letzte öffentlich gesprochene Wort des kämpfenden Hindenburg

eine geschichtliche Tatsache von unvergänglicher Bedeutung, auch für eine spätere Beurteilung der Umstände, die zum großen deutschen Zusammenbruche geführt haben, das Wort: Wenn Front und Heimat geschlossen zusammenständen, so sei das deutsche Volk unüberwindlich. Kurz darauf zwang ihn die Heimat, das Schwert in die Scheide zu stecken und die Front aufzulösen. —

Der ehemalige Reichskanzler Prinz Max von Baden hat jenes Waffenstillstandsangebot verteidigt. Ludendorff habe ihn dazu gezwungen. Wir möchten dazu nur sagen, daß es eine ... und unzureichendere Entschuldigung für einen Reichskanzler nicht geben kann. Kein Reichskanzler durfte eine derartige Bitte an den Feind richten, die nach innen wie nach außen verhängnisvolle Folgen haben mußte. Ludendorffs Fehler, unseres Erachtens sein einziger *verhängnisvoller Fehler*, soll nicht entschuldigt werden, ebensowenig aber wollen wir vergessen, daß die damalige Regierung sich eben diesen seinen Fehler *zu eigen machte* und dann die nächste Gelegenheit ergriff, um den ihr politisch unbequemen General, der noch unschätzbare Dienste hätte leisten können und müssen, zu beseitigen. —

In diesen Zusammenhängen betrachtet, stellt sich Hindenburgs Charaktergröße noch überragender und verehrungswürdiger dar. Ihm, wie jedem wirklich großem Manne ist die Erfüllung dessen, was er subjektiv als seine Pflicht erkannt hat, etwas Selbstverständliches, und gerade diese Selbstverständlichkeit macht die Größe...

Siegreich wie Hannibal und ohne Heer wie Varro kehrt Hindenburg in *die Heimat zurück*. Vor einigen Jahren, so erzählt ein Wiener Zeitungsberichterstatter von seinem Besuche bei Hindenburg, habe der Feldmarschall auf eine Frage über den schließlichen siegreichen Einzug durch das Brandenburger Tor gesagt, es sei ihm bei diesem Gedanken unbehaglich, er würde lieber vorher in Kottbus aussteigen. — Es ist anders gekommen, aber Hindenburg, der Sieger und der große Deutsche, *verdiente nicht minder* diese höchste Ehrung des heimkehrenden Feldherrn; im Gegenteil, gerade er. Er ist die Verkörperung des Richard Wagnerschen Wortes: Deutsch sein heiße, eine Sache um ihrer selbst willen tun. Gerade jetzt sollte dieses Wort als Mahnung und als Warnung über allem stehen. Hindenburg verkörpert diese sittliche Forderung, „saevis tranquillus in undis"; auch deshalb *bleibt* er der Sieger. In aller Tragik, die ihn umwogt, in allem Unglücke kann er nie eine tragische Figur werden.



Das „Daimonion" des Sokrates

Von seinem mit Recht aufs höchste verehrten und bewunderten Lehrer Sokrates berichtet Platon, er habe eine innere Stimme besessen, die ihn, niemals anratend, stets nur verwarnend, im Leben geführt habe. Was war das nun wohl für ein geheimnisvolles Ding, das Sokrates selbst „Daimonion" nennt, nicht etwa mit „Daimon", sondern vielmehr mit „etwas Göttlichem, Heiligem" zu übersetzen, und das er so hoch verehrt, daß er sich mit der stoischen Ruhe des Weisen hinrichten läßt, weil diese innere Stimme es ihm nicht verwehrt? Offenbar schätzt Sokrates nichts so hoch, wie dieses rätselhafte Wesen in seiner Brust.

Viel wurde schon über das Daimonion geschrieben und mancherlei Erklärungsversuche gemacht. Die Psychiater fanden die einfachste Lösung: Sokrates war nicht normal. Verstehen sie unter normal eine Quantitätsbezeichnung und wollen sie damit ausdrücken, daß dieser bahnbrechende, selbständigste Geist der Antike, der bis zum heutigen Tag direkt und durch seine Schüler und Nachschüler Platon und Aristoteles auf unser Denken den größten Einfluß ausübt, dieses selten erreichte, nie übertroffene Vorbild strengster Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit,

treuester Pflichterfüllung und hilfsbereiter Nächstenliebe nicht mit Hinz und Kunz auf gleicher Stufe stehe, so kann man das gewiß unterschreiben. Aber die Psychiater meinen etwas ganz anderes. Trivial ausgedrückt: bei ihm habe sich eine Schraube gelockert. Ja, es existiert eine kleine Literatur, die sich zu beweisen bemüht, Sokrates habe nicht etwa bloß „gesponnen", nein, er sei ein Geisteskranker gewesen. Nun, es ist immerhin auffällig, daß die gesunden Hirne der Griechen nichts so Großes und Neues schufen, als sein angeblich krankes. Aber das sind kleine Bedenken, über die sich die Psychiatrie mit der großen Geste, die überlegen tuender Ignoranz so schön ansteht, hinwegsetzt. Läßt sie uns doch auch nicht darüber im Zweifel, daß Moses, Mohammed, Christus, Buddha, Luther, Franz von Assisi, Napoleon, Schopenhauer, Newton und wie sie alle heißen mögen, in denen die nicht psychiatrisch geschulte Menschheit Führer, Bahnbrecher, Vorbilder verehrt, mehr oder minder geisteskrank waren. Normal sind eben nur sie selbst, und auch das gilt noch mit Einschränkung, denn mancher hält sogar den Kollegen nicht dafür.

Andere, die das Problem mit mehr Ernst und Verständnis auffassen, meinen, Sokrates habe eine Stimme „neben und über dem Gewissen" besessen, sozusagen ein aufs höchste verfeinertes Gewissen. Ist dies auch nicht die richtige Lösung, so kommt sie ihr doch so nahe, wie der Rationalismus den Vorgängen des tiefsten inneren Erlebens kommen kann. Auch sie bleiben an der Oberfläche haften, wie mit Notwendigkeit jeder Versuch, Gefühle in Worte zu kleiden. Das ist — in Parenthese sei es bemerkt — ein Fundamentalirrtum des Rationalismus, zu glauben, er könnte etwa über innere Vorgänge aussagen, was sie unserm Verständnis näher bringt. Wem sie fremd sind, kann sie niemals durch noch so viele und schöne Worte in sich hervorrufen. Es ist geradeso, als wollte man verstandesmäßig das Geigenspiel definieren mit: Scharren von Roßhaaren auf Schafdärmen über einem hölzernen Hohlraume, wodurch Luftschwingungen in bestimmter Anzahl und Folge verursacht werden. So wenig der Musikalische einräumen wird, daß damit auch nur das Problem erfaßt, geschweige denn das Jauchzen und Klagen, der Gefühlsrausch, den die Geige in seinem Innern hervorzaubert und um dessentwillen er doch gerade die Musik liebt, auch nur angedeutet, noch weniger zum Widerhall gebracht sei, ebensowenig wird sich der Verliebte, der in Gewissensnöten Befindliche mit irgendeiner verstandesmäßigen Umschreibung einverstanden erklären können. Immerhin sei zugegeben, daß Sokrates selbst soundso oft sich auf sein Daimonion als höchster Instanz in moralischen Dingen beruft. Das gibt der annähernden Gleichsetzung mit dem Gewissen einen Schein von Recht. Wir werden später noch darauf zurückkommen.

Eine dritte, unter anderen vom Bahnbrecher des neueren deutschen Okkultismus, dem Frhr. von du Prel, versuchte Lösung ist die Identifizierung des Daimonion mit dem Ahnungsvermögen. Auch hierin ist viel Wahres, ohne daß jedoch das Geheimnis damit enträtselt wäre, denn mit irgendeiner Form von Telepathie, die ja heute als anerkannte menschliche, wenn auch nicht allgemeinmenschliche Fähigkeit gelten kann, läßt sich das Daimonion durchaus nicht identifizieren. Zuzugeben ist aber, daß diese innere Stimme vor Gefahren warnt, daher auch zweifellos über telepathische Fähigkeiten gebietet. Aber weder die annähernde Gleichsetzung mit Gewissen, noch die mit Ferngefühl werden dem Daimonion, dessen Wirken auf beiden Gebieten ja zugegeben werden muß, gerecht. Verdienstvoll an Du Prels Lösungsversuch ist auf alle Fälle, daß er dem Materialismus bzw. Mechanismus entsagt und die Antwort im Okkultismus sucht.

Wenn ich mich hier unterfange, alle drei Deutungsversuche abzulehnen, so darf ich dies nur tun in der festen Überzeugung, eine richtige Antwort geben zu können. Ich sage „unterfange", denn fast zweieinhalb Jahrtausende haben sich mit dem Problem vergeblich beschäftigt. Mit Recht wird man daher die Frage aufwerfen, wie ich dazu komme anzunehmen, ausgerechnet ich sei zu einer abschließenden Antwort berufen oder befähigt. Ich antworte: w e i l i c h d i e s e i n n e r e S t i m m e , d i e s e s D a i m o n i o n s e l b s t b e s i t z e !

Das mag dem Zweifler vielleicht nicht genügen. Man wird in der heute noch in weitesten „aufgeklärten" Kreisen herrschenden Sucht, alles, was nicht jederzeit experimentell beweisbar, willkürlich hervorrufbar ist, also alles Übersinnliche abzulehnen, von Illusion oder gar von Halluzination sprechen. Ich kann zur Beruhigung des ernstlichen Wahrheitssuchers, nicht des berufsmäßigen Besserwissers und Leugners, anführen, daß ich bereits etwa ein volles Dutzend von Personen feststellen konnte, die gleichfalls das Daimonion haben! Wieso ich sie fand, kann ich allerdings nur andeuten: ich habe ein bescheidenes okkultes Ahnungsvermögen, das mir den rechten Weg zeigte. Das andere ergab dann die persönliche eingehende Befragung.

Nachdem ich an mir selbst die Beobachtung gemacht hatte, daß das Daimonion sich infolge eines sehr großen Aktes von Selbstüberwindung einstellte, sagte ich den Personen, denen ich diese Stimme anzusehen glaubte, auf den Kopf zu, sie hätten einmal eine ungewöhnlich edle Tat getan. Nach einigem Sträuben — man spricht nicht gern von solchen Dingen — erhielt ich ausnahmslos die Bestätigung. Andrerseits suchte ich mit Herren in Verbindung zu treten, von denen ich wußte, daß sie einmal einen besonderen Beweis von Selbstüberwindung und Seelengröße geliefert hatten und sprach ihnen meine Vermutung aus, daß sie nun im Besitz der inneren Stimme seien. Auch hierin irrte ich mich nie. Durch diese Probe und Gegenprobe wurde es zur Gewißheit, daß ich das Sokrates unbekannte Kausalverhältnis zwischen Akten größter Selbstüberwindung und dem Erwerb des Daimonions entdeckt hatte. Waren meine ersten Versuche in dieser Richtung um so tastender, als es nicht taktvoll ist, Fernerstehenden derartige intime Fragen vorzulegen, so wuchs doch meine Sicherheit des Auftretens mit der Sicherheit der Erkenntnis. Zugleich wuchs die Zahl derer, die ich als mit dem Daimonion begnadet ermitteln konnte.

Ich möchte hier die herzliche Bitte an die Leser einschalten, mir zu schreiben, wenn jemand unter ihnen das Daimonion in sich fühlt und in welchen Fällen es ihn warnte bzw. wie es sich äußert. Daß ich keinen Mißbrauch mit dem mir Anvertrauten treiben oder gar Namen nennen werde, bedarf keiner besonderen Beteuerung.

Unter diesen Herren befinden sich zwei katholische Geistliche, von denen der eine leider kürzlich verstarb, zwei protestantische Geistliche, die beide aus der Landeskirche austraten, ein Arzt, ein Dr. phil., ein Volksschullehrer, ein Fabrikbesitzer, kurz die verschiedensten Berufe. Daß fast nur sozial höher Gestellte in dieser Reihe sind, ist Zufall und beruht lediglich darauf, daß ich — von meiner Tätigkeit als Offizier abgesehen — nur wenig oder gar keine Berührung mit anderen Volkskreisen habe. Nach dem, was wir weiter unten sehen werden, unterliegt es gar keinem Zweifel, daß in allen Volksschichten und in allen Ländern und Religionen der Erde diese innere Stimme sich findet. Sie ist zwar relativ sehr selten, aber keineswegs absolut. Wenn von ihr nicht gesprochen oder geschrieben wird, so hat das sehr wohlerwogene Gründe. Darum möchte ich auch nicht zu bemerken unterlassen, daß sämtliche Herren — nur eine Dame scheint feststellbar zu sein, doch gelang es mir nicht, einwandfreie Angaben zu erhalten — mir sagten, sie hätten noch niemals zu irgend jemand von ihrer inneren Stimme gesprochen! Wenn ich mit diesem, wie wir sehen werden, sehr berechtigten esoterischen Brauche breche, so tue ich es aus Motiven, die man in meinem „Kausalgesetz der Weltgeschichte" (Verlag Albert Langen) nachlesen möge.

Rede ich, im Anschluß an Sokrates, von einer „Stimme", so ist diese Bezeichnung durchaus irreführend. Denn von einem Sprechen, einem Geräusch oder Ton, durch den sich das Daimonion äußert, findet sich nichts. Es handelt sich vielmehr um eine Empfindung oder ein Gefühl, das nicht leicht zu beschreiben ist. Bei mir — das Daimonion habe ich zwischen Herz und linkem Schlüsselbein lokalisiert — beginnt es mit leichtem Klopfen, das sich, wenn man nicht gleich das tut, was die Stimme fordert, zu größerer Heftigkeit und schließlich einer bohrenden Schmerzempfindung steigert. Es ist völlig unmöglich, dieses Pochen zu ignorieren. Folgt man nicht — einmal, vor sechs Jahren, war ich so töricht ungehorsam zu sein, weil ich es besser zu wissen glaubte und

mich fürchtete, überdies auch auf die Probe stellen wollte, was nun wohl sich ereignen würde; ich leide heute noch an den Folgen — so schwillt das Pochen allmählich ab und verschwindet nach einigen Sekunden ganz. Diese innere Intelligenz ist ihrem Wesen und ihrer Äußerung nach *völlig verschieden* von jedem ähnlichen Gefühl bzw. jeder bekannten Empfindung. Man stelle sich etwa vor, man habe ein Uhrwerk in der Brust sitzen, das in gewissen Momenten zu schlagen anfängt. Deckt sich dieser Vergleich auch keineswegs völlig mit dem Vorgange, so wird doch eines daraus klar: Während ich sonst sage: ich fürchte mich, ich hoffe, ich denke, ich will, ich habe eine Vorahnung, ich habe einen Wahrtraum, ich habe ein telepathisches Erlebnis, habe ich hier sofort die Gewißheit, daß eine von mir *wesensverschiedene, fremde Intelligenz* sich äußert. Als ich mein Daimonion zum ersten Male verspürte, war ich geradezu entsetzt, weil ich es mir ganz und gar nicht deuten konnte. Der beste Vergleich dürfte etwa der mit der ersten Kindsbewegung der Schwangeren sein. Bei einem Bekannten sitzt die Stimme im Nacken, ein anderer hat das Gefühl, als lege sich ihm ein Band um die Brust.

Um ja jedes Mißverständnis auszuschließen, möchte ich nochmals betonen, daß die Vorahnung — die ich selbstverständlich auch kenne — *qualitativ völlig verschieden* ist von der Wirkung des Daimonion. Sie ist vor allen Dingen nicht genau lokalisiert.

Will man der inneren Stimme folgen, die, als *fremde Intelligenz*, ein schlagender Beweis dafür ist, daß das Gehirn zum Denken nicht unbedingtes Erfordernis ist, so muß man fast *stets gegen seine eigene Einsicht handeln* und überdies oft das große Furchtgefühl, das uns die Kehle zuschnürt, überwinden. Dieses Furchtgefühl hatte ich selbst in meinem Leben nur zweimal; und zwar beide Male in an sich ganz ungefährlicher Situation und im tiefsten Frieden, weil ich es für zu gefährlich hielt, dem Daimonion zu folgen. Ich hatte Furcht vor dem Urteil der andern. Das eine Mal gelang es mir, den Feigling im Inneren zu erwürgen, das andere Mal hatte ich leider nicht die Kraft dazu. Ich fürchtete eine sehr noble Handlung könne falsch gedeutet und mir als Schwäche ausgelegt werden, während ich sie tatsächlich mit der größten Selbstüberwindung getan hatte. Ich erzähle dies, damit jeder mit warnenden Vorahnungen Begabte schon allein aus diesem Zuge die völlige Wesensverschiedenheit der Vorahnung und des Daimonions erkennt. Während uns bei der ersteren eine unbegreifliche Furcht überfällt und wir dann die uns schädigende Handlung unterlassen, muß man ganz im Gegenteil beim Daimonion oft die Furcht, und zwar eine ganz unvergleichlich größere, überwinden, um ihm folgen zu können. So wurde ein Bekannter von mir durch eine Vorahnung gerettet: er ging bei Dunkelheit eine eiserne Treppe hinunter, als eine plötzliche mit Furcht verbundene Vorahnung ihn veranlaßte, stehen zu bleiben. Er untersuchte die folgenden Stufen und fand, daß sie aufgehoben und derart wieder hingelegt worden waren, daß er beim Hinauftreten unfehlbar ins Treppenhaus gestürzt wäre. So rettete ihn die Vorahnung vor den Folgen eines auf sein Leben gemachten Anschlages.

Aus dem über das Daimonion Gesagten geht klar hervor, daß es niemals direkt anraten, sondern nur *warnen* kann, weil es ja gar keine technische Möglichkeit hat, einen Rat zu erteilen. Aber diese Warnung ist oft derart, daß sie einem Rat völlig gleichkommt. Etwa, wenn es Sokrates verbot, sich mit Politik zu beschäftigen und ihm damit nur die Philosophie offen ließ. Überzeugender ist folgendes Beispiel, das mir ein Herr erzählte, dem ich die innere Stimme ansah. Er hatte auf einer Hochtour geschwankt, welchen Weg er einschlagen solle und wollte sich nach links wenden, als die Stimme bohrte. Er ging darauf nach rechts und legte die Tour mit dem größten Genuß zurück, um, im Tale wieder angekommen, zu erfahren, daß am gleichen Tage eine Partie, die an der Gabelung den linken Weg eingeschlagen hatte, tödlich verunglückt war. Ein direktes Anraten aber ist es, wenn man zu etwas Gehörtem schweigen will, bis plötzlich das Daimonion zu bohren anfängt, wie ich es erlebte. Ein anderer, weit merkwürdigerer Fall, den ich in meinem vorgenannten „Kausalgesetz" eingehender erzähle, passierte mir: mit der Formulierung außerordentlich wichtiger moralischer Thesen beschäftigt

— es war am Morgen und ich lag in größter Seelenruhe im Bett — spürte ich plötzlich das Daimonion. Ich formuliere anders und es bohrt neuerdings, und so etwa ein halbes Dutzend Mal, bis ich die richtige Formel gefunden hatte. Beide hier angeführten Beispiele widerlegen mit wünschenswerter Deutlichkeit die Hypothese, man müsse sich in einem „anormalen" Erregungszustande befinden, um derartige übersinnliche Erlebnisse zu haben.

Nun werden zweifellos den Leser noch weitere Fälle interessieren, in denen das Daimonion sich äußerte. Die Mitteilung von vielen verbietet allerdings ihre allzu intime Natur. Immerhin möchte ich folgende vier Warnungen anführen, die sämtlich demselben Herrn zuteil wurden. Eines Abends stand er vor seiner Haustüre, um das Naturschauspiel eines gewaltigen Gewittersturmes zu betrachten. Er spürt das Daimonion und tritt ins Haus zurück, worauf es sofort verstummt. Hier sei eingeschaltet, daß das intensive Unlustgefühl, das das Daimonion erweckt, sofort verschwindet, wenn man seinen Willen getan hat. Weiß man nicht, was es will und macht in Gedanken verschiedene Vorschläge, so schweigt es im gleichen Augenblick, in dem man den richtigen traf und ausführt, während es sich wie oben beschrieben nur dann verhält, wenn man ihm nicht folgen will. Kaum ins Haus zurückgekehrt, schleuderte der Sturm den Giebel des gegenüberliegenden Gebäudes derart zu Boden, daß das Gestein genau auf die Stelle fiel, an der der Herr wenige Augenblicke vorher gestanden hatte. Er wäre erschlagen oder doch schwer verletzt worden. Ein zweiter Fall. Der Herr will einen Ausflug machen und den Zug besteigen. Bevor er einsteigt, spürt er das Daimonion und verzichtet deshalb auf die kleine Reise. Wenige Minuten später verunglückt der Zug, wobei es Tote und Verwundete gibt. Ein anderes Mal — es war in diesem Feldzuge — ritt er hinter der Front spazieren, als in großer Höhe eine ganz mäßige Fliegerbeschießung begann. Da er das Daimonion spürt, setzt er das Pferd in Trab und zwar so rechtzeitig noch, daß ein Sprengstück die Haut des Pferdes ritzte — ich habe es selbst gesehen —, während der Hagel von Sprengstücken an der soeben verlassenen Stelle niederfiel. Endlich wollte er in einem dringenden Krankheitsfalle eines nahen Angehörigen um sofortige ärztliche Hilfe schicken und dachte dabei an einen Arzt in der Nachbarschaft. Das Daimonion warnte, und er schickte zu einem anderen, der auch sofort kam. Der erstere wäre nicht erreichbar gewesen — wie er nachträglich erfuhr — und dadurch kostbare Zeit verloren gegangen.

Ich könnte die Zahl der Fälle natürlich vermehren, wiewohl sie sehr ungern nur mitgeteilt werden, doch glaube ich, daß der Leser sich ein ungefähres Bild von der allumfassenden Intelligenz, um nicht zu sagen von der Allwissenheit des Daimonion bereits jetzt zu machen vermag. Unvollständig aber in einem, ja in dem wesentlichsten Punkte wäre der Bericht, wollten wir nicht betonen, daß selbstverständlich Warnungen vor unmoralischen Handlungen im Vordergrund stehen.

Welche Moral lehrt nun das Daimonion? Mehr als in großen Zügen darauf einzugehen verbietet hier der Raum, auch versuchte ich ihre Prinzipien im „Kausalgesetz" zu skizzieren. Sicher ist aber so viel, daß die Moral des Daimonions sich ganz und gar nicht mit der des wohlgesitteten Staatsbürgers und Christen deckt. Das möge ein Beispiel aus meinem Leben erläutern, das ich hier nicht ohne Selbstüberwindung bekannt gebe: in den beiden Fällen, in denen ich um eines an sich richtigen Ideales willen große Opfer bringen, ich könnte fast sagen: mich opfern wollte, warnte die Stimme und beruhigte sich erst, als ich den Weg des gesunden Egoismus wiedergefunden hatte. Aber auch dieser Egoismus ist ziemlich verschieden von dem, was man so im allgemeinen darunter versteht. Jedenfalls fordert die Stimme absolute Ehrenhaftigkeit und Pflichterfüllung auch in kritischen Lagen. So sei etwa folgender Fall erwähnt: ein Herr, Führer einer Munitionskolonne, befand sich mit dieser in der Feuerstellung, als die Batterie plötzlich heftig von schweren Geschützen mit gut liegendem Feuer überschüttet wurde. Die Gefahr war sehr groß, weil auch die Munition hätte explodieren können. Er hielt als letzter, bis alles abgeladen und das letzte Fahrzeug den Gefahrbereich verlassen hatte, aus. Das Dai-

monion rührte sich nicht, weil er nur seine Pflicht tat. Allerdings passierte weder ihm, noch den Leuten etwas. Ich bin überzeugt, daß die Stimme ihn gewarnt hätte, wenn er in Versuchung gekommen wäre, seine Pflicht auch nur im geringsten zu verletzten. In dieser Hinsicht hat also die Meinung recht, die das Daimonion eine Stimme „neben und über dem Gewissen" nennt, nur daß sie, wie wir sahen, seinen Umfang viel zu gering bemißt.

Ganz ähnlich gelagert ist der Fall, den Sokrates nach Platons herrlicher „Apologie" seinen Richtern erzählt, um dem Vorwurf vorzubeugen, er habe aus Feigheit sich nicht mit Politik beschäftigt. „Kein Mensch kann sich erhalten, der sich, sei es nun euch oder einer anderen Volksmenge, tapfer widersetzt und viel Ungerechtes und Gesetzwidriges im Staate zu verhindern sucht; sondern notwendig muß, wer in der Tat für die Gerechtigkeit streitet, wenn er sich auch nur kurze Zeit erhalten will, ein zurückgezogenes Leben führen, nicht aber im öffentlichen sich bewegen." Das klingt beschämend modern! Trotzdem scheut Sokrates keineswegs Lebensgefahr, wenn die Pflicht es befiehlt, nicht im Kriege und nicht im Frieden. Als er gezwungenermaßen als Richter amtierte — ein Staatsamt bekleidete er bekanntlich nie — wurde der Antrag eingebracht, die zehn Heerführer, weil sie die in der Seeschlacht Gefallenen nicht beerdigt hatten, sämtlich auf einmal zu verurteilen. „Da war ich unter allen Prytanen der einzige, der sich euch widersetzte, damit ihr nichts gegen die Gesetze tun möchtet, und der euch entgegen stimmte. Und obgleich die Redner bereit waren, mich anzuzeigen und Klage zu erheben, so glaubte ich doch, ich müßte lieber mit dem Recht und dem Gesetz die Gefahr bestehen, als mich zu euch gesellen in einem so ungerechten Vorhaben aus Furcht vor Gefängnis oder Tod." Genau so verhielt sich Sokrates, als die Dreißig ihm auftrugen, den Leon aus Salamis zu holen und ihn hinzurichten. „Auch da nun zeigte ich wiederum nicht durch Worte, sondern durch die Tat, daß der Tod, wenn euch das nicht zu derb klingt, mich auch nicht im mindesten kümmerte, nichts Ruchloses aber und nichts Ungerechtes zu begehen mir mehr als alles wert war. Denn mich konnte jene Regierung, so gewaltig sie auch war, nicht so einschüchtern, daß ich etwas Ungerechtes getan hätte." In höchst wunderbarer Weise wurde des Sokrates Leben dadurch gerettet, daß kurz darauf die Regierung der Dreißig gestürzt wurde. Wenn auch das Daimonion selbstredend den günstigen Ausgang kannte, so würde es doch auch im entgegengesetzten Falle eine unmoralische Handlung verboten haben. Allerdings glaube ich, daß es Sokrates in irgendeiner Weise geholfen hätte, die Folgen zu mildern.

Anders war ja der Fall im letzten Prozesse gelagert. Sokrates erwähnt ausdrücklich, er habe in der letzten Zeit häufig sein Daimonion gespürt. Und doch wurde er hingerichtet? wird der Zweifler fragen. Gewiß wurde er das. Aber nicht, weil das Daimonion dieses Opfer gefordert hätte — Selbstmorde oder unnötige Opfer zu fordern liegt ganz und gar nicht in der Tendenz dieser höchsten Intelligenz —, sondern weil es für Sokrates nach dessen eigenem Urteil so das Beste war. Die Stimme schwieg, nachdem Sokrates, ein siebenzigjähriger Mann, zur Überzeugung gekommen war, daß es für ihn sehr unvorteilhaft sei, sich in der Fremde noch eine neue Existenz zu gründen. Vielleicht wäre er ja wenige Wochen oder Monate später eines natürlichen Todes gestorben! Jetzt aber war ihm, der nicht die mindeste Ursache hatte, den Tod fürchten zu müssen, nicht nur die Eingewöhnung in neue Verhältnisse erspart, sondern sein glänzendes Beispiel war auch das wirksamste Propagandamittel für seine Lehre. Also sich und anderen tat er Gutes. Und diesen Egoismus erlaubt, ja fordert das Daimonion.

Nun wird man die berechtigte Frage aufwerfen, ob denn diese kostbare Stimme nicht zu erwerben sei? Vielleicht denkt der um seine Kapitalien besorgte Börsianer, sie könne ihm die wertvollsten Tips geben oder ihn doch vor Verlusten bewahren. In dieser Hinsicht müßte ich ihm allerdings eine schwere Enttäuschung bereiten, denn um Geldgeschäfte kümmert sich das Daimonion höchstens in dem Sinne, daß es einem Wucherer das Handwerk legen würde; aber Wucherer bekommen sie nicht.



Wie man das Daimonion erwirbt, will ich gern verraten, wiewohl es hier, so viel ich weiß, das erstemal in der Weltliteratur ist, daß es gesagt wird und auch niemand, der es weiß, aus Gründen, die ich auseinandersetzen werde, es verrät: Man stelle sich einmal vor, daß jemand ein Wesen mit der ganzen Kraft seiner Seele liebt, um in der verruchtesten Weise verraten zu werden. Die Person, der er sein ganzes Vertrauen schenkte, hat ihm Liebe geheuchelt, um ihn desto sicherer vernichten zu können. Nun wird mit Notwendigkeit — es ist ein Naturgesetz, über das alle christlichen Phrasen nicht hinwegtäuschen — die Kraft der Liebe in eine gleich große Kraft des Hasses umschlagen. Der Haß wird seine Seele bis zum Rande füllen und ihm ebensowenig Raum für andere Gefühle lassen, wie es vorher die Liebe tat. Und nun gewinnt er die Kraft über sich und verzeiht in einem Akte größter und — nebenbei bemerkt — außerordentlich schmerzhafter Selbstüberwindung der früheren Geliebten. Und zwar verzeiht er nicht etwa aus praktischen Erwägungen, wie es etwa der arme Ehemann der reichen Frau tun könnte, sondern lediglich aus Edelmut. Man denke etwa, der unglückliche Herr von Göben des Allensteiner Prozesses hätte der Frau von Schönebeck verziehen. Dann hat er das Daimonion und sonst nicht.

Versteht nun der Leser, warum wir nie davon sprechen? Schon allein die Furcht, für einen edlen Menschen gehalten zu werden von einer Menge, die gar keine Ahnung davon hat, was edel ist, die Feindesliebe im Munde führt und von anderen fordert und gleichzeitig den intimsten Freund übers Ohr haut, die glaubt, es sei edel, das gemeingefährliche Individuum weiterhin sein Zerstörungswerk fortsetzen zu lassen, kurz die Scheu, für besser gehalten zu werden, als man vielleicht ist, sicherlich aber falsch beurteilt zu werden, und zugleich die Geringschätzung des moralischen Urteils der großen Meute, sie verbinden uns den Mund. Das Daimonion ist uns etwas viel zu Heiliges, mit viel zu großen und schmerzlichen Opfern Erkauftes, als daß wir es der Menge prostituieren oder philisterhaften Rationalisten und Materialisten, Psychiatern und „Forschern" zuliebe profanieren möchten.

Zu erwerben ist es, wie aus dem Gesagten hervorgeht, also nur durch einen altruistischen Akt der größten Selbstverleugnung und Selbstüberwindung, geboren aus reinster Herzensgüte. Daraus aber den Schluß zu ziehen, der bei den Zaungästen der Moral die Regel bildet, daß der vom Daimonion Begnadete nun ein weicher Mensch sei, der fünf gerade sein ließe, der berühmte „gute Kerl", der kein Wässerchen trübt, wäre ein verhängnisvoller Irrtum. Wer es lernte, gegen sich selbst von äußerster Rücksichtslosigkeit zu sein, verfügt über eine sehr große Willenskraft. Er ist ganz und gar nicht gutmütig im landläufigen Sinne, sondern gut, soweit es Menschen sein können, jedenfalls aber bestrebt, es zu werden. Damit verträgt sich nicht ein mildes Urteil über eigene Handlungen und Unterlassungen, aber auch nicht ein Schweigen zu Schändlichkeiten anderer. Ohne im allergeringsten Splitterrichter zu sein, ohne Aszese die Güter des Lebens genießend und niemandes harmlose Freuden trübend, ist er doch weit eher eine Kampfnatur, als das Gegenteil. Was sagten wir zu jemandem, der sich einen Glassplitter in den Fuß trat, ihn dann herauszieht und aus „Edelmut" an die gleiche Stelle wieder niederlegt, nur um den Glassplitter nicht zu schädigen? Genau so verkehrt wäre es, aus falsch verstandenem Edelmut Menschen zu schonen, die ihrer Gesinnung nach — nicht wegen einzelner aus Irrtum und verzeihlicher Schwäche entsprungener Handlungen — gemeingefährlich sind. Man studiere das Leben eines Sokrates, das Christi und man wird finden, daß bei und wegen ihrer unerschöpflichen Herzensgüte sich nirgends eine Spur von Schwäche findet.

Noch ein Grund hält diejenigen, die das Daimonion erworben haben, zurück, davon zu sprechen: wir wollen Gutes tun, soweit es in unseren Kräften liegt. Das wäre aber nur bedingt möglich mit dem Augenblick, wo wir jemandem sagen würden: verzeihe, weil du dadurch den größten Vorteil und Gewinn hast. Denn, wie nicht genug betont werden kann, nur durch völliges zeitweiliges Aufgeben jeglichen Egoismus, nur durch die größten Opfer, die man bewußt und gewollt anderen bringt, ohne im allerentferntesten dabei an sich

zu denken, nur dadurch läßt sich die innere Stimme erwerben. Sie ist der Lohn für vollkommene Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung. Aus falscher Bescheidenheit, falsch, weil die sittliche Persönlichkeit in Fragen, die dem Kern ihrer Seele nahe liegen, ebenso über der Eitelkeit wie über der Bescheidenheit stehen muß, stellte ich im „Kausalgesetz" den Erwerb weit leichter da, als er tatsächlich ist.

Daß wir durch Verzeihen und zwar nur von Handlungen und Gesinnungen, die derart schwerwiegend in ihren Folgen und von einer so niederträchtigen Gesinnung eingegeben sind, daß sie tatsächlich unverzeihlich sind, das Daimonion erwerben können, sagte ich bereits. Gewiß werden aber nur die allerwenigsten die Kraft dazu besitzen. Sie mögen nur einmal versuchen, einen kleineren oder gar größeren Ärger los zu werden, selbstredend in kürzester Zeit, und sie werden merken, wie schwer es für den Anfänger ist.

Doch gibt es einen Weg, der zwar weit langsamer, aber auch leichter zum Ziele führt. Man sei bestrebt, niemals über irgendeine Handlung oder über den Charakter irgendeines Menschen zu urteilen, bevor man sich derart in dessen Lage versetzt hat, als habe man selbst die Handlung getan bzw. als urteile man über seinen eigenen Charakter. Ferner handle man niemals anders, als man es in gleicher Lage billigen würde, wenn ein anderer, ob Freund oder Feind, ebenso gegen uns handelte. Gewinnt man damit auch nicht mit absoluter Sicherheit das Daimonion, das ja nur mit athletischer Kraftanstrengung gegen uns selbst zu erringen ist, so wird man doch eine sittliche Persönlichkeit. Und das ist ja schon sehr, sehr viel. Überdies erwirbt man mit Sicherheit ein feines Gefühl für uns Nachteiliges.

Wenn man dann die Schwierigkeiten erkennt, die sich überall uns entgegentürmen, wenn man an sich selbst erfährt, wie schwer es ist, gerecht zu urteilen, ohne Leidenschaft, weder Sympathie noch Antipathie, völlig objektiv, wenn man sich auf die Probe stellt und erkennt, wieviel Kraft es erfordert, sich selbst und seiner Überzeugung stets treu zu bleiben, besonders in politisch und religiös bewegten Zeiten, wenn die urteilslose, durch Schlagworte fanatisierte, den Erfolg anbetende Menge rast und tobt, dann wird man außerordentlich milde gegen jene, die sich dem Ideal weniger weit genähert haben. Diese Milde aber ist die seelische Vorbedingung zu Akten großmütigen Verzeihens. Sie muß systematisch trainiert werden. Sie ist keineswegs identisch mit dem nichtssagenden Spruch „wir sind alle Sünder", sondern sie fußt auf strengster Gerechtigkeit, auf genauer Kenntnis des eigenen Herzens mit seinen Fehlern und Schwächen und dadurch auch des Herzens anderer. Der Gerechte ist immer milde. Je strenger seine Gerechtigkeit, desto größer die Milde, es sei denn gegen einwandfrei festgestellte gemeine Gesinnung. Hier ist er von unerbittlicher Härte.

Christus faßt die Quintessenz des Seelentrainings in den lapidaren Satz zusammen: „Liebet eure Feinde". Abgesehen davon, daß er darunter noch einen Schritt versteht, der über den Erwerb des Daimonions hinausgeht, also noch weit schwieriger zu machen ist, als der uns den Erwerb der inneren Stimme verbürgende, kann den Sinn dieser Forderung nur erfassen, wer bereits das Daimonion besitzt. Er gibt als weitere Weisung die, ständig zu verzeihen, sogar seinem eigenen Bruder. Und zwar fordert er beides ohne Angabe von Gründen. Er sagt eben nur: Seid edle Menschen! Wie berechtigt das Verschweigen der Folgen ist, geht aus meinen Ausführungen klar hervor.

Daß ein konsequentes Verzeihen nicht an sich nach Christi Urteil moralisch ist, erhellt aus den von der „Hölle" entworfenen Schilderungen als einem Orte, wo es Heulen und Zähneklappern gibt, es folgt auch aus der Gerechtigkeit Gottes, die sich ja nur in Lohn und Strafe äußern kann. Christus will also keineswegs das bisherige Moralgesetz der äquivalenten Bestrafung — als Auge um Auge, Zahn um Zahn von Moses meisterlich formuliert — aufheben, sondern er will etwas ganz anderes: den Fingerzeig geben zur Erwerbung des Daimonions. Denn das Daimonion ist nichts anderes als der „Heilige Geist" der Bibel.

Dies wäre auch stets in weitesten Kreisen der Christenheit bekannt gewesen, wenn es mehr Leute gegeben hätte, die es versucht hätten, tatsächlich nach den Weisungen ihres Religionsstifters zu leben. Da es aber weit bequemer ist, alle möglichen und unmöglichen kirchlichen Vorschriften und Formalien zu erfüllen und sich und andere mit Glaubensfragen zu verärgern, als seine Seele zu zermürben und Herzensgüte zu beweisen, so gab es immer nur eine verschwindende Minderheit, die den Kern der Gebote Christi überhaupt erfaßte, eine noch geringere, die ihm nachlebte. Es gibt doch zu denken, daß beide ehemaligen protestantischen Geistlichen, die ich als mit dem Daimonion begnadet erwähnte, aus ihren Landeskirchen austraten! In einer Gemeinschaft von Rationalisten, die überdies nur zu oft nach Weisungen der Regierung schielen, war für sie eben kein Platz mehr. Während der Katholizismus immer noch Raum für Okkultismus und Mystik läßt.

Das Mißverstehen Christi in seinen eigenen Kirchen ist so groß, daß nur die Geheimtradition mit dem „Heiligen Geist“ etwas anzufangen weiß, nur sie erzählt — was zweifellos aus inneren Gründen den Tatsachen gerecht wird — Christus habe ihn erworben, indem er einer Geliebten verziehen habe.

Nun wird es auch ohne weiteres klar, weshalb niemand definieren kann, was der Heilige Geist eigentlich ist. Wir können seine Wirkung dankbar in unserer Brust verspüren und unser Leben nach ihm führen — wobei wir zu unserem Erstaunen bemerken werden, daß er uns weit mehr Freiheit läßt, weit mehr Lebensgenuß gestattet, als die Moralvorschriften der Kirchen — aber wir können ihn nicht definieren. Ebensowenig oder noch weniger als die Elektrizität. Wir verstehen jetzt auch, warum Christus sagen konnte, daß jede Sünde uns „verziehen“ wird, nur nicht die gegen den Heiligen Geist. Weil diese innere Stimme, für die Zeit und Raum nicht existiert, die genau den letzten Moment kennt, in dem uns durch Befolgung ihrer Warnung noch zu helfen ist, nur in großen Fragen spricht und nur dann, wenn wir uns aus eigener Kraft nicht mehr helfen können. Gehorchen wir nicht, so haben wir eben die Folgen selbst zu tragen und sie sind oft irreparabel, stets verhängnisvoll. So und nur so dürfen Christi Worte aufgefaßt werden. Wer daher das Daimonion nicht besitzt, kann gar nicht die „Sünde wider den Heiligen Geist“ im prägnanten Sinne begehen, sondern nur insofern, als er nicht die Gebote der Nächstenliebe, der Herzensgüte und Ehrenhaftigkeit erfüllt, die nach vielen, vielen Leiden, viel innerer Zermürbung, Verkennung seiner lautersten Motive und Verfolgungen ihn allmählich reifen und würdig machen, Behausung des „Heiligen Geistes“ zu werden.

Daß auch die innere Stimme ganz und gar nicht „gutmütig“, sondern gut ist, das Gute, geht u. a. daraus hervor, daß sie nur ein einziges Mal in jeder Angelegenheit, wenn man nicht sofort folgen will, warnt, Langmut aber beweist, wenn man zwar gehorchen will, aber es nicht kann, weil man sie nicht recht versteht. Hat man sie aber verstanden und ist unfolgsam aus Schwäche und Furcht vor persönlicher Gefahr, dann verstummt sie sofort. Sie fordert daher nicht nur außerordentlich viel, bis sie uns der Gnade würdigt, sie zu behausen, sondern sie fordert auch viel, nachdem sie in uns eingezogen ist. Und doch ist sie der kostbarste Besitz, den man sich im Leben erwerben kann, weit vorzuziehen jeder Königskrone und den Rothschildschen Millionen, auch viel beglückender.

Warum die Okkultisten das Problem nie erfaßten, wird nun auch leicht zu verstehen sein. Alle jene Mystiker, die wirklich etwas wissen, schweigen. „Tiefste Weisheit ist Schweigen!“ lehrt nicht grundlos das alte Indien. Die Forschenden aber können unmöglich das Wesen erfassen, wenn sie es von außen betrachten, so wenig, wie man das Rätsel der Liebe lösen kann, mag man noch so viele Liebespaare in ihrem Gehaben beobachten und mit ihnen experimentieren. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen.“

Zum Schlusse sei hier noch einer Erscheinung gedacht, die schon mancher Psychiater als Geisteskrankheit deutete, die auch mancher Historiker und Kritiker falsch auslegte und als mittelalterlichen Aberglauben verschrie. Es handelt sich um die Berichte von Heiligenerscheinun-

gen, die mit intensivstem Glücksgefühl verbunden sind. Die Erscheinungen sind in diesem Zusammenhange ein Irrtum, aber doch keine Halluzination. In dem Augenblick nämlich, in dem man mit einem letzten Akte geradezu übermenschlicher Willenskraft und nach schlaflosen, höchst qualvollen Tagen und Nächten verzieh, jeglichem Haß und Groll gegen den Übeltäter entsagte, bemächtigt sich unser ein außerordentlich intensives Glücksgefühl. Dann erlebt man in sich die edelsten, am höchsten verehrten Menschen der Vorzeit, soweit man sie kennt. Es handelt sich also, wenn man von Heiligenerscheinungen spricht, um die Projektion und Personifizierung intensiver Glücksgefühle nach außen. Die beliebte Deutung, die Mönche hätten bei ihren „Verzückungen" und Visionen verkappt-erotische Erlebnisse gehabt, ist vollkommen verfehlt.

Stehen wir erst auf einer gewissen Stufe der Läuterung, dann werden wir mit Befremden feststellen, wie selten man in Wahrheit Grund und Ursache hat zu verzeihen. Der böse Widersacher tat in der Regel gar nichts anderes, als was wir auch taten oder doch tun wollten, und zwar im Gefühle des eigenen Rechtes, mit dem besten Gewissen. Weil er aber erfolgreicher war, darum schrien wir Zeter und Mordio. Wir kreiden ihm dasselbe als Schändlichkeit an, was wir selbst, wenn wir es tun, moralisch finden. Hier haben wir keine Gelegenheit zur Erwerbung des Daimonions, weil wir mit ungleichem Maße die eigenen und die fremden Handlungen gemessen haben, den Splitter im gegnerischen, aber nicht den Balken im eigenen Auge sahen. Und doch ist es bereits eine Etappe auf dem rechten Wege, wenn man es über sich gewinnt, diese Tatsache zuzugeben.

Viel Merkwürdiges sagte ich hier, gab manchen Anlaß zu Kritik, Zweifel und Spott. Wie viele Jahrhunderte bezweifelte man doch das Vorhandensein von Antipoden! Endlich reisten Leute auf die südliche Halbkugel und mußten sie einwandfrei feststellen. So fordere ich den Zweifler und Leugner hiermit auch auf, ein Gleiches zu tun, indem er in das dem Egoismus entgegengesetzte Land der Seele reist. Den Weg wies Christus schon. Dann wird er, nach vielen Mühen dort angelangt, alle meine Worte bestätigen müssen. Solange er aber hübsch daheim bleibt, im allzuirdischen Diesseits, sei ihm als Richtschnur Goethes Wort empfohlen: Das Erforschliche zu erforschen; das Unerforschliche aber zu verehren.

Dr. Max Kemmerich, München



Das Glück im Hause Ludendorff

Was hört sich an, wie eine Ballade, und in jetziger Stunde ist ein dunkler Unterton darin, wie beim „Glück von Edenhall". Es ist aber eine Familiengeschichte, herausgegeben aus den vergilbten Jungmädchenheften einer jener Frauen, die als Tanten das Glück der andern zu warten haben. Für die Schönheit dieses Buches hat es nichts zu bedeuten, daß es vom Elternhause unseres Ludendorff handelt, von seiner Kinder- und Knabenzeit bis zum Eintritt ins Kadettenhaus. Und wir freuen uns nur der erneuten Bestätigung, daß dieses deutsche Bürgerhaus, in dem eigentlich von früh bis spät ums Leben gerungen wird und doch immer Zeit für den Feierabend und auch immer die Stimmung zu einem Festtage ist, sich auch in diesem Falle als Urgrund bester deutscher Kraft und Lebenstüchtigkeit erweist.

Henny von Tempelhoff ist die Erzählerin dieses soeben im Verlage von Scherl zu Berlin erscheinenden Buches. Die Tempelhoffs waren ein altes Berliner Patriziergeschlecht, ein reiches, großes Haus; darin ein ganzes Rudel von Töchtern, die früh mutterlos geworden sind. Die älteste Schwester betreut die andern, alle wachsen in Reichtum und Sorglosigkeit zu verwöhnten Prinzessinnen heran. Da naht der Schönsten und Feinsten von ihnen, Kläre, der „bleichen Rose", als Freier ein deutscher Landwirt, Wilhelm Ludendorff. Man darf kaum Gutsbesitzer sagen, denn Kruschewnia war klein und vermochte nur bei stärkster Arbeit und

größter Sparsamkeit ein bescheidenes Auskommen zu gewähren. Der reiche, vornehme Herr von Tempelhoff hat für seine Lieblingstochter andere Pläne gehabt und sieht den Freier nicht gern. Da er in ihm den Spekulanten auf seinen Reichtum vermutet, weigert er jede Geldunterstützung. Aber das schreckt die Jungen nicht. Es ist eine starke Liebe, die den großen, ernsten Mann, der im Herzen mehr Offizier ist als Landwirt, und das schöne, verwöhnte Kind vereinigt. Aus ihr gewinnt die junge Frau die Kraft zur Arbeit; nach kurzer Zeit ist sie dem Mann seine beste Gehilfin.

Daß wir diese Entwicklung mit den neugierigen, groß erstaunten Augen der kleinen Schwester Henny verfolgen können, die um ihrer Schwächlichkeit willen oft auf Kruschewnia zu Gast ist, hat einen ganz köstlichen Reiz. Überhaupt erleben wir, gerade weil uns lauter kleine Züge mitgeteilt werden, besonders eindringlich Schaffen und Wirken auf solch kleinem deutschen Gute.

Bald kommen die Kinder. Es ist ein echtes deutsches Haus, und so werden es der Kinder viele. Sie sind der Segen des Hauses, so viele Mühe und Arbeit und Sorgen sie machen. Die junge Tante Henny wird bald vertretungsweise, dann vollamtlich die Lehrerin der Kinder. Sie erzählt nun von allen Mühen und Freuden, die sie an ihnen erlebt. Es sind Dinge, die überall vorkommen mögen, aber ein so feiner und liebevoller Beobachter, wie die Lehrertante, ist nur selten zur Stelle. Wir sehen ordentlich die kleinen Jungens und Mädels heranwachsen. Doch näher läßt sich das gar nicht kennzeichnen, man muß das Buch selbst lesen, das jeden, einem guten deutschen Hause Entstammenden irgendwie als Erinnerungsbuch anmuten wird. Man kann sagen, diese anspruchslosen Aufzeichnungen sind zu einem Kulturdokument geworden des deutschen Familienlebens im dritten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Daß wir damit gleichzeitig die Kindheitsgeschichte eines der bedeutendsten Männer der deutschen Gegenwart erhalten, ist eine wunderschöne Zugabe. **Karl Storck**



Selma Lagerlöf

Ein feines und gütiges Großmuttergesicht schaut uns aus ihren Bildnissen entgegen, nicht erst aus dem der nunmehr Sechzigjährigen. Es gibt schon in jungen Mädchengesichtern diesen eigenartigen Ausdruck, der sich mit nichts besser charakterisieren läßt, als mit großmütterlich. Das Mütterliche ist seine Voraussetzung, aber es ist Mütterlichkeit ohne jedes eigene Begehren, ohne Leidenschaft und mit viel Humor, den die jungen Mütter meistens noch nicht aufbringen. Frauen, die diesen Ausdruck im Gesicht haben, sind gute Erzählerinnen. Die Kinder, instinktsicher, wie sie sind, drängen sich an sie heran; selbst die bekanntesten Märchen bekommen in solchem Munde etwas Neues, Spannendes.

Für unsere neuere Literatur sind derartige Frauennaturen von hoher Bedeutung geworden. Sie haben uns eigentlich das richtige Erzählen wiedergebracht, sind die Erschließerinnen jenes Weges, an dessen Ende Wilhelm Schäfer steht. Er natürlich, als strenger Mann, ist nun „konsequenter" Erzähler, wie man einst von konsequentem Naturalismus sprach. Der Stoff ist das Gegebene, seinerseits Gestaltung-Leihende. Nur was zu seiner Verdeutlichung dient, ist zugelassen. Nein, so streng kann eine erzählende Frau nicht sein. Es ist ja gerade das Schöne, daß sie auf ihrem Wege stehen bleibt, rasch nach einer Blume greift, sich dabei vielleicht in einer Hecke mit dem Kleide festhakt und das nun erst wieder ganz sorgfältig ablösen muß. Aber ihre Phantasie findet rasch wieder auf den richtigen Weg zurück. Sie ist ja eine Frau, sie liebt ihren Helden, ist eigentlich ganz richtig in ihn verliebt. Und so steht denn dieser Held strahlend im Mittelpunkte. Alles wird ihm zugetragen, seinen Glanz zu erhöhen, und das scheinbar Fernstliegende gewinnt zu ihm Beziehung.

Das aber ist auch das Wesentliche im alten Epos. Ob es die Inder, die Griechen, die Deutschen oder die Nordländer sangen, der Held ist das Urkristall, an das sich alles andere ringsum ansetzt. Selma Lagerlöf hat als erste den Roman zu dieser Art von modernem Epos gemacht. In Deutschland sind ihr die beiden Frauen Ricarda Huch und Enrika von Handel-Mazzetti auf diesem Wege gefolgt. Man muß Romantik im Blute haben, um auf ihn zu geraten. Es darf einem nicht auf die Erschöpfung von Problemen ankommen, sondern Fabulierfreude ist der Antrieb.

Selma Lagerlöfs Buch, durch das sie unserer Erzählungsliteratur diesen Weg wieder freimachte, erschien 1891, also zu einer Zeit, als alles im Banne des naturalistischen Schilderungs- und analytischen Problemromans stand. „Gösta Berlings Saga" wurde den Schweden ein Nationalepos und für die Weltliteratur eines der wenigen überall wirklich gelesenen und geliebten Bücher. Freude am Heldentum, aber am romantischen, das nicht der heroischen Tat, sondern nur des unerschöpflichen Lebenswillens bedarf. Die schwedische Natur mit ihren dunkeln Seen und weiten Wäldern gibt den großen Rahmen; die durch keine Vernünftigkeit gehemmte, im Grunde abenteuerliche, aber an die Stelle geheftete Laune eines vom Leben seltsam belasteten Menschen schafft die äußere Möglichkeit für das seltsame Treiben der zwölf Kavaliere, die zu einer halb karikaturhaften Tafelrunde auf Schloß Ekeby vereinigt sind. Waltete an der Tafelrunde des Königs Artus die Etikette als höchste Macht, so ist bei der Majorin Samzelius höchste Freiheit, eine Freiheit, wie sie sonst nur im Märchen denkbar ist. Und letzterdings ist es auch der Geist des Märchens, der das alles geschaffen hat. Dieser Märchengeist beruht ja nicht im Ausschweifenden und Übernatürlichen, sondern in der Ungehemmtheit des Miterlebenkönnens. Alles aber, was ich erlebe, ist für mich wahr. Es ist nur mit dem echten Märchen zu vergleichen, wie sich bei Selma Lagerlöf naturalistische Lebensschilderung, wirklichkeitstreuestes Nachempfinden und ungehemmte Phantastik zur Einheit verbinden. Und das Mystische steht unmittelbar neben dem Taghellen, ohne daß etwa dieser Gegensatz als besonderer literarischer Reiz ausgenutzt wäre. Es ist eben eine einzige Welt.

„Gösta Berling" ist das eigenwüchsigste Buch der schwedischen Dichterin, eine der selbständigsten Erscheinungen der Weltliteratur. Aber sie hat uns noch andere bedeutende Bücher gegeben. Als rein literarische Leistung steht der zweiteilige Roman „Jerusalem" noch höher. Das Sicheinnisten und langsame Umsichgreifen einer Idee in einem ganzen Volke, ihr Anwachsen bis zur unwiderstehlichen Gewalt, ist kaum wieder so überzeugend dargestellt worden, wie hier dieses religiöse Erwachen in der nordischen Bauernschaft, die sich dann schließlich aufmacht zum Zuge ins Heilige Land. Daß sie keineswegs bloß auf ihre schwedische Heimat angewiesen ist, bewies ihr Roman „Die Wunder des Antichrist", der das Eindringen der sozialistischen Ideen in den armen Ätnadörfern schildert.

Vielleicht lernt man diese Seite der schwedischen Dichterin zuerst am besten in ihren von tiefer Frömmigkeit erfüllten „Christuslegenden" kennen und greift dann zu den unter dem bezeichnenden Titel „Unsichtbare Bande" vereinigten Märchen. Unsichtbare Bande sind es, die um das ganze Weltall geschlungen sind und zur großen Einheit zusammenbinden, was dem nüchternen Blick unvereinbar erscheint. In diesem Buche steht die Legende vom Vogelnest, die die nordische Frau als Schwester des umbrischen Heiligen erweist, der mit den Wölfen Zwiesprache hielt, Vögeln und Fischen predigte, seines Heilandes Wundmale in inbrünstiger Liebe empfing und doch sein Bestes und Höchstes als schlichter Bruder aller Menschen leistete. Diese Franziskusnaturen sind die wahrhaft romantischen Dichter. — Unsere Jungen und Mädchen aber wollen wir Selma Lagerlöf anvertrauen, auf daß sie sie mit auf die „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen" nehme. Und wer von den Erwachsenen klug ist, schließt sich dieser Reisegesellschaft an.

Karl Storck



Neue Romane

Josef Ponten hat in seinem Roman „Der Babylonische Turm“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geh. 6 M, geb. 8 M) eines der stärksten erzählenden Bücher der letzten Jahrzehnte geschaffen. Der Untertitel: „Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie“ engt den Inhalt zu sehr ein, wenn auch die Eigenart der psychologischen Aufgabe gut heraushebt. Das Buch ist zunächst ein Entwicklungsroman. Wie der genial begabte Maurer Hermann Großjohann aus dem armen Gesellen zum gesuchten Baumeister und waghalsigen Bauunternehmer wird, wie er zu gewaltiger Macht emporsteigt, dann bei aller persönlichen Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit an den Tücken des Unternehmertums scheitert, schließlich ins Dunkel geschoben wird, aber gerade dann als Künstler frei wird, das ist die eine große Inhaltslinie des Buches. Aber Ponten ist kein Zeichner, sondern selber Architekt, deshalb hat er von vornherein auch seinem Buche ein viel breiteres Fundament gegeben. Neben Hermann steht seine Frau Franziska, eine Art von Urweib, die unter Qualen ihre zahlreichen Kinder gebiert und als einziges Lebensziel die Ausgestaltung des Hauses kennt; sie ist ohne Phantasie, auch ohne Geist, aber voll unendlicher „Tüchtigkeit“; sie kennt auch für den Mann nur rastlose Arbeit um möglichst hohen Lohn. Die stete Wechselbeziehung zwischen Arbeit und Verdienst, zwischen Leistung und Gegenleistung, ist ihr oberstes Lebensgesetz. Einen anderen Lebensinhalt kann sie sich nicht vorstellen.

Es wird im Buche nun gar nicht ausgeführt, wie aus dem Großjohann, der seinem jungen Weibe die Riesenzeichnung eines unerhört gewaltigen Bauwerkes, eines neuzeitlichen babylonischen Turmes erklärt, in seiner armen Wirklichkeit aber froh sein muß, als ihm ein Bauer ein Schweineställchen in Auftrag gibt, der vielbeschäftigte Baumeister wird. Aber wir glauben das ohne weiteres und fühlen auch, daß an dieser Entwicklung die Frau ihren starken Anteil hat. Von diesem Augenblick aber haben nicht mehr sie die Arbeit, sondern umgekehrt: die Arbeit hat sie. Und die babylonische Verwirrung, die alle Mitglieder des Großjohannschen Hauses ergreift, hat ihren Grund darin, daß sie von diesem hochgesteckten Ziel so vollständig besessen werden, bis für nichts anderes in ihrem Denken und Fühlen mehr Platz ist. Oder genauer: da alles übrige Fühlen und Denken von dem einen Ziele ablenkt, die Leistungsfähigkeit dafür beeinträchtigt, wird es gewaltsam unterdrückt. Denn die Großjohanns sind Willensmenschen.

Ein feiner Genießer, der reiche Merlin, entwickelt seine und damit wohl auch des Verfassers Lebensphilosophie an einer frühen Stelle im Buche: „Es liegt etwas Unnatürliches in aller übermäßigen Tatkraft. Das Gleichmaß ist das Gute; darunter oder darüber liegt das Böse. Auch das Gute nicht im Übermaße; das ergibt Heilige und Märtyrer, und das sind unangenehme Gestalten... Nicht umsonst schlossen die Alten das Unglück immer an den Hochmut an... Die Welt von heute wird noch verrückt an ihren Berufen, Pflichten und Fortschritten.“ (S. 39.) Und ein Bruder Großjohanns, der bei ihm als Arbeiter unterschliefen muß, meint: „Glaubt ihr nicht, daß Zeithaben geradezu mit der Sittlichkeit zusammenhängt? Nur in Muße kann man glücklich, auch nur in Muße gut sein.“ (S. 72.) Weil in Großjohanns Hause diese Muße fehlt, werden alle aneinander unglücklich. Sie schämen sich geradezu ihrer Gefühle, keiner zeigt sie dem andern. Schließlich kommen sie so weit, zu glauben: keiner hege Gefühle für den andern, und wenn sie schließlich dann einmal miteinander sprechen, reden sie aneinander vorbei.

Die Großjohanns sind alle tüchtige Menschen, auch die Kinder. Aber die Kinder streben aus dem Haus heraus, rein aus Glücksbedürfnis, und sind doch wieder aus Familienstolz an die Familie gebunden. Jedes dieser fünf Geschwister erlebt seine eigene Geschichte. Leicht findet sein Glück nur der „entartete“ Sohn, der Zirkusreiter und, wenn Selbstsucht glücklich sein kann, der „Heilige“, der ein selbstgerechter Priester wird. Die stolze, schöne Tochter geht

zugrunde, als unnötiges Opfer für die Familie; der feine Künstlergeist des Sohnes Gabriel findet erst spät den Mut, nach dem schon halb verwelkten Glücke zu greifen, das er längst in voller Blüte sein eigen nennen könnte.

Bei den Großjohanns ist eine Fülle tragischen Geschehens, dem aber doch die erlösende und reinigende Kraft der großen Tragödie fehlt. Des ganzen Buches wirklich tragischer Kern aber ist die Unfähigkeit der Zeit, glücklich zu sein. Auch jene, die diese Fähigkeit in sich tragen, gehen zugrunde an der Zeit; sie kommen nicht auf gegen die Tüchtigen, sie laufen Gefahr, als unfruchtbare Schmarotzer zu wirken. An dieser Stelle erkennen wir, daß dieses Buch nicht bloß Entwicklungs- und Familienroman, sondern ein Zeitroman ist im besten Sinne des Wortes. Wir erkennen in alledem das Deutschland vor dem Kriege, das Deutschland rastloser Arbeit, unermüdlicher Tüchtigkeit, aber das Deutschland, das keine Muße hat. Mir ist es immer als der Fluch des Deutschen erschienen, wenn sich jenes faustische „immer strebend Sich-bemühen“ über die Grenzen des geistigen Reiches hinausdehnt. Da läßt es kein Glück, keine Liebe und auch kein Geliebtwerden mehr aufkommen.

In diesen schwer umdüsterten Stunden zwingt das Buch zu eindringlicher Gewissensforschung.

Gerade in solcher Zeit dürfen wir uns in der Kunst auch jene Gemütserleichterung holen, die in ihrer Fähigkeit liegt, uns wenigstens auf Stunden ganz der Gegenwart zu entziehen. In eigenartiger Weise übt diese Kraft Karl Gjellerups Buch „Der goldene Zweig“ (Leipzig, Quelle & Meyer. 5 M). „Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius“ heißt die nähere Bezeichnung. Mit einem „historischen Roman“ im gewöhnlichen Sinne hat das Buch des Dänen, der einer der wenigen ist, die sich aus fremdem Kulturkreis ganz zu uns Deutschen eingewöhnt haben, nichts zu tun. Zuweilen zittert sogar ein leiser Ton von Ironie wider alles Philologisch-Historische durch; doch ist er kaum zu hören neben dem vollen Akkord des frohen Gestaltens menschlicher Schicksale und philosophischer Gedankenwelt, dem der Dichter um so rückhaltloser sich hingibt, als er dem Ganzen einen Rahmen geschaffen hat, in dem sich gewaltigstes Zeitgeschehen mit einer gaunerhaften Maskerade eigenartig verbindet. Der Schauplatz ist der heilige Tempel der Diana, dessen Priesterschaft aus jenen gebildet wird, denen es gelungen ist, vor dem rächenden Arme der weltlichen Gerechtigkeit die Asylsicherheit des uralten Heiligtums zu gewinnen. Es sind also natürlich meistens Gauner und Verbrecher, die im heiligen Gewande des Priesters hier walten müssen und hier ein sorgenfreies Leben führen bis auf den einen Punkt, daß nur zwölf Priester sein dürfen, daß also jeder Neuankommende mit einem ausgelosten Ansässigen im Ringkampf sich den Eintritt in die Priesterschaft erkämpfen muß. Der Unterliegende wird als Opfer in den See gestoßen.

Die Hauptgestalt ist ein alter Kriegsmann, der im Wahn der Eifersucht sein Weib getötet hat und nun schon seit langen Jahren das Priestertum in diesem unwürdigen Kreise als schwere Buße trägt. Einsam und unglücklich, wie er hier in der geistlichen Herrlichkeit, ist sein alter Kriegsfreund, der Kaiser Tiberius, auf seinem Eilande Capreä. Dem Priester wird die Erlösung, als er die Schuldlosigkeit seines Weibes erfährt. Tiberius kommt nicht so weit. Ein junges Germanenpaar hat noch einmal Sonnenschein in sein Leben gebracht. In aufflammender Eifersucht hat der Germane sein Schwert gegen den Kaiser gezückt; dem Tode entrann er durch die Flucht zum Tempel. Hier erliegt er im Zweikampf dem den Tod ersehnenden greisen Priesterkrieger. Aber das junge Weib hält ihm Treue und verschmäht die ihm dargebotene Kaiserherrlichkeit, und Tiberius, müde und unerforschlich wie ein altes Schicksal, hält die beiden nicht im Leben. Er schafft ihnen nur den Tod in höchster Schönheit. Auf seinem märchenhaften Schiffe sinken sie singend in den Meeresgrund. Währenddem liest der alte Priester in der Papierrolle, die Pilatus an Tiberius geschickt hat. Es sind Aussprüche jenes Nazareners, den sie in Jerusalem ans Kreuz geschlagen haben. Der große Pan ist darüber gestorben; wir fühlen rundum Weltversinken, und es ist uns nicht weh um das Untergehen.

Das ist nur eine dürftige Andeutung des reichen geistigen Gehaltes, und auch die feingeschliffene Kunst, die sich am glänzendsten in den Lebensgeschichten der, Schamlosigkeit und Würde seltsam vereinigenden, Priesterschaft spiegelt, kann man nur beim Lesen des Buches selbst genießen.

Haben wir hier das Versinken der heidnischen Welt vor dem aufkommenden Christentum, so feiert Gerhart Hauptmann in seiner Erzählung „Der Ketzer von Soana" (Berlin, S. Fischer; geh. 4 ℳ, geb. 6 ℳ) den Triumph des heidnischen Geistes über die in einem katholischen Priester verkörperte christliche Weltanschauung. Ein hohes Lied auf den Allbezwinger Eros hat Gerhart Hauptmann schaffen wollen, aber es ist trotz aller Kunst — oder vielleicht wegen zu viel bewußter Kunst — nicht viel mehr dabei herausgekommen, als die nicht mehr gerade neue Geschichte, daß ein katholischer Priester von Liebesleidenschaft überfallen wird und sein Beichtkind verführt. Daß beide dann unerkannt ein heidnisch-freies Leben führen, ganz aufgehend in der sie umgebenden Natur, gewissermaßen wie ein Gewächs derselben, hätte etwas Neues hineinbringen können, wird aber nur in raschem Vorübergehen erichtet, vielleicht aus künstlerischer Ökonomie, weil die wilde Schönheit dieser Natur schon zuvor als gewaltiger Stimmungsrahmen ausgenutzt worden ist.

Dieses Hereinholen der nordisches Grausen mit südlicher Fröhlichkeit, erschütternde Urgewalt mit einer geradezu süßen Weltverlorenheit mischenden Natur des Monte Generoso-Gebietes, ist Hauptmann wohl gelungen; das Buch atmet in diesen landschaftlichen Schilderungen eine klassische Schönheit. Schade nur, daß der Leser sie dauernd als „klassisch" fühlt, daß er immer an den alten Goethe oder auch an altitalienische Novellistik denkt und nicht ein einziges Mal den heißen Hauch unmittelbaren Lebens verspürt. So vernimmt er kühl bis ans Herz hinan von den seelischen Kämpfen des sich gegen seine Leidenschaft wehrenden Priesters und fängt selber an zu tifteln, ob die psychologische Begründung überall stichhält, ob das Ganze überhaupt „wahr" ist. Die Einschachtelung der eigentlichen Erzählung in einen Bericht des „Herausgebers des Buches" steigert die Kühle des Lesers, der am Ende gerade des einen Erlebnisses verlustig geht, das ihm doch vor allem vermittelt werden sollte: daß nämlich Eros, indem er den Menschen in seine Bande schlägt, gleichzeitig ihm Befreier wird gegen alle Fesseln, die ihm die übrige Welt anlegt. Ein erlesenes Stück Kunsthandwerk, aber keine lebendige Kunst.

In wieviel tieferem Lebensgrunde ist doch eine Natur wie Ernst Zahn verankert, dem es keinen Schaden anzutun vermag, daß er uns alljährlich ein neues Buch schenkt. Seine neue Erzählung „Das zweite Leben" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; 6 ℳ) ist wieder voll reifer Menschen- und Weltkenntnis und erfüllt von der tiefen Güte einer wahrhaft christlichen Liebe. Zahn hat einen Band Geschichten „Helden des Alltags" veröffentlicht, und ein solcher Held ist auch dieser Mann, der nach fünfundzwanzigjähriger Zuchthausstrafe in die ihm fremd gewordene Welt hinaustritt, um sein zweites Leben aufzubauen. Der Mord, der ihn ins Zuchthaus führte, war keine gemeine Tat gewesen, sondern die Entladung einer unterdrückten Natur gegen die zähe Vergewaltigung einer freudlosen Jugend durch die Härte und Gier des Vormunds.

In der Zeit der Buße, die ihm die besten Mannesjahre ausfüllte, hat sich dieser Mensch nun zu einer wunderbaren Weisheit des Verzichtes durchgerungen. Und das Höchste ist, daß er dabei bescheiden seine so aus dem bitteren Erleben gewonnene Philosophie für sich nur anwendet: „Ich habe keinen Anspruch auf Glück; ich bin hinfällig und bedarf der Nachsicht bei Gott und den Menschen. Wieviel Gutes wird mir unverdient zuteil, wie hoch ist gar das Glück, daß ich selbst, ich, der Arme, von der Sünde Gezeichnete andern Glück spenden kann." — Es ist zuerst gar wenig, vielleicht nur, daß er seine zahme Taube einem Kinde zeigen und dadurch dessen Augen leuchten machen kann. Und er kann seine Arbeitspflicht erfüllen, ruhig und stetig, und erzwingt sich so die innere Achtung auch jener, die ihn äußerlich verhöhnen. Er gewinnt die Freundschaft eines aufrechten Mädchens; sie bietet ihm mehr, aber er greift nicht nach ihrer

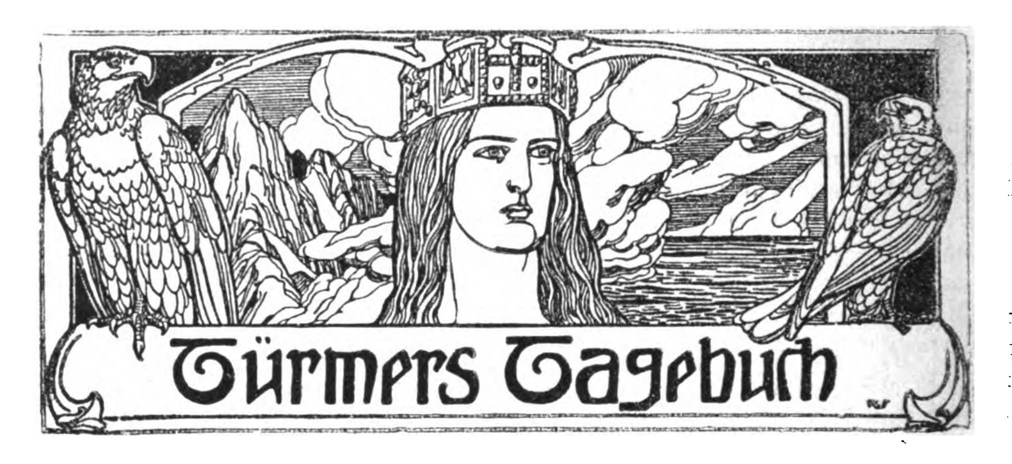
Liebe, weil er daran nicht zu glauben wagt. Dafür umhegt er ein verlorenes Weib mit seiner Liebe, weil sie sich zu seiner Güte geflüchtet hat. Und als sie ihn verläßt, verdammt er sie nicht, sondern hält ihr die Arme offen und das Herdfeuer warm für die Wiederkehr. Und schließlich siegt diese Güte, die ganz selbstlos, ja im Grunde sogar ziellos und nur innere Notwendigkeit ist. Ein Held des Alltags ist dieser Mann, aber er ist mehr; er ist ein Lebenskünstler, um so größer, als er ein zerbrochenes, scheinbar vernichtetes Leben zu einem edlen Kunstwerke gestaltet.

Zahns ruhige, durch und durch epische Art, die nirgends sich vordrängt, sondern nur berichtet und geradezu sachlich entwickelt, gewinnt an solchen Stoffen etwas Zeitloses, ganz in sich Gefestigtes. Ich kann mir nicht denken, daß solche Bücher veralten.

Eine große Freude ist es dem Kritiker, das sichere Fortschreiten eines Talentes zu verfolgen. Ich habe früher Gustav Kohnes Romane „Erhart Rutenberg" und „Der siebte Sohn" empfohlen als lebendige Schilderungen der Heide und ihrer Bewohner. Beide gipfelten in der Entwicklung eines einzelnen tüchtigen Menschen und in diese Entwicklungsromane schloß der Verfasser eine Masse seiner Ideen vor allem über Volkserziehung und Religion ein. Das Ganze blieb dadurch etwas unausgeglichen und wirkte an vielen Stellen willkürlich. Jetzt hat er einen dritten Roman veröffentlicht, wie die beiden ersten bei Wilhelm Grunow in Leipzig, der gegenüber jenen beiden einen großen Fortschritt bedeutet, weil der Verfasser sich selbst überwunden hat und mit seiner Person zurücktritt. Es ist die Geschichte des Dorfes „Ellernbrook" (5,50 M, geb. 7,50 M). Die selbständigen Bauern, die Kätner, die Arbeiter auf dem nahen Kaliwerke mit ihren scharfen Gegensätzen müssen sich mit Gedanken und Zielen der neuen Zeit auseinandersetzen. Auch diese treten ihnen sehr verschieden entgegen. Der Lehrer erwartet die Reform von der Stärkung des geistigen und künstlerischen Lebens, der Gutsbesitzer von einer rationellen Bewirtschaftung des Landes, der Pfarrer steht zwischen Alt und Neu und sieht das beste Mittel gegen Aberglauben und sonstigen veralteten Kram in der Stärkung des wahren Kirchenglaubens. Sie müssen allesamt erfahren, daß eine solch alte Gemeinschaft wie ein Dorf eine Art eigenen Lebens hat und damit auch eigene Entwicklungsgesetze; sie müssen alle lernen, zum Teil unter schweren persönlichen Heimsuchungen, von sich hinweg in andere hinein und aus diesen heraus zu denken. Zuerst wird, was trotz allem zunächst nur Ichsucht war, wahrhafte Nächstenliebe, echtes Gemeinschaftsgefühl und kann darum auch erst dann für diese Gemeinschaft fruchtbar werden. Gerade diese wichtigste Entwicklung wird ohne Gerede ganz als Geschehen vorgeführt und wirkt darum besonders überzeugend, und es wird darüber hinaus — vielleicht mehr als es in des Verfassers Absicht lag — durch das Scheitern der früheren Unternehmungen bewiesen, daß das viele Wortemachen keinen Wert hat. Einige romanhafte Überbleibsel (z. B. das Baden der Pfarrerstochter im einsamen Teiche) wird der Verfasser in Zukunft noch überwinden. Dann dürfen wir ihn als vollwertigen, eigenwüchsigen Heimatdichter begrüßen.

Karl Storck





Ausgeträumte Schimären · Ohnmacht gegen Macht · Die Lüge siegt, der Schwindel marschiert · Emporkömmlingssitten

Ein „Alldeutscher" war es, und zwar kein anderer als der Begründer des „Alldeutschen Verbandes", Dr. Karl Peters, der schon im Jahre 1904 (in seinem Buche „England und die Engländer") bitter darüber klagte, daß sich bei uns „die Neigung zu einer gewissen Geringschätzung der Engländer" in den letzten Jahren verstärkt habe. „Diese Betrachtungsweise", bemerkt hierzu Kommerzienrat Dr. Leo Gottstein im roten „Tag", „die auf das schiefe Wort vom Krämervolk und darüber hinaus auf unsere dem Wirklichen und Zeitgemäßen abgewandte, die Ideale anderer Völker verkennende Schulerziehung zurückzuführen ist, hat Bismarck völlig ferngelegen. Im Gegenteil bediente er sich der englischen Mitwirkung als einer unentbehrlichen Ergänzung des Dreibundes, vermied aber eine Abhängigkeit durch die Weitsicht seiner Politik, die ein Hinausgreifen über die ‚Basis der uns eigentümlichen nationalen Leistungsfähigkeit' unter allen Umständen zu vermeiden trachtete. Dabei sicherte er sich durch den bekannten Vertrag mit Rußland und fiel ihm nicht durch Dardanellensperre, Militärmission und Orientbestrebungen lästig. Die Kartenhauspolitik des Grafen Ährental hätte er nicht unterstützt und als letztes Eisen im Feuer es auch nicht abgelehnt, Konstantinopel den Russen zu überlassen. So wichtig ein gutes Verhältnis zu diesen für uns war, nicht minder wichtig war es, die Fäden, die uns mit England lose verknüpften, sorgfältig zu schonen.

Im Jahre 1889 erklärte Bismarck im Reichstage: ‚Ich betrachte England als den alten und traditionellen Bundesgenossen, mit dem wir keine streitigen Interessen haben; wenn ich sage Bundesgenossen, so ist das nicht in diplomatischem Sinne zu fassen; wir haben keine Verträge mit England; — aber ich wünsche die Fühlung, die wir seit nun doch mindestens hundertfünfzig Jahren mit England gehabt haben, festzuhalten, auch in kolonialen Fragen. Und wenn mir nachgewie-

sen würde, daß wir die verlieren, so würde ich vorsichtig werden und den Verlust zu verhüten suchen.' An anderer Stelle: ‚Unmöglich könne Deutschland Kolonialpolitik treiben, wenn es sowohl England als auch Frankreich zu Gegnern habe.' (Poschinger: ‚Tischgespräche'.)

Solange sich die Linien Deutschlands und Englands auf verschiedenen Ebenen bewegten, beide Staaten gewissermaßen inkommensurable Größen waren, waren Zusammenstöße zu vermeiden, und auch bei winzigem Kolonialbesitz und bescheidener Seemacht hatten wir Mißachtung nicht zu fürchten und konnten, weil nicht im Wettstreit mit dem Inselreich, uns im Verhandlungsraum als Gleichberechtigte bewegen. Das wurde anders, als wir durch eifrige Kolonial-, Flotten- und Orientpolitik wie durch die sprunghaften Fortschritte unseres Welthandels, die, ebenso wie der Flottenbau, von emsigen Statistikern ständig den englischen Ziffern gegenübergestellt wurden, das ganze Britenvolk und damit zwangsläufig auch die Vereinigten Staaten auf uns aufmerksam machten und den Glauben hervorriefen, daß wir im Begriff wären, ihre Kreise zu stören. Da nun unser unruhiges weltpolitisches Gebaren uns zu sämtlichen Kolonialmächten trotz aufrichtiger und stets betonter Friedensliebe und Nachgiebigkeit in Widerstreit brachte, so entwickelte sich die jetzige Weltlage, deren Folgen wir nunmehr in erschreckender Weise zu tragen haben. Der Traumvorhang ist zerrissen und die Brücke ins Märchenland gebrochen.

Als nach dem Fehlschlagen einer Verständigung mit England über unsere Flottenpolitik der Zusammenstoß unvermeidlich schien, wäre es noch Zeit gewesen, Rußland, Serbien und Italien auf unsere Seite zu bringen, wenn man rechtzeitig Rußland den Weg ins Mittelmeer gebahnt und auf die abenteuerlichen Unternehmungen in Mesopotamien, einschließlich Bagdadbahn, verzichtet hätte."

Was aber taten wir? Wir ketteten unser Schicksal fatalistisch an einen überkommenen historischen und geographischen Begriff, an die k. u. k. österreichische Monarchie, stellten unsere Sache auf dieses von Bismarck begründete und gepflegte, aber nie überschätzte, nie als Ewigkeitswert und immer nur als einer von seinen Trümpfen in Rechnung gestellte Bündnis. „Abseits von aller Politik", so wird diese „Politik" in den „Grenzboten" geschildert, „begann Deutschland den Krieg: an der Seite eines nicht mehr lebensfähigen Staates, der längst seinen Schwerpunkt nicht mehr in sich selbst hatte, ohne von diesem Staate und von seinen Völkern mehr zu wissen, als was ihm die amtliche österreichische Wissenschaft zu wissen gönnte. Diese Wissenschaft aber kannte durch den ganzen Krieg hindurch nur ein Ziel: die nationalen Schwierigkeiten der Monarchie nicht nur den Feinden, sondern auch dem Bundesgenossen zu leugnen, nicht nur aus zwingenden politischen Gründen, sondern auch aus jenem Geiste der offiziellen schwarzgelben Bureaukratie heraus, der noch ein Erbe aus Metternichs Zeiten bedeutet. Wir hätten den Krieg kaum so begonnen und geführt, wenn unsere Verantwortlichen in den Ämtern und unsere Parteien den Zustand der Monarchie auch nur einigermaßen gekannt hätten. Keines-

falls hätte der verantwortliche Staatsmann vom Krieg zwischen Germanen und Slawen faseln und dadurch den österreichischen Slawen ein unersetzliches Agitationsmittel liefern können, wenn nicht die reichsdeutsche Meinung diesem politischen Dilettantismus gehuldigt hätte. Die Ahnungslosigkeit der reichsdeutschen Politik gegenüber Österreich-Ungarn blieb dann während des ganzen Krieges getreulich erhalten. Wir ließen uns ohne Skrupel von eben jener k. u. k. Bureaukratie führen, die einzig und allein durch unsere militärische und wirtschaftliche Hilfe ihr Leben fristete. Wir machten die reichsdeutsche Öffentlichkeit an tschechische Loyalitätskundgebungen glauben, die der unselige Fürst Thun in Prag arrangiert hatte, und beleidigten mit unserer Ahnungslosigkeit das deutsche Volk in Österreich, aber auch das tschechische, dem wir eine solche Preisgabe seiner Überzeugung zutrauten. Getreulich berichtete W.T.B., was das K. K. Korr.-Bureau, das Werkzeug jener Bureaukratie, dichtete, und skandalös blieb die österreichische Berichterstattung des W.T.B. bis zu dem bittern Ende, da der Wiener Pöbel dem Sonderfriedenskaiser Karl in der Hofburg zujubelte und W.T.B. die ergreifende Szene in dem selben schönen Stile schilderte, in dem es seinerzeit die Prager Ausbrüche von tschechischem Patriotismus geschildert hat. Wir gingen mit der von den österreichischen Völkern verfluchten k. k. Regierungspraxis vier Jahre lang durch dick und dünn. Wir gestatteten nicht, daß die deutschen Zeitungen Dinge druckten, die der österreichischen Regierung nicht genehm waren, indes die Wiener Sensationspresse von Beschimpfungen Deutschlands voll war. So erfuhr zwar das feindliche Ausland durch tschechische Emissäre genau, wie es um die Gesinnung der Nichtdeutschen in Österreich stand, aber die reichsdeutsche Öffentlichkeit blieb ahnungslos auch auf diesem wichtigsten Gebiete der äußeren Politik. Ohne Widerspruch der reichsdeutschen Öffentlichkeit und der Parteien gewährten wir immer wieder militärische Hilfe, ohne uns im geringsten gegen die innerpolitischen österreichischen Entwicklungen, die ausschließlich gegen das Bündnis gerichtet waren, zu sichern. Wir schützten Ungarn in den Karpathen, Österreich vor Luzk, Triest, am Isonzo und das österreichische Wirtschaftsleben durch immer neue Beihilfen. Wir ließen Zeiten nutzlos verstreichen, in denen die besten Altösterreicher sehnlich eine ordnende Hand, und wenn sie selbst aus Deutschland käme, herbeiwünschten. Wir ließen uns von Czernin, einem der raffiniertesten Intriganten dieses Weltkrieges, dem hoffentlich letzten echten Metternich-Schüler, an der Nase herumführen, und niemand fand an der Politik unseres Auswärtigen Amtes, die auf keinem Gebiete hilfloser war als auf dem Gebiete des Bündnisses, etwas Wesentliches auszusetzen. Durch unsere Beihilfen stützten wir immer nur den österreichischen Gesamtstaat und damit auch dessen gegen uns gerichtete und im Dienste des Feindes arbeitende Kräfte, statt amtlich die Kreise zu fördern, die das Bündnis wirklich trugen und auf unserer Seite standen. Nicht die Unfähigkeit zur Organisation hat Österreich in jene Ernährungs- und politischen Schwierigkeiten gebracht, an denen es zugrunde geht, sondern eine bewußte passive Resistenz, die, von ganz oben ausgehend und von den Nichtdeutschen betrieben, den Krieg sabotierte, ohne ihn

beenden zu können. Seit dem Zusammenbruch der Russen, seitdem also die für Österreich dringendste Gefahr abgewendet war, vor allem aber seit dem Regierungsantritt Karls wurden unaufhörliche Versuche gemacht, das Bündnis zu lockern und für die Monarchie andere Stützen zu suchen. Hatte sich die Krone aus Furcht vor dem mächtigen deutschen Verbündeten und aus einer bis zum Persönlichen kleinlichen und lächerlichen Eifersucht immer wieder statt auf die ihr ergebenen Deutschen auf die mit der Staatskraft Raubbau treibenden Slawen gestützt, so versuchte man jetzt vollends, für den Fall des Sieges der Entente bei den Slawen sich eine Zuflucht zu retten. Freilich trieb man diese ententistische Kronpolitik auch wieder nur halb, so daß sie zwar zur Lockerung des Staatsgefüges, aber nicht zur ersehnten Lostrennung von Deutschland führte, und die Amnestie hat dem schwächlichen Dilettanten auf dem Throne weiter nichts eingetragen als den Hohn der Begnadigten. Die Halbheit rächt sich durch sich selbst.

In unseren Ämtern aber wurde diese Politik der Schwäche und Halbheit, die uns die k. k. Regierungspraxis vorführte, getreulich und zuzeiten fast strebsam schülerhaft mitgemacht. Wer Einblick bekam, schauderte über den Dilettantismus an verantwortlichen Stellen. Bis in sehr kritische Zeiten hinein wußte man von den Vorgängen bei den Nichtdeutschen so gut wie nichts, heute noch stehen auf Posten, die für die amtliche Beurteilung der österreichischen Dinge maßgebend sind, Leute, die nie längere Zeit in Österreich waren und die jedem Zwischenträger aufsitzen. Und bis zuletzt mühte sich ein Botschafter, der in den Zeiten stärkster deutscher Machtfülle bei den wüstesten parlamentarischen Beschimpfungen durch den Reichsrat und die Presse passiv blieb, durch höfische und gesellschaftlich-bureaukratische Veranstaltungen ‚das Bündnis' zu retten. Wenn auf allen Gebieten unserer äußeren Politik die amtlichen Stellen so arbeiten, wie sie es auf dem der österreichisch-ungarischen Fragen, nach dem authentischen und gleichlautenden Urteil von allen, die Einblick nehmen konnten, getan haben, dann hat freilich der Parlamentarismus seine Berechtigung nicht früher erwiesen, als bis er mit dem durch und durch verrotteten System unseres außenpolitischen Apparates aufgeräumt hat. Bis vor nicht allzulanger Zeit war niemand vorhanden, der planmäßig und wirklich sachkundig die Presse der Tschechen und Südslawen verfolgte. Als man sich dann endlich dazu bequemte, etwas besseres Verständnis für die Presse im Nachbarreiche anzustreben, ließ man Leute sich mit diesen Fragen beschäftigen, die nicht das geringste innere Verhältnis zu ihnen hatten und nach Schema F vorgingen. Von psychologisch sachgerechter Einstellung auf die verschiedenen Strömungen in Österreich, geschweige denn in Deutschösterreich, war keine Rede, zu ausgesprochenen Parteileuten schickte man Unterhändler, die diesen als politische Gegenfüßler gelten mußten und natürlich mit Mißtrauen aufgenommen wurden. Dabei hätte man Scharen von freiwilligen Helfern zur Verfügung gehabt, jeder gebildete Deutschösterreicher, der zugleich Deutschland kannte, und deren gab es doch wahrlich genug, stand bedingungslos zur Verfügung. Wer immer aber mit den Zentralstellen zu tun hatte, ging verschnupft wieder weg. Nur wer mit Titeln und einer offiziellen

Würde aufwarten konnte, hatte einige Aussicht, bis zu maßgebenden Leuten vorzudringen, die andren, und wenn sie noch so nahe Fühlung mit den wirklichen politischen Kräften hatten, wurden an dii minorum gentium gewiesen und verloren bei irgendeinem gelangweilten oder ahnungslosen Legationsrat oder Vizekonsul ihre Zeit. So kannte man tatsächlich nur das k. k. Österreich, und wer vor diesem warnte, erregte Mißtrauen. Man hatte nicht das geringste Verständnis für jene Art deutsch-österreichischer Loyalität, der das Bündnis so viel galt wie der Staat, und für die ein von Deutschland getrenntes Österreich kein Vaterland mehr bedeutete. Man hatte nicht das geringste Verständnis dafür, daß die Völker die treibenden Kräfte der österreichischen Politik waren, man glaubte bis tief in den Krieg hinein an ein k. k. österreichisches Volk (!!), von dem man zur Not ein ungarisches unterschied. Man berief sich den Warnungen gegenüber auf die Loyalität der offiziellen Kreise und hatte, weil man deren Psychologie und das so beziehungsreiche und uneinheitliche Leben in Österreich nicht kannte, nicht den geringsten Sinn für ‚Nuancen‘. Daß es zwischen unbedingter Bündnistreue und nacktem Verrat eine unendliche Fülle von Abstufungen gab, daß der Diplomat aus Metternichscher Schule viel virtuoser und viel liebenswürdiger lügen kann, als der meist sehr einfach konstruierte, trotz heißen Bemühens im Lügen dilettantische deutsche Kollege, ja daß es eine besondere Art von österreichischer Lüge gibt, die eigentlich keine ist, weil eben der k. k. Österreicher mehrere Seelen in seiner Brust hat, von denen eine an die andere nicht glaubt — das wußte man nicht. So ließ man sich jahrelang von Leuten düpieren, die, wie alle Eingeweihten wußten, Ententisten waren und bedenkliche ‚Nuancen‘ der Bundestreue sich gestatteten. Es gibt einen hohen Offizier in halbdiplomatischer, jedenfalls politisch bedeutsamer Stellung, dem man trotz aller Warnungen erst ganz zuletzt auf seine Schliche gekommen ist. Man gestattete ohne Widerspruch, daß an reichsdeutschen Äußerungen so lange herumgedeutelt wurde, bis sie geeignet waren, nicht nur eine gewisse gut bezahlte Wiener Presse gegen Deutschland zu hetzen, sondern sogar die treuesten Bündnisfreunde gegen Deutschland mißtrauisch zu machen. Man scheute sich nicht, zu solchen Intrigen den haltlosen Kaiser zu benutzen, der seinerseits von seinen ‚Nuancen‘ etwas hinzugab. Fand man sich dank seiner Vertrauensseligkeit betrogen, so verfiel man in das plumpe Gegenteil: in verständnislosen Kasernenton. Nirgend hat sich die Unfähigkeit der deutschen leitenden Kreise, die Menschen so zu nehmen, wie sie sind, und nicht so sich zurechtzumachen, wie man sie haben möchte, bitterer gerächt als in der Bündnispolitik. Ähnlich wie die Zentrale arbeitete die Botschaft. Der frühere Botschafter Tschirschky hatte wohl feineres Verständnis für das österreichische Leben, war aber eine viel zu passive Natur und hatte ja auch noch das Unglück, in einer Zeit zu amtieren, in der man in Berlin besonders harthörig und selbstsicher war. Sein Nachfolger hat gewiß guten Willen gehabt, aber schon von Budapest den Ruf eines nicht sehr überragenden Geistes mitgebracht, den er in Wien durchaus nicht verbessert hat. Man sah in den beiden letzten Jahren freilich die Unzulänglichkeit des Apparates ein und suchte da und dort zu bessern. Aber an den Zentralstellen änderte sich nichts Wesentliches, die

Leute, die österreichisch-ungarische Fragen mit genau der technischen Selbstsicherheit und sachlich kenntnislosen Unbeteiligtheit behandelten, wie etwa unsere Beziehungen zu Paraguay, blieben in den maßgebenden Stellen, zu ihren Helfern aber rückten Leute auf, die ihre Wahl reinem Zufall verdankten. Man hatte nach wie vor äußerst unzulängliche Beziehungen zur Öffentlichkeit und blieb in den Schranken jener Begriffe von Diplomatie, die eine wesentliche Leistung vollbracht zu haben glaubt, wenn sie irgendeinen der jungen Leute mit einem Politiker oder Journalisten, der leidliche Kinderstube hat, frühstücken läßt. Die herrlichsten Gelegenheiten, sowohl mit den gemäßigten Elementen der uns feindlichen Nationen wie mit den unbedingt lenkbaren bündnistreuen Kreisen zu arbeiten, die man auf diese Weise vor mancher Dummheit hätte wahren können, wurden versäumt. Alles, was geschehen mußte, um Mißverständnisse aufzuklären, die planmäßige, aus sehr trüben Quellen gespeiste Deutschlandhetze gewisser Blätter weniger schädlich zu machen, die Kräfte der Deutschland freundlichen bündnistreuen Presse zu stärken, geschah so zögernd und unentschlossen, so ungeschickt und ohne Initiative, daß die Absichten oft schon vor ihrer Verwirklichung durch den ausgebreiteten Wiener Klatsch gestört wurden. Der Hauptfehler freilich war und blieb, daß man Wien, und zwar das offizielle Wien, das Wien der diplomatischen Frühstücke und der amtlichen Neuigkeiten für Österreich ansah und von der Provinz, sogar von Böhmen, nur sehr wenig wußte. Die letzte Düpierung des Botschafters durch den Bündnisbruch Andrassys war nicht die erste. Noch viel schlimmer aber war die Düpierung der amtlichen Politik überhaupt durch das gänzlich unamtliche, weder in den Akten noch bei gesellschaftlichen Veranstaltungen vertretene Österreich: durch die Völker.

Es wäre ungerecht, wenn man die Persönlichkeiten für diese schweren Fehler allein verantwortlich machen wollte. Hat sie das ganze Volk zu büßen, so hat sie, im Grunde genommen, auch das ganze Volk verschuldet. Die leitenden Persönlichkeiten waren ja doch nur die Exponenten des Systems, und dieses wieder der Ausdruck der deutschen politischen Unreife. Unsere Diplomaten waren typische Vertreter der deutschen Bildungsschichten, die während des Krieges alles getan haben, um die Stimmung in Österreich-Ungarn nicht nur bei denen, die dem Bündnis von vornherein feindlich waren, sondern auch bei den treuesten Bündnisfreunden durch Verständnislosigkeit zu verderben. Von jener törichten Gutgläubigkeit gegenüber dem ‚österreichischen Wunder' angefangen, hat man in Deutschland unaufhörlich den Fehler begangen, von ‚den Österreichern' zu sprechen. Und nicht nur unsere Diplomaten vernachlässigten um einer hohl gewordenen Form, um des Bündnisses mit der k. k. Regierung willen, den Inhalt: das Einvernehmen mit den erstarkenden Völkern. Ganz Deutschland, von sehr engen besser unterrichteten Kreisen abgesehen, wußte nichts von Völkern, sondern war mit jenem sagenhaften k. k. österreichischen Volke verbündet. Dieses lobten wir oder verdammten wir je nach dem Kriegsglück, ohne einen Unterschied zwischen einem rumänischen Analphabeten, einem tschechischen Überläufer und einem deutsch-böhmischen Volksbruder zu machen. Wir hatten keine Ahnung davon, welche Leistungen

der deutsch-österreichische Reserveoffizier und das deutsch-österreichische Hinterland für den Krieg und für das Bündnis vollbrachten, welche unverhältnismäßig hohen Blutsopfer der Krieg von den Deutsch-Österreichern forderte, welche Vermögensopfer, die immer wieder dem Gesamtstaate und dem Bündnis zugute kamen, und wie sie dafür schließlich mit der Hungersnot gelohnt wurden. Daß wir noch weniger von der Art und dem Wachstum unserer gefährlichen Feinde, der österreichischen Slawen, wußten, ist hiernach leicht zu verstehen. Der Vorwurf, daß es die Pflicht der Deutschösterreicher gewesen wäre, Deutschland besser zu unterrichten, gilt nicht, weil Bestrebungen dieser Art bis heute wenig Verständnis finden. Und auch wenn er gälte, wäre er töricht, wie die Klage jenes klugen Knaben: Geschieht meinem Vater schon recht, daß ich mir die Hände erfriere, warum kauft er mir keine Handschuhe. Man hätte sehr viel von dem Schaden, den jene Völker unserer Kriegführung zufügten, abwenden können, wenn man ihre Ansprüche und Hoffnungen, sowie ihre Kräfte besser gekannt hätte. Man hätte auch viel von ihrer gefährlichen Feindschaft schon einfach dadurch mildern können, daß man sie nicht ignorierte und daß man sie nicht, als man sie endlich bemerkte, unterschätzte. Völkern, die daran waren, die letzten Folgerungen aus einer ungewöhnlich schweren nationalen Entwicklung zu ziehen, erzählten wir, daß sie ihre politischen Bestrebungen schon früher oder später den ‚wirtschaftlichen Gesichtspunkten' unterordnen würden, die uns Deutsche ja so herrlich weit gebracht haben. Der Haß der gebildeteren Tschechen hat sich längst bis zu dem Vorwurf geklärt, daß wir sehr schlechte Psychologen seien, und sie haben diesen Vorwurf gewiß nicht nur der übrigen feindlichen Welt nachgesprochen, sondern aus eigenem Erleben geschöpft.

Die Ereignisse haben unterdessen eine bessere Aufklärung geschaffen, als tausend Engelszungen-Prediger es vermöchten. Die Völker sind heute sehr deutliche Tatsachen geworden, und selbst das am beharrlichsten geleugnete Deutschösterreich ist eine Wirklichkeit und verlangt staatliche Anerkennung auch vom Deutschen Reiche. Im Reiche selbst hat ja der Lebensdrang des Volkes über eine starre und veraltete Staatsraison gesiegt, und es ist ein Zeichen von besonderer Vorbedeutung, daß die Erneuerung der alten nationalen Einheit am eindrucksvollsten von der Sozialdemokratie gefordert wird. Das Volk lernt um und nähert sich jenem tieferen Nationalismus, den nicht nur der Deutschösterreicher, sondern jeder Auslandsdeutsche am Reichsdeutschen vermißt hat. Die falsche politische Richtung des ganzen Volkes, die unsere Diplomaten entschuldigte, ebenso die ‚Nichteinmischungspolitik, die ihnen im Besonderen gegenüber Österreich-Ungarn die Hände band, ist erledigt. ..."

* * *

Die Erkenntnis, wenn schon sie uns aufgegangen sein sollte, käme etwas spät. Wir werden in absehbarer Zeit kaum in der Lage sein, uns in Angelegenheiten anderer „einzumischen", auch wenn sie uns noch so nahe angingen. Wir werden nicht einmal in der Lage sein, fremde „Einmischungen", sehr handfeste sogar, von unseren eigensten und innersten Angelegenheiten abzuwehren. Mit jenem „Österreich", dem wir eine schimärenhafte „Nibelungentreue" andichteten,

sind auch wir zusammengebrochen. Heute wehen die französischen Fahnen auf den Wällen von Metz und Straßburg! „Verdun", schreibt Professor Dr. Dietrich Schäfer in der „Deutschen Zeitung", „hat sich als unbezwingbar erwiesen: auch Metz und Straßburg waren es, wenn sie verteidigt wurden. Sie sind 1870 durch Umzingelung bzw. Belagerung gefallen; jetzt wurde ihre Räumung versprochen, als unsere Heere noch kampffähig auf französischem Boden standen. Hat die Geschichte je etwas Ähnliches gesehen? Die Demarkationslinie, die Ende Januar 1871 vereinbart wurde, gab nicht einen Fußbreit französischen Bodens preis, der von den Unsrigen nicht mit den Waffen gewonnen worden war. Die Franzosen unterlagen mit Ehren, wir heute nicht. Wie unfähig der Deutsche ist, vaterländisches Empfinden zu verstehen und einzuschätzen, zeigt Bethmann Hollwegs vor Beginn dieses Krieges an Frankreich gestellte Zumutung, es möge als Bürgschaft für seine Neutralität die Grenzwehren Verdun, Toul und Epinal von den Deutschen besetzen lassen. Wer solche Vorschläge machen kann, weiß nicht, was nationale Ehre ist.

Es ist aber nicht nur das Reichsland, es ist das ganze linke Rheinufer kampflos dem Feinde überlassen worden. Wenn 1797 im Frieden von Campoformio das gleiche Zugeständnis gemacht wurde, so geschah es nach fünfjährigem erfolglosen Ringen, als der Gegner den Boden, auf den man verzichtete, völlig in der Gewalt und zeitweise tief im Innern des Reiches gestanden hatte. Und der Rhein trennte dann wirklich. Jetzt aber sind den Feinden mit den drei gewaltigen Stromburgen Mainz, Koblenz und Köln umfassende Landstriche am rechten Ufer eingeräumt worden. Sie stehen vor den Toren von Darmstadt und Frankfurt; die Franzosen können sich in Ems die Stätte ansehen, wo Wilhelm I. Benedetti beschied und sich des Wechsels freuen. 1806/07 hat Friedrich Wilhelm III. sein Land verteidigt, bis er auf dessen letzte Stadt zurückgedrängt war. Wie erscheint demgegenüber das mächtige Deutsche Reich, ohne dessen Willen, wie sein gewesener Kaiser verkündete, in der Welt kein Schuß abgefeuert werden konnte? Und das als Abschluß von Waffentaten, wie die Welt sie nie gesehen hat?

Aber nicht genug damit! Im Osten gestalten sich die Dinge nicht weniger traurig. Wir retteten Österreich oder richtiger Ungarn. Denn die serbische Frage, die den Weltbrand entflammte, ging zunächst diesen Staat an; er, nicht Österreich, ist Ursache des Streites. Jetzt werden dieselben Mannschaften, die diese Rettung vollbrachten, gehindert, in die Heimat zurückzukehren, erreichen sie vielleicht nur waffenlos, vielleicht überhaupt nicht. Wir schenkten den Polen in unbegreiflicher Verblendung einen eigenen Staat; jetzt nehmen sie unseren Truppen die Waffen ab, bemächtigen sich alles deutschen Eigentums, aller Heeresvorräte. Kein Pferd darf aus Polen zurückgenommen werden. Nicht nur Millionen, nein *Milliarden gehen verloren*. Finnland und unsere baltischen Landsleute befreiten wir mit unseren Waffen; jetzt schickt sich England an, die Früchte unserer Arbeit und unserer Opfer zu ernten. Was aus unserer Stellung in Ober-Ost und der Ukraine wird, ist zurzeit noch unklar, ebenso, wie die Unserigen aus Kaukasien und Kleinasien den Heimweg finden werden. Wir müssen auf weitere schwere Schädigungen und Demütigungen gefaßt sein.

Weitaus das Schmerzlichste ist aber, daß wir dem Bestreben der Polen, sich deutschen Bodens zu bemächtigen, als Staat wehrlos gegenüberstehen. Das Deutsche Reich vermag nicht, was der neugeschaffenen Ukraine gelingt. Polnische Freischaren bedrohen unsere Grenzen; ihre Führer erscheinen in Posen und betreiben die Übergabe der Provinz an den neuen polnischen Staat. Einen preußischen Staat, ein Deutsches Reich, die einschreiten, gibt es nicht. Sie sind tot, wo es auf Abwehr von Feinden ankommt. Unsere Regierung vertröstet auf den Aufruf von Freiwilligen. Also wir haben keine Armee mehr; unsere Landsturmmänner übergaben in Polen ihre Waffen unaufgefordert. Vier Jahre hat das deutsche Heer siegreich der Welt widerstanden; jetzt ist es nicht mehr fähig, den vaterländischen Boden zu verteidigen. Kann es einen Deutschen geben, dessen Inneres sich nicht umkehrt im Gedanken an solche Schmach? ....

Nur mit den schmerzlichsten Empfindungen kann man wahrnehmen, daß die verzweifelte Lage, in der wir uns gegenüber allen Nachbarvölkern befinden, in den Äußerungen unserer gegenwärtigen Reichsleiter kaum einen Ausdruck findet. Die Verordnungen und Erlasse jagen einander; kaum irgend etwas von der schwersten Gefahr, die unser Volk bedroht, von der Zerstückelung seines Herrschaftsgebiets! Als die neue Regierung sich bildete, hörte man noch starke Töne von Ehre und Besitzstand. Sie sind verklungen; die Heiligkeit vaterländischen Bodens scheint vergessen. Man schwelgt in den Erfolgen der Revolution und übersieht, daß der Kranke zugrunde zu gehen droht an der Kur, die ihn retten soll. ...

Die Ereignisse haben dahin geführt, daß zum Anschluß reif ist, was 1871 draußen bleiben mußte. Die Möglichkeit eines großen, einheitlichen Reiches aller Deutschen Mitteleuropas ist da. Richtet die Regierung, die wir jetzt haben, es auf, so ist sie unerschütterlich, fester verankert als irgend eine, die je in deutschen Landen bestand. Das sollte das Ziel sein, das sie jetzt unverrückt ins Auge faßt. Erreicht sie es, so kann nichts in der Welt unser Volk hindern, sich in diesem Reiche einzurichten, wie es ihm gefällt. Es hat dann Gelegenheit, zu zeigen, daß es nicht umsonst die beste Schulbildung der ganzen Menschheit besitzt und freiheitliche Einrichtungen zu seinem Besten zu verwenden versteht. Aber unerläßliche Vorbedingung eines solchen Erfolges ist Macht, Macht, die genügt, den Bestand unseres Volkes zu sichern. Er ist von allen Seiten her gefährdet. Wir liegen nicht umsonst in der Mitte Europas. Mehr als die Hälfte aller Deutschen Tirols sind jetzt in den Händen der Italiener; die Slowenen bedrohen die steirischen und kärntnerischen Deutschen, die Tschechen die Böhmens, Mährens und Schlesiens. Die zahlreichen zum Teil stark bevölkerten Sprachinseln sind schon völlig in der Gewalt der Fremden. Die Polen schicken sich an, uns mit Waffen zu bekämpfen, die sie uns abnahmen. Die Entscheidung über Elsaß-Lothringen, wie immer sie fällt, wird zum Unheil ausschlagen für Hunderttausende deutscher Männer; im Norden meldet der Däne seine Ansprüche an. Und die Kolonien! Was uns in den Friedensverhandlungen an Gebietsabtretungen noch alles zugemutet werden mag, birgt die Zukunft. Will die neue Regierung all dem nur begegnen mit dem Appell an die Brüderlichkeit der Völker und die Großherzigkeit der Sieger, begleitet von anekelndem Gestammel über deutsche Schuld? ..."

* * *

Auch diesen Kelch der Schmach müssen wir noch leeren. Die Lüge triumphiert, sie hat, wie die „Kreuzztg." bitter klagt, auf der ganzen Linie gesiegt! „Wenn man uns gesagt hätte: ‚Die Übermacht war zu groß; wir haben die amerikanische Hilfe unterschätzt, die Wirkungen der U-Bootwaffe überschätzt; die Nerven unserer Soldaten waren dem endlosen Ringen nicht mehr gewachsen!' — es wäre bitter genug gewesen. Aber müssen wir zu allem Jammer nun auch noch erleben, daß die Lügen, die tausendmal entlarvten Lügen unserer Feinde von unserer Schuld am Kriege, von den ‚Verbrechen des Kaisers und der Militärkaste' uns jetzt im eigenen Lande als unwidersprechliche Wahrheit aufgetischt werden? Ist denn das deutsche Volk, das angeblich so reif ist, vier Jahre lang ein Haufe von Narren oder kleinen Kindern gewesen? Habt ihr denn vergessen, daß derselbe Reichstag, der den ganzen Krieg hindurch immer wieder — und zwar durch die Stimme seiner überwältigenden Mehrheit — die Berechtigung dieses Krieges als eines Verteidigungskrieges anerkannt hat? ... Und jetzt ist das alles nicht mehr wahr, und wir sollen uns einreden lassen, daß das deutsche Volk nur von ein paar Verbrechern am Narrenseil geführt worden ist?

Es war eine der schwersten Lasten dieses Krieges, daß wir geduldig anhören mußten, wie die feindlichen Staatsmänner und ihre Presse vom ersten Tage an uns die Schuld am Kriege aufbürdeten und gleichzeitig die Märchen von den Greueltaten der deutschen Soldaten in die Welt hinausposaunten. Es ist aber das Allerschwerste, daß nun auch in unserem eigenen Volke diese Legende geglaubt wird, und daß das Volk nicht rasend wird vor Schmerz und Entrüstung über diese Lüge, dasselbe Volk, das ja doch durch seine begeisterte Teilnahme am Kriege und durch sein geduldiges Hungern und Aushalten sich zu einer ganz anderen Auffassung bekannt hat. Wenn wir jetzt zugeben, daß die Darstellung der Feinde richtig ist, dann sind wir doch alle, alle ohne Ausnahme mitschuldig an dem Kriege, und dann hat Lloyd George doch vollkommen recht, wenn er sagt, die Bekehrung des deutschen Volkes komme zu spät und es müsse unbarmherzig zur Buße gezwungen werden, da es sich an den Verbrechen des Krieges beteiligt habe. Ist es nicht genug, daß wir so grauenhaft leiden müssen? Haben wir nicht allen Anspruch auf ein gerechtes Urteil der Geschichte verwirkt, wenn wir der Auffassung stillschweigend zustimmen, daß wir die Friedensstörer Europas auch in diesem Kriege gewesen sind? Man lese doch nach, was P. Rühlmann aus unwidersprechlichen Akten, nämlich aus der französischen Kriegshetzliteratur zweier Jahrzehnte bewiesen hat. Und diese Literatur wurde auf Anweisung der französischen Regierung hergestellt, sie wurde in allen Schulen von der Volksschule aufwärts als Unterrichtslehrmittel zugrunde gelegt, sie ist in zahlreichen amtlichen Kundgebungen empfohlen und für jeden, der französisch lesen kann, zugänglich! Und in dieser Literatur ist nicht nur von dem Wiedergutmachen des ‚Unrechts' von 1870 die Rede, sondern es wurde darin auch so und so oft ausgesprochen, daß Frankreich das linke Rheinufer haben müsse, da es schon — zu Cäsars Zeiten dort geherrscht habe! Nun haben die Franzosen ihr Ziel erreicht, und der Sieger hat bekanntlich recht. Aber es komme doch niemand und rede uns ein, daß hier das Recht der nationalen Mehrheit zur Geltung

kommen werde und die Selbstbestimmung der Völker! Von keinem Volke können wir es so gut lernen wie vom französischen, daß, wie in der bisherigen Geschichte Europas, auch weiterhin nicht nach den Wünschen der Völker oder ihrer Mehrheiten gefragt werden soll, sondern nach dem Rechte des Siegers. Wir waren zu mächtig und sollten zertreten werden — das war das Programm der Einkreisungspolitiker. Es ist ein Hohn auf unsere Denkweise, wenn wir uns selbst einreden, daß es anders war.

Ich kann es verstehen, wenn man sagt: ‚Es ist nicht angängig, daß ein Mann die Verantwortung für Krieg und Frieden allein trage.‘ Denn es ist ja doch sehr wohl denkbar, daß der Herrscher eine ruhmsüchtige Eroberernatur ist und zugleich ein gewandter Politiker, der es geschickt so einzurichten weiß, daß das Volk an die Notwendigkeit des Krieges glaubt. Aber das kann natürlich, wie Poincaré und Clemenceau zeigen, ein Präsident ebenso gut fertig bringen. Ich kann es ebenfalls verstehen, daß man glaubt, eine Republik könne größere Sicherheit gegen kriegerische Verwicklungen bieten, wenn auch gerade die französische Republik mit ihren zahlreichen Kriegen dagegen spricht. Und wenn wirklich die Mehrheit des deutschen Volkes es müde war, die ‚Ketten‘ der Monarchie zu tragen, so blieb nichts übrig, als daß seine Fürsten davongingen. Aber daß man nicht den Mut hat, die Lüge von den ‚Verbrechen‘ der deutschen Fürsten unseren Feinden als trauriges Vorrecht zu überlassen, sondern es ihnen darin noch zuvortut, — das kann die Verachtung, die unsere Feinde für uns hegen, doch nur steigern, wenn es noch möglich ist.

Stolze Trauer! Dieses Wort, das wir so oft unter den Anzeigen von dem Heldentod der Gatten und Söhne gelesen haben, es sollte jetzt in den furchtbaren Jahren, die uns bevorstehen, die Haltung des ganzen deutschen Volkes zum Ausdruck bringen. Wohl ist es richtig, daß man jetzt in allererster Linie an Ernährungsfragen, an die Versorgung der heimkehrenden Krieger und an die Ausgestaltung der neuen Verhältnisse denkt. Aber wäre es nicht eines Volkes, das noch nicht alle Selbstachtung verloren hat, würdiger, wenn es nicht alle diejenigen wie Verbrecher und Aussätzige von sich stieße, die es vier Jahre lang, als es noch vorwärts ging, als Retter und Heilande gepriesen hat? Wäre es nicht anständiger, das Urteil über die ‚Schuld‘ an diesem Kriege noch zu vertagen? Die Geschichte wird, wenn einst alle Akten offen vorliegen, sicher zu einem Urteil kommen, das für Deutschland und seine einstigen ‚Machthaber‘ günstiger lautet, als man es heute wahr haben will. Ist es also nötig, daß wir selbst gegen uns nach der Weise der mittelalterlichen Tortur verfahren, die dem Verdächtigen erst durch unmenschliche Qualen das Geständnis seiner ‚Schuld‘ entpreßte, um ihn dann höhnisch — da er ja sein Verbrechen eingestanden habe — dem Scheiterhaufen zu überliefern?“

Aber die „Gutgläubigkeit“ des deutschen Volkes läßt nur zu gern Schindluder mit sich spielen. „Vor der Revolution“, stellt die „Deut. Ztg.“ fest, „hieß es, Wilson verlange die Entrechtung des Hauses Hohenzollern. Der Wunsch wurde prompt erfüllt. Kaum war das geschehen, so behauptete unsere sozialistische Presse, dieser Kotau vor dem großen Mann im Weißen Hause genüge nicht, der Kaiser

müsse abdanken. Das geschah. Am 9. November mittags wurde die Abdankung bekannt gemacht, Ebert zum Reichskanzler ernannt und die Einberufung der Nationalversammlung angeordnet. Eine Stunde später war die Revolution ausgebrochen. Die längst bekannte Abdankung des Kaisers hatte nichts geholfen. Das Volk schwamm in Wonne, nunmehr werde ein gerechter Friede alle Völker der Welt vereinen. 24 Stunden später kamen die Waffenstillstandsbedingungen. Wir haben den Verdacht, daß die neue Regierung ihre Veröffentlichung hinausgeschoben hat, um einen nationalen Rückschlag zu verhindern. Die Waffenstillstandsbedingungen mit der Republik Deutschland waren das Grausamste, was einem Volke bisher vom Feinde aufgezwungen worden ist. Die Ernüchterung machte sich allenthalben bemerkbar, aber die Drahtzieher der Revolution versprengten Gerüchte, die französische Armee revolutioniere ebenfalls, die englische Flotte hisse die rote Flagge, und auf jeder Straßenbahn erklärten zuversichtlich die Revolutionäre, die Waffenstillstandsbedingungen brauchten selbstverständlich nicht erfüllt zu werden, die Genossen in den feindlichen Ländern würden schon dafür sorgen. Alles Schwindel, unerhörter Schwindel! Ganz Frankreich steht wie ein Mann geschlossen hinter Clemenceau, racheschnaubend gegen Deutschland, dem man nicht nur Elsaß-Lothringen, sondern auch das Saargebiet rauben will, dessen Rheinstädte man besetzt in der ganz selbstverständlichen stillschweigenden Erwartung, daß Deutschland nie imstande sein werde, die Friedensbedingungen zu erfüllen, und man also in der angenehmen Lage sei, diese Gegenden zu behalten. Unsere Unterhändler haben das ausdrücklich festgestellt, und die englische Flotte, vor der die unsrige jetzt kapitulieren muß, empfängt die Herren Arbeiter- und Soldatenräte nicht und beweist damit, welchen ‚Einfluß' die Genossen in England in Wirklichkeit haben. (Und wenn sie ihn schon hätten, — es fiele ihnen gar nicht ein, ihn ernsthaft für ein noch so demokratisches oder revolutionäres Deutschland geltend zu machen. D. T.) Noch nicht genug des Schwindels! Unsere Feinde sollten zu wesentlichen Milderungen bereit sein, wurde amtlich verkündet. Herr Erzberger erschien in bengalischer Beleuchtung als Retter des Vaterlandes. Jetzt wird ebenfalls amtlich mitgeteilt, daß das nicht der Fall sei. Wir müssen gestehen, es gehört ein Volk wie das deutsche dazu, das sich einen derartigen krassen Schwindel in seiner Lammsgeduld gefallen läßt.

Amtlich wurde mitgeteilt, man denke nicht daran, der Nationalversammlung vorzugreifen und einschneidende Gesetze zu erlassen. Wenige Stunden später wurde ebenfalls amtlich mitgeteilt, daß die Sozialisierung der großen Betriebe in Angriff genommen werde. Amtlich wurde mitgeteilt, die Schreckensnachrichten aus Posen und Warschau bestätigten sich nicht, es sei alles in schönster Ordnung. Wenige Stunden später wurde amtlich mitgeteilt, daß zum Schutz der Deutschen in der Ostmark die Aufstellung einer Armee notwendig sei und daß in Posen alles drunter und drüber ginge. In normalen Zeiten hätte das Hohngelächter des ganzen Volkes eine derartige Regierung in wenigen Minuten davongejagt. In der neuen Freiheit aber kann sich die Regierung eine derartige Irreführung des Volkes ruhig leisten. Man hat ja die Mittel dazu, Andersdenkende zu ‚überzeugen'. Herrlichen Zeiten wahrhaftig hat uns die Revolution entgegengeführt! Schmach-

volleres wie die Vorgänge in Warschau, wo 20 000 deutsche Soldaten sich von einer Knüppelgarde entwaffnen ließen, kennt die deutsche Geschichte bisher nicht."

Bei den schweren Waffenstillstandsbedingungen erklärte man: bei ihrer Formulierung sei die Abdankung des Kaisers noch nicht bekannt gewesen. Dann hieß es in der Mitteilung der Waffenstillstandskommission in Spaa, daß Foch ‚keine Milderung der Waffenstillstandsbedingungen geben werde'. Wo ist die Wirkung der Republik? fragt die „Tägl. Rundschau". „Gewiß, wir sollen Lebensmittel aus Amerika erhalten. Aber die Entente sagt: erst müßt ihr eine gesetzmäßige Regierung haben, die die Ordnung garantiert. Wir möchten sie alle haben, gewiß auch Herr Scheidemann. Aber seine ehemaligen Freunde wollen sie nicht, denn erst soll die proletarische Diktatur kommen, die auch der Vollzugsausschuß der Arbeiterräte verlangt. Das bedingt aber nicht die Ordnung, sondern die Unordnung. Bedingt nicht die gesetzmäßige Regierung, sondern die Diktatur. Mit ihr aber verhandeln die Gegner nicht, wie ja Admiral Beatty bereits beim Empfang des Admirals Meurer bekundet hat. Durch sie erhalten wir auch keinen Frieden. Aber, so sagt man bei uns beschwichtigend: die Entente kann doch den Bolschewismus nicht in Deutschland wünschen, weil er sonst auf sie übergehe. Auch diese Beruhigungspille vermag keine Wirkung auszuüben: zum Sieger kommt keine revolutionäre Welle; zudem: der Brite und Franzose ist Nationalist, und er weiß die politischen und wirtschaftlichen Vorteile des Sieges zu schätzen für jeden Arbeiter. Der Brite und der Franzose wirft nicht wie der Deutsche die Waffe nach vierjährigem Kampfe fort und sagt wie ein erbostes Kind: Es ist meinem Vater ganz recht, wenn mir die Finger erfrieren. Er hält aus und noch mehr: er weidet sich an dem Bilde, wie wir im Staube sitzen und die Füße der Feinde küssen. Er gönnt uns auch das Gift des Bolschewismus; denn kommt die Unordnung, dann kann er in Deutschland einmarschieren. Wollte der Feind keine Unordnung in Deutschland, keinen Bolschewismus, dann würde er heute die Lebensmittel senden, damit die Regierung Scheidemann festbleibe, und würde nicht erst Lebensmittel für die Zukunft versprechen, für eine gesetzmäßige Regierung. Sie hätten wir günstigenfalls erst zum 2. Februar, nach Scheidemann sogar erst im Frühjahr zu erwarten, im Wahrscheinlichkeitsfalle erhalten wir sie gar nicht. Herr Fehrenbach stellt ja bereits einer künftigen Reichsleitung den alten Reichstag zur Verfügung. Darum ist alles Bitten bei der Entente um günstigere Bedingungen ohne Erfolg, weil sie ja an der Ordnung bei uns gar nicht das Interesse hat, das man der Entente andichtet. Man will uns zur Verzweiflung, zu den Bürgerkämpfen treiben, damit dann das Brandenburger Tor noch seinen Einzug erleben kann, aber nicht den der deutschen Truppen, sondern der feindlichen. Aber man möge versichert sein, daß dann die rote Fahne weder auf dem Brandenburger Tor hängen noch als Liebknecht-Erzeugnis auf den Straßen von Berlin verkauft werden wird. Dann wird man die Revolution zu Grabe tragen — und die Einheit des Deutschen Reiches, die schon heute durch den Terrorismus Berlins bedroht ist. Aber nach den Voraussagen der heutigen Machthaber und vor der Revolution sollte die Einheit des Reiches und des Volkes

in der Heimat, die Liebe der Völker, der Pazifismus gesichert sein. Statt dessen wird amtlich in Washington bekanntgegeben, daß Amerika in den nächsten drei Jahren 10 Überdreadnoughts, 6 Schlachtkreuzer und 140 andere Schiffe bauen werde. Statt dessen sagt soeben Lloyd George: Der Zweck des Völkerbundes sei die Verewigung der Entente.

Wäre der Kaiser noch heute im Amt, würde man drohend rufen: das sei die Strafe dafür, daß er nicht abgedankt hätte. Und nun? Wie ist es jetzt? Wessen Politik hat bankerott gemacht? Diejenige der ‚Alldeutschen‘, die vor dem Geschwätz der Pazifisten warnten, oder diejenige, die dem Volke Luftschlösser baute und uns in Revolution und Schande jagte, weil dann nach der Läuterung und nach dem Bekenntnis der Schuld die ‚große Zeit‘ komme, die Herr Harden, der Prophet, uns kündete? Ist auch heute das Volk von den Gasbomben der Revolution noch betäubt, aber das Erwachen wird kommen, anders als die es sich vorstellen, die heute nach dem Staatsgerichtshofe für die Stützen des alten Systems schreien.“

* * *

Welchen moralischen, politischen oder materiellen Vorteil kann es uns wohl einbringen, wenn die Befreier von heute die Machthaber von gestern mit Ausdrücken wie „fluchbeladen“ und dergleichen vor dem Auslande bloßstellen? Können solche Entgleisungen unser Ansehen in der Welt etwa fördern?

„Wo es sich um sozialdemokratische Beurteilung handelt,“ meinen die „Leipziger Neuesten Nachrichten“, „wird man unterscheiden müssen zwischen der Herrschaft Wilhelms II. und der Hohenzollern im ganzen. Wilhelm II. ist in der Beurteilung der Sozialdemokratie keineswegs immer so zurückhaltend oder so gerecht gewesen, wie es für einen über den Parteien stehenden, konstitutionellen Herrscher wünschenswert gewesen wäre. Man kann darum auch von der Sozialdemokratie nicht wohl verlangen, daß sie dem gestürzten Gegner gegenüber jedes Wort auf die Wagschale unparteiischer Gerechtigkeit legt. Gegenüber dem halbtausendjährigen Wirken des Hohenzollernhauses aber kann man wohl etwas mehr geschichtliches Verständnis verlangen, als sich in dem Beiwort ‚fluchbeladen‘ summarisch zusammenfaßt, und das namentlich in einer Kundgebung, die ‚an die Völker‘ der Entente und nicht etwa nur an ihre sozialistischen Parteien gerichtet ist. Denn über die Verdienste, die sich drei große Hohenzollern um Deutschland nicht nur, sondern auch um die Freiheit Europas, von der weltlichen Herrschaft der Kirche und ihrer bourbonischen und habsburgischen Vorkämpfer, erworben haben, ist man im gebildeten Auslande nicht ununterrichtet.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, hat im Kampfe gegen den Imperialismus Ludwigs XIV. in erster Reihe gestanden und bei den Vorbereitungen zum Sturze der Stuarts durch Wilhelm III. von Oranien keine kleine Rolle gespielt. Friedrich Wilhelm I. war nicht nur ein Drillmeister mit dem Rohrstock, sondern auch ein Volkswirt von vorbildlich weitem Blick, der unter anderem, um niemand einen Vorwand zur Drückebergerei in Steuersachen zu lassen, für sich und seinen Haushalt die Akzise aus seiner Tasche bezahlte. Hätten unsere 22 abgedankten Landesväter stets ähnliche Gesinnungen gehabt, vielleicht säßen sie

noch auf ihren Thronen. Über Friedrich II. endlich, für den uns Deutschen Thomas Carlyle erst das Verständnis eröffnet hat, genügt es, auf das Wort zu verweisen, das unser größter Dichter auf ihn geprägt hat: ‚Die Reichen haben viel Advokaten, die Armen aber nur einen, und das bin ich.' Daß die großen Hohenzollern des 17. und 18. Jahrhunderts sich und ihren Staat nicht in die Formen der sozialistischen oder kommunistischen Republik eingeordnet haben, kann ihnen nur verübeln, wer jeglichen geschichtlichen Sinnes bar ist. Die Staatsform jener Zeit war der aufgeklärte Absolutismus, und wer sie mit so viel humanem und sozialem Geist erfüllt hat, wie die tüchtigsten Hohenzollern, der hat Anspruch auf die Achtung auch derer, die unter anderen Zeitumständen in anderen Staatsformen das Beste der Völker suchen. Von den Verdiensten um die deutsche Staatseinheit gar nicht erst zu reden. Auch Friedrichs II. Heldenkampf gegen halb Europa gehört in die Vorgeschichte der deutschen Republik von heute.

Vor allem glaube man nur nicht, in England mit der Herabsetzung der gestürzten Machthaber von gestern Geschäfte machen zu können. Der Engländer hat, in bezug auf das eigene Land zum mindesten, jenen historischen Sinn, der der Sozialdemokratie im besonderen und dem Deutschen im allgemeinen so vielfach abgeht. Vor Westminster Hall, die dem Londoner Parlamentsbau vorgelagert ist, steht ein Standbild Oliver Cromwells, der den entthronten Karl I. aufs Schafott schickte. Das hindert nicht, daß an einem der belebtesten Plätze Londons auch ein Standbild Karls I. steht. Und obwohl für den Engländer Cromwell die notwendige Revolution und Karl I. die gemeinschädliche Reaktion verkörpert, hat in den geschichtlichen Gemälden, die das Innere des Parlamentsbaus schmücken, auch Karl I. seinen ehrenvollen Platz. Wenn die M.P. sich ins Unterhaus begeben, können sie vorher die Darstellung betrachten, wie Karl zu Nottingham sein Banner aufpflanzt, um die Kavaliers zum Kampfe gegen das Parlamentsheer zu sammeln, und zwar eine Darstellung, die von Verächtlichmachung das genaue Gegenteil ist, Für den Engländer gehört eben auch die Macht von gestern, die überwunden werden mußte, um zum Fortschritt von heute zu gelangen, mit ins Pantheon der Landesgeschichte. Und so zügellos die englische Presse im Kriege gegen die Hohenzollern getobt hat, als gegen die gefährlichsten Feinde englischer Weltherrschaft, so wenig wird der Engländer es in seinem innersten Herzen zu würdigen wissen, wenn von deutschen Händen dem gestürzten Herrscherhause Steine nachgeworfen werden, um der schönen Augen des Auslandes willen. Er wird dergleichen vielmehr achselzuckend auf Rechnung der unausrottbaren deutschen Bedientenhaftigkeit setzen."

Nein, mit solchen Emporkömmlingssitten, die nur den Mangel an nationalpolitischer Kinderstube beweisen, macht man weder moralische Eroberungen, noch erschmeichelt man sich auch nur ein huldvoll herablassendes Lächeln. Man bringt sich nur um den letzten Rest von Achtung, wenn von einer solchen überhaupt noch die Rede sein kann ...





Die Polen

Unmittelbar nach der deutschen Revolution haben die Polen des preußischen Gebietes ihre Vorstöße begonnen. Dieser Kampf, den die Polen ihrer Anlage gemäß heimtückisch, in Banden, mit Überraschungsmanövern geführt haben, wird einst als eines der dunkelsten Kapitel des großen Zersetzungsprozesses in der Geschichte verzeichnet werden müssen. Schon die Art, wie der sonst hochverdiente Generalgouverneur v. Beseler mit sich umspringen ließ, war geeignet, den Übermut der edlen Polen aufs höchste zu steigern. Die Arbeiter- und Soldatenräte, die sich nach dem deutschen Umsturz in Posen auftaten, blieben, bis auf wenige, in Wirklichkeit ohne jede Autorität. So konnte sich das schmachvolle Schauspiel abrollen, daß etwa 20000 deutsche Soldaten und Beamte sich fast kampflos in die Gewalt der Polen gaben, die nur auf das Signal gewartet hatten, um über deutsches Eigentum raubend, plündernd und schändend herzufallen. Am 14. November war die Stadt Posen in polnischer Gewalt, und bald folgten die Mittelpunkte der Provinz. Überall haben die deutschen Soldaten in kopfloser Weise ihre Waffen abgegeben, und alle Akten des Kreischefs und alle Kassen wurden mit Beschlag belegt. Alle Magazine der deutschen Heeresverwaltung, alle Munitionslager, alle Vorräte haben die Polen auf diese hinterlistige Weise an sich gerissen. Das auf viele Millionen zu bewertende deutsche rollende Eisenbahnmaterial ist von den Polen beschlagnahmt worden, desgleichen sämtliche Autos und sämtliche Dampfer, Schiffe und Kähne.

So schwer uns diese Verluste im Augenblick treffen, sie bedeuten nichts gegenüber dem Schaden, der unserem Wirtschaftsleben entstehen würde, wenn Posen, womöglich noch Teile Ost- und Westpreußens und Oberschlesiens, an die Polen verloren gingen. Es braucht nur an die für unsere Versorgung unentbehrliche Getreide- und Kartoffelernte, sowie an die Salzlager der Provinz Posen, an die Kohlenbergwerke und Hütten Oberschlesiens, an die Wälder Ostpreußens erinnert zu werden, um die ganze Größe des drohenden Verlustes in das rechte Licht zu rücken. Der Zweck des polnischen Überfalls liegt klar zutage: die Lösung der Provinz von Deutschland und ihre Angliederung an Kongreßpolen soll schon jetzt vorbereitet, für die Friedenskonferenz soll eine vollendete Tatsache geschaffen werden. Achtmalhunderttausend Deutsche wären damit ihres Selbstbestimmungsrechtes beraubt! Nicht Verhandlungen mit den Polen, sondern nur gutgeführte kriegstüchtige Soldaten können diese für unsere Zukunft, für unsere schon schwer genug bedrohte Ernährung geradezu katastrophale Wendung vielleicht noch im letzten Augenblick verhüten.

*

„Erbärmlicher Boche!“

Mit ätzendem Hohn und Spott, berichtet die „Kreuzztg.“, überschüttet die französische Presse aller bürgerlichen Parteien, bis weit in die Reihen der äußersten Linken hinein, den Umschwung in Deutschland, den Abfall vom Kaisertum und die Liebedienerei, das Kriechen vor dem Feinde von gestern. Im „Éclair“ schreibt z. B. René Wertheimer, dessen Name, nebenbei be-

merkt, gewiß nicht echt französisch klingt, in einem Aufsatze, der die trotz langer anfänglicher Niederlagen niemals entmutigte französische Nation mit der deutschen vergleicht, wörtlich folgendes:

„Als Ende August 1914 der Feind auf unserem Boden eingedrungen war und die Gefahr völliger Vernichtung plötzlich schreckensvoll ihr Haupt vor uns erhob, stand Frankreich mit einem Schlage auf wie ein einziger Mann, bewundernswürdig anzusehen und gleichgültig gegen alles andere als den äußersten Widerstand ...

Dagegen der ‚Boche'! ...

Nachdem er sich gut geschlagen hatte, sieht er jetzt, nach vier Jahren Sieg und Beute, daß er die Partie verloren hat, und nun läßt er alles im Stich, streckt die Waffen und macht Revolution. In der Stunde, da ihm die Invasion droht, setzt er sich nicht etwa, obwohl er doch unser Beispiel vor Augen hatte, verzweifelt zur Wehr ... nein, er entscheidet sich, wie ein Mann, für die Schmach und die Schande. In diesem Augenblick, da auf alles, was einst das Deutsche Reich war, der Schatten der Entehrung sich herabsenkt, hören wir, daß die Lobredner der eigenen Niederlage mit Beifall überschüttet werden und Freude und Aufruhr sich in ihren Städten um die Herrschaft streiten. Und dabei haben sie an der Front noch Tausende der Ihrigen, die leiden und an der Straße ihres Rückzuges sterben ...“

Und der Artikel schließt voll Verachtung mit dem Ausruf: „Sale boche!“ — „Erbärmlicher Boche!“

... Allen zur Beachtung empfohlen, die es angeht.

*

Das Selbstbestimmungsrecht — „eine Phrase“

Leonhard Adelt, der im Auftrage des „Berliner Tageblattes“ eine Reise durch Böhmen unternommen hat, berichtet über seine Eindrücke und Erlebnisse u. a.:

Was sich zeigt, sind tschechische Legionäre, die in Lobositz das Gepäck der Reisenden im Auftrage des Narodni Vybor durchsuchen und ausplündern, wobei auch manches private Stück als angeblich ärarisch mitgeht. Die Reisenden protestieren, es kommt zu einem erregten Auftritt. Der tschechische Leutnant, der die Patrouille führt, erklärt rund heraus: „Es gibt kein Deutschböhmen, es gibt nur einen tschechischen Staat!“ In Eger hat tschechisches Militär den Flugplatz überfallen, den deutschen Nationalausschuß der Stadt bedroht und ist mit der Beute, die Millionenwert hat, nach Pilsen davongefahren. Ähnliche Gewalttaten geschehen in ganz Böhmen.

Ich bin ohne Vorurteil ins Land gekommen und habe an den guten Willen des jungen tschechischen Staates geglaubt. Aber es scheint, daß kein Volk aus seiner Geschichte lernt. Die Tschechen, die sich so lange unterdrückt gefühlt haben und befreit die Deutschen im Land ihrer nationalen Gleichberechtigung versicherten, wenden sich nun mit brutaler Gewalt gegen sie, weil sich Deutschböhmen nicht zu ihnen bekennt. Sie haben im Süden Ungarn gegenüber das Recht der historischen Grenze schroff verneint, im Norden aber fordern sie es für sich, weil es die einzige Rechtfertigung für die gewaltsame Annexion Deutschböhmens wäre. Das Selbstbestimmungsrecht, dem sie ihre nationale Existenz und die Unterstützung der Entente verdanken, ist mit einmal eine Phrase. Ein Mitglied des Narodni Vybor hat es dem sozialistischen Abgeordneten Seliger, der zu gütlicher Verhandlung nach Prag gekommen war, wörtlich ins Gesicht gesagt: „Das Selbstbestimmungsrecht ist eine Phrase, jetzt entscheidet nur Gewalt!“

*

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht ...

Aus Dorpat schreibt Professor Georg Buch im roten „Tag“. Aus Dorpat! Der Pflanzstätte und Hochburg deutschen Geistes im Osten! „Mitten in der Stadt auf einem Berg mit Bastionen liegt das alte Gemäuer des gotischen Domes. In den vielen Kämpfen, die in Mittelalter und Neuzeit über diese Bischofsstadt hingegangen sind, ist er zu Schaden gekommen. Wuchtige Reste,

von Krähen umflogen, ragen in die blaue Herbstluft. An den Dom schließen sich parkartige Anlagen; hier und da tritt man beim Spazierengehen hinaus auf die Plattform einer ehemaligen Bastion und schaut über die Stadt, die ins Tal des Embach fällt und jenseits des silbernen Flußbandes wieder bergan steigt, allenthalben gebettet in herbstliches Laub...

Über die Psychologie der Balten ist von anderen geschrieben worden. Sie bewegt sich auf einem breiten soliden Gesichtsfeld; sie haben sich Zeit gelassen für geistige Dinge und sind ausgesprochenermaßen die Intelligenz des Landes; das gab ihnen die Führerstellung, gab ihnen die Scheidung von der Altbevölkerung der Esten und Letten und verschaffte ihnen auch die gelegentliche Bevorzugung wie die systematische Peinigung durch die russische Regierung. Der Grundzug ihres Wesens ist das starke Deutschtum in ihren Herzen, die bewundernde Liebe zum großen Reich der Stammesbrüder. Allerorten wurden wir mit lebhafter Herzlichkeit begrüßt. Der Glaube an Deutschland und seine politische Mission war tief und stark hingebend. Russische Willkür und bolschewistische Zügellosigkeit hatten sie über sich ergehen lassen, und nun halten sie ihre ganze Sache auf das Deutsche Reich gestellt, hatten ihr Schicksal endlich im Gefühl glückseliger Geborgenheit in die Hände des großen Mutterstaates gelegt; ihre Vorstellung von deutscher Machtvollkommenheit kannte keine Grenzen.

Im Zeichen sieghaften Deutschtums öffnete die alte Universität ihre Tore. ‚Deutsche Worte hör' ich wieder —' sang die Schar der Teilnehmer beim Festakt in der Aula...

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht... Wie ein schweres blindes Verhängnis geht es durch die deutschen Lande und zertritt Leben und junge Hoffnungen. Soll es Wahrheit werden? Sollen deutsche Größe und deutscher Stolz endgültig zerbrochen sein? Bange zittert die Frage in denen, die ihre Sache auf uns gestellt haben. Werdet ihr uns im Stich lassen? Werdet ihr euch verbieten lassen, uns zu behalten? Es kann vorkommen, daß man hier von ganz fremden Menschen auf der Straße angesprochen und befragt wird; von ratlosen, hilfesuchenden Menschen. Und was soll man dann antworten? Soll man sagen, daß das deutsche Volk nicht mehr Bescheid weiß, was es tun soll, und daß es nicht mehr über das Schicksal seiner Brüder zu befinden hat? ..."

*

Der entscheidende Grund

Wenn es zu einem so schmählichen Ende gekommen ist, so war der entscheidende Grund dafür, daß die **innere Front** zusammengebrochen ist. Die „Frankfurter Zeitung" glaubt freilich die Verantwortung für den Waffenstillstand und damit auch für die Internierung der deutschen Flotte der Obersten Heeresleitung zuschreiben zu können. Sie hätte den Waffenstillstand dringend verlangt und die Regierung des Prinzen Max — sozusagen — gezwungen, ihn abzuschließen. „Mit Verlaub," erwidert treffend die „Kreuzzeitung", — „die Oberste Heeresleitung hat allerdings in einem Augenblick, in dem ihr die Lage an der Front kritisch erschien, die **Einleitung** von Waffenstillstandsverhandlungen verlangt. **Aber schon als die erste Antwort Wilsons mit ihrem Verlangen der Räumung der besetzten Gebiete eintraf, war die Regierung des Prinzen Max dahin aufgeklärt worden, daß die Kampflage den Abschluß des Waffenstillstandes nicht mehr erfordere. Trotzdem** setzte die Regierung die Verhandlungen fort, **obwohl** jede neue Antwort noch **deutlicher** als die erste erkennen ließ, **welche** Bedingungen wir zu erwarten haben würden. Generalfeldmarschall v. Hindenburg hat in dieser Zeit an den **Prinzen Max ein Schreiben gerichtet**, in dem er **in eindringlichen Worten** bat, **nicht unsere Ehre preiszugeben**. Es heißt also **geradezu die Dinge auf den Kopf stellen**, wenn man behauptet, **dieser** Waffenstillstand sei durch unseren militärischen Zusammenbruch notwendig geworden und die Oberste Heeresleitung trage für ihn die Verantwortung. Sie würde einen **solchen** Waffenstillstand **niemals** abgeschlossen haben. Auch die konservative Reichstagsfraktion hat

verschiedentlich ihre Stimme gegen die fortgesetzte Nachgiebigkeit der Reichsregierung erhoben. In seiner Reichstagsrede vom 22. Oktober stellte sich auch Prinz Max auf den Standpunkt, daß uns keine Wahl bliebe, als mit der ganzen Kraft eines Volkes, das man zum Äußersten treibe, zur Wehr zu setzen, wenn die Feinde uns einen Gewaltfrieden auferlegen wollten. Auch er, so müßte man danach annehmen, würde diesen Waffenstillstand nicht geschlossen haben, wenn er sich nicht der schwer begreiflichen Täuschung hingegeben hätte, daß ihm ein anderer als ein Gewaltfrieden folgen könne."

*

Der englische und der deutsche Geist

Im „Tag" vergleicht Professor Rein-Jena den deutschen Geist mit dem englischen Geiste, um die erdrückende reale Überlegenheit des englischen festzustellen. Der deutsche Geist ist vornehmlich wegen seines eingeborenen metaphysischen Hanges, wegen seines Über-Idealismus dem einheitlich geschlossenen englischen nicht gewachsen. Der englische Geist mit seinem Eroberungswillen beherrscht nicht nur die staatsmännischen Kreise, sondern umfaßt das gesamte Volk in allen seinen Schichten, die Kaufleute und Reeder, die Gewerbetreibenden und Arbeiter. Auch durch die gelehrten Kreise weht, wenn auch in sanfteren Formen, der imperialistische Höhenflug des englischen Geistes. Die Jugend atmet ihn von Kindheit an in sich ein und fühlt sich glücklich und stolz, einem solchen Weltvolk anzugehören, ihm zu dienen, an der Ausbreitung seiner Macht teilzunehmen. Das genaue Gegenteil hierzu bildet der deutsche Geist:

Nach außen hin ist er bescheiden; nach innen sucht er in immer neuen Anstürmen das Beisichselbstsein zu schauen und in die Tiefen zu dringen, von denen aus sich ein Blick in die unendlichen Fäden eröffnet, an denen das Weltall hängt. Dieser metaphysische Drang, der in Schelling und Hegel Triumphe feierte, ist noch lange nicht erstorben. Er zieht immer wieder den deutschen Geist von der Realität der Dinge weg in eine Idealität der Erscheinungen, von der aus keine Brücke zur Wirklichkeit des Lebens führt. Diesem metaphysischen Zug folgen Sozialisten und Pazifisten in gleicher Weise, wenn auch in abweichenden Formen. Deshalb hassen sie die „Alldeutschen" mehr als unsere Feinde, die uns ans Leben wollen. Sie warnen unsere Volksgenossen eindringlich, ja nicht dem Haß gegen England nachzugeben, aber ihre Augen fangen alsbald an, von Haß zu glühen, sobald der Name „Alldeutsch" fällt. Und doch sind die Alldeutschen nur eine ganz sanfte Abart des englischen oder französischen Imperialismus. Fern von dem Gedanken einer Weltherrschaft, wollen sie, wenn ich sie recht verstehe, nichts weiter als unserem deutschen Volk die Möglichkeit gesunden Wachstums sichern, Luft und Licht den heranwachsenden Generationen in ausreichendem Maß gewähren. Aber das ist der unbegreiflichen Weichheit, die am deutschen Wesen haftet, schon zu viel. Die Menschheit umarmend, erscheint manchem Deutschen die leiseste Betonung des Volkstums schon als eine Sünde gegen den heiligen Geist. In grenzenloser Bescheidenheit will der fügsame Deutsche dem Engländer lieber den Steigbügel halten, als in den Geruch irgendwelcher nationalen Begehrlichkeit kommen.

*

Einige bescheidene Anfragen

In Ungarn hat der Ministerrat beschlossen, daß im amtlichen Verkehr die Mitglieder des Kabinetts nicht mit „Exzellenz", sondern nur mit „Herr Minister" angesprochen werden. Ob die neuen Staatssekretäre der deutschen Republik ebenfalls auf den herkömmlichen Exzellenztitel verzichtet haben?

Die deutschen Reichsstaatssekretäre erhielten bisher ein Jahresgehalt von 50000 ℳ, einschließlich 15000 Mark Repräsentationsgelder. Vordem wurde wiederholt an dieser Stelle den deutschen Staatssekretären nahegelegt, auf die Repräsentationsgelder zugunsten der Kriegshilfe zu verzichten, da sie

seit Kriegsbeginn so gut wie keinen Aufwand für Repräsentation zu machen hatten. Leider blieb diese Anregung ohne jeden Erfolg. Sollten vielleicht die neuen Staatssekretäre der deutschen Republik zu der Einsicht kommen, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen notwendig ist, auf Einnahmen zu verzichten, die sich nicht begründen lassen, zunächst auf die Repräsentationsgelder, die sie beziehen, ohne irgendwelche Kosten für die Repräsentation aufwenden zu müssen?

*

Der Kaiser und Elsaß-Lothringen

Wie unsäglich traurig ist das alles gekommen, und wie anders hätte es sein können! Mit welchen Gefühlen lesen wir, was der „Kölnischen Volkszeitung“ aus den — nun nicht mehr deutschen — Reichslanden geschrieben wird:

In Elsaß-Lothringen besaß der Kaiser auch im Volke, namentlich in der ersten Zeit seiner Regierung, viele und aufrichtige Sympathien. Bürger, Bauern und Arbeiter hatten ihn gern und erblickten in ihm nicht bloß den obersten Vertreter des Reiches und die Verkörperung des Reichsgedankens, sondern sie fühlten auch eine Art persönlichen Verhältnisses zum Kaiser, den sie als Landesherrn achteten und liebten. Diese guten Beziehungen wurden im Laufe der Jahre mehr und mehr gelockert, nicht ohne die Schuld des Kaisers und seiner Regierung.

Wilhelm II. betrachtete und gab sich in Elsaß-Lothringen nur als Soldatenkaiser. Jahrelang zog er bei seinen Besuchen in Straßburg und in Metz einen starken militärischen Kordon um sich und sperrte seine Person gegen die einheimische Bevölkerung ab. Von den Bahnhöfen bis zum Absteigequartier des Kaisers bildete das Militär oft mehrere Glieder tief Spalier, für das Volk und die Jugend war zur Begrüßung des Kaisers kaum noch Platz, und wie zum Hohn auf diese militaristischen Maßnahmen, die sich fast jedes Jahr wiederholten, spielten die Musikkapellen dabei die Melodie zu den Worten: „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns, gründen den Herrscherthron wie Fels im Meer!“ Nie war eine deutsche Stadt beim Besuche des Kaiserpaares so reich und schön geschmückt wie Straßburg im August 1908. Und doch fand der Kaiser nicht dauernd den Weg zum Herzen des elsaß-lothringischen Volkes, weil nun einmal Besuche im rasch dahinsausenden Auto, während die Bevölkerung, namentlich auf dem Lande, stundenlang zum Empfang des Kaisers aufgestellt war, in einem neuerworbenen Gebiete keine tief wurzelnden Sympathien im Volke sich schaffen können.

An der Person des **Kronprinzen** gingen auch die Kaisertreuen in Elsaß-Lothringen stets gleichgültig vorüber. Er machte hier, wo er doch künftiger Landesherr sein wollte, auch nicht einmal den Versuch, sich Sympathien zu erwerben, und darum läßt sein Schicksal kalt.

*

Die „Schuldigen“

Zum Gedächtnis“ schreibt die „Wahrheit“: „Die radikalen Organe der Linken plädieren eifrig für eine Bestrafung der sog. ‚**Schuldigen**‘. Sie nennen dabei viele Namen, die sie alle in der nächsten Umgebung **Kaiser Wilhelms** suchen. Nicht genannt werden Männer wie **Ballin**, **Rathenau**, **Friedländer-Fould**, **James Simon** und **andere dieser Art**, trotzdem doch alle Welt weiß, daß nach ihren Ratschlägen die Minister- und Botschafterposten besetzt und alle wichtigen Staatsangelegenheiten gelenkt wurden. Man darf sich seine eigenen Gedanken darüber machen, daß man heute für den unglücklichen Ausgang diejenigen verantwortlich zu machen sucht, deren Rat grundsätzlich **mißachtet** wurde.“

*

Der bayrische Trotzki

Nach der ersten Übertölpelung erheben sich in Bayern von allen Seiten Stimmen gegen die „fremden Elemente“, die jetzt dort herrschen. Das Münchener Zentrumsblatt, der „Bayer. Kurier“, teilt mit, daß in einer liberalen Ausschußsitzung Dr. Müller-Meiningen mit der Faust auf den

Tisch geschlagen und geschrien habe: „Von dem galizischen Juden Kurt Eisner lassen wir uns nicht regieren!“ Der jungliberale Abg. Kohl habe dem Dr. Müller-Meiningen zugestimmt. Schon vorher hatte der Mehrheitssozialist Schöneck in der Versammlung der christlichen Arbeiterschaft Münchens die Abstammung Eisners beanstandet und erklärt, in einem christlichen Staat wie Bayern könne kein Jude an der Spitze stehen.

*

Spartakus marschiert

Als Liebknecht — wie mag er sich in dieser knalligen Sensationsrolle gefühlt haben — die rote Fahne auf dem Berliner Schloß hißte und ein Hoch auf die deutsche Republik ausbrachte, rief einer seiner Anhänger: „Es lebe Karl Liebknecht, ihr erster Präsident!“ Worauf dann Liebknecht erwiderte: „So weit sind wir noch nicht.“

Das war am 9. November. Inzwischen sind wir zwar noch immer nicht — so weit, aber es wäre grundfalsch, eine Ära Liebknecht für ein Ding der Unmöglichkeit zu halten. Die Spartakusleute, die unter dem Zepter des krankhaft ehrgeizigen Liebknecht das Himmelreich des Bolschewismus nach russischem Urbild in Deutschland errichten wollen, legen sich das nagelneue Ideal der republikanischen Freiheit auf ihre Art aus, indem sie die Wahrheit kaltblütig terrorisieren, dagegen über Verletzung der heiligsten Rechte der Revolution zetern, wenn die Mehrheit sich gegen solche Eingriffe auch nur schüchtern zu sträuben sucht. Das Geheimnis der Wechselbeziehungen zwischen unabhängigen Sozialisten und Spartakusleuten, das der „Vorwärts“ schon vor der Revolution vergebens zu lüften sich abmühte, ist heute noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wer bürgt dafür, ob nicht, nachdem gemeinsames Handeln sich doch als zu schwach erwiesen hatte, um den ordnungsgemäßen Verlauf der Revolution zu stören, nunmehr mit verteilten Rollen weitergearbeitet wird, bis — wir so weit sind? Wie dem auch sei, fest steht, daß der Spartakusbund, dem die „Hohenzollern“sozialisten verhaßter sind als das Bürgertum, die provokatorisch die Unabhängigen Verräter, Herrn Haase einen Abtrünnigen nennen, allmählich zum Sammelbecken geworden ist für alles, was nichts mehr zu verlieren hat und darum vor nichts zurückzuschrecken braucht. Kurz, ein Hort Catilinarischer Existenzen. Der bei Sekt, Austern und Weibern erteilte Unterricht in der russischen Botschaft, über die eine arglose Regierung schirmend die Hände hielt, zeitigt jetzt praktische Früchte. Es lag schon eine ganz artige Routine in der Art, wie die „Roten Fahnen“ oder die „Internationale“ gegründet wurden. Bei der Überrumpelung des „Berl. Lokalanzeigers“ hat ein gerade aus Tegel entlassener Sträfling hauptsächlich „das Ding gedreht“. In Düsseldorf zog ein Spartakustrupp vor des Bürgermeisters Haus, als alles vor den Toren auf die heimkehrenden Feldgrauen wartete, und forderte 200 Mark auf den Kopf. In einer Berliner Versammlung fanden sich unter der wirkungsvollen Regie der Spartakusgruppe Arbeitslose und Deserteure zusammen. Bestrafung wegen Teilnahme an früheren Umsturzbewegungen oder Fahnenflucht galten als Empfehlung für die Delegiertenwahl zum A.- und S.-Rat.

Trotz dieser nur zu durchsichtigen Entwicklung der Dinge hat die neue Regierung sich doch nicht abhalten lassen, durch eine Amnestie die Freilassung selbst der Schwerverbrecher zu verfügen. Sie finden den Boden für die Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit wohl vorbereitet. Nur wenn sie sich in einem bestimmten Zeitraum erneut gegen die notwendigen Sicherungen der sozialen Gemeinschaft vergehen, sollen sie wieder zur Strafe herangezogen werden. Man möchte hinzufügen: Vorausgesetzt, daß diejenigen, die ihnen heute die Freiheit schenken, alsdann noch in der Lage sein werden, sie wieder hinter Schloß und Riegel zu bringen. Nämlich weil wir dann vielleicht „schon so weit sind“.

Kein Zweifel: Spartakus marschiert. Diesen Unentwegten und Fanatikern ist die Nationalversammlung mit Ruhe, Ordnung und Sicherheit im Gefolge ein Greuel

ohnegleichen. Nur im Chaos gedeiht das Geschäft derer, die den Namen des Sklaven Spartakus auf ihrem Banner führen, ohne vielleicht zu wissen, daß wenn nomen auch in diesem Falle omen bedeutet, ihr wahnwitziges Unternehmen dem Untergang geweiht wäre. Denn Spartakus fiel und mit ihm sechzigtausend der Seinen als sinnlose Opfer.

*

Scham, wo ist dein Erröten?

Maximilian Harden hat es erreicht. Nachdem er schon geraume Zeit eine auffallende Rührigkeit an den Tag gelegt hat, um durch boshafte Witze auf Wilhelm II. die Gunst des Pöbels zu gewinnen, ist an einem seiner letzten Vortragsabende durch seine „Gemeinde" eine Resolution an die Reichsregierung gerichtet worden, des Inhalts, daß Harden als Vertreter des deutschen Volkes an den Friedenstisch gesandt werden soll:

„Harden gehört zu den wenigen Deutschen, deren Wirken vor und in dem Kriege gerade auch das Ausland anerkannt hat. Vor allem ist er der Mann, mit Wilson zu verhandeln; denn schon vor zwei Jahren hat der Senat in Washington mehrere Aufsätze Hardens um ihrer Gerechtigkeit und Einsicht willen feierlich den Staatsakten Amerikas einverleibt.

Darum fordern wir 3000 freie deutsche Männer und Frauen aller Stände die Reichsregierung auf, diesen deutschen Politiker um seiner Kenntnis Europas, um seiner Warnungen, vor allem um seines Rufes in Amerika willen, zur aktiven Teilnahme an den Friedensverhandlungen einzuladen."

Dieses Vertrauensvotum, das ein ebenso sensationslüsternes wie zahlungskräftiges Tauentzienstraßen-Publikum Herrn Harden widmet, verdient auch, den Akten dieser schmachvollen Zeit einverleibt zu werden. Freilich, das haben die um Berlin WW längst heraus, kein übertriebenes Stammesbewußtsein würde den Mann beschweren, wenn er in der ihm eigenen Pose eines süßlichen alten Jünglings, den Frack auf Taille geschnitten, eine Narzisse im Knopfloch, als deutscher Unterhändler auf berückenden Lackschuhen zum Friedenstisch schweben würde. Lord Northcliffe dürfte ihm die biedere Rechte schütteln, Clemenceau ihm auf die Schulter klopfen und Sonnino ihn gönnerhaft beim Arm nehmen, ja sie dürften es, ohne die Würde ihrer Nationen zu verletzen. Denn Herr Harden, der jahrelang mit seinen Beziehungen zu dem Schöpfer des alten Reiches kokettierte, hat wirklich ein Anrecht auf den Dank der Entente, deren Sache er mit heißem Bemühen gefördert hat. Und wenn es auch eine Zeit gab, wo er nicht laut genug sein „Treu zu Österreich" verkünden konnte, — alle kompromittierenden nationalen Anwandlungen sind reichlich wettgemacht durch die zügellose Propaganda, die dieser fremdblütige Politiker während des Weltkrieges gegen das Land betrieben hat, in dem er zu Reichtum und Wohlstand gelangt ist.

„Scham, wo ist dein Erröten?" hat er selbst mit dem pathetischen Augenaufschlag des Schmierenkomödianten über die gerufen, die sich gar zu eilig an die Krippen der jungen Republik drängten. Herr Harden hätte Veranlassung gehabt, diese Frage an seine eigene Person zu richten.

*

Prämiierung der Fahnenflüchtigen

Man glaubt, in einem Tollhause zu leben! Was zuerst in den Revolutionstagen, so wird der „Deut. Volkswirtsch. Korresp." geschrieben, als schlechter Witz erzählt wurde, daß nämlich die fahnenflüchtigen Soldaten, welche sich zu vielen Tausenden in Berlin und den anderen großen Städten des Reiches herumtrieben, nicht allein straflos bleiben, sondern auch ihre Löhnung nacherhalten sollen, ist Tatsache geworden. Bei verschiedenen Ersatztruppenteilen Berlins hat die Auszahlung dieser Löhnungen bereits stattgefunden, die Fahnenflüchtigen erhalten ihren Lohn vom Tage ihrer Entfernung vom Truppenteil ab nachbezahlt und gelangen auf diese Weise in den Besitz einer größeren Summe Geldes, auf die sie nie und nimmer rechnen konnten.

Bei einem Berliner Gardeinfanterieregiment ist z. B. an einen Deserteur, welcher schon bald nach Ausbruch des Krieges seinen Truppenteil verließ und sich während der ganzen Zeit unter falschem Namen als Gelegenheitsarbeiter sein Geld verdient hat, **für volle vier Jahre** die Löhnung nachbezahlt worden.

Daß man die Fahnenflüchtigen, welche in den meisten Fällen aus Feigheit und Pflichtvergessenheit jenen Treubruch vor dem Feinde begingen, in dieser unglaublichen Weise auszeichnet, ist vor allem ein **schreiendes Unrecht gegen jene Braven, welche trotz aller seelischen und körperlichen Leiden die ganze Zeit über in Pflichttreue ausgeharrt haben und von jenen nichtswürdigen Gesellen nun gar noch verspottet werden.** Mit den erheblichen Geldmitteln, welche auf diese Weise in unrechte Hände gelangen, könnte man so manchem **treu** gedienten Soldaten seine bürgerliche Existenz wieder aufrichten.

*

Die evangelische Landeskirche Preußens

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit — nun wird vielem andern auch die Verfassung der preußischen Landeskirche nachstürzen. So traurig auch die Veranlassung ist, dieser Verfassung wird kein Einsichtiger nachweinen. Sie hat, eben weil sie eine Kollegialverfassung ist, jedes Aufkommen bedeutender Persönlichkeiten verhindert. Mit Ruhe kann das deutsche katholische Volk die Sorge für die Gestaltung seiner Kirche im neuen demokratischen Preußen seinen Bischöfen überlassen — aber welche Führer stehen an der Spitze der evangelischen Kirche? Die Gemeinden wissen nichts von ihnen, kennen ihre Namen nicht, wissen nur, daß an der Spitze Juristen stehen, die mühsam den veralteten Verwaltungsapparat bis zum heutigen Tage handhaben. Gemeinden und Geistliche können ihnen kein Vertrauen entgegenbringen. Die Synoden haben stets versagt; wer es weiß, wie ihre Zusammensetzung erfolgt, wundert sich nicht, daß der oberste Grundsatz bei jeder Tagung war: Quieta non movere. Natürlich gilt diese Behauptung nur in Rücksicht auf Verfassungsfragen.

Jetzt kommt die Trennung von Kirche und Staat. Was sind da für gewaltige Aufgaben zu lösen! Seit Jahrzehnten sind darüber viel Vorträge gehalten und viel Artikel geschrieben worden, aber geschehen ist nichts, rein gar nichts, um beim Eintritt der Katastrophe gerüstet dazustehen. Wäre es nicht wohlgetan, wenn so bald als möglich der Generalsynodalvorstand mit dem Oberkirchenrat und vor allem mit den Vertrauensmännern der Pfarrvereine aus jeder Provinz eine Tagung anhielten? Daß die ersteren beiden Instanzen mit der jetzigen preußischen Regierung verhandeln, war ja in den Zeitungen zu lesen. Aber das genügt nicht. Es muß ein Verfassungsentwurf beraten, die Kirche muß schleunigst auf eigene Füße gestellt werden. Kommen dann ruhigere Zeiten, so kann ja manches geändert und verbessert werden. Aber Eile tut not! Die Gemeinden und ihre Geistlichen müssen erfahren, woran sie sind.

*

Der Geistige Rat

Im Anschluß an den Arbeiter- und Soldatenrat konstituierte sich am 10. November im Reichstag ein „Rat der geistigen Arbeiter". Er will für „kulturelle Ideale auf dem Boden der sozialistischen Republik" wirken.

Unter dem Aufruf prangt an zweiter Stelle Siegfried Jakobsohns Name. Es war aber auch höchste, allerhöchste Zeit, daß er, gerade er, die deutsche Kultur unter seine schützenden Fittiche nahm —

Aber nun ist noch Adolf Hoffmann da, der in derselben Branche macht. Wenn diese zwei aneinandergerieten? Nicht auszudenken!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß · Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer Stuttgart



Der Turmhahn Hans Thoma

Beilage zum Türmer



XXI. Jahrg. Januar 1919 Heft 7

Seelischer Aufbau

Von Karlernst Knatz

Dem Schlagwort vom Durchhalten ist das vom Aufbau gefolgt. Möge es uns besser mit diesem glücken als mit jenem.

Hätte ein Volk in der Lage des deutschen Zeit, triebe nicht die furchtbare Forderung des Tages den einzelnen wie die Gesamtheit atemlos von der halbvollendeten Arbeit des einen Tages zu den aufgetürmten Pflichten des folgenden, so müßte der wichtigste Aufbau, der seelische, jedem anderen, dem wirtschaftlichen wie dem politischen vorangehen, weil er die Grundlage beider ist. So aber darf wenigstens nichts versäumt werden, die Heilung und Erneuerung des Volksgeistes gleichzeitig mit dem Aufbau der staatlichen Form und der wirtschaftlichen Kraft zu betreiben.

Eine Niederlage, wie sie Deutschland im Weltkriege militärisch, politisch, diplomatisch erlitten hat, ist wie ein schrecklicher Schuß, der hart am Mark der Volksseele vorbeistrich. Und da es für ein ganzes Volk nicht die Ruhe eines Krankenzimmers und kein Sanatorium gibt, so bleibt nichts übrig, als durch seelische Massage und Elektrisieren zu versuchen, was versucht werden kann. Vor allem aber, um im medizinischen Bild zu bleiben, empfiehlt sich das Verfahren neuester Seelenärzte, empfiehlt sich das Heilmittel derer um Freud, das geistige Erkrankung bekämpft, indem es die oft unbewußte Ursache erbarmungslos bis in die dunkelsten Winkel „verschütteter“ Seelenstollen verfolgt und ans schmerzhafte Licht der Selbsterkenntnis zerrt.

Diese peinliche Untersuchung beginnt mit der Frage: Haben die Deutschen überhaupt einen Nationalcharakter? Der „Temps“ und andere französische Blätter haben — nur mit Mühe gelingt es, diese Dinge unbewegten Gesichtes zu lesen — bereits erklärt, Deutschland sei „keine homogene Nation und besitze keinen einheitlichen politischen Geist“. Daraus solle die Entente ihre politischen Entschlüsse ziehen. Andere französische Blätter fügen hinzu, den Deutschen fehle die Würde und der Stolz im Unglück, die beide den Romanen wie den Angelsachsen selbstverständlich seien. Ich bin der Überzeugung, daß wir auf diese Demütigungen nichts Durchschlagendes erwidern können. Die selbstzerfleischende Art, wie in Deutschland die Schuldfrage am Kriege, wie vor den Stufen eines angstvoll und demütig verehrten Gerichtes der Entente, erörtert wird; das Verhalten auch der deutschen Bevölkerung in Elsaß-Lothringen beim Einzuge der Feinde Deutschlands; der Kampf der Parteien, der vor dem Zusammenbruch und nach dem Zusammenbruch, vor der Umwälzung und nach der Umwälzung schreiend und gehässig weiterging und -geht, die allzu irdische Gebundenheit, die in der fast völligen Verdrängung der völkischen Selbstachtung durch die leibliche Not sichtbar wird, die jämmerliche Musik unserer Friedens- und Gnadennoten, alles dies und vieles andere gibt in der Tat ein Bild, das für Deutschland als Volk und Staat tief beschämend ist.

Immerhin, wir sind ein nicht kleines Volk mit einer besonderen Sprache und rassengeschichtlich kaum stärker vermischt als etwa die Franzosen. Man sollte deshalb meinen, wir hätten auch einen Nationalcharakter. Denn wie der einzelne nicht denkbar ist, als unverkennbar geschieden von allen anderen einzelnen durch die Summe der geistigen und körperlichen Züge, die die „Persönlichkeit“ — von welcher Stärke des Grades auch immer — ausmachen, so hat auch ein jedes Volk ein gewisses Maß den einzelnen Angehörigen gemeinsamer Prägungen, für die eine Wiederholung in gleicher Mischung bei anderen Völkern nicht gefunden wird. Und wir hatten bisher auch sehr umfassende Vorstellungen von dieser „deutschen Art“. Unser Schrifttum klingt wider von ihrem Preis. Walter von der Vogelweide, Hutten, Luther, Schiller, Arndt, Uhland, Fichte, Lagarde, Treitschke und tausend andere wußten Rühmenswertes von ihr zu sagen. Wir glauben typisch deutsche Männer zu kennen: etwa Bach, Luther, Wagner, Bismarck. Schwieriger schon und die Gefahr eines allzu angreifbaren, weil zu feinteiligen Gebildes andeutend, war das Bemühen, die deutsche Art auf eine Formel ohne Hörner und Zähne zu bringen. Weder der Satz: Deutsch ist „die Mischung von Gemüt und Subjektivität“, noch Wagners Leitsatz, knapp und tönend wie ein Motiv seiner Opern: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun“, noch die geistvolle Fassung einer Frau (Gertrud Prellwitz): „Individualismus und Drang zur Weltweite — Idealismus und Wirklichkeitssinn“ erschöpfen auch nur annähernd die Frage. Gar die volkstümlichen Formeln für das Deutschtum: „Tapfer, treu und tief“ oder „stark, aufrichtig und ernst“, sind zur Zeit tiefster völkischer und staatlicher Niederlage zu erwähnen peinlich. An Tapferkeit standen uns die Franzosen im Weltkriege wohl kaum nach, die Aufrichtigkeit und Treue werden uns nicht nur von den Feinden, den Neutralen und den früheren Bundesgenossen, was zu ertragen wäre, sondern werden, was viel schlimmer ist, von einem Teil

des deutschen Volkes dem andern bestritten. Von der Stärke ist nicht gut reden, wenn sie zusammengebrochen ist; und die deutsche „Tiefe“ wird beschämend bloßgestellt durch Deutsche, die ihre Volkszugehörigkeit in der berauschenden Hoffnung auf weißes Mehl, amerikanisches Rindfleisch und australischen Speck wie ein lästiges Kleidungsstück ablegen. Es ist bitter, aber es muß erkannt werden: wenn wirklich alle die Eigenschaften, die künstlerisches Einfühlen und gelehrtes Forschen, die Volksmund und Wissenschaft zu erkennen glaubten, den Deutschen durch den Lauf ihrer Volksgeschichte eigneten, so haben sie sich der grimmig prüfenden Weißglut des Weltenzusammenpralls von 1914—18 nicht gewachsen gezeigt. Der „Individualismus“ hat uns gehindert, im wesentlichen einig und geschlossen zu sein, was auch immer geschehen mochte; der „Drang in die Weltweite“ ist uns politisch und wirtschaftlich sehr übel bekommen und hat uns, als geistige Eigenschaft, national entmannt; der „Idealismus“ war schwächer als der knurrende Magen, war mitschuldig an einer unsagbar schlechten Außenpolitik und ist, soweit seine Reste nicht unter den Trümmern der alten Ordnung begraben wurden, vorläufig in utopische Weltglücksträume der ungeschichtlichen Massen verflüchtigt, und der deutsche „Wirklichkeitssinn“ hat sich zweifellos vier Jahre lang unerhört täuschen und belügen lassen — fraglich ist nur, ob von eigenen Volksgenossen oder von einer gerissenen Mache der Feinde.

So scheint die deutsche Art, auf deren Besitz wir glaubten stolz sein zu dürfen, ein Märchen, das heute nur noch große Kinder gerne hören können. Der Glaube an uns selbst, an den Wert und die Macht unserer Art ist gerade in den Besten und Tätigsten des Volkes schwer beschädigt, in vielen hoffnungslos vernichtet. So weit ist die seelische Volkszermürbung vorgeschritten, daß bedenklich große Gruppen deutscher Menschen, verblendet teils, vielfach vielleicht auch verzweifelt, versuchen, das in Blatt und Blume kranke nationale Gefühl mit der Wurzel auszureißen oder wenigstens es aus den breiten Feldern der Volksnotwendigkeiten in die Zierbeete der Kunst und Kultur zu verweisen. Völkerfeindschaft und Rassenfeindschaft werden blindlings gleichgesetzt mit völkischem Gefühl und klar erkanntem und betontem Volkscharakter, und es wird in befremdendem Maße gerade von geistigen Deutschen verkannt: für Völker ebenso wie für den einzelnen entscheidet die Forderung über Leben und Tod, daß die Persönlichkeit, die Unverwechselbarkeit nicht im Äußeren geprägt, sondern im tiefsten Wesenskern verwurzelt sei. Die den Sinnen faßbare Frucht aus diesem wissenschaftlich unangreifbaren Nährboden ist die Sprache. Und wie die Sprache, deren Reinheit, zum Teil aus sehr bestechenden Gründen, vom deutschen Wesen immer stark gefährdet, oft preisgegeben wurde, ihre ungeheure Bedeutung für ein Volk nicht darin erschöpft, daß man Gedichte in ihr schreibt, sondern allein darin, daß sie Mittel und Träger aller Gemeinsamkeiten, der wertvollen wie der wertlosen, der geistig hohen wie der alltäglichen ist, so kann auch die Volkseigentümlichkeit nicht auf jenen Gebieten menschlichen Daseins gepflegt, auf diesen beiseite geschoben oder gar ausgelöscht werden. Ein Volk ist ganz ein Volk für sich oder es ist nichts mehr. Das deutsche Volk kann nicht im „Geistigen“ deutsch, in der Politik und in der Volkswirtschaft aber international sein wollen. Und wer ähnliche Neigung

bei anderen Völkern voraussetzt, täuscht sich oder wird getäuscht. Die Franzosen sind Franzosen, die Engländer Engländer, selbst — das ist jetzt wohl gewiß — die rassengeschichtlich gemischtstämmigen Amerikaner sind Amerikaner; und alle sind sie es restlos, bedingungslos. (Die nationale Schwäche des russischen Volkes hat ähnliche geschichtliche Wirkungen, wie die des deutschen, ist aber seelisch anders gelagert wie die unsere.) Deshalb muß der seelische Aufbau unseres Volkes mit der Erweckung des nationalen Bewußtseins begonnen werden. In diesem Bestreben werden wir in glücklichster Übereinstimmung mit der amerikanisch-englisch-russischen Weltlehre vom Selbstbestimmungsrecht der Völker sein! Hat denn, betäubt von internationaler Predigt und Prophetie in der grauenvollen Wüste des Krieges, noch niemand erkannt, daß diese Lehre ganz und gar „nationalistisch" ist? Ihre Erfinder haben zweifellos mit ihr Böses für uns gewollt. Jetzt eröffnet sich die Aussicht, daß sie gegen ihren Willen Gutes dadurch schaffen. Auch sind dauernde Völkerverständigung und Weltfrieden — wenn beide möglich sind — und nationales Bewußtsein keine Unverträglichkeiten — wie das tiefste Glück der Liebe oder Freundschaft zwischen Menschen nicht durch Aufgeben der Eigenart, sondern durch wechselseitiges Geltenlassen und durch das letzte Geheimnis errungen wird, gerade aus der Gegensätzlichkeit täglich die Einheit des Verstehens zu erzeugen. Frühere Geschlechter, deren Schicksal noch nicht so furchtbar über das ganze Rund der Erde verflochten, noch nicht zu Erdteilschicksalen zusammengeballt war, mochten nach einer nationalen Niederlage den seelischen Aufbau für gleichbedeutend halten mit dem Willen, neue Kraft zur Rache, zum Wiederquittmachen zu schöpfen. In unseren Zeiten unserem Geschlecht kann es genügen, wenn wir ein selbständiges Volk bleiben, das auf der Einheit deutschen Bodens die Einheit eines deutschen Staates bewahrt.

Nur Nationalbewußtsein kann diese Lebensbedingung eines deutschen Volkes erreichen. Nationalbewußtsein ist die Vorbedingung völkischer Persönlichkeit; und Nationalcharakter bildet sich durch die Projektion allgemein-menschlicher Tugenden und Fehler auf die verborgene und geheimnisvolle Fläche der nationalen Persönlichkeit. Welche Züge das neue Gesicht deutscher Art aufweisen wird, vermag niemand zu sagen — als Volk sind wir gerettet, wenn dieses Gesicht nur unverkennbar von den Zügen anderer Völker sich abhebt.

Sind leuchtende und bestechende Farben in dem Bilde, das wir uns bisher von dem deutschen Nationalcharakter machten, durch den politischen Zusammenbruch des Jahres 1918 erloschen oder als unecht erwiesen, — das Nationalbewußtsein kann den von gleicher Sprache und zusammenhängender Siedlung gezogenen Rahmen mit Neuem, Echtem und Schönem füllen. Wir haben an Selbstvertrauen verloren, wir werden an Land und Gut verlieren, und wir haben nicht einmal die äußeren Grenzen der Ehre vor Verletzungen bewahren können. (Und daß sich politische Gegner in Deutschland mit dem Vorwurf nationaler Würdelosigkeit bekämpfen, ist, fürchte ich, ein Beweis dafür, daß die nationale Würde des Deutschen an sich erheblich gelitten hat.) Aus solchem seelischen Zusammenbruch rettet nur eins: daß jeder einzelne und alle gemeinsam, Mann wie Weib, das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit und Einheit wecken, pflegen, schärfen

und gegen alle äußere Not unverrückbar festhalten. Ja, man kann sagen, daß, gereinigt von den Schlacken einer gröber empfindenden Zeit, die Ehre des Volkes lebt, wenn das völkische Bewußtsein, alles durchdringend, lebendig ist. Nur so wird sie aus der Faust in die Seele verpflanzt.

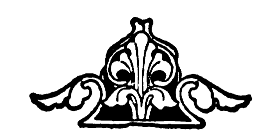
Der Grundstein, mit dem dieser seelische Aufbau des deutschen Volkes steht und fällt, ist die Wiederherstellung einer festen innerpolitischen Einheit, die in neuem staatlichen Geist und neuer Form alle Volksgenossen bei gleichem politischen Recht umschließt.



Des Turmhahns Morgenlied · Von Otto Michaeli

(Zu einer Radierung von Hans Thoma)

Schon wieder, goldne Spinne, hebt dein Riesenbauch
Sich feurig aus der Tiefe, webst aus Strahlen du
Dein Funkelnetz lichtmaschig um die Fluren rings.
Was suchst du hier? Du wähntest wohl, im Schlafe mich
Zu überraschen, wehrlos mich ins Netz zu ziehn?
Doch ich, der alte Turmhahn, war vor dir noch wach,
Seit grauer Zeit als Wächter dieser Stadt bestellt.
Und meine Mannen, folgsam meinem Führerruf,
Sind auch zur Stell', ein jeglicher an seinem Platz.
Wenn dir ein Ohr zu hören ward, vernimmst du sie,
Und hier den Ruf und dort den Ruf: Kikeriki!
Von Hof zu Hof, von Flur zu Flur, von Dorf zu Dorf
Schallt hundertstimmig Feldgeschrei: Kikeriki!
Bist, Spinne, du bei Stimme, o versuch' es doch,
Den Ruf zu übertönen! Es gelingt dir nicht.
Noch wähne du, mit deinem Golde uns die Frau'n
Und Kinder zu betören! Sie sind fromm und treu,
Uns Gatten und uns Vätern innig zugetan.
Willst herrschen du, beherrsch' den hohen Himmel du,
Denn hier auf diesem Erdenrund bin ich der Herr,
Ich Turmhahn, ich, und mein Geschlecht, Kikeriki!



Junker Ottos Romfahrt
Roman von Friedrich Huch

Der Anfang

In einem Turmzimmer der Feste Wolfstein saß der Kaplan und las seinen Virgil. Er nannte sich Magister Vulpesius und war ein Italiener.

Der Graf vom Wolfstein hatte eine Pilgerfahrt nach Rom gemacht und eine Römerin aus adeligem Geschlechte heimgeführt. Sie war in geistigen Bestrebungen aufgewachsen und wollte ihren Lehrer nicht missen. So war er aus der Sonne Italiens in den Nebel der Harzberge übergesiedelt, wo er den blauen Himmel im Hochsommer seltener sah als im römischen Dezember. Die Stelle eines Kaplans war ohnehin offen gewesen, es wurde nicht gesagt seit wie lange.

Zwei Jahre später lag die junge Edelfrau unter der Steinplatte. Ein Jahr vor ihrem Tode hatte sie einen Sohn geboren, der war nun zwanzig Jahre alt. Er hatte ihn unterrichtet wie vordem seine Mutter.

Der junge Graf Otto war außer seinem jüngeren Halbbruder Theodulf der einzige auf dem Wolfstein, der an Künsten des Friedens mehr gelernt hatte als Lesen und Schreiben. Der blonde Theodulf hatte die Wissenschaften zwar gemächlich betrieben, aber doch betrieben. Lieber als die Bücher waren freilich auch ihm sein Schwert und seine Armbrust, nicht zu vergessen der volle Humpen. Der Kaplan fühlte sich insgeheim noch immer als ein Ovidius unter den Barbaren. Nur sein Schüler Otto war ihm ans Herz gewachsen.

Es war ein schwüler Septemberabend.

Die Burg lag auf einem Vorberge. Nach Norden hin war offenes Land, Felder und Wiesen der Herrschaft Wolfstein. Die Sonne stand schon hinter den Bergen. Es wurde zu dunkel zum Lesen.

Der Alte stand auf und blickte zu den Bergen hinüber, die ihm von der kargen Sonne dieses Landes im Laufe der Jahre so viel noch entzogen hatten. Das Gebirge war ihm nie etwas anderes gewesen als getürmte Finsternis.

Nun kamen die Monate ohne Licht. Unten die Ritter schlugen den kleinen Teil der Zeit, den man nicht verschlief, mit Lärmen und Zechen tot. Er war auf seine Bücher und seinen Schüler angewiesen. Der Winter lag vor ihm wie ein graues Schweigen.

Aus dem dunkeln Wald trat eine helle Gestalt, der junge Graf Otto. War also wieder in den Wäldern umhergelaufen. Er schüttelte traurig den Kopf. Wie konnte ein Mensch von gesunden Sinnen und gar von höherer Bildung, wie konnte sein, des Magisters Vulpesius Schüler, so völlig von allen Genien verlassen sein, daß er zu seinem Vergnügen auf die Berge stieg!

Er gedachte seiner eigenen Jugend. Vanitas, omnium vanitatum vanitas! Aber auf die Berge war er denn doch nicht gestiegen ...

„Woran dachtet Ihr, lieber Magister?“ fragte der junge Mann.

Der Magister betrachtete ihn denn doch mit Wohlgefallen. Eine schlanke Gestalt, ein bartloses Gesicht, die Züge regelmäßig wie der Marmor der Antike, die Gesichtsfarbe gelblich getönt, schwarze, wellige Haare, große, leuchtende Augen. So mochte der Fernhintreffer Apollo dastehen, nur daß der Junker statt des edlen Bogens die fade neuzeitliche Armbrust führte.

Man durfte den Knaben nicht eitel machen.

„An Rom dacht' ich," sagte er, „und an die Torheit meiner Jugend. Mir war das höchste Glück des Sterblichen beschieden, ich atmete die Luft der ewigen Roma, des Hauptes der Welt. Es erschien mir aber nur wie ein Restlein Asche von der alten Herrlichkeit, da über das Forum die Stimme des göttlichen Cicero hallte. Ach und weh, was soll ich heute sagen?"

„Wir zwei treten wohl zu guter Stunde die Pilgerfahrt an", tröstete der Junker.

Näher ging er für jetzt auf das Thema nicht ein. Unzählige Winterabende hatten sie mit dem Ausmalen der Romfahrt hingebracht, und die Sehnsucht hatte sich auch ihm tief ins Herz gelegt. In der warmen Jahreszeit gab es doch auch hier so manches, das ihn freute. Er nahm von dem Gesimse einen Zinnbecher. Auf dem Tische stand ein gefüllter Wasserkrug. Er goß Wasser in den Becher und tat einen Strauß kleiner, dunkelblauer Glockenblumen hinein.

Der Alte fragte verwundert: „Was treibt Ihr für Allotria, Junker Otto?"

Der setzte sich auf die Bank, betrachtete die Blumen und sagte träumerisch: „Taten mir leid, die Blümlein. Hoch oben fand ich sie, wo einst ein Kohlenmeiler gestanden hat. Ihrer tausend und mehr. Blühten da still und einsam. Warum läßt Gott sie so holdselig erblühen, da doch niemand kommt und sich ihrer freut?"

Dem Alten war wunderlich zu Sinne. Sein Junker war anders als er und alle, die er kannte.

„Ihr seid der Blumen doch froh geworden", warf er ein.

Otto schüttelte den Kopf: „Nein, sie haben mich traurig gemacht. Möcht' wissen warum?"

Der Magister setzte sich zu ihm. Er sann. Zuletzt sagte er leise: „Eure Mutter brachte im ersten Sommer zuweilen Blumen in die Burg und setzte sie auf Simse und Tische. Blümlein wie diese und andere. Wußte sie kunstvoll nach Form und Farbe zusammenzubinden. Euer Vater sah sie nicht. Da ließ sie am Ende davon ab."

„Sie hatte wohl auch sonst wenig Freude", sagte der Junker düster.

Der Alte erwiderte wehmütig: „Sie sang zur Laute, las in Büchern und betete. Die Laute ließ sie freilich bald liegen und das Singen hörte noch eher auf."

Der Junker sagte still verbissen: „Möcht' wissen, weshalb sie ihm gefolgt ist."

„Hatt' ihn eben lieb", meinte der Alte.

Sie saßen beide und schwiegen. Es war ganz dunkel geworden. Endlich sagte der Magister, in Erinnerung versunken: „Er schritt gewaltig unter den Römern, wie ein Kriegsmann aus dem Geschlechte der Fabier, der Wölfe der alten Roma. Die Ritter des Vatikans waren spielende Knaben neben ihm. Er sprach selten und lachte nie."

„Die Jahre haben ihn nicht wortreicher und fröhlicher gemacht", sagte der Junker.

Der Alte nickte: „Er war auch damals eher zum Fürchten als zum Lieben. Aber der Frauen Liebe ist ein tiefes Wasser, niemand sieht den Grund."

Der Junker wühlte in seinem Groll: „Wollte Gott, die vom Wolfstein wären doch mindest zu fürchten. Der Vennburger hat sich losgesagt. Konnt' nicht anders kommen. Wer läßt sich wie ein Hausnarr behandeln? Nun hält noch der dicke Bemhter zu uns, daß Gott erbarm'! Wie steht's mit pro memoriam das Reichskammergericht, Herr Magister? Die Herrschaft war einem Nachbar, dem Grafen von Stapelburg, verpfändet. Der Gläubiger nahm das Recht des Fischens und Jagens in Anspruch. Das gab Händel. Nun wollte der Wolfsteiner das eben eingesetzte Reichskammergericht anrufen."

Der Alte lächelte säuerlich: „Ei, das steht nicht schlechter als der dicke Bemhter, daß Gott erbarm'! Bin kein Rechtsgelehrter, kenne die Floskeln nicht, die Curialia. Kann auch nicht mit ganzem Herzen bei der Sache sein, denn ich weiß wahrhaftig nicht, ob das Recht so klar — o horcht, Junker, Eure Brüder und ihr Troß! So treiben sie's Tag für Tag, und wollen christliche Ritter heißen!"

Eine Stimme, heiser vom Schreien und Trinken, überjohlte die anderen: „Hüpf', Jörge, hüpf'! Ausruhn darfst hernach, die ganze Ewigkeit!"

Ein brausendes Gelächter. Der Junge sprang auf und stürzte die steile Treppe hinunter.

Der Magister trat ans Fenster. Rote Fackeln. Da stießen sie den alten Jörge über die Zugbrücke. Hatten ihn also endlich gefaßt, den alten Wilddieb. Der hatte sein Schicksal verdient.

Was wollte der Junker Otto, der Zögling der Musen, unter dieser Rotte Korah? Der Magister kehrte mißmutig zu seinem Virgil zurück.

Unten standen die Brüder feindselig widereinander.

Man wußte noch nicht, was Otto wollte, nur das eine sah man, daß er den Spaß wieder irgendwie stören wollte.

Otto wußte selbst nicht, welches Weh und welcher Zorn ihm die Seele zerschnitten. Die Brüder waren im Rechte, und daß ein Gefangener nicht ohne peitschende Hohnworte ins Verlies gestoßen wurde, war Brauch.

Dennoch wußte er nur zu sagen: „Tut mit ihm, was Rechtens ist, aber das ist nicht Rechtens, daß ein armer Sünder verhöhnt wird."

Die Brüder fragten unwirsch, weshalb man zu einem Schelm nicht Schelm sagen sollte.

„Deshalb nicht, weil wir christliche Rittersleute sind", sagte Otto unzufrieden.

Er hatte ein Gefühl, als hätte er sich verrannt. Da sagte der bedächtige Theodulf: „Wenn dein Spruch lautet, weil wir Edle sind und Jörge ein Höriger, sprichst du wahr. Hol' einer den Vater, daß ein Ende wird."

Der, den dies alles am nächsten anging, ein gebückter weißhaariger Bauer, mit einer Haut wie zerschlissenes Pergament, regte sich nicht. Nur die scharfen Augen, Pupillen nicht größer als Nadelknöpfe, blickten rastlos von einem zum

andern. Nichts von allem, was vorging, bewirkte die geringste Änderung in seinen Mienen.

Der Burgherr trat vor ihn. Er war sein vollkommener Gegensatz; eine aufrechte Hünengestalt mit lang herabhängendem Doppelbart.

„Das dritte Mal, Jörge“, sagte er stirnrunzelnd. „Was hab' ich dir verkündet?“

Es dauerte lange, bis Jörge ein Wort herausbrachte. Der Burgherr wartete. Er kannte das und hatte keine Eile.

Die Antwort klang nicht leise noch ängstlich, aber mühsam, als wäre die Zunge aus Mangel an Übung steif geworden.

„Weiß nicht, gnädiger Herr Graf. Ist lange her. Das erstemal noch länger. Wurde noch vor den gnädigen Herrn Vater gebracht.“

Der Burgherr strich den Bart, ein Zeichen, daß er zur Milde geneigt war. Auch deshalb, weil ein Schütze wie dieser in der Not gute Dienste leisten konnte.

„Wohlan,“ sagte er, „es ist lange her, das hat dich sicher gemacht. Die Wahrheit will ich wissen. Bei deiner Seele Seligkeit, Jörge, es war nicht der erste Schuß unter diesem Neumond?“

Es zuckte wie Rattenschlauheit über das graue Gesicht. „Ho,“ sagte er zwinkernd, „meiner Seele Seligkeit ist wohl aufgehoben. Brauch' keinem Pfaffen zu beichten. Hab' ich ein Wild geschossen, gehört's dem von Stapelburg.“

Der Graf ballte die Faust und rief mit dröhnender Stimme: „Hinab mit ihm! Der Hund soll die Sonne nicht sehen!“

Er ging mit schweren Schritten hinein.

Theodulf sagte ernst: „Hast es vernommen, Jörge? Die Sonne geht auf zwischen der fünften und sechsten Stunde. Bringt ihn hinab, sorgt, daß es um die fünfte Stunde getan ist. Verfahrt aber säuberlich mit ihm, er schadet nicht mehr.“

Sie stießen ihn hinab. —

Der arme Sünder kauerte auf dem harten Steinboden in einer Finsternis, die auch sein adlerscharfes Auge nicht durchdrang. Das hatte nichts auf sich, er sollte vor Sonnenaufgang das ewige Licht sehen. Ohne Beichte und Absolution. Das verdankte die Welt dem Doktor Martinus, daß man ohne die Pfaffen selig werde, wenn man den rechten Glauben hatte. Den hatte er. — Eine Stunde war herum. — Noch sieben. — Er schreckte auf. — Wenn der Doktor Martinus ein Betrüger war? — Das fuhr ihm in die Glieder.

Wenn er an das Himmelstor pochte und Sankt Petrus schnaubte ihn an: „Jörge, du Narr, hast du dem Luther geglaubt, so siehe, wo du bleibst, ich öffne dir nicht!“

Der kalte Schweiß brach ihm aus.

Wenn der Doktor Martinus ein Betrüger war!

Er hörte kommen. Zwei Knechte.

Wollten sie ihn abtun wie ein Tier, ohne Beichte und Absolution?

Er schrie auf.

Die Knechte lachten: „Was heulst, Jörge? Pfeif dir ein Lied, wir bringen dazu herrschaftlich Brot und was Besseres als Wasser. Junker Theodulf schickt's, sollst dich lustig machen die letzte Nacht."

Sie steckten einen Kienspan in den Ring und ließen ihn allein.

Recht hatte der Junker Theodulf, das schwüle Wetter machte durstig.

Wein, wahrhaftig! Jörge kannte sich aus, er hatte zweimal Wein getrunken auf den beiden Hochzeiten des gnädigen Herrn. Der Junker Theodulf! Der wußte, was sich schickte.

Ohne Beichte und Absolution?

Der Jörge war nicht von gestern.

Er hämmerte an die Tür und schrie. Die Knechte kamen und fragten, ob er schon voll sei.

„Wollt ihr mich abtun wie ein Vieh?" fragte er dagegen. „Der Herr Kaplan soll kommen."

Die Knechte lachten ihn aus, allein sie besannen sich, daß sie säuberlich mit ihm umgehen sollten. Man konnte nicht wissen, was der Junker Theodulf sagen würde. Einer ging, um den Kaplan zu suchen.

Jörge blieb vergnügt bei seinem Wein. Ihm konnte nichts geschehen. War der Doktor Martinus ein Betrüger, so hatte er vorgesorgt, und sprach er die Wahrheit, so schadete es doch nicht.

Der Kaplan und Otto ergingen sich im Burghofe. Vom Saal her tönte Lachen und Jauchzen.

„Sie toben wie die Heiden", sagte der Alte. „Daß mich mein Unstern in diese Wüstenei geführt hat! Wär's nicht um Euch, morgen schnürt' ich meinen Ranzen. In Rom, Junker Otto, da vergeudet kein adeliger Herr die Stunden mit Zechen, da ergötzt er sich mit klugen und gelehrten Gesprächen. Da sitzt er nicht um diese Zeit im dumpfen Saal, wo Tafelrauch die Augen beißt. Da braucht er sich freilich auch nicht im kahlen Burghof zu ergehen, da wandeln edle Frauen und weise Männer in herrlichen Gärten, unter Palmen und Rosen, da plätschern die Brunnen — was gibt's?"

Der Knecht bestellte das Ansinnen des Verurteilten.

Der Magister sagte gemessen: „Im Dorfe rast die Pest der lutherischen Ketzerei. Dieser Jörge war einer der ersten, die abfielen. Hat ihn Reue erfaßt?"

Der Knecht grinste: „Mehrenteils Wein, Hochwürden!"

„Hinweg!" zürnte der Magister. „Gibt sich ein frommer Knecht zum Boten eines trunkenen Ketzers her?"

Der Junker sagte leise: „Er sieht die Sonne nicht aufgehen."

„Das Himmelslicht geht auch dem Schlachtvieh auf ewig unter", erwiderte der Magister kalt. „Er bekehre sich oder fahre dahin."

Der Knecht verschwand.

Der Magister wollte das Gespräch über die Wonnen Italiens fortsetzen. Der Junker hörte ihn nicht. Da kam's.

Ein langgezogenes Heulen, unten aus der Tiefe, als öffnete sich die Erde, und ein Schrei aus der ewigen Verdammnis tönte herauf.

„Hört seine arme Seele“, sagte der Junker angstvoll. „Bitt’ Euch, gebt ihr den Frieden!“

Der Magister wurde unruhig, allein er blieb dabei, mit einem Ketzer habe er nichts zu schaffen.

„Ich will mit ihm reden“, erklärte der Junker. Die Knechte leuchteten ihm die Stufen hinab. Einen Augenblick zögerte er und lauschte.

Aus dem Heulen war ein Winseln geworden. Er trat hinein.

Der Verurteilte kauerte in der Ecke. Er rührte sich nicht.

„Hast wohl Ursache zum Weinen“, sagte der Junker streng. „Ehe die Sonne aufgeht, stehst du da, wo kein Heulen und Winseln mehr frommt.“

„Der Kaplan soll kommen“, winselte der Alte.

„Wie darf er kommen, solange du ein Ketzer sein willst?“

Jörge hörte auf zu wimmern. Ein Mensch war bei ihm, er war nicht mehr allein mit seiner Angst.

„Bin ich ein Ketzer,“ sagte er hinterhaltig, „so gibt’s ihrer viel tausend in Deutschland. Ihr seid gelehrt, Junker Otto. Habt Ihr es urkundlich, daß der Doktor Luther ein Betrüger ist?“

Otto antwortete feierlich: „Auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen, spricht der Herr. Der Felsen war Petrus. Petrus war der erste der Päpste. Jörge, Jörge, es ist an der Zeit! Sorge für deine arme Seele!“

Jörge duckte sich wie vor einem Blitz aus Wetterwolken. Zog nicht schon der Donner des Weltgerichtes herauf?

Der Junker hatte recht, es war an der Zeit. Aber wenn der Doktor Martinus doch kein Betrüger war?

Wenn er gerade den verleugnete, den Gott gesandt hatte?

In der höchsten Not kam Rat. Er sagte schlau: „Wär’ ich ein Ketzer, wie verlangte ich nach Beichte und Absolution? Schafft mir den Pfaffen! Will’s Euch danken in der Ewigkeit, Junker Otto.“

Der sah ihn mit seinen großen Augen an und sagte mitleidig: „Jörge, du sorgst, fürcht’ ich, schlecht für deine arme Seele. Sollst aber deinen Willen haben, wenn ich etwas vermag.“ —

Dem Kaplan leuchtete die Beweisführung des Armsünders ein, vielleicht aus einem tiefinnerlichen Verständnis für dialektische Kunststücke in Sachen des Glaubens.

Die feuchten Mauern, schwärzlich glänzend in dem düstern Feuer des Kienspanes, hallten von der eintönigen Litanei.

Das kümmerliche Menschwesen, das morgen ausgelöscht sein sollte, kniete ergeben auf dem Steinboden. Jörge war beruhigt, er hatte vorgesorgt. Nach der Plage und Dürftigkeit dieses Lebens wartete sein die ewige Freude im goldnen Himmelssaal.

Die Handlung war bald beendet, der Kaplan hatte es eilig, aus diesem greulichen Loche zu kommen. Otto zögerte.

„Wohlan, Junker Otto,“ mahnte der Kaplan, „hier ist nicht gut sein!“

„Ich folge Euch“, sagte der Junker.

Der Kaplan machte, daß er hinauskam.

„Jörge," sagte Otto, „des Priesters Werk ist getan. Nun sorge du, daß es nicht in den Wind getan sei!"

Jörge sah ihn mit seinen scharfen Augen an und erwiderte bedächtig: „Ein Geweihter und hätte sein Werk in den Wind getan? Wundert mich, daß Ihr so redet, Junker Otto. Hier sind zwei Fälle. Nummer eins: Der Doktor Luther spricht die Wahrheit. So wär' ich ein Narr, wollt' ich ihn im letzten Stündlein verleugnen. Nummer zwei: Der Doktor Luther ist ein Ketzer. So hat der Kaplan meine Seele kraft Amtes losgesprochen. Ob er daran wohl getan hat oder übel, was geht das mich an? Bin nur ein Bauersmann, kein Geweihter Gottes. Sehe jeder, wie er seines Amtes walte vor dem Herrn."

Otto sagte bekümmert: „Das ist das Übel, daß viele unter uns meinen, des Priesters Werk täte alles, wie auch die Seele in Sünden beharre. Was hilft's aber, daß ich mit dir rechte? Ehe die Sonne aufgeht, wirst du mehr wissen als ich. Armer Jörge, ich fürchte sehr, wenn du mir im Traum erscheinst und wir halten Zwiesprach miteinander, wirst du seufzen: weh, Junker Otto, daß Ihr recht hattet!"

„Ho," sagte Jörge unruhig, „Ihr werdet mich nicht sehen. Gibt wem anders, dem ich erscheinen möchte. Bitt' Euch, holt mir mein Enkelkind, den Heinz. Nur auf ein Viertelstündlein. Hab' nichts Böses vor, Junker Otto. Glaubt Ihr, der Jörge wär' so dumm, daß er sich zuguterletzt noch mit Sünde belade, nach Beichte und Absolution? . . ."

Der Kaplan wandelte unter den Sternen und wartete auf seinen Schüler. Nun begab er sich enttäuscht in seine Kammer. Dies war von allen Seltsamkeiten des Junkers die unbegreiflichste. Für den gebildeten Geist konnte doch nur der Wahlspruch des Horatius gelten: ‚Odi profanum vulgus et arceo'!" —

„Seht Euch vor, Junker", sagte der Torwächter. „Die im Dorfe sind aufsässig."

„Mir geschieht nichts", antwortete er.

Es wehte kein Luftzug. Der Mond stand in roter Glut über den dunklen Bergen.

Von dem Wirtshause, dem ersten Hause des Dorfes, ertönte ein surrendes Geräusch. Es schwoll im Näherkommen an zu einem Gewoge von erregten Stimmen. Einer schrie etwas, worin das Wort Junker Otto vorkam.

Eine Stille. Ein wilder Schrei. Heftige Worte hin und wider.

Es war sein Leben, um das sie stritten. Die Verblendeten! Sie tobten nur widereinander. Was vermochten sie wider Gott? Sein Werk war fromm, es war ein Werk der Liebe.

Der Weg war lang. Etwas beklemmte ihm die Brust.

Er wußte, was es war.

Das taten nicht die Bauern, das tat der Mond, der so riesengroß und blutigrot am schwarzen Himmelsgewölbe hing. Unheil drohte der Welt . . .

Jörge hauste in seinem einstöckigen Anwesen mit einer Schwiegertochter und Enkelkindern. Seine Frau und seine Kinder hatte die Pest geholt.

Aus dem kleinen Gehöfte ertönte das Heulen eines Hundes.

Vielleicht litt das Tier unter der Schwüle des Abends, vielleicht witterte es den Jammer des Hauses.

Der Junker gedachte, daß der, dem dies Häuschen gehörte, dem Henker verfallen war. Und daß er dann vor einem Richter stehen würde, dessen Grimm fürchterlicher war als die grausamste Menschenfolter, grenzenlos seine Gnade.

Der Hund schlug an.

Die Haustür öffnete sich. Der sechzehnjährige Heinz, den er holen wollte, erschien auf der Schwelle. Er prallte zurück, verschwand und sprang wieder vor mit gespannter Armbrust.

Der Junker sagte ruhig: „Heinz, dein Ahn verlangt nach dir. Er hat gebeichtet und ist losgesprochen. Tu die Waffe ab, sie möcht' ihm unfromme Gedanken erregen.“

Der Knabe blickte finster.

Seine Mutter trat aus der Tür und sagte kurz: „Heinz, laß ab!“

Sie stand vor dem Junker und rang nach Worten. Rauh kam es heraus: „In Salzburg hat ein Mann des Bischofs einen Hirsch gewildert. Der Bischof hat ihn in das frische Fell gesteckt. Des Bischofs Hunde haben ihn zerrissen. Den Mann im Hirschfell. Des Bischofs Hunde. Welchen Todes laßt Ihr Vater Jörge sterben?“

Der Junker flüsterte mit bleichen Lippen: „Weib, lästere nicht! Das ist eine Lüge der Lutherischen!“

„Herr, welchen Todes laßt Ihr den Vater sterben?“

Er sagte erschüttert: „Sei ruhig, dein Vater Jörge soll keine Marter dulden. Mein Bruder Theodulf will es nicht und ich auch nicht.“

Die Frau wandte sich ab und weinte.

Er hatte sie gekannt, als sie eine blutjunge Frau gewesen war. Das war lange her. Wie bald hatten Dürftigkeit und harte Arbeit sie häßlich gemacht.

Der Gedanke kam ihm, dem armen Volke wäre zuviel auferlegt.

Er entsetzte sich. War das nicht ein Frevel gegen den Allgütigen?

Da sagte er düster: „Ihr fragt und jammert um Zeitliches. Was wiegt alle Todesnot gegen die ewige Verdammnis? Besser fragtet Ihr, wie es um seine Seele bestellt ist.“

Die Frau sah ihn an und sagte ruhig: „Ihr seid jung, Herr, Ihr wißt nicht, wie uns Armen zumute ist. Will der Vater den Heinz sehen und wollt Ihr ihn zu ihm führen, sollt Ihr Dank haben. Heinz, gib mir die Armbrust, sie gedeiht dir nicht.“

Unterwegs fragte der Junker: „Du weißt mit der Armbrust umzugehen, du magst wohl auch lernen, wie man die Hakenbüchse richtet. Ich kenne dich schlecht, wenn du nicht zuweilen im Traum die Werbetrommel hörst?“

Es flog wie ein Leuchten über das Gesicht des Knaben. Er wollte reden, besann sich und kniff die Lippen zusammen.

„Wollte Gott,“ fuhr der Junker fort, „euer Luther hätt' uns den Krieg wider den Türken nicht vereitelt. Weiß einen, der wär' auch nicht zu Hause geblieben.“

„Das ist nicht wahr", brauste Heinz auf. „Doktor Martinus hat das nicht getan!"

Der Junker sagte kalt: „So weißt du mehr als ich von den Händeln der Welt."

Er blieb stehen und zog sein Schwert: „Hei, wollt ihr blutige Köpfe?"

Die Bauern waren mit Picken und Stangen aus dem Wirtshaus gestürmt und verlegten ihm den Weg. „Gebt den Heinz heraus," schrien sie, „oder Ihr sollt sterben!"

„Ihr Narren!" rief der Junker. „Fragt ihn, ob ihm ein Zwang geschieht!"

Der Knabe schüttelte den Kopf.

Sie zögerten. Ein Raunen ging hindurch, dann schrien sie: „Jörge! Gebt den Jörge frei!"

Der Haufe verschob sich seitwärts, sie wollten ihn umgeben. Offenbar gedachten sie, sich seiner als Geißel zu bemächtigen.

Er zog den Knaben an sich, hielt sein Schwert über ihn und rief: „Gebt Raum oder dieser ist des Todes, beim ewigen Gott!"

Sie wichen zur Seite. In seinen Augen war etwas, das sie bestürzt machte.

„Voran, Heinz!" befahl er.

Das Wirtshaus lag hinter ihnen. Er war außer Gefahr; wenn er rief, waren die aus der Burg bald unten. Doch war ihm noch schwerer zu Sinne als vorhin. Es machte ihm Pein, daß er den unschuldigen Knaben im Zorn hatte umbringen wollen. Denn es war ihm ernst gewesen, was ihm selbst auch geschehen wäre. Am Ende tröstete er sich damit, daß er unwillkürlich, ohne Besinnen gehandelt hatte, also auf göttliche Eingebung. Gott war mit ihm gewesen, nicht mit den aufrührerischen Bauern.

Der finstere, auch bei diesem trockenen Wetter feuchte Raum war von Weindunst erfüllt. Den leeren Krug im Arm, lag Jörge auf dem Steinboden und schlief.

Der Junker sah mit zusammengezogenen Brauen auf die trostlose Gestalt hinab.

„Fünf Stunden diesseits der Ewigkeit!"

Unwillkürlich wandte er sich um.

Der Knabe war in dieser Minute alt geworden. Aus seinen Augen starrte ein Grauen, wie es das Entsetzlichste des Lebens einschreibt.

„Nicht wecken", bat er mit schwerer Zunge. Der Junker fühlte eine Erleichterung. Das war wirklich das Richtigste.

Dennoch, es mußte geschehen. Sonst verfolgte ihn bis an sein Ende das Gespenst eines kümmerlichen Alten mit einem Strick um den Hals, und winkte den Leuten zu: „Graf Otto vom Wolfstein hat einem armen Sünder sein Ritterwort gebrochen!"

Jörge erwachte von selbst. „Ei was," brummte er noch im Traum, „ich habe meine Absolution."

Otto sagte hart: „Auch für den Weinrausch?"

„Bin nicht berauscht", erwiderte Jörge. Er war ganz wach geworden und stand auf: „Bin fest auf den Füßen!"

„Du hättest sollen wachen und beten“, sagte der Junker düster.

Der Alte sah ihn an. Es war derselbe ruhige Blick, mit dem ihn vorhin die Frau angesehen hatte.

„Ist das Eure Meinung,“ sagte Jörge, „so meint wohl Euer Bruder Theodulf anders. Dem Bauern vom Wolfstein tut Reue und Buße nicht not, dieweil ihm Gott der Herr sein elend Leben zugute rechnen wird.“

Der Junker fuhr auf. Er wollte heftig erwidern. Jörge stand in seiner gebückten Haltung vor ihm und sah ihn mit dem seltsam ruhigen Blicke an, der so schwer zu ertragen war.

Der kümmerliche Alte richtete sich auf, wuchs riesenhaft in die Höhe, sprengte die Mauern und stürzte den Wolfstein zu Trümmern. Ringsum züngelten Flammen ... Das Gesicht war vorüber.

Der Junker sagte betroffen: „Was hilft's, widereinander zu eifern. Drücken wir euch über die Maßen, so wird uns Gottes Mühle zermahlen. Wüßt' aber nicht, daß die Leute vom Wolfstein übler daran wären als anderswo.“

Der Alte zwinkerte: „Dünkt Euch das nicht übel genug? Schickt sich wohl mit der Zeit, daß Ihr ausfahrt in die weite Welt. Dringt wohl gar bis ins Türkenland. Da mögt Ihr finden, daß man Christenmenschen übler schindet. Oder auch nicht, wie's trifft. Was rollt Ihr die Augen, Junker Otto? Glaubt Ihr, der Jörge belüd' sich mit Lügen, fünf Stunden vor der Ewigkeit?“

Den Junker überlief ein Schauder. Dieser Mensch stand im Begriffe, Klage vor dem Weltenrichter zu erheben wider das Geschlecht derer vom Wolfstein. Die vor ihm gestorben waren und die nach ihm sterben würden, alle Hörigen vom Wolfstein, alle, alle würden ihre Geisterstimmen erheben und klagen.

Da richtete er sich auf und sagte stolz: „Was hab' ich mit dir zu schaffen? Der Ewige richte zwischen euch und uns! Mach' ein Ende! Hast du mit deinem Enkel zu reden, was niemand hören soll, auch das sei dir gewährt.“

„Habt Ihr's eilig,“ erwiderte der Alte, „so hab' ich's eiliger. Bin müde, will schlafen. Will mich stärken fürs Weltgericht. Hör' an, Heinz. Wer hat dich gelehrt, mit der Armbrust hantieren, dem Wilde den Wind abfangen? Brauchst nicht bang zu sein. Junker Otto überantwortet dich nicht um das, was getan ist. Hinfort aber sollst du die Bolzen ruhen lassen, außer zur Übung im Hof und im Dorf, daß du die Kunst nicht verlernst. So sollst du sieben Jahre lang. Ich, dein Ahn, will nicht, daß du auch dem Henker verfallest. Wenn aber sieben Jahre um sind, sollst du schießen nach Herzenslust. Wird ein großes Jagen sein. Der Bauer zieht zur Pirsch, jagt ein Edelwild, desgleichen keiner vom Adel nie eins erlegt hat. Brichst du mein Gebot, so will ich dich warnen sechsmal. Hast du den siebten Schuß getan, steig' ich heraus und hol' dich, ehe der Henker dich holt. Geh nun heim, Kind Heinz, der Ahn will seine Ruh' haben.“ —

In der Burg war der Tag verstummt. Die weinschweren Mannen schliefen eng zusammengepfercht, wie es der karge Raum verlangte. Die Schwüle lag bleiern über der Erde.

Otto stand am Fenster im Turm, wo er mit seinem alten Lehrer hauste Auch der lag im tiefen Schlafe. Der Mond hing in der schwarzen Öde des Raumes.

Durch das Schweigen der Nacht klang ein fernes Wimmern. Es war Jörges Hund, der nach seinem Herrn heulte.

Der Druck auf der Brust war nicht mehr zu ertragen. Otto riß das Wams auf, warf sich aufs Bett und fiel in bleiernen Schlaf.

Auf der Wiese zwischen der Burg und dem Dorfe waren Rehe. Der Knabe, der in wilder Hast den Weg hinablief, blieb stehen.

Die Wiese lag rechts vom Wege.

Rechts von Osten kam der Wind.

Er schlich sich heran.

Die Rehe ästen ruhig fort.

Nahe, immer näher.

Die Armbrust!

O, wenn er seine Armbrust hätte!

Der Ahn lebte noch, konnt' ihm nicht erscheinen.

Die Mutter würde ihm die Waffe verweigern.

Morgen war es zu spät, da würde der Ahn aus dem Grabe steigen und ihn toll machen.

Christl Hage würde den Bock holen. Mit dem hatte er auch immer zu stechen beim Vogelschießen.

Er scheuchte und hetzte das Rudel, daß es aufstäubte und im Walde verschwand.

Auch über Jörge lag der bleierne Schlaf. Ja, nun ging es zum Himmel.

Vorüber an tausend Sternen.

Der große war der Mond.

Dieser mußte die Sonne sein, er blendete.

„Auf, Jörge, hier hilft kein Sperren."

Heiser klangen die Stimmen, die Augen waren blutunterlaufen.

Sie rissen ihn die Treppe hinan.

An der Eiche stand die Leiter.

„Eil' dich, Jörge, die Sonne will aufgehen!"

Was war es groß, er hatte seine Absolution.

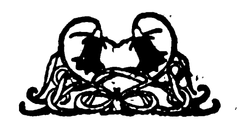
„Sollen wir dir Beine machen?"

Hurtig kletterte er hinauf.

Jählings blitzte eine schreckhafte Klarheit in ihm auf, die Gewißheit, daß all sein Denken über den Tod falsch war.

Er hob die Arme . . .

(Fortsetzung folgt)



Das alte Lied, das falsche Lied, das Lied, das Lied von der deutschen Treue

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Die Not der Wahrheit gebietet, an Gesagtes anzuknüpfen. Mit Bismarcks Entlassung (so schrieb ich im vorigen Hefte), die der Große selbst als Davonjagen eines alten, treuen, aber lästig gewordenen Hofhundes bezeichnet hat, war unser Schicksal besiegelt. Das fühlten, wußten wir, die Gelegenheit hatten, Blicke in die psychologischen Untergründe des Verfahrens zu werfen. Es war nicht Wilhelminisch — im Sinne unseres unvergeßlichen alten Kaisers, der in hoher Vollendung die Tugenden des Hohenzollernhauses verkörperte, die diesem Hause zu seiner geschichtlichen Größe verholfen haben: Größere neben sich zu dulden und — in welcher unterschiedlichen Art auch immer — ein treubesorgtes Herz für das Volk zu haben. Kaiser Wilhelm II. hatte es in seiner Art auch, nur war leider — das Volk unfähig, diese Art zu verstehen. Es war vom alten Kaiser andere Art gewohnt.

Nachdem wir einmal durch eine gottverlassene Politik unter leichtfertigem Mißbrauch ehrwürdiger Zeichen und Heiligtümer ohne Ausweg in den Krieg hineingezwungen waren, gab es einfach keine andere Möglichkeit für uns, als durchzuhalten, bis an der Spitze der Reichsgeschäfte Kräfte sich durchsetzten, welche an die nicht übermenschliche Forderung heranreichten, aus den militärischen Erfolgen durch politische Mittel eine gesicherte Lage herzustellen. War diese Erwartung wirklich so frevelntliche Vermessenheit, wie man jetzt sich und anderen krampfhaft suggerieren will, obwohl man sie doch männiglich geteilt hat? „Auch Patroklus mußte weichen und war mehr als du.“ Aber Bethmann blieb. Durfte und mußte bleiben, bis das politische Spiel unwiderruflich verloren war und dann — erst recht nichts anderes übrigblieb, als sich durch militärische Gewalt herauszuhauen. Eine verwegene, eine lästerliche Anforderung der Politik an das Militär! Der Kaiser hat's geduldet, solange die Mehrheit hinter Bethmann stand. Der Kaiser hat immer das Recht der Mehrheit anerkannt, sobald sie ihm nur zum Bewußtsein gebracht ward. Bethmann wurde entlassen — mit Bedauern: Gott ja! — die Mehrheit! Bismarck mit Gefühlen eines triumphierenden Cäsar: „Wer sich mir in den Weg stellt, den zerschmettere ich!“ Jupiter tonans. Bismarck wußte, was Deutschland bevorstand, in seiner Sterbestunde hat er zu Gott gerufen, sein Deutschland zu retten! Alle Großen sind „Seher“, und um die Sterbestunde waltet noch ein Besonderes. Nach Kant sind ja Zeit und Raum nur Hilfsvorstellungen ...

Wilhelm II. hat sich von Bismarck „befreit“, das deutsche Volk hat sich von Wilhelm II. „befreit“, ihn und sein ganzes Haus „zerschmettert“. So mußte das deutsche Volk, so mußten die grimmsten Hasser Bismarcks zu Bismarcks Rächern werden! So rächt sich Untreue! Und so wird jetzt auch die Untreue des deut-

schen Volkes am Werke Bismarcks, dem einigen wehrhaften Deutschen Reiche, gerochen und immer noch fürchterlicher gerochen werden! Wie groß muß der Mann gewesen sein, dem solches Flammenbegängnis von einer untreuen Nachwelt aufgeschichtet wird! ...

Schuld häuft sich auf Schuld, wie das fluchbeladene Rheingold den dummen Riesen Fasolt und Fafner, Untreue auf Untreue — auch gegen Hindenburg, den Retter, den Treuesten der Treuen. Ein Bruch mit alter deutscher, germanischer Überlieferung und Gemeinschaft. „Deutsch sein heißt untreu, heißt charakterlos sein."

Deutsch sein heißt, eine Sache nicht um ihrer selbst, sondern um des Vorteils willen tun. Deutsche Treue zum Schutze der Heimatsgrenzen muß mit so hohen Löhnen erkauft werden, wie die ruhmreiche Überführung und Aushändigung der deutschen Flotte an den Feind durch deutsche Matrosen. Ohne hohe Löhne und Prämien ist deutsche Treue nicht zu machen — so und nicht anders übersetzen nicht nur die Feinde unsere tönenden Reden vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll. Genesen? Am Verwesen? Kann man es den Feinden verdenken, dürfen sie sich nicht auf Tatsachen, wie die von der gegenwärtigen Regierung veranstalteten Werbungen von „Freiwilligen" zum Schutze der deutschen Ostmarken und zur Auslieferung der deutschen Flotte an England berufen?

Welche Tatsachen können wir den Engländern, den Franzosen entgegenhalten, wenn sie uns aus voller Überzeugung erklären, die deutschen Matrosen hätten die Revolution aus Feigheit gemacht, um nicht mit der englischen Flotte in Kampf zu kommen? Oder ist es nicht wahr, daß die deutschen Matrosen — nicht alle — meuterten, als sie von der Angst befallen wurden, sich mit der englischen Flotte messen zu müssen? Ist es in der Weltgeschichte schon dagewesen, daß eine fast unversehrte große Kriegsflotte kampflos von ihrer Besatzung dem Feinde zugeführt, von der eigenen Mannschaft gegen Quittung angebracht werden muß? Nachdem sie in der einzigen größeren Schlacht, die sie ausgefochten hat, siegreich geblieben war? Das ist ein ebenso unerhörter Vorgang, wie die Selbstentwaffnung eines noch bis 10 Millionen starken, mit allen Kampfmitteln ausgerüsteten Landheeres.

Deutsch sein heißt sich unter die Führung und Herrschaft Fremder stellen. Kein ehrlicher Jude wird es leugnen, daß wir heute in erster Reihe von Juden beherrscht und regiert werden. Jeder bessere unternehmungslustige jüdische Literat kann sich heute eine Leibgarde deutscher Soldaten und Matrosen zulegen, die ihm wie die Schießhunde auf den Pfiff parieren. Salomon Kuchowski (oder Kusmanowski), aus eigenen Gnaden Kurt Eisner und Selbstherrscher aller Bajuvaren, Rosa Luxemburg, die russische Jüdin, mit dem Prinzgemahl (mütterlicherseits) Liebknecht, — ja eigentlich alle besseren Juden und Jüdinnen, die sich das leisten wollen, dürfen heute die Erbfolge der weggejagten deutschen Fürsten anstreben, sich ihre deutschen Prätorianer und Gladiatoren halten, wie die Cäsaren im untergehenden Rom. Aber doch nicht ganz so, denn die germanischen Prätorianer hatten die Cäsaren in ihrer Hand, die Cäsaren waren die

Kreaturen der germanischen „Soldatenräte“, nicht wie heute umgekehrt die deutschen Arbeiter- und Soldatenräte die Kreaturen ihrer jüdischen Cäsaren: „Bleib' gesund, Cäsar Salomon, bleib' gesund, Cäsar Rosa, die vor dir ersterbende deutsche Treue grüßt dich!“

Einsichtige jüdische Mitbürger haben ihre Anverwandten wiederholt und nachdrücklich darauf hingewiesen, daß solche Anmaßung und Herausforderung nicht ohne üble Folgen für das gesamte deutsche Judentum bleiben könne. Sie haben recht, denn diese nur allzu kraß in die Erscheinung tretende Gier nach Herrschaft und Macht über ein Volk, in dem sie zahlenmäßig nur durch einen verschwindend geringen Bruchteil vertreten sind, hat eine Gegenströmung ausgelöst, die stärker angeschwollen ist und dauernd anschwillt, als den Beteiligten zum Bewußtsein kommen mag. Ihnen wird das wohl auch nicht auf die Nase gebunden werden, aber andere wissen es um so intimer. Ich selbst bin erstaunt, sie jetzt bei Leuten herrschend zu finden, die früher nie auf solche Gedanken gekommen wären. Es geht so weit, daß sogar zwischen sonst scharfen politischen Gegensätzen eine Brücke gebaut ist, sobald nur die Rede auf „die Juden“ kommt, und sie kommt fast immer darauf. Es geht noch weiter: auch Leute, deren Geschäftsinteresse in der Richtung eines freundlichen Einvernehmens mit Juden liegt, machen keine Ausnahme. Diese Bewegung, das möge sich auch das Inquisitionstribunal des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“ in aller Deutlichkeit gesagt sein lassen, läßt sich nicht mehr mit dem öden, aber höchst praktikabeln Schlagwort von dem „reaktionären“, „menschheitfeindlichen“ usw. „Antisemitismus“ abtun. Dieser Stempel von vorgestern, mit dem man jede Kritik an jedem Gebaren irgend eines jüdischen Zeitgenossen oder einer jüdischen historischen oder literarhistorischen Größe durch Brandmarkung zu ersticken suchte, verfehlt heute seines Eindrucks. Er trifft soweit daneben, daß die, welche er treffen soll, nur darüber lachen können. Es geht eben um ganz was anderes, als „Antisemitismus“, es geht um nackte Vergewaltigung einer ungeheuren Volksmehrheit durch eine verschwindende Minderzahl volksfremder Elemente, Volksvergifter und Volksverräter. Ich betone das, weil mir nach meiner ganzen Art und Einstellung zu Dingen und Menschen nichts ferner liegt als Verallgemeinerungen und weil ich — schon aus meinem persönlichen Verkehr — genug deutsch gesinnte Juden kenne und schätze, die solches Treiben ihrer Anverwandten so scharf verurteilen und verabscheuen, wie es kein Antisemit schärfer tun könnte. Es wäre ein schweres Unrecht, diesen Zorn nicht als so ehrlich zu nehmen, wie er ist. Die tastende Psyche des geistigen, ideell veranlagten Juden sucht den Anschluß an ein Ideal, eine Gemeinschaft, der er sich mit seinem ganzen Temperament und Eifer anschließen kann. Er will nichts lieber, als in dem Volke, dem er sich geistig wahlverwandt, am nächsten verwandt fühlt, Wurzel schlagen, in ihm den Heimatsboden und die rastende Ruhe zu finden, die der sonst heimatlose, rastlose ersehnt. Diese Deutschen jüdischer Abstammung sollen uns Volksgenossen und Brüder sein. Ich habe solche kennen gelernt, die in ihrem Denken, Fühlen und Handeln deutscher waren, als mancher „Deutsche“ und — „Antisemit“. Außer der Blutsverwandtschaft kennt die Natur auch eine Wahl-

verwandtschaft, eine Assimilation, die artbestimmend werden kann. Denn es ist immer noch der Geist, der sich den Körper bildet. Je höher und je tiefer die Entwicklungsstufe, um so mehr gleichen sich die trennenden Merkmale der Wesen aus.

Aber die idealeren Elemente des Judentums sind nicht das Judentum, vertreten — zu ihrer Ehre sei das gesagt — nicht den Geist, den das Volk den „jüdischen" nennt und der sich schon vor dem Kriege genugsam, während des Krieges aber hemmungslos betätigt hat und jetzt in den bekannten Erscheinungen ganz souverän betätigt. Dieser Geist ist es gewesen, der systematisch den Krieg, weil er ihm durch Erweckung des deutschen nationalen Bewußtseins gefährlich erschien, auf der einen Seite sabotiert, auf der anderen schamlos für seine Bereicherung ausgenützt, sich an den Leichen und dem Meer von Blut und Tränen „vollgefressen, vollgesoffen und vollgehamstert" hat, um mit jenem französischen Besatzungsgeneral im Rheinlande zu reden, der so unhöflich der „deutschen" Revolution die Wahrheit gegeigt hat. Dieser Geist ist nur zu lange durch die deutschen Lande geschlichen, hat in allerlei Gestalt die Volksseele bis ins alte deutsche Bauernhaus vergiftet, hat mit der einen Hand von der deutschen Blutschuld am Kriege, von Militärdespotie, von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geredet, und mit der anderen Hand gerafft, was nur immer zu raffen war an Geld und Gütern, an Kostbarkeiten und Kunstschätzen — vom fürstlichen Schloß bis zur Saatkartoffel, bis zum Kalbe in der Kuh. Dieser Geist aber ist ein dem deutschen Geiste von Natur aus fremder, er ist dem deutschen erst eingeimpft worden — der Geist des Händlertums und der Zersetzung.

Was ich in dieser ganzen Zeit am Werke sehe, ist aber, reinlich geschieden, weder jüdischer Geist, noch deutscher Geist. Es ist ein Bastard aus beiden, ein Geist, der in manchen liebenswerten Zügen deutsch anheimelt, dem aber das fehlt, was Bismarck die „pupillarische Sicherheit" nannte. Wohl sieht man viel guten deutschen Willen, viel ehrliches Bemühen für die Sache an sich, aber man sieht auch anderes, Fremdes, und man erschrickt über den Bruch, den scheinbar bewußtlosen Bruch mit einer Anschauungswelt, die man, zugestanden oder nicht, noch vor kurzem im tiefsten Herzenskämmerlein doch verehrt hat, und die man nun bedenken- und erinnerungslos verleugnet! Ja, verleugnet! Das ist es, das ist die Untreue, das ist meine Klage: „Das alte Lied, das falsche Lied, das Lied von der deutschen Treue!"

Es kann auch einmal anders kommen, der deutsche Geist ist durch Rattenfängerlieder in einen wirren Traum versenkt, hypnotisiert worden. Aber Nöte, wie er sie auch im Kriege noch nie gekannt hat, können ihn aus diesem Zustande wieder erwecken, und dann kann es wohl dahin kommen, daß er auch den Spuk verjagt, der ihn genarrt hat —: „Wen lockst du hier? Beim Element! Vermaledeiter Rattenfänger! Zum Teufel erst das Instrument! Zum Teufel hinterdrein der Sänger!"

Würde das aber nicht wieder eines der vielen Erwachen sein, nachdem das Unheil angerichtet und nicht mehr gutzumachen ist? Zu spät! Durch die ganze Geschichte der Jahrzehnte nach Bismarcks Entlassung klingt diese Klage, diese

vernichtende Anklage! Und doch ist es schwer, wenn nicht vermessen, einen Richterspruch über „die Schuldigen“ zu fällen! Wäre ein bürgerlicher Gerichtshof zuständig, wäre Kaiser Wilhelm II. nicht durch seine verfassungsmäßige Unverantwortlichkeit geschützt und er nur der Prokurist eines großen Handlungshauses, dann freilich könnte das formell-juristische Urteil nicht zweifelhaft sein und würde er zivilrechtlich für den ganzen angerichteten Schaden haftbar gemacht werden. Denn durch „seine“ Politik, das wäre dann nicht mehr zu leugnen, ist der Schaden angerichtet, sind wir ins Verderben getrieben worden, mußten wir ins Verderben treiben. Ich habe das im Türmer in den Grenzen monarchischer Ehrerbietung immer und immer wieder zum Ausdruck zu bringen versucht, mit dem Erfolge, daß mir innerhalb eines Jahrganges mehrere tausend Bezieher abgetrieben wurden, Stöße von Entrüstungsschreiben zugingen. — Bis es unzweifelhaft wurde, daß England durch diese Politik zu unserem entschlossenen Feinde gemacht worden war, ist nichts Feindseliges gegen England im Türmer geschrieben worden. Erst als diese Politik es soweit gebracht hatte und nichts mehr daran zu ändern war oder auch nur den Anschein hatte, daß es geändert werden sollte oder könnte, erst dann habe ich mich mit der Tatsache wie mit so mancher anderen widerstrebend abgefunden, weil abfinden müssen. Rettung zu suchen, wo noch Rettung möglich war, diese Möglichkeiten mit aller Kraft zu verstärken, — was blieb denn anderes übrig? Ich darf es jetzt offen aussprechen: es war ein geistiges und moralisches Martyrium. Mit dem klaren Bewußtsein, wie es anders hätte sein können und müssen, wie es durch die Wundertaten unseres Heeres und seiner unvergleichlichen, unerhört glänzenden Führung auch während des Krieges noch anders möglich wurde —: für solche Möglichkeiten sich zu verbrauchen, die von allen die geringere Aussicht auf Erfüllung hatten! Und das noch unter dem Knebel der Bethmann-Zensur, die einem das Wort in der Feder erstickte, das gedruckte geradezu fälschte! Warum? Warum? Weil die letzten Entscheidungen bei einem Manne lagen, der selbst, nicht durch sein Verschulden, Besseres nicht konnte, der aber auch nicht dulden wollte, daß andere, die Besseres gekonnt hätten, das Steuer des in höchster Seenot schlingernden Schiffes in die Hand nahmen. Er, der Bismarck davongejagt hatte, nicht abwarten konnte, bis der Erbauer seines Kaiserthrones die Reichskanzler-Wohnung mit Sack und Pack geräumt hatte, — er hielt seinem Bethmann die Treue! „Das alte Lied, das falsche Lied, das Lied von der deutschen Treue!“

So hielt er auch der Habsburger Dynastie die Treue, opferte ihr den Rückversicherungsvertrag mit Rußland, trieb damit Rußland in die weit ausgebreiteten Arme Frankreichs und konnte dennoch nicht den Entschluß finden, dann doch mit England ein festes Bündnis abzuschließen, das zu haben war. Rußland oder England — eine der beiden Mächte mußten wir doch auf unserer Seite wissen. Aber nein, Arm in Arm mit Österreich mußten wir unser Jahrhundert, die Welt in die Schranken fordern. Mit jenem Österreich, von dem Bismarck gesagt hatte, daß es allenfalls nur für die Lebensdauer des alten Kaisers Franz Joseph zuverlässig sei. Im Juli 1914 aber stand Franz Joseph in einem so überreifen Alter, daß jeder neue Lebenstag ein Geschenk des Himmels für ihn war. Mußte dann nicht der Zuversicht Bethmanns Glauben geschenkt werden, daß England wenigstens neutral

bleiben werde? Aber auch diese Zuversicht brach nach des genialen Staatsmannes eigenem Bekenntnis zusammen, „wie ein Kartenhaus“. Wilhelm II. konnte sich von diesem bewährten Kartenhauskünstler, Bekenner seiner eigenen Unfähigkeit und des „Unrechts an Belgien“ — was nebenher auch ein Bekenntnis wider besseres Wissen war — unmöglich trennen. Der vielgetreue Bethmann hat ihm denn auch in seiner Weise den Dank dafür abgestattet, indem er die Schuld von sich und auf „gewisse Reden“ seines duldsamen Herrn abzuwälzen versuchte.

Einmal ging ja ein Schauder über alles deutsche Volk. Das war im November 1908. Die bekannte Daily Telegraph-Affäre, bei der Rußland und Frankreich, ein jeder seine wohlgezielte Backpfeife erhielt. Wilhelm II. hatte während des Burenkrieges einen Brief an den englischen Hof geschrieben, in dem er mitteilte, daß von seiten Rußlands und Frankreichs die Versuchung an ihn herangetreten sei, gemeinsam mit den beiden Mächten gegen England vorzugehen. Ein Bekenntnis, daß die Gunst des Schicksals Wilhelm II. einen Bündnisantrag Rußlands und Frankreichs förmlich in den Schoß geworfen hatte, nachdem er selbst durch Ablehnung des vom Zaren Alexander III. an ihn gerichteten Antrages auf Erneuerung des Rückversicherungsvertrages die Brücken dazu abgebrochen hatte. Aber, so schreibt Wilhelm II., er habe abgelehnt. Wilhelm II. bleibt gegen alle Bündnisversuchungen standhaft. Kurz vorher hatte er aber durch sein bekanntes Telegramm an den Burenpräsidenten Krüger auch England eine Backpfeife versetzt. Alle europäischen Großmächte wurden der Reihe nach gebackpfeift und dann mit Liebenswürdigkeiten umworben. Wer mochte da noch mitgehen, wer auch nur den Freundschaftsversicherungen eines Herrschers Glauben schenken, der heute mit dem ganzen Ansehen des Bismarckreiches die Buren zum Widerstande gegen England ermunterte, morgen für England Pläne ausarbeitete und nach England sandte, wie die Buren am besten unterzukriegen wären.

Nicht leichten Herzens spreche ich das aus. Die Zertrümmerung der deutschen Kaiserkrone und des königlichen Hohenzollernwappens trifft mich und manchen einfachen Mann meinesgleichen vielleicht schwerer, als etliche Mitglieder des Hohenzollernhauses. Von einem möchte ich das bestimmt behaupten, dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, der auf seinem Schlosse Klein-Glienecke als Einziger in der ganzen Umgegend die rote Fahne gehißt hat, eine Fahne in den Farben des Deutschen Reiches aber nach seiner eigenen Aussage nicht besaß und sich nicht eilig genug als seit jeher überzeugter Republikaner unter die Kontrolle des Arbeiter- und Soldatenrates stellen konnte. Ich glaube nicht fehlzugehen in der Annahme, daß diese Männer, mögen sie politisch gesinnt sein, wie sie wollen, dem wahrhaft königlichen Prinzen von Preußen und Mitgliede des Hohenzollernhauses die „Achtung“ entgegenbringen werden, die ihm gebührt. Vielleicht erinnern sie sich auch seiner wirtschaftlichen Notlage, die seinen Verwaltungsdirektor gezwungen hat, unter der Anklage des Lebensmittelwuchers vor Gericht zu erscheinen. Fast scheint es, daß Prinzen die Lorbeeren des Prinzen Philipp von Orleans nicht schlafen lassen. Der hat ja in der französischen Revolution seinen Familiennamen abgelegt und sich zeitgemäß „Philippe Egalité“ genannt. Aber er nahm ein schlimmes Ende. Er wollte Nachfolger Ludwigs XVI.

werden und wurde es auch —: unter dem Maschinenmesser des Dr. med. Guillotin. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn.

Ich bin nach wie vor überzeugter Anhänger des deutschen Kaisertums und ich wünsche mir nichts sehnlicher, als daß ein deutsches Kaisertum wieder auferstehe. Aber, wenn ich gefragt würde, ob Kaiser Wilhelm II. oder sein Sohn den Thron wieder besteigen sollte, so müßte ich aus wunder Seele antworten: Nein! Volk und Kaiser würden einander nicht froh werden.

Wenn ich weiter gefragt würde, wer ist von beiden der Schuldige? — so würde ich antworten: keiner oder beide. Keiner insoweit eine Absicht, beide insoweit Fahrlässigkeit vorausgesetzt wird. Das wissen oder müssen wir doch alle wissen, daß weder das deutsche Volk noch der deutsche Kaiser den Krieg gewollt hat. Es zeugt von einer sittlichen Verwahrlosung, die uns, sofern das möglich ist, nur noch verächtlicher machen kann, wenn wir diese „Frage" überhaupt nur erörtern. Eine Schande ist es schon, Ruchloses begangen zu haben, noch schändlicher aber, Ruchloses sich oder einem anderen aufzubürden, das weder der eine noch der andere begangen hat, — nur um von sich selbst eine unverdiente Züchtigung abzuwenden. Pfui Teufel! Sind wir auf diesem Tiefstande schon angelangt? Dann wäre der Name „Deutscher" nichts mehr als ein gemeines Schimpfwort! — — Anders, wenn Fahrlässigkeit vorausgesetzt wird: dann sind beide, Volk und Kaiser, schuldig. Der Kaiser hat die Politik, die uns zugrunde gerichtet hat, gemacht oder machen lassen, das Volk aber hat diese Politik mitgemacht, hat sie geduldet und solange sie rentabel war, in weitesten Schichten bejubelt. Auch die Sozialdemokratie hat sich die auswärtige Politik Kaiser Wilhelms mit ziemlicher Seelenruhe gefallen lassen. Erst als sie sich zu verhängnisschweren Folgen ausgewachsen hatte, als es zu spät war, wurde sie wild. Sie hat sich ja ebensowenig wie die bürgerlichen Parteien um die auswärtige Politik gekümmert. Gestehen wir's doch offen zu: wir alle standen doch damals vor unserer auswärtigen Politik wie vor einem unbetretbaren Heiligtum, in das auch nur hineinzuschauen dem „Laien", dem in den Ämtern nicht Beheimateten einfach verwehrt wurde. Wir anderen waren ja alle nur auf die amtlichen Kundgebungen angewiesen und nach dieser schritten wir von Erfolg zu Erfolg, war unsere Lage glänzend, wie nie unter Bismarck.

Hier ist der Punkt, wo Wilhelms II. Schuld über die Mitschuld des deutschen Volkes hinauswächst ins Riesengroße. Der Kaiser steuerte die auswärtige Politik des Deutschen Reiches nach seinem souveränen Ermessen. Das Volk hätte zwar durch Reichstagswillen hineinreden dürfen, aber es redete nicht hinein. Von Bismarck her war es gewohnt, sich um so gesicherter zu fühlen, je weniger es da hineinredete. Diesen ungeheuren Schatz, dies kindlich fromme Vertrauen hatte Wilhelm II. von seinem Großvater und Bismarck geerbt. Das Erbe von Bismarcks Genie konnte er nicht antreten, wohl aber das Erbe von Bismarcks und des Großvaters Verantwortlichkeitsgefühl. Hätte er auch das nur in diesem Maße gehabt, das Schlimmste wäre wohl verhütet worden. Aber es war ja schon kaum möglich, ihm gegenüber eine eigene Meinung des Näheren auszuführen und zu begründen. Man frage einmal den Grafen Posadowsky, wem der Kaiser bei den sozialpolitischen Vorträgen dieses Ministers mehr Aufmerksam-

keit schenkte: den Vorträgen des Ministers oder den beiden kaiserlichen Dackeln, die den langweiligen Vortrag durch ihre munteren Launen belebten?

Was war denn anderes von einem Reichserben zu erwarten, der den Begründer dieses Reiches nicht schnell genug wie einen räudigen Hund von sich stoßen konnte? „Eine Weile will ich den Alten noch verschnaufen lassen, dann —!" Bis „der Alte" ihm noch eine Militärvorlage durch den Reichstag brachte. Die Art, wie Bismarck aufgefordert wurde, seinen Umzug zu beschleunigen, war einfach empörend. Ich sagte es schon: wir, die wir das miterlebt haben, waren uns klar darüber, daß diese Tat furchtbare Sühne herrschen werde. In diesem Zeichen der Selbstüberschätzung, der Hinwegsetzung über die jeder Einzelpersönlichkeit gesteckten Grenzen wurde aber unsere Politik gemacht. Immer enger wurde der Kreis der aufrechten Männer, die sich noch zu Diensten unter der persönlichen Leitung des Kaisers hergeben wollten. Denn, wenn man nicht über die Fähigkeiten Herrn von Bethmanns in der Behandlung verfügte, wußte man nie, woran man war und wann einem der Chef des Zivilkabinetts — lange Zeit war es Herr von Lukanus — den „blauen Brief" überbrachte.

Unsäglich traurig, daß es dahin gekommen ist. Aber wo doch einmal die Schuldfrage nicht zum Schweigen zu bringen ist, da wollen wir sie wenigstens auf das häusliche Gebiet beschränken und nicht dem Auslande, nicht den Feinden Rede und Antwort stehen. Da kann ich aber auch nicht alle Schuld auf das Volk wälzen, das in seiner Verblendung doch von dem Instinkt geleitet wurde, daß schweres Verschulden vorliege und die greifbare Ursache zu beseitigen sei. Das Volk beobachtet und urteilt wie die Kinder. Ebenso scharf und ebenso einseitig, aber nach Können gerecht. Zu dieser Gerechtigkeit gehört ihm auch die Vergeltung: Gleiches mit Gleichem, also auch Böses mit Bösem, Untreue mit Untreue, und so wird es untreu und unklug gegen sich selbst. Das Volk nimmt alles persönlich, darum ist ihm auch mit allem Scharfsinn der Beweisführung und aller Gelahrtheit nicht beizukommen, wenn sie ihm nicht auf den Leib zugeschnitten sind. Das verstehen aber leider die eifrigen und zu allem entschlossenen Brandstifter und -schürer besser als die Wohlmeinenden, aber Trägen, Schwachmütigen und Schwankenden. So wird, wenn nicht bald der richtige Lehrer kommt, „der überzeugt, indem er uns gebietet" — das Gebieten gehört nämlich auch dazu —, die Untreue weiter fressen, bis es für sie nichts mehr zum Fressen gibt.

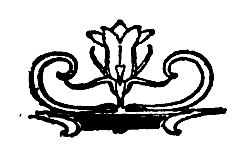
Einzelne Personen und Einrichtungen, die sich nicht bewährt haben, hinwegräumen, das mag nötig sein, bricht auch deutscher Treue nicht das Genick. Aber ein unbesiegtes Zehnmillionen-Heer, eine unbesiegte, kaum versehrte große Kriegsflotte, eines der mächtigsten Reiche der Welt im Handumdrehen zertrümmern, das sind, soweit die Blätter der Weltgeschichte reichen, unerhörte Frevel- und Wahnsinnstaten. Das sind die Auswirkungen der Taten von Feiglingen und Verbrechern, die sich, wenn auch in feldgrauer oder marineblauer Maskerade, vor dem Feinde gedrückt haben, um ihre Brüder, die viereinhalb Jahre standgehalten haben, mit ihrer Maul- und Papieroffensive zu überrennen und ins Verderben zu reißen. Die können ja nur gewinnen, weil sie das Wagen anderen überlassen.

Wird einmal wieder die Sonne über einem Reiche aufgehen, Türme und Kuppeln erglänzen lassen, wie einst unter Kaiser Wilhelm I.? Wird einmal wieder gesagt und gesungen werden dürfen: „Das alte Lied, das lichte, das Lied von der deutschen Treue?“



Die Welt · Von Karl Berner

Sie gab den Frieden nicht —
Sie gab mir Rätsel auf.
Sie war der Vorhang vor verborg'nem Licht,
Sie zeigte mir ein seltsam Schattenspiel
Und wirrer Fäden unlösbaren Lauf —
Ich sah den Anfang nicht und nicht das Ziel;
Ich sah die Schatten kommen, sah sie schwinden,
Und konnte doch den Sinn des Spiels nicht finden,
Und fühlte dunkel nur: ein Licht muß sein,
Wo Schatten sich dem blöden Auge zeigen,
Und einer, der in weltentrücktem Schweigen
Die Fäden hält und Wesenhaftes lenkt
Und stilles Heimweh in die Seele senkt
Nach Frieden und nach seligem Erkennen!
Nun bin ich alt und muß von hinnen gehen —
Darf ich dann hinter jenem Vorhang stehen?
Seh' ich ein ew'ges Licht in Klarheit brennen?
Und faßt mich still ein Meister bei der Hand,
Der längst der dunklen Rätsel Lösung fand?
Ich bin kein Kind, das Basenweisheit glaubt,
Die Unbegreifliches gemächlich deutet;
Mir summen Rätsel ums ergraute Haupt,
Wenn auf dem Turm die Abendglocke läutet —
Ob auch auf Gräbern Kreuz an Kreuzlein rage:
Das Kreuz auf Gräbern ist die letzte Frage.



„Der Triumph der Lüge"

Von einem Auslanddeutschen

Als im August 1914 Lord Kitchener das zynische Wort sprach: „In diesem Krieg wird Deutschland zwar die Schlachten, England aber den Krieg gewinnen" — da dachten wohl selbst die größten Optimisten jenseits des Kanals nicht, daß sich diese Prophezeiung ihres angebeteten „unfehlbaren Generalissimus" auf solch drastische Weise erfüllen würde.

Deutschland, das mit einem Arm den Riesen Rußland niedergeschmettert, das Serbien und Rumänien mit seinen Armeen überrannt, das Österreich mit wuchtigem Schlag aus der italienischen Umklammerung gerissen und das gegen eine Welt von Feinden, an Zahl und Material vielfach überlegen, seit mehr als 4 Jahren siegreich die Westfront im Feindesland verteidigt hatte, Deutschland, das unbesiegte, dessen Front ungebrochen den schwersten Anstürmen der halben Welt standgehalten, — dieses selbe Deutschland sieht sich genötigt, vor dem oft besiegten Gegner bedingungslos zu kapitulieren und einen Gewaltfrieden anzunehmen, so entehrend für die glorreiche Armee wie für das gesamte Volk, so vernichtend für seine bisherige Größe und Stellung im Rat der Völker, so verhängnisvoll für seine ganze Zukunft, so wenig verheißend für seine jemalige Wiedererhebung, — einen Gewaltfrieden, wie ihn die Weltgeschichte bislang noch nicht zu verzeichnen hatte!

Es wird späteren Zeiten vorbehalten sein, die Gründe und Ursachen dieses katastrophalen Zusammenbruchs genauer festzustellen; was wir aber alle heute schon wissen und auch ruhig und ehrlich zugestehen können, ist die Tatsache, daß unser Zusammenbruch zum mindesten ebensoviel, wo nicht bedeutend mehr auf eigenes Schuldkonto zu setzen ist, als auf die vereinigte Tätigkeit der zu unserer Vernichtung verbündeten halben Welt.

Meine Aufgabe hier soll es sein, dem deutschen Leser vor Augen zu führen, welchen Anteil unser Hauptfeind, England, an unserem nationalen Untergang hat. Dabei fällt der Blick unwillkürlich auf eine Person, die seit Jahrzehnten in England gewissermaßen den Brennpunkt des Deutschenhasses, den Sammelpunkt aller deutschfeindlichen Elemente und Bestrebungen gebildet hat, — es ist dies der „englische Zeitungskönig", Lord Northcliffe, der Mann, den einer seiner früheren Freunde und Mitarbeiter, der amerikanische Schriftsteller Orchelle sehr richtig „den wahren Friedensfeind" genannt hat.

Man hat in Deutschland bis zu Ausbruch des Krieges eine viel zu geringe Meinung von dem gewaltigen Einfluß und der Macht der deutschfeindlichen Presse und ihrer Propaganda gehabt; mußten doch Deutsche in England, die sich der drohenden Gefahr bewußt waren und die deutsche Gesandtschaft wiederholt und dringlich nicht bloß darauf aufmerksam machten, sondern auf geeignete Mittel und Wege zur Bekämpfung und erfolgreichen Paralysierung dieser Propaganda hinwiesen, sich die höhnische Zurechtweisung gefallen lassen, daß „solche

Methoden für England und Amerika vielleicht gut genug sein mögen, daß das Deutsche Reich aber derartiger Kampfmittel nicht bedürfe und auch keinen Pfennig dafür wegwerfen würde“.

Heute, da wir an der Bahre unserer nationalen Größe und Ehre stehen, heute, da wir — wo nicht gänzlich vernichtet — so doch auf Jahrhunderte zurückgeworfen und in unserer nationalen Existenz schwerer bedroht und gefährdet sind als nach dem Dreißigjährigen Kriege, — heute weiß es auf einmal jeder Schuljunge, was der damalige englische Finanzminister, jetzige Premier Lloyd George gemeint hatte, als er davon sprach, daß seine „silbernen (und goldenen) Kugeln den Krieg zugunsten Englands und seiner Verbündeten entscheiden würden“. — Wir haben heute keinen Freund auf der weiten Welt; die wenigen Neutralen, die noch nicht im allgemeinen Vernichtungsbund gegen uns aufgegangen sind, zeigen äußerste Gleichgültigkeit und zum Teil unverhohlene Schadenfreude an unserem nationalen Unglück; ja selbst unsere bisherigen Bundesgenossen fügen zum schnöden Verrat noch den kalten Vorwurf und den bitteren Hohn. — Man möchte so etwas einfach ins Reich der Unmöglichkeit verweisen, und doch stehen wir vor harten, unbeugsamen Tatsachen! — Wo ist heute „unser gutes Recht“ geblieben, für das wir vor vier Jahren einmütig wie ein Mann uns erhoben und für das wir seither freudig die schwersten Opfer an Gut und Blut gebracht haben, und für das wenigstens vereinzelt und schüchtern da und dort auch die neutrale Presse eingetreten ist? War es eine Täuschung? Waren wir tatsächlich im Unrecht und unsere Feinde im Recht, wie sie scheinheilig in alle Welt hinausposaunten? Das sei ferne! Recht bleibt Recht und muß es bleiben. — Und doch wagt heute kein Neutraler mehr seine Stimme zu unsern Gunsten zu erheben; doch sehen wir heute in weitesten Kreisen unseres eigenen Volkes den Glauben an unser gutes Recht wo nicht gänzlich erloschen, so doch aufs tiefste erschüttert und untergraben. — Wie hat es so weit kommen können? — Die Weltgeschichte wird sicherlich dereinst zu unseren Gunsten entscheiden und ein vernichtendes Urteil über unsere Gegner und vor allem über Englands niederträchtige Falschheit und Tücke fällen — aber mit alldem kommen wir über die bittere Tatsache nicht hinweg, daß das Recht unterlegen ist im Kampf gegen die organisierte, zielbewußte Lüge! — Der katastrophale Ausgang des Krieges ist ein Triumph der Lüge, so gewaltig, so phänomenal, wie ihn die Geschichte bisher nicht gekannt, ein Triumph, über dessen Möglichkeit sich noch kommende Generationen schwer die Köpfe zerbrechen werden.

Und aus all dieser Sintflut der Lüge, in welcher unser gutes Recht, unsere nationale Ehre und Existenz unterzugehen bestimmt war, taucht wieder eine Figur auf: Lord Northcliffe, der König der Lüge, vor dessen Leistungen selbst die unterirdische Majestät, der die Bibel den Namen des „Vaters der Lüge“ gegeben, vor Neid erblassen möchte. —

Ist es nicht wie ein bitterer Hohn des Schicksals, daß dieser Mann, der wie kein anderer den Weltkrieg auf dem Gewissen hat und damit persönlich die Hauptschuld an unserer nationalen Katastrophe trägt — von deutscher Abstammung —, allerdings und darauf muß zum Trost mit Nachdruck hingewiesen werden, von

deutsch-jüdischer Abstammung ist? — Aus Frankfurt a. M. siedelten die Vorfahren Northcliffes nach England über, wo sie es bald durch skrupellose Geschäftspraktiken zu einem gewissen Wohlstand brachten. Soweit gekommen, folgte teils aus geschäftlichen Rücksichten, teils zur Befriedigung rein persönlicher Ambition das konfessionelle und nationale Renegatentum. — Man wurde Christ, man wurde englischer Untertan und legte natürlich dabei auch den unbequemen deutschen Judennamen ab, um ihn gegen den englischen „Harmsworth" zu vertauschen. Der gegenwärtige Lord Northcliffe verdankt seine Aufnahme in den englischen Adelsstand (Baronetcy), sowie seine spätere Erhebung in den erblichen Reichsadel (Peerage) seinem gleichgesinnten oder gleich gesinnungslosen Freund Edward, Prince of Wales, nachmaligem Eduard VII., der, wie bekannt, stets und immer in Geldverlegenheiten war, und dem Northcliffe-Harmsworth aus mehr als einer dreckigen Affäre herausgeholfen hat. — Es muß übrigens anerkannt werden, daß Northcliffe ein Mann von außerordentlicher Begabung, zäher Energie und eisernem Willen ist, der auch auf anständigem Wege den Aufstieg hätte erreichen können. Seine angestammte Skrupellosigkeit und sein grenzenloser persönlicher Ehrgeiz ließen ihn andere Wege wählen. — Vor allen Dingen sich bewußt, daß Geld überall, besonders aber in England die Vorbedingung zu sozialem Einfluß und Macht bildet, war er von frühester Jugend bestrebt, selbst mit den bedenklichsten Mitteln „schnell" reich zu werden. Ich möchte hier nur an eine Reihe von Veröffentlichungen des Harmsworthschen Verlags erinnern, die mehr oder weniger direkte Übertragungen fremdländischer Literatur ins Englische, also mit nackten Worten literarisches Piratentum darstellen, das sich jedoch für seinen gewissenlosen Ausüber äußerst rentabel gestaltete. Den eigentlichen Grundstock zum Großkapitalisten legte er aber durch Herausgabe seiner bekannten „Harmsworth Encyclopaedia", die als erstes und einziges volkstümliches Werk dieser Art in England eine unerhörte Verbreitung fand und Millionen von Pfunden abwarf, während die Herstellungskosten dank dem bereits erwähnten, hier im höchsten Grade betriebenen Piratentum äußerst bescheidene waren. — Sehr frühzeitig richtete Harmsworth auch sein Augenmerk auf die Presse und wußte sich durch seine Kapitalkraft in Bälde Geltung und Einfluß zu verschaffen. Durch äußerst gerissene, wenn auch durchaus charakterlose Ausnützung der politischen Konjunkturen wußte er mehr und mehr die erste Violine zu spielen, bis es ihm während des Krieges gelang, durch immer weiteren Aufkauf von Zeitungen des In- und Auslandes und, wo das untunlich war, durch Bestechungen (Subventions genannt) eine Art Allmacht in der anglo-amerikanischen und zum Teil leider auch der neutralen Presse zu erringen, wofür im ganzen über 1 Milliarde Pfund teils staatlicher Gelder durch seine Finger ging; wie weit auch unsere vaterländische Presse in dieser Richtung seit langen Jahren beeinflußt war, wird sich wohl nach dem Kriege erst näher feststellen lassen.

Dieser hochbegabte, energische und skrupellose Mann war durch seinen enormen Reichtum und fabelhafte Macht in der Presse seit Jahren der einflußreichste Mann im britischen Weltreich geworden und hatte teils schon vor, teils während des Krieges auch die amerikanische und einen großen

Teil der neutralen Presse unter seine unmittelbare Kontrolle gebracht. — Und dieser Mann war ein bitterer, unversöhnlicher, schonungs- und gewissenloser Feind Deutschlands und alles dessen, was deutsch war in der Welt! — Seit Jahrzehnten, ganz besonders aber seit dem Jahr 1896 waren seine Preßorgane der systematischen Verleumdung Deutschlands und der nationalen und internationalen Deutschenhetze gewidmet. Der „edle Lord", der sich einmal rühmte, für seine eigenen Zeitungen für weit mehr als 20 Millionen Mark Papier jährlich zu gebrauchen und täglich für seinen eigenen Bedarf über 50 000 Baumstämme in Papierbrei verwandeln zu lassen, hatte schon im Jahr 1903 öffentlich und feierlich die Erklärung abgegeben: „Ja, ich verabscheue die Deutschen, und das aus ganzem, tiefstem Herzen. Sie machen sich überall in Europa verhaßt. Ich würde es nicht zulassen, daß heute jemand irgend etwas in einer meiner Zeitungen veröffentlichte, wodurch sich Frankreich im geringsten verletzt fühlen könnte; andererseits würde ich es ebensowenig dulden, wenn dieselben einen Beitrag brächten, der Deutschland gefallen könnte." —

Nirgends auf der Welt ist der Einfluß der Presse auf die breitesten Schichten des ungebildeten Volkes größer als in England. Das englische Volk schwört auf das „gedruckte Wort", stehe es in der Bibel oder in der Zeitung. So war es der Northcliffe-Presse auch ein leichtes, die Neutralitätsverletzung Belgiens durch Deutschland als die verruchteste Schandtat der Geschichte darzustellen und einen sittlichen Entrüstungssturm darüber zu entfachen; man wußte sehr wohl, daß längst vergessen sei, was man im Jahre 1887 selbst verkündet hatte, als durch die bekannte Schnaebele-Affäre ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich in der Luft hing: „Wahrscheinlich ist, daß wir darauf dringen werden, daß Belgien nicht das Kriegstheater wird, daß wir aber einen Durchmarsch nicht hindern werden, was wir auch gar nicht könnten." — Das 1887, und 1914 die moralische Entrüstung! Northcliffes moralisches Urteil, wie übrigens das von ganz England, variiert eben mit seinen Interessen: moralisch ist, was England paßt, was ihm hinderlich ist, ist unmoralisch! Das gilt von Sachen sowohl als von Völkern. In verhältnismäßig sehr kurzer Zeit haben sich in der Northcliffe-Presse die Franzosen aus einem „Volk mit verräterischen und neidischen Instinkten" in eine „edle und ritterliche Nation"; die Russen aus „Barbaren und schwarzen Verschwörern gegen alle Zivilisation" in die „heroischen Retter Europas" und wieder auf dem Wege der Rückbildung in das „blutgierigste, kulturfeindliche Gesindel"; die Italiener aus einer „Bande von Eiscrême-Händlern und Orgeldrehern" in die „edlen Sprossen des antiken Rom" verwandelt; die Wandlungen, welche die Türken je nach Bedarf als „unschuldige Opfer russischer Verfolgung und Weltmachtsucht", als „schändliche Bulgaren- oder Armeniermörder", als „aufgeklärte Reformer" unter jung-türkischem Regime, schließlich als „verächtliche Werkzeuge deutscher Bosheit und Bestialität" durchgemacht haben, sind zu zahlreich, um alle aufgeführt zu werden. —

Und all das und noch viel mehr hat sich das englische Volk ruhig von seinem „edlen Lord" aufbinden lassen und noch unzählig viel mehr über Land, Leute und Verhältnisse in Deutschland, über Greuel und Schandtaten unserer glorreichen

Armee, wie es schwärzer, verleumderischer und verlogener der Teufel selbst hätte nicht malen können. Und mit dem englischen Volk leider auch die große Masse der Neutralen und in allerletzter Zeit — Gott sei's geklagt — ein großer Teil unseres deutschen Volkes zu seiner eigensten Schande und seinem eigensten Unglück! —

Northcliffe, der Mann, der sich rühmen durfte, daß Asquiths und Greys Sturz sein eigenstes Machwerk sei; daß er Regierungen einsetzen und stürzen könne nach eigenem Gutdünken; der sich als Kriegswart der Entente in Frankreich, Italien und Amerika aufspielen und damit prahlen durfte, durch die Beseitigung der Schlaffheit und Unordnung in der Kriegführung die gemeinsame Sache Englands und der Entente vom Untergang gerettet zu haben; Northcliffe, der seit Jahren von einer nach Frieden seufzenden Welt durch seine teuflische Hetzpresse den Frieden ferngehalten hat; Northcliffe, der Held der Verleumdung, der König der Lüge, — er hat bis jetzt gesiegt! Die wohlorganisierte Macht der Lüge und der systematischen Verleumdung hat über das Recht triumphiert. Daran läßt sich heute nichts mehr ändern; hoffen wir, daß dermaleinst Germanen, Fleisch von unserem Fleisch, Zeugen sein dürfen, wenn das stolze Lügengebäude der englischen Weltherrschaft den unabwendbaren großen Fall tut! —

Jedenfalls hat Northcliffe das wenig beneidenswerte Verdienst, einer der größten Übeltäter der menschlichen Gesellschaft aller Zeiten zu sein, der seinen Reichtum, seinen Einfluß und seine Fähigkeiten dazu benutzt hat, namenloses Leid über alle Völker zu bringen und der seine emsige Saat von Haß zu einer überreichen Ernte von unsagbarem Weh reifen sieht. Der Boden Europas ist blutgetränkt wie nie zuvor, seine Ebenen und Täler, seine Wälder und Fluren sind voll von den Leichen der Gefallenen. In zahllosen Gefangenenlagern aller Länder schmachten unglückliche Männer in jahrelanger Verbannung. Ganz Europa ist übersät mit Hospitälern, in denen Tausende mit dem Tode ringen, und von den Lippen Hunderter von Sterbenden dringen täglich Flüche in die Luft, die nicht leer verhallen werden.

Noch Jahrzehnte hindurch werden Millionen von armen Krüppeln sich in mühseligem Daseinskampf durch die Städte und Dörfer Europas schleppen, aber selbst die scheußlichste Verstümmelung wird eine Zierde sein im Vergleich mit dem Kainsmal, das Lord Northcliffe an seiner Stirne trägt.

Und noch jahrelang werden einer schwarzen Wolke gleich Millionen von Witwen und Waisen, von beraubten Vätern und Müttern um die Gräber der Gefallenen sich sammeln in erloschenem Glück, in verlorenen Hoffnungen, in Tränen, die nie trocknen, und mit Wunden, für die es auf Erden keinen Balsam gibt.

Das reine, milde Angesicht des Friedens, nach dem das in tausend Todesqualen ringende Europa sich sehnt und seufzt, muß für Northcliffe alle Schrecken eines Gorgonenhauptes haben, und wie einst der zum Mord verschworene Macbeth wahnsinnig durch die Dunkelheit der Nacht rannte mit dem Angstschrei: „Macbeth hat den Schlaf gemordet!" — so möge der Schlaf auf immer das Lager des Unseligen meiden, der dessen Zwillingsbruder, den Frieden, gemordet hat!

Dr. K. Sch.



Philosophie des Magens

Selbstgespräch eines ruhigen Bürgers

Von Erich Schlaikjer

Der Vormittag dieses Januartages funkelte vor Sonne. Die weite klare Luft war ganz von Licht erfüllt. Von der russischen Steppe aber kam ein eisiger Wind und ließ das Quecksilber des Wärmemessers auf neun Grad unter Null sinken. Die Armut fror in ungeheizten Stuben. Der Wind schnitt den Straßenpassanten durch die Kleider bis auf das nackte Fleisch. Die kalte Sonnenpracht lag auf den Dächern einer frierenden Stadt.

Der ehrsame Junggeselle Wolfgang Ferdinand Tugendreich aber war geschützt. Sein Pelz wärmte zuverlässig, und so konnte er ohne Scheu vor dem Fenster einer Wildbrethandlung stehen bleiben. Wehmütig strich er sich über die Stelle, wo einst in den seligen Tagen vor dem Krieg in Züchten und Ehren ein kleines Bäuchlein gesessen hatte. Er liebäugelte mit einer fetten Gans, die im Fenster lag. Er dachte sie sich mit Äpfeln und Pflaumen gefüllt. Die Obstsäure mußte den Geschmack des Fleisches und der fetten Soße durchsetzen. Er sog mit wollüstigen Nüstern den Duft ein, der um Weihnachten durchs Haus ging, wenn eine solche Gans gebraten wurde. Er träumte von einer großen prangenden Schüssel mit geschälten Kartoffeln. Magnum bonum. Etwas mehlig, so wie er sie liebte. Die von Fleischsaft durchtränkten Äpfel und Pflaumen machten Gemüse und Kompott überflüssig. Ein Gläschen Rotwein aber wäre zu dem fetten Essen nicht zu verachten. Und dann ein Stückchen weichen Käse hinterher. Es brauchte nicht viel zu sein. Nur eben genug, um den herrlichen Zusammenklang des Käses mit dem Rotwein durchzukosten. Schließlich konnte man ja dann mit etwas Backwerk, gefüllter Schokolade und ähnlichem Naschwerk den Beschluß machen. Es war ja nun einmal Weihnachton.

Nein, es war ein Vormittag im Januar bei neun Grad Kälte, kohlenleeren Öfen und unter den Nachwirkungen einer mehrjährigen Hungerblockade. Die Gans im Fenster kostete 100 Mark. Es war nicht daran zu denken, daß er sie für die Kochkunst seiner Haushälterin Dorothea mitnehmen konnte. Er mußte sich mit einer unansehnlichen mageren Gasthofsportion begnügen. Wenn er auch in noch so geordneten Verhältnissen lebte: das konnte er nicht bezahlen. Das Obst zum Füllen war ja auch verschwunden. Die Kartoffeln waren verschwunden. Das Fett war verschwunden. Die Kohlrüben beherrschten die Stadt.

Im Fenster lagen auch Rebhühner. Rebhuhn mit Sauerkraut. Wie ein milder Feiertagsklang ging es durch seine Seele. Dann riß er sich los.

Mit der gefaßten Würde seiner 50 Jahre ging er den Bürgersteig hinunter. Ein ruhiger Untertan, der auch in diesen schweren Zeiten die Besonnenheit nicht verlor.

Auf einmal aber stand eine Szene aus seinen Knabenjahren vor ihm.

Er sah das alte, würdige, entrüstete Gesicht der Frau Apotheker. Er hörte die Zustimmung des ganzen Kränzchens. Er sah sich selber vor einer Tasse Schoko-

lade sitzen. Daneben ein Kuchenteller, den ihm die liebenden Damen bis obenhin beladen hatten.

Er konnte sich aber durchaus nicht mehr auf den Zusammenhang besinnen. War es vielleicht der Kuchenteller, der unter dem Zwang des Hungers plötzlich in ihm aufgetaucht war? Seine Phantasie arbeitete neuerdings ja unausgesetzt mit Essensvorstellungen. Ihm war aber immer, als müßte noch etwas anderes dahinter liegen.

Hm! Sonderbar. Die kleine nordschleswigsche Hafenstadt war alles andere als reich an Menschen gewesen. Das müßte man doch ergrübeln können.

Jawohl, jetzt hatte er's! Nun war er auf der richtigen Spur. Es hing mit der schwedischen Arbeiterfamilie zusammen, die damals zugezogen war.

Was war noch mit der gewesen? Die mußte er jetzt scharf ins Blickfeld rücken. Dann würde er den Zusammenhang der Szene schon entdecken.

Die Leute waren arm gewesen. So grauenhaft arm, daß der Fall in dem kleinen Städtchen zu einer Sensation wurde. In der Wohnung war es so öde, wie in einer schmutzigen Höhle. Die Kinder sahen so zerlumpt aus, daß es auf der Straße zu einem öffentlichen Skandal kam. Man trug abgelegte Kleider ins Haus. Man half auch mit anderen Dingen. Aber es nützte nichts. Es waren zu viel Mäuler da. Das Nest steckte voll von zerlumpten Kindern. Die Armut war und blieb grauenhaft.

Was aber hatte das mit der alten, würdigen, entrüsteten Frau Apotheker und mit dem Kränzchen zu tun? War da sonst noch etwas gewesen? Ja, richtig! Ein sonderbarer Witz des Schicksals. Die Familie hatte den Namen eines alten Adelsgeschlechtes geführt. Schwedischer Uradel. Aber verdammt auf den Hund gekommen.

Das alles aber ging doch das Kaffeekränzchen, seine Schokolade und den Kuchenteller nichts an . . .

Bums! Da war's!

Der alte joviale Kapitän Simonsen, der von der chinesischen Küste mit einem Vermögen zurückgekommen war, bildete das Mittelglied. Hätte er sich nicht so lange im Dunkel gehalten, wäre er schon früher dahintergekommen. Nun aber stand er leibhaftig vor ihm. Er trug noch immer das spanische Rohr mit dem silbernen Knauf, das er auf den Philippinen von einem Pflanzer gekauft hatte. Das großgeblümte seidene Taschentuch hatte er auch noch in der Tasche. Aus der kostbaren Meerschaumpfeife rauchte er aromatisch duftenden Shag. Ja, nun war alles klar. Nun hatte er's.

Der alte joviale Kapitän Simonsen hatte dem weiblichen Oberhaupt dieser schwedischen Arbeiterfamilie am Sonnabend auf der Straße ein blankes Goldstück in die Hand gedrückt. Zwanzig Mark in rotem Gold. Und was hatte dieser schamlose Pöbel damit gemacht? Aufgefressen. Am Sonntag duftete das ganze Haus nach Braten. Den ganzen Tag schwammen sämtliche Kinder in Essen. Zum Kaffee wurden Torte und Cremeschnitten geholt. Und der Kaffee war so stark gewesen, daß man ihn auf der Straße riechen konnte. Wenigstens versicherte das die Frau eines Flickschusters, der nebenan wohnte.

Diese sinnlos üppige Schlemmerszene war es gewesen, die die Entrüstung der guten alten würdigen Frau Apotheker wachgerufen hatte. Und alle Damen hatten ihr zungenfertig zugestimmt. Jawohl, so war diese Sorte. Hatten sie mal einen Taler, wurde er sofort durch die Gurgel gejagt. Darum kamen sie auch zu nichts. Unter dem Einfluß des ersten Schrecks hatte man ihnen ja allerhand ins Haus getragen. Es war aber vollkommen richtig, daß das aufgehört hatte. Es nützte ja doch nichts. Die Entrüstung war allgemein gewesen, und er hatte die sittliche Weltordnung damals deutlich in seinem jungen Herzen gespürt.

Es gab offenbar zwei Sorten von Menschen. Die einen waren tugendhaft und bedachten weise die Zukunft. Die konnten am Nachmittag Schokolade trinken und Apfelkuchen mit Schlagsahne essen. Die anderen waren schmutzig und verwahrlost und lebten in den Tag hinein. Die hatten natürlich nie etwas. Und das war ja auch vollkommen in der Ordnung.

Er besann sich noch auf das alte Fräulein Stolterjahn, das ihn bei jeder Gelegenheit verzog. Er hatte zwei Kuchen auf dem Teller liegen lassen. Er konnte schlechterdings nicht mehr. Dann hatte ihm aber das alte Fräulein zwanzig Pfennig versprochen, wenn er sie noch aufessen wollte. Und dann hatte er's doch noch geschafft. Seine kulinarischen Fähigkeiten waren eben früh entwickelt gewesen.

Das ganze Kränzchen von damals war jetzt vor ihm lebendig. Er empfand noch einmal das aus Schokolade und Kuchen und Wohlhabenheit gemischte Behagen. Und dann hatte die Frau Stadtverordnete Meier das Wort genommen.

Der eine zerlumpte Junge der schwedischen Arbeiterfamilie war ihr einmal mit seinen nackten Füßen in die Stube geplatzt, gerade wie sie beim Mittagessen saßen. Er war durch die Hoftür hineingekommen. In der Küche waren beide Dienstmädchen anwesend gewesen. Er hätte seinen Bescheid also gut bei denen abliefern können. Von Lebensart war natürlich keine Rede. Aber na, das konnte man am Ende auch nicht verlangen. Davon wollte sie also nichts sagen.

Dann war aber jenes andere geschehen, in dem das eigentliche Erlebnis lag. Wie er nun bei ihnen in der Stube stand und sein Anliegen ausrichtete, hatten seine Augen immer nach dem gedeckten Tisch hinübergefunkelt. Nie würde die Frau Stadtverordnete Meier das vergessen. Wie ein Tier. Wie ein hungriger Wolf. In diesen Augen hatte es förmlich gelechzt. Eine rohe Wildheit war hervorgebrochen. Ihr Mann hatte geradezu einen Schreck gekriegt. Er war nun einmal so ästhetisch veranlagt. Noch ganz zuletzt bei der süßen Speise waren sie diese Augen nicht los geworden. Wenn man das erlebt hatte, brauchte man sich über die Erzählung der Frau Apotheker nicht zu wundern. Wenn Leute so gierig waren, konnten sie ja zu nichts kommen. Schließlich hatten sie alle Fenster aufmachen müssen. Der Junge hatte einen so sonderbaren Geruch ausgeströmt.

„Ja, das ist das Merkwürdige," hauchte die eben verheiratete Frau Realschullehrer, „diese Leute riechen schon so ordinär."

Nun aber kam die Entscheidung. Nun nahm die vollbrüstige Frau Schlächtermeister das Wort. Verglichen mit ihrem Erlebnis sei alles Bisherige noch gar nichts.

Der eben genannte Junge sei einmal zu ihr in den Laden gekommen. Um zu betteln. Natürlich habe sie ihm nichts gegeben. Sie könne das Gelaufe von früh

bis spät im Laden nicht haben. Schließlich seien mehr Bettler als Kunden da. Außerdem erziehe man die Menschen ja mit Gewalt zur Arbeitsscheu. Es sei aber gerade die Mittagstunde der Mädchen und Gesellen gewesen. Sie habe also gesagt, daß er sich in der Küche etwas zum Essen geben lassen solle. Nun hätten sie aber damals die große Marie als Köchin gehabt. Die war so außerordentlich reinlich und wollte also den schmutzigen Bengel in ihrer Küche nicht haben. Infolgedessen sei ihm ein großer Napf mit Essen auf den Flur hinausgereicht worden. Wie sie ahnungslos hinausgekommen sei, habe er da auf dem halbdunklen Flur auf der untersten Stufe der Bodentreppe gesessen und habe — gegessen? Nein, das könne man nicht sagen: geschlungen, gefressen, gewürgt. Es sei gar nicht mehr menschlich gewesen. Die Augen waren ihm dabei aus dem Kopfe getreten.

Die Frau Schlächtermeister verschwand. Das Kaffeekränzchen löste sich in Luft auf. Der ehrsame Junggeselle Wolfgang Ferdinand Tugendreich ging als ein besonnener Bürger an einem kalten Januartage die Straße hinunter.

„Wenn man nun aber eine lebenslängliche Hungerblockade durchmachen müßte, ob man dann nicht auch sein ganzes Geld an einem Tage für ein Eßgelage ausgeben könnte", fragte er bedächtig im Weiterschreiten. In dem warmen Pelz philosophierte sich's so gut. —

„Lebte er nicht auch über seine Verhältnisse, wenn er sich zum Abendessen im ‚Blauen Engel' die unkünstlerisch zubereitete Portion Gänsebraten für 10 Mark erstand? Hatte er nicht eben davon gedacht, es auf Rebhühner mit Sauerkraut ankommen zu lassen, obwohl sie schon im Wildbretladen mit 13,50 Mark das Stück ausgezeichnet waren? Entstanden in seiner Phantasie nicht fortwährend leckere Gerichte? Dachte nicht alle Welt ans Essen? Sprach nicht alle Welt vom Essen? Konnte man sich nicht doch denken, daß bei fortgesetztem Hungerkrieg eine gewisse ungezügelte Gier nach Lebensmitteln auch in einem wohlerzogenen Bürger wachwerden könnte?"

Ja, ganz klar wurde sich Wolfgang Ferdinand Tugendreich über das Problem nicht. Sein Gehirn hielt das Denken nie lange aus. Auch nicht in der kalten Sonnenpracht eines so eisigen Januartages.

Es waren aber doch sonderbare Gedanken, die ihm an diesem Vormittag durch den Kopf gingen, als er die Straße hinunterging, und sie blieben auch nicht ohne läuternde Kraft in seiner Seele.

„Wissen Sie," sagte er, als seine Dorothea ihn zu Mittag freudestrahlend mit einem leckeren Gericht gebratener Fische überraschte, „die Armen haben es nicht leicht. Man soll nicht zu hart über sie urteilen."



Der Einfluß von Arbeitslohn und Arbeitszeit auf die Konkurrenzfähigkeit der industriellen Produktion

Von Heinrich Göhring

Leider hat uns dieser Krieg nicht den Abschluß gebracht, der in Anbetracht der kolossalen Opfer an Gut und Blut wohl zu erwünschen gewesen wäre. Besonders schwierig lasten die hierdurch geschaffenen Verhältnisse auf unserem gesamten wirtschaftlichen Leben. Sorgenvoll richten Industrie und Handel den Blick in die Zukunft. Die Heilung der schweren Wunden, die unserer Gütererzeugung geschlagen sind, wird langwierig und mühevoll sein. Es steht eine Epoche äußerster Anspannung aller Kräfte bevor, um wiederzugewinnen, was in den vergangenen Jahren verloren worden ist. Vielfach muß wieder von vorn begonnen werden, und zwar unter Umständen, die außerordentlich schwieriger sind, als die, mit denen seinerzeit beim Aufstieg des deutschen Wirtschaftslebens zu der von unseren Gegnern so bitter beneideten Höhe zu rechnen war. Mehr denn je drängen sich heute unserem Wirtschaftsleben und speziell unserer Industrie schier unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Man nehme nur beispielsweise unsere Eisenindustrie. Schon in Friedenszeiten waren andere Staaten, wie beispielsweise England und die Vereinigten Staaten, hier viel günstiger gestellt. Sie verfügten über besseres oder billigeres Rohmaterial. Kohlen und Eisenerze liegen dort mehr beisammen, in Deutschland sind sie getrennt, deshalb die höheren Transportkosten. Viel schwieriger aber gestalten sich die Verhältnisse nach dem Kriege. Ein jetzt noch gar nicht zu übersehender Faktor bedeutet u. a. die Loslösung von Elsaß-Lothringen. Viele andere Industriezweige sind nicht besser daran. Schon in Friedenszeiten vermochten einzelne Industrien Deutschlands nicht auf dem Weltmarkt zu konkurrieren und ohne Schutzzoll den heimischen Markt zu behaupten, weil andere Völker billigere Arbeitskräfte und deshalb niedrigere Produktionskosten aufweisen. Besonders trat dies vor dem Kriege in der Konkurrenz der Italiener und Japaner in der Textilindustrie zutage. Vor allem leidet die Industrie an einem außerordentlich großen Mangel an Rohstoffen jeder Art, deren Beschaffung aber teilweise noch auf sehr große Schwierigkeiten stoßen wird. Man nehme nur beispielsweise die für die Textilindustrie so überaus wichtige Wolle. Diese muß — da England, wie die „Textil-Woche" mitteilt, die ganze australische Wollproduktion angekauft hat — erst den Weg über England nehmen. Mehr denn je braucht unsere Industrie heute volle Bewegungsfreiheit. Die Initiative von Industrie und Handel darf nicht zugunsten gemeinwirtschaftlicher Experimente beschränkt werden, wenn anders sie die ihr im Binnen- und Weltverkehr zukommende Stellung einzunehmen in der Lage sein soll. Man werfe nur einmal einen Blick in die Weltwirtschaft! In Südamerika haben die

Vereinigten Staaten die Märkte erobert und in Ostasien Japan. Welch ungeheuren Aufschwung hat Industrie und Handel während der Kriegszeit in den neutralen Staaten und speziell in den drei skandinavischen Königreichen genommen! Für alle diese Vorgänge scheint man aber den Blick verloren zu haben. Sonst würde man seitens der neuen Regierung nicht in einer Zeit, in der die deutsche Industrie genötigt ist, sich umzustellen von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft, in der ihr sowohl Aufträge wie Rohstoffe fehlen, in der sie zu den vorhandenen Arbeitskräften noch die aus dem Felde kommenden aufnehmen soll, sich mit fast stündlich erscheinenden Verordnungen und Maßnahmen überstürzen. Von tiefeinschneidender Bedeutung für das gesamte Wirtschaftsleben Deutschlands sind die in diesen Tagen zwischen Unternehmer- und Arbeiterverbänden getroffenen Zwangsvereinbarungen, die von der Reichsleitung mitunterzeichnet sind. Man nehme hieraus allein nur schon die gesetzliche Einführung des Achtstundentages sowie die Bestimmungen in puncto des Mindestlohnes. Hierdurch wird der deutschen Industrie — wie die „Times“ recht zutreffend bemerkt — durch die deutschen Arbeiter selbst das Grab geschaufelt. Die Konkurrenzfähigkeit der deutschen industriellen Produktion wird aufhören, ihr Wettbewerb mit dem Auslande wird illusorisch werden. Eine natürliche Folge wird sein, daß Engländer und Amerikaner ihre viel billigeren Erzeugnisse auf den deutschen Markt werfen. Lord Greys Worte: „Jeder Engländer wird durch den Krieg um das reicher, was der Deutsche verliert“ werden zur unumstößlichen Wahrheit.

Die berufenen Führer der Sozialdemokratie selbst haben wiederholt erklärt, daß die Forderungen des Sozialismus nur international durchführbar sind. Dies gilt aber in erster Linie für die gesetzliche Regelung von Arbeitszeit und Arbeitslohn. So ideal auch der Achtstundentag an und für sich selbst ist und so zu begrüßen er auch wäre, so darf er doch keineswegs nur auf Deutschland allein beschränkt bleiben. Geschieht dies aber, dann würde gar bald jedwede Wettbewerbungsfähigkeit deutscher Stände aufhören. Übrigens ist ja Deutschland in der Verkürzung der Arbeitszeit etwa mit England gleichmäßig vorgegangen, und übertrifft viele seiner Nachbarn, vor allem auch Frankreich, ganz wesentlich darin. Von nicht minder schwerwiegender Bedeutung ist aber das Problem des Arbeitslohnes, mit dem wir uns etwas eingehender beschäftigen wollen.

Von jeher hat Deutschland bezüglich der Entlohnung seiner Arbeiterschaft eine führende Stellung unter den Ländern Europas eingenommen. Man vergleiche nur einmal die deutschen Verhältnisse mit denjenigen anderer Staaten, beispielsweise mit England. Tatsache ist, daß gerade in England für eine verhältnismäßig geringe Zahl von Arbeitern, und zwar hauptsächlich nur für geübte Arbeiter bestimmter Branchen gute Löhne bestehen, die große Mehrheit der englischen Arbeiter aber keine bessere, ja teilweise sogar eine weit geringere Entlohnung aufzuweisen hat als die in Deutschland gezahlte. Nach Mitteilungen der amtlichen „Labour Gazette“ betrug beispielsweise im Jahre 1911 der durchschnittliche Wochenlohn eines erwachsenen Arbeiters in der Metall-, Schiffbau- und Maschinenindustrie, welche zu den best bezahlten Kategorien der englischen Arbeiterschaft gehören, 34 Schilling. Niemand wird aber nun wohl behaupten wollen,

daß die entsprechenden Arbeiterkategorien Deutschlands zu der gegebenen Zeit eine geringere Entlohnung zu verzeichnen gehabt hätten. Die überaus günstige Entwicklung der Lohnverhältnisse in Deutschland hat während der Kriegszeit keine Hemmung erfahren. Nach einer Erhebung des Kaiserl. Stat. Amtes, Abteilung für Arbeiterstatistik, im „Reichsarbeitsblatt" (Jahrg. 16, Seite 297) über die Arbeitslöhne in der deutschen Industrie war allein schon vom März 1914 bis zum September 1917 eine Steigerung der Durchschnittslöhne von mehr als 100 % zu verzeichnen. Besonders gut war natürlich die Entlohnung der qualifizierten Arbeiter in der Kriegsindustrie. Nach den vorliegenden Erhebungen von gewerkschaftlicher Seite konnten hier schon Lohnsteigerungen von 400 % beobachtet werden. Wie hat sich nun demgegenüber die Lohnfrage bei unserem Hauptkonkurrenten auf dem Weltmarkt — bei England — gestaltet? Nach Mitteilungen der „Labour Gazette" (Jahrg. 23, 24, 25 und 26) stiegen beispielsweise in der Zeit vom Juli 1914 bis zum Juli 1918 die durchschnittlichen Löhne der industriellen Arbeiter — ohne Bergbau und Metallindustrie — um 29 %. Höher war natürlich die Lohnsteigerung im Bergbau und der Eisen- und Metallindustrie, sie schwankte hier zwischen 39 und 83 %. Den üblichen Tagelöhnen von 13, 14, 15 und 18 M in den kriegsindustriellen Betrieben Deutschlands stehen solche der entsprechenden Betriebe Englands von 8, 9, 10 und 12 Schilling (d. i. 8, 9, 10 und 12 M) gegenüber. Spezialarbeiterlöhne von 28, 30, 32 M pro Tag, wie sie in Berlin und Umgebung gezahlt wurden, gehören in England ins Reich der Phantasie. Hierbei muß man noch berücksichtigen, daß in Deutschland die Preise der notwendigsten Lebensmittel geringer sind — wie die amtliche Preisstatistik zeigt — als in allen anderen der am Kriege beteiligten Länder. Während nun in England bei den Verhandlungen der Unternehmer- und Arbeiterorganisationen in puncto der Übergangswirtschaft vom Krieg zum Frieden speziell die Arbeitervertreter nach Mitteilungen von „Times", „Daily Telegraph", „Manchester Guardian" usw. im Interesse des künftigen Wettbewerbs der englischen Industrie auf dem Weltmarkt eine recht versöhnliche Stimmung zur Schau trugen und sogar bedeutungsvolle Konzessionen machten, treibt in Deutschland zurzeit eine Lohnbewegung die andere. Eine übermäßige Lohnforderung löst die andere ab. Nach Mitteilungen Berliner Zeitungen vom 16. November 1918 stellten die Berliner Arbeiter die Forderung folgender Mindestlöhne auf: 25 M Tageslohn für gelernte Arbeiter, 22 M für Maschinenarbeiter, 18 M für weibliche Arbeiter, 17,50 M für jugendliche Arbeiter. Das bedeutet also ein Mindest-Jahreseinkommen von 7800 M für gelernte Arbeiter, 6864 M für Maschinenarbeiter, 5616 M für weibliche Arbeiter und 5460 M für jugendliche Arbeiter. Noch weiter aber gehen die Forderungen der oberschlesischen Bergarbeiter. Nach dem „Hamburger Echo" vom 24. November 1918 verlangen die Arbeiter hier einen Schichtlohn von 35 M. Wieweit diese Forderungen der Arbeiter erfüllt werden, bleibt noch abzuwarten. Jedenfalls vereinbarten die Arbeitgeber der Hamburger Werftbetriebe mit den Arbeitern Einheitslohnsätze auf der Basis von Mindestforderungen, die zwischen 0,50 M pro Stunde für Lehrlinge im 1. Lehrjahre und 2,40 M pro Stunde für gelernte Arbeiter schwanken. Dies entspricht — bei täglich achtstündiger Arbeitszeit —

einem Wochenlohn von 24,50 *M* für Lehrlinge im 1. Lehrjahre und 115,20 *M* für gelernte Arbeiter. Nach Mitteilungen der „Labour Gazette" schwanken demgegenüber die entsprechenden Arbeitslöhne der Werftarbeiter auf den Werftbetrieben von Barrow, Tyne, Clyde und Birkenhead zwischen 4½ und 62 Schilling (d. i. 4,50 *M* und 62 *M*). Der Unterschied zwischen den deutschen und englischen Löhnen tritt hier offensichtlich zutage. Die Folge hiervon wird aber sein, daß die deutschen Reeder ihre Schiffe im Ausland bauen lassen werden. Wollte man aber die deutschen Reeder zwingen, ihre Schiffe trotzdem auf deutschen Werften herstellen zu lassen, dann ginge die deutsche Seeschiffahrt gar bald ihrem Ruin entgegen. Ähnlich aber würde es allen anderen Industriezweigen in Deutschland ergehen. Soweit die deutsche Industrie früher beispielsweise mit der amerikanischen konkurrenzfähig war, beruhte die Wettbewerbungsmöglichkeit in erster Linie auf den billigeren deutschen Arbeitslöhnen. Die aber zurzeit von den deutschen Arbeitern geforderten Arbeitslöhne übersteigen die vielgepriesenen amerikanischen Arbeitslöhne um ein ganz beträchtliches. Nach Berichten von „Monthly Review of the United States Bureau of Labor Statistics" (Jahrg. 1918) schwankten nach einer Erhebung über die Arbeitslöhne in der amerikanischen Eisen- und Metallindustrie, die zu Anfang des Jahres 1918 unternommen wurde, die wöchentlichen Arbeitslöhne zwischen 15,12 Dollar (d. i. 63,50 *M*) und 26,14 Dollar (d. i. 109,79 *M*). An eine Konkurrenzfähigkeit der deutschen industriellen Produktion auf den südamerikanischen Märkten wäre also gar nicht mehr zu denken. Man nehme nur beispielsweise unsere überaus wichtige Textilindustrie, die sowieso schon in Friedenszeiten — um nur auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig bleiben zu können — mit dem Bruchteil des Pfennigs rechnen mußte. An Stelle der blühenden deutschen Volkswirtschaft in den Zeiten vor dem Kriege würde gar bald eine allgemeine Verelendung treten. Der politische und militärische Zusammenbruch läßt sich überwinden, niemals aber der wirtschaftliche Ruin. Letzten Endes würde aber der deutsche Arbeiter selbst darunter am meisten zu leiden haben. Hat doch die Vergangenheit gelehrt, daß nur eine Volkswirtschaft, welche sich günstig entwickelt, eine starke Nachfrage nach Arbeit und steigende Löhne hat. In dieser Lage war aber Deutschland vor dem Kriege. Selbst die starke Bevölkerungsvermehrung vermochte der Nachfrage nach Arbeitern nicht zu genügen, und andererseits wurden solche Gewinne erzielt, daß aus ihnen ein steigender Betrag an den einzelnen Arbeiter gezahlt werden konnte. Nach Ermittlungen des Schreibers dieser Zeilen an der Hand eines umfangreichen Materials (Berichte der statistischen Landes- und Stadtämter usw.) stiegen beispielsweise in Deutschland in der verhältnismäßig kurzen Zeitspanne von 1903—1912 die durchschnittlichen Löhne aller Arbeiterkategorien in Gewerbe und Industrie um 55 %.

Welchen Einfluß aber derartige Forderungen und speziell solche unbegrenzte und durch nichts zu begründende Lohnforderungen auf das gesamte Wirtschaftsleben eines Landes ausüben können, zeigt so recht als Beispiel Rußland. Der russische Volkskommissar Petrow, der im März 1918 zum Austausch der Friedensurkunden in Berlin weilte, bekundete, daß die russischen Arbeiter Lohnforderungen bis zu 500 % und ja noch mehr bei gleichzeitiger Verminderung der Arbeitszeit

— und zwar unter Anwendung von Drohungen und Gewaltmitteln — durchgesetzt hätten. Aber der Erfolg blieb nicht aus. Weit über 1000 Fabriken mit etwa 170 000 Arbeitern haben ihren Betrieb einstellen müssen, weil die gesamten Betriebsmittel durch die Lohnzahlungen aufgebraucht wurden. In erster Linie erliegen naturgemäß die kleineren, finanziell schwächeren Betriebe der Umwälzung; aber auch Unternehmungen ersten Ranges kommen zum Stillstand, so beispielsweise verschiedene Betriebe der Petersburger Metallindustrie, die große Newa-Schiffswerft, die allbekannten Putilow-Werke u. v. a. m. Hierdurch trat eine Herabsetzung der Erzeugung ein, die man im Durchschnitt wohl mit 50 % der Gesamtproduktion annehmen kann. Mit dem Aufhören der Kriegsindustrie trat eine weitere bedeutende Einschränkung ein, da die Friedensindustrie keinen Ersatz für die großen Aufträge der Heeresverwaltung zu bieten vermag. Die Folge ist eine außerordentlich zunehmende Arbeitslosigkeit in den russischen Städten. Hierzu kam dann noch die Demobilisierung der Armee, die Millionen von Arbeitskräften freimachte. Nach Mitteilungen des „Hamburger Echo" vom 27. November 1918 ist vor kurzem der letzte Rest der großen Textilindustrie im Moskauer Rayon stillgelegt worden; dadurch wurden allein gegen 600 000 Arbeiter brotlos. In Petersburg sowie in den meisten anderen russischen Großstädten sieht es zurzeit nicht besser aus. Die Gesamtproduktion der russischen Industrie ist im Vergleiche zur Friedenszeit auf etwa 5 % gesunken. Die Tagelöhner in den Maschinenfabriken erhalten bis 12 Rubel täglich, Dreher und Schlosser bis zu 40 Rubel. Die Generalreparatur einer Lokomotive, die im Frieden durchschnittlich auf 30 000 Rubel zu stehen kam, kostet heute 500 000 Rubel. Die Nietung eines Dampfkessels stellt sich auf 60 000—80 000 Rubel, weil die Arbeiter bei den riesigen Tagelöhnen bestenfalls nur einige Stunden am Tage arbeiten. Zu der völligen Zerrüttung der Arbeits- und Lohnverhältnisse kommt dann noch die Transportkrise, die jegliche Vorstellung übertrifft. Jedenfalls lasten die durch die bolschewistische Wirtschaft hervorgerufenen Nöte des Landes schwer auf dem russischen Erwerbsleben und haben dies in die nur denkbar traurigste Lage gebracht. Dabei schreitet die russische Regierung unbeirrt und unbehindert ihren Weg des Terrors fort, eines Terrors, den — wie das „Hamburger Echo" recht zutreffend bemerkt — selbst die dunkelste Zarenzeit kaum gekannt hat.



Der Verwundete · Von Helene Brauer

Herab sinkt Blatt um Blatt,
Klematis müd und weich,
Dem toten Sommer gleich,
Der ausgeleuchtet hat.

Auf meine Hand verblüht
Fällt's blau wie meine Adern sind,
Durch die das warme Blut noch rinnt —
Doch rinnt es schon so müd.

Kaum tut's den Blättern weh,
Wenn sie sich lösen von der Welt.
Bald, wenn das letzte leise fällt —
Ob ich's noch seh'?



Muschi

Von Peter Paul Schmitt

Dies ist die Geschichte von Eugen und Ludowiko und der wunderschönen Porzellankatze Muschi.

Von der Schulbank her waren sie die besten Freunde der Welt gewesen und in der Lehre beim Uhrmacher Goggenberger waren sie es geblieben, sie hingen zusammen wie die Kletten. Niemand in dem kleinen Städtchen kann sich erinnern, Eugen einmal ohne Ludowiko gesehen zu haben oder Ludowiko ohne Eugen; für die Begriffe der Mitlebenden waren sie wie zusammengewachsen.

Die Uhrmacherei war für ihre auf das Nette und Idyllische gerichtete Art wie gemacht, zum Grobschmied hätten sie nicht getaugt. Nach ihrem tüfteligen Tagewerk saßen sie in ihrer kleinen Stube und lösten die Welträtsel auf ihre Art, ihre Götter waren Brehm und Hagenbeck und Kolumbus. Sie liehen sich alle Bücher dieser Art zusammen, und keine Zeile ließen sie darin übrig. Kann man sich denken, daß Muschi diesen Freundschaftsbund beinahe zerstört hätte?

Die Katze lag eines Tages im Schaufenster des Buchhändlers Lützel-Philipp. Wie der Buchhändler dazu gekommen war, und wie sie sich zwischen seine Bücher verirrt hatte, das weiß man nicht. Vielleicht wollte er sie gar nicht verkaufen und hatte selbst seine Freude daran. Er war ein wunderlicher Herr, ihm konnte man das schon zutrauen. Vielleicht war es auch nur Reklame und dazu keine schlechte, denn die Katze machte ein großes Aufsehen auf ihrem Platz.

Sie war ein wunderschönes Tier, mit aller Liebe und dem feinen Verständnis gemacht, wie sie wirklich nur der Jahrtausende alten Kultur der Chinesen eigen ist. Ihre Kunst hatte aus dem kalten Porzellan ein weiches, warmes und behagliches Tier gezaubert, und wie lebendig lag es da, halb zusammengerollt, schlafend, in Lebensgröße, und der Buchhändler hatte ihm noch ein fein gesticktes seidenes Kissen untergelegt. Ganz vorne an der Scheibe lag die Katze, und es konnte einem im Vorbeigehen wohl in der Hand jucken, sie zu streicheln. Auf dem Weg zum Uhrentüftler Goggenberger kamen Eugen und Ludowiko jeden Tag beim Lützel-Philipp vorüber, und da begab es sich nun also, daß sie die Katze sahen. Sie schlief so mollig, wie eine Katze nur schlafen kann.

Wie angewurzelt blieben sie vor dem Fenster stehen. „Guck' die Katz!" sagte der lustigere Ludowiko, aber Eugen verschlug es fast die Rede. Er stand nur da und starrte das Tier an.

„Kätzelche, Kätzelche, kß!" neckte Ludowiko durch die Scheibe hindurch. Muschi reagierte darauf nicht.

Am nächsten Tag, als sie wieder vorbeikamen, stürmten sie in den Laden hinein: „Guten Tag, Herr Lützel, guten Tag, Herr Lützel, wo haben Sie die schön' Katz' her?"

Der Buchhändler machte ein geschmeicheltes Gesicht.

„Was kost't die Katz?" platzte Eugen heraus.

„Hundert Mark", sagte der Lützel-Philipp und warf sich ein bißchen in Positur.

„Hundert Mark, hundert Mark!" spotteten die jungen Galgenvögel durcheinander. „Adjes, Herr Lützel, adjes, Herr Lützel!" Und draußen waren sie.

Aber am nächsten Tag waren sie wieder da. Sie kauften sich ein Reklamheftchen zu den vielen, die sie hier schon gekauft hatten, und jeder von ihnen steuerte nach gutem Brauch die Hälfte bei.

Während Ludowiko mit Muße und Genuß unter den Heften prüfte und wählte, machte sich Eugen wieder an die Katze heran. Er streichelte sie zur Probe einmal.

„Kost't sie wirklich hundert Mark?" fragte er fast ängstlich.

„Ne," lachte der Lützel-Philipp, „hundert Mark kost't sie nicht; eigentlich verkauf' ich sie überhaupt nicht, aber du kriegst sie für dreißig Mark, und da verdien' ich noch keinen Pfennig dran."

Die hundert Mark hatte Eugen nun zwar nicht für Ernst genommen, aber die dreißig schienen es ihm schon eher zu sein, und sein Mut schwand. Sein ganzes Vermögen betrug zwanzig Mark, und daran hatte er ein ganzes Jahr fleißig gespart.

„Adjes, Herr Lützel, adjes, Herr Lützel!" Fort waren sie wieder; Ludowiko mit dem Reclamheftchen in der Tasche; es waren die Fabeln von Gellert, aber Eugen hatte diesmal keine rechte Freude daran.

Das nächste Mal kam er allein, beinah hastig, mit schlechtem Gewissen; es war das erstemal, daß er den Freund im Stich ließ.

Der Platz am Fenster war leer, das seidene Kissen verlassen.

„Wo ist Muschi?" rief Eugen, noch halb zwischen Tür und Angel.

„Wer?" sagte der Buchhändler verwundert.

„Na, Ihr' Katz', ich hab' sie doch so getauft."

Der Buchhändler schmunzelte, dann brachte er Muschi zum Vorschein. „Sie hat ein bißchen Toilette gemacht", sagte er wichtig.

„Herr Lützel, verkaufen Sie mir die Katz' für zwanzig Mark", bettelte Eugen.

Er lag dem Lützel-Philipp lange in den Ohren und bat so nett und schmeichelnd, aber der Buchhändler sagte ein über das andere Mal, er verliere bares Geld dabei, doch er wurde schließlich an der frischen Begeisterung des Jungen mürbe und sagte ja. Dabei tat er sich auch nicht allzu weh, denn er verdiente immer noch genug, um die Wahrheit zu sagen.

Eugen strahlte, aber in seine Freude fiel flüchtig ein Schatten, und er sagte hastig: „Ich muß es aber erst Ludowiko sagen."

Dies war der Buchhändler zufrieden.

* * *

Es war kein leichtes Stück, mit Ludowiko ins reine zu kommen. Der redete ein langes und breites von Luxus und Verschwendung und sauer ersparten Groschen und sogar von Notgroschen, und Eugen wäre ein Springinsfeld, und wenn er die ersten ehrlich gesparten zwanzig Mark verschleudere, würde das mit den nächsten auch so gehen, und er würde nie zu einem Gelde kommen und auch zu keinem Uhrenladen, und so weiter und so weiter.

„Notgroschen hin, Notgroschen her,“ sagte Eugen, „was hab' ich von den zwanzig Mark auf der Sparkass'? Ich seh' sie nicht un hör' sie nicht, und streicheln kann ich sie auch nicht, und das mit dem Uhrenladen wird sich schon noch machen.“

Also gab es ein Hin und Her, und keiner hatte am Ende recht, indessen lenkte der gutherzige Ludowiko die Sache allmählich ins glatte Fahrwasser, um dem Freund, wenn ihm nicht zu helfen war, die Freude nicht zu verderben. Und also begab es sich, daß Muschi am nächsten Tag auf Eugens Kommode lag und in der Sonne blinzelte.

Wenn schon, denn schon, dachte Ludowiko und versuchte sich mit dem neuen Hausgenossen zu stellen. Die einseitige Liebe Eugens für die Katze verdroß ihn aber bald, es wurde sogar etwas wie Eifersucht daraus. Morgens, wenn Eugen aufwachte, rief er, noch im Halbschlummer, singend und lang gedehnt vom Bett her das eine über das andere Mal:

„Muschi — — — Mu—schi!“

Und während des Ankleidens beschäftigte er sich in seiner sprudelhaften und überschwenglichen Art mit ihr und sagte ihr ein: „Ei guten Morgen, ei guten Morgen, wie geht's, wie geht's?“ Und in seiner Munterkeit und Jungenhaftigkeit erzählte er ihr allerlei Dummheiten, wie sie ihm gerade einfielen, und dann ging's mit einem „Adjes, Muschi“ zum Uhrentüftler, und bei der Heimkehr hieß es wieder: „Ei guten Tag, Muschi“ oder „Ei guten Abend, Muschi“, und das ging so fort jeden Tag.

Ludowiko sah sich von der Katze an die Wand gedrückt. Er wurde darüber verdrossen und beobachtete schweigend den ahnungslosen Freund. Mit stillem Groll sah und fühlte er eine Entfremdung, seine wahrhafte Liebe zum Freunde war verletzt.

Wenn er früher gut gelaunt wohl „bei Kätzelche“ gesagt hatte, so sagte er jetzt manchmal grantig „bei dummi Katz“. In dummem Trotz wollte er dem Freund zeigen, daß er für seinen Teil seine gesparten zwanzig Mark noch habe, und er hob sie von der Sparkasse ab und trug sie in der Westentasche herum. Es war ein blitzblankes Goldstück, und er nahm es mitunter ostentativ heraus und trillerte es auf dem Tisch herum. Einmal hielt er es Muschi vor die Nase und sagte höhnisch: „Guck, Kätzelche“, aber Kätzelche blinzelte nur dazu. Weiß der Teufel, viel Freude hatte Ludowiko an seinem Zwanzigmarkstück nicht, und immer seltener zog er es heraus. Ludowiko bekam einen richtigen Haß auf die Katze. Als er einmal mit ihr allein war, schalt und schimpfte er sie mit häßlichen und gewöhnlichen Ausdrücken. Es war eine verhängnisvolle Stunde, er fühlte sich so verlassen und unglücklich. Planlos ging er im Zimmer auf und ab, und wenn er an Muschi vorbeikam, knuffte er ingrimmig an ihr herum. Muschi hielt ganz still. Dann stellte er sich dicht vor sie hin und schimpfte sie und sagte: „Du dummi Katz, du dummes Vieh“ und viel Ärgeres, und dann spuckte er ihr ein paarmal ins Gesicht. Muschi ließ sich auch das gefallen, Ludowiko wischte es aber wieder ab und kratzte dann grausam mit seinen scharfen Fingernägeln in ihrem Gesicht herum. Der kostbare Lack bekam ein paar Ritzer, und die fein gemalten Augenbrauen verloren ihren zarten Schwung.

Ludowiko war nur halb befriedigt — totgehen müßte die dämliche Katze, das wäre das einzige. Und er fing ein waghalsiges Spiel mit ihr an und wippte sie an der Kante der Kommode hin und her, daß sie knapp das Gleichgewicht behalten konnte und um Haaresbreite in die Tiefe gestürzt wäre. Er wollte sie ganz gewiß nicht mit Vorbedacht hinunterwerfen, nein, wahr und wahrhaftig nicht, aber während er verbissen weiter wippte, geschah plötzlich das Furchtbare: Muschi stürzte herunter und zerbrach.

Ein tödlicher Schreck durchfuhr ihn. Eine Weile stand er ratlos, da hörte er Eugen kommen. Seine Gedanken standen vollkommen still. Da kam Eugen auch schon herein und sah Muschi tot daliegen. Ein jäher Trotz stieg Ludowiko mit glühender Röte ins Gesicht, und in diesem Augenblick zwang ihn sein böser Dämon zu rufen: „Ich war's nicht, sie war schon kaput!"

Eugen sagte nur leise und erstaunt: „Muschi?" und ging schweigend wieder fort, hinunter auf die Straße, in einsame Gassen. Hier schossen ihm die Tränen aus den Augen, er weinte wie sinnlos, aber in seinem krampfhaften Schluchzen dachte er kaum an Muschi, sondern nur an den Verrat des Freundes.

* * *

Diese drei Tage, die nun folgten, waren für Ludowiko die schwerste und bitterste Prüfung; Schlimmeres kann es für ein junges Gemüt nicht geben. Er war so erfüllt von Scham und Reue, daß für keinen anderen Gedanken in ihm mehr Raum war. Jede einzige Sekunde in dieser ganzen Zeit, immer und unausgesetzt, dachte er an das eine, und hilflos wie ein gequältes Tier starrte er vor sich hin. Des Nachts träumte er von Muschi; sie war immer noch das süße Geschöpf und lag schlafend und blinzelnd da, aber sie lag ihm mitten auf der Brust, und er glaubte zu ersticken und erwachte stöhnend. Und dann erfüllte ihn von neuem das Gespenst der Sorge, gegen das er sich wehrte wie ein Verzweifelter.

Diese ganze Zeit gingen die beiden Freunde in hartem, bitterem Schweigen aneinander vorbei. Am Morgen des dritten Tages aber, da wußte Ludowiko, daß es sich heute entscheiden müsse, so oder so, er konnte so nicht weiterleben. In finsterer Entschlossenheit ging er mit leerem Herzen den Fluß entlang. Er betrachtete alles um sich her wie ein Fremder, es ging ihn alles nichts mehr an. Planlos setzte er sich auf eine Bank.

Es war ein zauberhaft schöner, warmer Tag. Ein paar Kinder spielten im Sand; zwei Hunde kamen herzu, er kannte sie flüchtig; sie knurrten sich ein bißchen an, beschnupperten sich und trotteten nebeneinander her wieder fort. Die Stute Sophie des Nachbars Strassel ging vorüber, ganz allein, sie kannte den Weg. Ludowiko rief sie mit Namen, und sie wandte den Kopf nach ihm, ging aber ruhig weiter. Er spürte eine leise wiedererwachende Freude am Leben, aber im gleichen Augenblick fiel ihm auch die Sorge wieder ein. Mit einer plötzlichen ingrimmigen Wut nahm er seine ganze Spannkraft zusammen und konzentrierte alle seine Gedanken auf diesen einzigen Punkt; in krampfhafter Haltung saß er da, die Muskeln schmerzhaft gespannt. Noch sah er den Weg nicht vor sich. Er nahm sein Zwanzigmarkstück heraus und trillerte es wieder ein bißchen herum, dann warf er es von einer Hand in die andere, ganz hoch, immer höher. Wie leicht

könnte es verlorengehen, dachte er flüchtig — und in diesem Augenblick sah er plötzlich mit voller Klarheit den Weg vor sich: Man mußte es ins Wasser schmeißen!

Wie eine jähe Freude durchfuhr ihn der Gedanke. Er wußte nun mit unverrückbarer Sicherheit, was er tun mußte, da konnte er ruhig noch ein Weilchen mit dem Goldstück spielen. Das tat er, dabei lachte er leise und glücklich in sich hinein und dachte: Hier halte ich mein Schicksal in der Hand, und dann warf er das Goldstück in weitem Bogen in den Fluß.

Ein Weilchen blieb er noch auf der Bank sitzen, wie um das Gefühl der Befreiung zu erproben, dann ging er heim — sein Schritt war wieder fest und jung geworden. Die Welt schien für ihn verwandelt, fast gierig schaute er sie mit neuen Augen an.

In dem gemeinsamen Zimmer saß Eugen am Fenster; unfroh und zerstreut blätterte er in seinen Büchern. Mit schwer gespielter Gleichgültigkeit hörte er den Schritt des Freundes auf der Treppe. Aufmerksam lauschte er auf den ganz neuen Ton und Rhythmus dieses Schrittes, brachte er eine Wendung? Als aber Ludowiko ins Zimmer trat und mit einer fremden, hellen Stimme seinen Gruß vorbrachte, stand Eugen unwillkürlich auf und ging dem Freund entgegen. Er zitterte vor Erwartung, als er in sein strahlendes Gesicht blickte, und es durchschoß ihn ein Gedanke von überwältigender Freude, noch ehe Ludowiko sein Sprüchlein gesagt hatte. Ein bißchen hastig kam es heraus und nun doch stockend und unsicher, ob denn das Opfer die schwere Schuld auch wirklich ganz ausgelöscht haben werde: „Eugen, ich hab' —, ich hab' mei' Zwanzigmarkstück ins Wasser geschmiss'!" Da lagen sie sich in den Armen, und wie ein Strom von Erlösung kam es über sie.

Es litt sie nicht im Zimmer, und sie gingen in den dämmrigen Abend hinaus, den Fluß entlang, Hand in Hand, wie zwei junge Verliebte. Und erzählten sich bis in die tiefe Nacht all die kleinen täglichen Erlebnisse, mit denen sie in der bösen Zeit ganz allein hatten fertig werden müssen. Von dem Spatz, der sich ins Zimmer verirrt hatte, und den der Gesell fing und an der Wand zerschmettern wollte, der Spatz besann sich aber eines anderen, und um Handbreite vor der Wand gewann er seine Haltung wieder und flog davon. Und von der Maus, die die kleine Tochter des Meisters in der Falle herbeibrachte, sie machte aber die Falle zu früh auf, und das geängstigte Tier schlüpfte Ludowiko zum einen Hosenbein hinein und zum anderen hinaus.

„Ja, wenn Muschi — —", wollte Ludowiko sagen.

„Muschi — —?"

Da sagten sie beide wie auf Kommando: „Pst, das ist eine Versündigung" und hielten sich gegenseitig den Finger auf den Mund. Und dann lachten sie lange und unbändig wie Kinder, obgleich sie doch eigentlich Männer werden wollten. Also freuten sie sich ihrer wiedergefundenen jungen Herzen, und als der neue Tag kam, fingen sie an, wohlgemut dem zweiten Zwanzigmarkstück entgegenzusparen.



Wie unsere Flotte versagte

Von Konteradmiral z. D. Kalau vom Hofe

In zielbewußter Weise waren die Sachverständigen des „Berliner Tageblatts“ für das Seewesen seit langem bemüht, das Vertrauen zwischen Untergebenen und Vorgesetzten im Bereich der Marineverwaltung zu unterwühlen; sie stützten sich dabei auf ihnen zugetragenes Tatsachenmaterial, das, an sich wohl richtig, dennoch nicht zu den Verallgemeinerungen berechtigte, wie sie letztens, um die von dem Kapitän Persius behauptete Verlotterung des Seeoffizierkorps zu beweisen, wiederum stattgefunden haben.

Der Dienst an Bord der Kriegsschiffe ist schwer; jeder erfahrene Seeoffizier ist deshalb besorgt, seinen Leuten ihre Aufgabe nicht zu erschweren und sie bei bester Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu erhalten. Mehr als irgendwo anders ist der Dienstbetrieb abhängig von der Zuverlässigkeit des einzelnen, oft sehr empfindliche Apparate bedienenden Mannes und dem vollen gegenseitigen Vertrauen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen; wenn dies fehlt, kann weder ein U-Boot noch ein Linienschiff sicher zur See fahren. An Bord unserer Kriegsschiffe bestand allgemein in dieser Hinsicht ein recht gutes Verhältnis; wenn trotzdem in dem großen Betriebe der Flotte — ihre Kopfstärke in der Schlacht vor dem Skagerrak betrug rund 41000 Köpfe — berechtigte Klagen über ungerechte Behandlung einzelner, sogar Mißhandlungen vorkamen, so wird billigerweise das nur den erstaunen, der die Unvollkommenheit der menschlichen Natur ableugnet.

Die Hochseeflotte war in den vier Kriegsjahren niemals untätig; planmäßig wurde jedoch für Ausruhen und Beurlaubung der Besatzungen gesorgt. Allerdings erforderte die Erhaltung der Schlagfertigkeit aller Waffen, wenn auch die Schiffe im Hafen lagen, Reinigungsarbeiten und Übungen, die für die altgedienten Leute wenig Neues boten. Überhaupt das ewige Einerlei des Dienstes und des Lebens an Bord, das enge Zusammengedrängtsein trübten die Stimmung auch ohne die unvermeidlichen persönlichen Reibereien. Wenn dann noch durch angesehene Zeitungen und Flugblätter, durch Klatsch und Gerüchte Mißtrauen zu den eignen Waffen und Schiffen und zu den Leistungen der Flotte unter Verdächtigung des guten vernünftigen Willens der Führer fortwährend verbreitet wurden, war natürlich die Folge das Umsichgreifen von Kleinmut und Hoffnungslosigkeit. Die angebliche Zurückweisung feindlicher Friedensangebote durch die deutsche Regierung und das alberne Gerede von dem Aufopfern der Flotte vor der angeblich unbesiegbaren englischen Übermacht (Propaganda des Lord Northcliffe) mußten einen verbissenen Groll und blinden Haß erzeugen, der zu einer Katastrophe führen konnte. Es wurde schließlich von den Leuten alles gern geglaubt, was ihre tiefe, aber nicht ganz klare Unzufriedenheit und Mißstimmung berechtigt erscheinen lassen mochte, z. B. daß durch den Bezug von Schiffsproviant für Offiziersfamilien am Lande den Mannschaften die bestimmungsgemäß zugedachten Mengen entzogen würden, daß die Offiziere schlemmten, wäh-

rend der Mannschaft die Rationen gekürzt und in der Güte verringert würden. Wenn im Einzelfall tadelnswerte Ungehörigkeiten vorgekommen sein sollten, die der sozialdemokratischen Propaganda sehr gelegen kamen, so erhielt Persius keineswegs das Recht, die Dinge so erscheinen zu lassen, als ob dem Seeoffizierkorps der Anstand, das Pflichtbewußtsein und der gute Geist abhanden gekommen wären.

Unter diesen Umständen wirkte verhängnisvoll die Abkommandierung fast aller der Offiziere, die in der Regel die persönlichen Angelegenheiten der Mannschaften zu vertreten haben, von den Linienschiffen und Kreuzern, nämlich der Kapitänleutnants und Oberleutnants zur See zur Verwendung als Kommandanten der U-Boote, der Torpedoboote, der Luftschiffe usw. und ihr Ersatz durch verhältnismäßig junge Offiziere, die im Umgange mit älteren Mannschaften in den geschilderten schwierigen Verhältnissen nicht genügende Erfahrung haben konnten; die Mannschaften waren meist über vier Jahre an Bord und hatten mehr praktische Dienstzeit als ihre neuen Vorgesetzten. Man möchte meinen, daß bei aller Anerkennung des Bedürfnisses, den jungen Offizieren Gelegenheit zur Ausbildung zu geben, ältere Reserveoffiziere, die sich oft zurückgesetzt fühlten und kriegsmüde geworden waren, hätten herangezogen werden können, und daß man mit der Beförderung geeigneter Deckoffiziere zu Leutnants zur See viel Unzufriedenheit hätte bannen können.

Die gute und reichliche Verpflegung der Besatzung ist als die notwendige Entschädigung für den harten Dienst und die großen, von dem Bordleben unzertrennlichen Entbehrungen und Beschwerden anzusehen. Mußte hier eine Einschränkung eintreten, so hätte das Offizierkorps nicht ausgeschlossen bleiben dürfen, der Mannschaft hätte ein freiwilliger Verzicht durch verständige Aufklärung nahegelegt werden können, wie das schon oft in Friedenszeiten bei langen Seereisen und eingetretener Knappheit der Proviant- und Wasservorräte in der Marine geschehen ist.

Es ist leider Tatsache, daß zur Abwehr der im Laufe des Krieges in der Flotte angeschwollenen Unzufriedenheit zweckmäßige Maßnahmen nicht rechtzeitig ergriffen worden sind. Das Seeoffizierkorps in allen Dienstgraden ist offenbar außerstande gewesen, den wahren Grund der unerquicklichen Verhältnisse, die politische Verhetzung in ihrem großen Umfange zu erkennen und durch geistige Arbeit und der tatsächlichen Entwicklung der Dinge Rechnung tragende Vorkehrungen entgegenzuwirken. Unserm Offizierkorps war jede politische Betätigung verboten; ist es deshalb so verwunderlich, wenn dort wenig Interesse dem durch Parteigezänk überwucherten Gange der innern Politik entgegengebracht wurde und große Ahnungslosigkeit in politischen Angelegenheiten herrschte? Im Gegensatz hierzu befand sich unter der vorwiegend aus technischen Großbetrieben hervorgegangenen Mannschaft — „der olle ehrliche Seemann mit dem Kindergemüt" ist an Bord der modernen Kriegsschiffe zu einer Seltenheit geworden — eine große Zahl wohlgeschulter sozialdemokratischer Heißsporne, vor deren Redeschwall und parteitaktischen Schlagwörtern die Offiziere ratlos gewesen wären. In solche peinliche Lage kamen sie nun nicht, da, durch frühere Vorkommnisse belehrt, die sozialdemokratische Propaganda an Bord mit großer Heimlichkeit zu

Werke ging. Für heimliche Konvente sind übrigens die heutigen Kriegsschiffe mit ihren vielen wasserdichten Abteilungen und ihrer unübersichtlichen Bauart wie geschaffen. Zur besseren Wahrung des Geheimnisses wurde von den Führern der Propaganda peinlichst darauf gehalten, sich im Dienst tadellos zu beweisen und das volle Vertrauen der Vorgesetzten zu erwerben; sie wußten sich in Stellungen zu bringen, wo sie Gespräche der Offiziere überhören konnten, die natürlich auch gelegentlich ihrer Mißstimmung unbedacht Ausdruck gaben und Handlungen und Absichten ihrer Vorgesetzten kritisierten.

Mit einer Vertrauensseligkeit sondergleichen haben die höheren Dienststellen der Flotte, die durch die Erfahrungen des Juli 1917 hätten gewarnt sein sollen, die Dinge gehen lassen und nicht gemerkt, daß das Vertrauen auf der andern Seite völlig in die Brüche gegangen war. Es ist doch unmöglich anzunehmen, daß keine Unregelmäßigkeiten in und außer Dienst vorgekommen sein sollten, die die Stabsoffiziere als Inhaber der Disziplinargewalt pflichtgemäß hätten veranlassen müssen, Herz und Nieren ihrer Untergebenen zu prüfen, selbst wenn die Patienten noch so verschlossen und mißtrauisch sich gebärdeten. Das Mißtrauen der Untergebenen in den guten Willen der Führer, dem die Vorgesetzten nicht auf den Grund gehen konnten, fraß wie eine Krebskrankheit an dem guten Geist der Flotte.

Als dann der Ungehorsam in großem Umfange sich zeigte und mit in ihrer Wirkung gänzlich verfehlten Disziplinarmitteln eingeschritten wurde, zerbrachen plötzlich die Bande aller Mannszucht; zwischen der mißtrauischen, verärgerten und politisierten Masse der Untergebenen und ihren politisch harmlosen Führern tat sich der Abgrund auf.



Dorfkirche im Elsaß · Von Franz Lüdtke

Ein Mütterlein, urgrau, in Sonn' und Nacht
Hält Wacht . . . hält gute, treue Mutterwacht.

Mit lieben Augen blickt's die Gassen her,
Und atmet schwer, und atmet manchmal schwer.

So Jahr um Jahr, das in die Schollen rinnt,
Spürt es den Lebenswind, den Totenwind.

Mit leisen Fingern, wie's die Mütter tun,
Streicht es die Hügel, da die Toten ruhn.

Doch Sonntags, horch, wie hell sein Stimmlein klingt,
Das Frieden — allem Leben Frieden bringt!



Die Juden in der Regierung

Von Konstantin Schmelzer

Das bolschewistische Rußland ist unter jüdischer Leitung zustande gekommen. Trotzki-Braunstein und Radek-Sobelsohn waren die Hauptmacher. Erst vor kurzem ist bekannt geworden, wie auffallend viel Juden unter den sehr ehrenwerten Decknamen harmloser Bürger als Regierungsleute an dem bolschewistischen Schreckensregiment teilhaben.

Die gleiche Erscheinung finden wir jetzt in Deutschland. Sie beschränkt sich aber keineswegs auf den radikalen Flügel der Spartakusleute, deren Hauptführer Liebknecht, das Mischblut, Rosa Luxemburg, Levi und Thalheimer sind. Schon heute stehen bei uns sämtliche Zweige des öffentlichen Lebens unter jüdischem Einfluß. Die, welche in den Revolutionstagen mit der roten Fahne den Volkshaufen vorausgingen, waren freilich ganz andere Leute. Wo, wie in München, ein jüdischer Führer sich auf die Straße begab, geschah es nur unter dem wahrhaft imponierenden Schutz einer bis an die Zähne bewaffneten Leibwache. Sonst hat man nie so wenig Juden auf den Straßen gesehen, wie in den grausen Tagen der Revolution. Aber als der eigentliche aktivistische Teil des Umsturzes beendet war und der weit ungefährlichere des Ämterschachers mit Hochdruck einsetzte, da waren sie als Liquidatoren zur Stelle. Und sie haben gut abgeschnitten bei dem Konkursgeschäft des alten Regimes — das muß der Neid ihnen lassen — wie es ja uralter jüdischer Überlieferung entspricht, aus verworrenen Zuständen Kapital zu schlagen. Wir wissen nicht, ob es stimmt, daß die Beteiligung der Juden an der Regierung schon jetzt 80 % beträgt. Aber soviel wissen wir, daß ihre Vertretung in der Regierung in einem geradezu schreienden Widerspruch mit der Verhältniszahl des jüdischen Elementes zur Gesamtbevölkerung steht. Es genügt eine kleine, keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch erhebende Übersicht, um diese beschämende Tatsache gebührend in das Licht zu rücken.

Von den sechs Volksbeauftragten sind zwei Juden, nämlich Haase und Landsberg. In den Reichsämtern sitzen: als Staatssekretär des Innern Prof. Preuß; als Chef des Reichsernährungsamtes Wurm; als Unterstaatssekretär im Reichsjustizamt Dr. Cohn. Beigeordneter im Reichsjustizamt Dr. Herzfeld. Unterstaatssekretär im Reichswirtschaftsamt Dr. Bernstein. Im Auswärtigen Amt ist mit der Wahrnehmung der jüdischen Interessen Prof. Sobernheim betraut.

In Preußen ist Herr Hirsch Minister des Innern, Simon Handelsminister und Dr. Rosenfeld, der gleichzeitig seine Praxis als Rechtsanwalt beibehält, Justizminister! Als Leiter der Kunstabteilung wirkt Prof. Leo Kestenberg, der Verlagsberater des Herrn Cassirer. Ein früherer Fremdenlegionär Printz leitet die Berliner Sicherheitspolizei. Die Politik der Einzelstaaten vertreten in Bayern Herr Eisner aus Galizien, Prof. Jaffé, Herr Königsberger. In Sachsen: Gradnauer und Lepinski. In Württemberg:

Herr Heymann. In Deutsch-Österreich: Bauer. Als Gesandter Deutsch-Österreichs fungiert der konfessionslose Jude Ludo Hartmann, Sohn des aus dem Frankfurter Parlament bekannten Moritz Hartmann. Steigen wir im Auftakt der Regierungen eine Stufe tiefer, so stoßen wir auf die Namen: Adler, Bernstein, Fliedner, Haas, Löwengard, Oppenheimer, Schlesinger, Dr. Bresin, Katzenstein, Dr. Weyl, Zadeck, Braun und so fort bis ins Aschgraue. Dabei ist das erst der Anfang. Der sattsam bekannte jüdische Familiensinn wird auf reichlichen Nachschub bedacht sein. Die Augen aber würden selbst dem Harmlosesten übergehen, wenn er erführe, in welchem Grade erst jüdische Regie unsichtbar hinter den Kulissen wirkt.

Warum das Volk eine solche — sagen wir doch ruhig — Fremdherrschaft lammfromm und stillergeben auf sich nimmt? Man frage herum. Überall, am meisten aber bei den zurückkehrenden Frontsoldaten, wird man die heftigste Erbitterung gegen das Judentum finden. Denn zwei Erfahrungstatsachen des Krieges sind wohl jedem geläufig und die kann kein Zentralverband jüdischer Staatsbürger verschleiern und hinwegdebattieren: Erstens daß die Juden sich im unerhörtesten Maße von der Front gedrückt haben und zweitens, daß sie die eigentlichen treibenden Kräfte des Wuchers und des Schleichhandels gewesen sind.

In einer Zionistenversammlung in Berlin ist kürzlich das bezeichnende Wort gefallen, daß der Sieg der Revolution die Juden vor dem Zorn der Bevölkerung gerettet habe. Die jüdische Presse mit der Frankfurterin und dem „Berl. Tageblatt" an der Spitze hat in feiner Witterung der drohenden Gefahren die Umstellung der jüdischen Interessen von der monarchistischen zur revolutionären Orientierung rechtzeitig betrieben. Geschäftskühl und ohne mit der Wimper zu zucken. So daß, als die Konjunktur reif war, man sich mit den besten Empfehlungen „zur Verfügung stellen konnte". Jetzt sitzen sie in der Regierung. Und die Stammesgenossen, die draußen geblieben sind, reiben sich beruhigt die Hände. Gerette! Sie sind in sicherer Hut. Palästina? Warum in die Ferne schweifen? „Wir Juden fühlen uns als unlöslicher Bestandteil des deutschen Volkes." Kunststück! Es lebe die (jüdisch regierte) Republik!

Deutsche Arbeiter — reine Toren, arme Narren! Keiner, der so verbissen am Schlagwort festhält, als der deutsche Sozialdemokrat. Und jahrelang ist ihnen von ihrer semitisch durchsetzten Parteileitung unaufhörlich eingehämmert worden: jeder, der unserer Sache dient, ist uns willkommen, welcher Konfession, Rasse oder Nationalität er auch sei. Der „Antisemit" — an sich schon eine tendenziöse Bezeichnung — ist einer, der das erhabene Ideal von der Gleichberechtigung aller Volksgenossen mit dem Knüppel totschlagen will.

Gleichberechtigung? Ist der Zustand, wie er sich heute darbietet, noch mit dem Begriff der Gleichberechtigung in Einklang zu bringen?

Papageiennaturen, die mit Schlagworten großgepäppelt sind, dürfen danach freilich nicht fragen — —



Rundschau

Vor der Frauenwahl

Nicht mehr das heißumstrittene *Frauenwahlrecht*, sondern die **Frauenwahl** selber steht heute im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Möglich, daß diese ersehnte Gabe vielen, und gerade den idealistischen Vorkämpfern der Sache, recht unerwünscht in den Schoß fiel: es gilt nämlich, zu wählen, bevor ein großer, vielleicht sogar der größte Teil der Frauen — wenn man die Scharen der Zwanzigjährigen hinzurechnet — überhaupt politisch eingestellt, vorbereitet, geschult worden ist. Die Vorbereitung auf die Nationalversammlung ist augenblicklich die Hauptaufgabe sämtlicher Frauenorganisationen. Sie sind alle für diesen Zweck mobilisiert. Das Hauptstichwort, das *erste* Schlagwort ihrer umfassenden Arbeit lautet: „Werbt für die Wahl", anders: „Wählt wirklich!" Nicht daß sie diesen oder jenen wählen — das ist Sache der verschiedenen Parteipropaganda —, sondern daß die Frauen *überhaupt* wählen, von ihrem Wahlrecht auch tatsächlich *Gebrauch machen*, ist das zunächst Wichtigste.

Warum, so höre ich fragen, warum ist es denn so notwendig, daß die Frauen wirklich mitwählen? — Können sie nicht eben so gut sich ihrer Stimme enthalten? — Besonders die einstigen Wahlrechtsgegnerinnen? — Sich der Tat enthalten bedeutet doch wenigstens: nichts Schädliches tun? — Nein und abermals nein, ist hierauf zu antworten; Unterlassung bedeutet sehr oft im Leben positive Tat, mehr noch: bedeutet mitunter Sünde, wie ja uns das Wörtlein „Unterlassungssünde" schon verrät. Auf unseren Fall angewendet: Wenn eine große Zahl der Frauen gerade aus bürgerlichen und gebildeten Kreisen sich der Stimme enthält, so gibt sie damit ihre Stimme indirekt für die ganz auf der äußersten Linken stehenden Parteien ab. Ja, wir können es einmal ausdrücken: „*Keine Stimme ist Spartakusstimme!*" Und nun der Grund dafür: Die sozialdemokratischen Frauen sind sämtlich durch ihre ausgezeichnete Parteiorganisation so sehr politisch geschult und eingeschult, daß sie sicher *alle* wählen, und so werden die drei *linksstehenden* Parteien — die Mehrheitssozialisten, die Unabhängigen und die Spartakusgruppe — einen *außerordentlichen Stimmenzuwachs* durch die Frauen erfahren. Somit besteht also gerade für die gesamte deutsche Bevölkerung vom kleinsten Mittelstand bis zum äußersten Hochadel die Gefahr, daß sie parteipolitisch zurückgedrängt, übertrumpft wird, indem ihre Frauen sich von der Wahl zurückhalten, während die Frauen der anderen Parteien wirklich jede ihre Stimme in die Wagschale werfen. Erst und nur dann, wenn alle, auch die erzkonservativsten Frauenkreise, durchdrungen sind von dem obersten Grundsatze: „Wahlrecht ist *Wahlpflicht*" und danach handeln: nur und erst dann kann die Nationalversammlung werden, was sie sein soll: Ein in allen Verhältnissen getreues Abbild des deutschen Volkes. Also: Jede *muß* wählen.

Ist der erste Punkt: „Wähle ich überhaupt?" erledigt, so ergeben sich zwei weitere: „Wie wähle ich?" und „wen wähle ich?" — Nehmen wir an, ich bin eine Gutsfrau draußen auf dem Lande, oder ich sitze in einer stillen deutschen Kleinstadt, ich will mich selbst und meine Umgebung, die kleinen, knapp zwanzigjährigen Dienstmädchen, die nun mitwählen sollen, will meine Freundinnen, die mich befragen und bitten, unterrichten und aufklären; wie fange ich das an? — Da ist zu antworten: Der „Bund deutscher Frauenvereine", der — außer den sozialdemokratisch-parteipolitischen — *sämtliche* Frauenorganisationen, von den radikalen

Stimmrechtlerinnen bis zu den Hausfrauen- und Landfrauenvereinen umfaßt, dieser Bund hat in seinem „Ausschuß der Frauenverbände Deutschlands" eine Zentralstelle für die Frauenwahlpropaganda geschaffen, von der man Auskunft über die einschlägigen Broschüren, Büchertitel, Flugschriften und Zeitungsartikel, von der man Flugblätter, Werbeplakate und, soweit es die Verhältnisse zulassen, Aufklärungsrednerinnen sich erbitten kann. Vor allem werden wirksame Aufklärungsvorträge, die von bedeutenden Frauen in Berlin und anderwärts gehalten worden sind, von der Zentralstelle gedruckt und Privatpersonen und Vereinen in der Provinz zur Verfügung gestellt, so daß jeder, der nicht Zeit und Material und Sachkenntnis hat, selbst Vorträge auszuarbeiten, in seinem Kreise jederzeit Vorträge nach diesen gedruckten Manuskripten halten kann. Also: wer immer Aufklärung und Auskunft braucht, wende sich an den „Wahlpropaganda-Ausschuß der Frauenverbände", Berlin W 30, Barbarossastr. 65. — Eines sei dabei nachdrücklich bemerkt: Diese Zentralstelle arbeitet parteipolitisch absolut neutral, hilft nur werben, daß man wählt, hilft nur aufklären, wie man wählt, — wen man wählen soll, bleibt Sache der Parteiwerbung. Wer, ehe er sich für eine Partei entscheidet, sich ein objektives Bild der neuen politischen Parteien überhaupt machen will, der erkundige sich nach einer Schrift darüber, die wohl bald erscheinen wird, oder lasse sich von den verschiedenen Parteileitungen in Berlin die betreffenden Parteiprogramme senden und entscheide danach. Mit Werbeplakaten und Flugschriften von allen Seiten werden wir wohl bald überschwemmt werden, denn der Wahlkampf wird mit in Deutschland noch nie gesehener Heftigkeit toben.

In dem neuen deutschen Parlament wird es eine Menge von Fragen geben, bei denen die Frauen unbedingt mitzureden haben, weil sie die recht eigentlichen Lebens- und Tätigkeitsgebiete der Frau betreffen. Das ist erstens das ganze Fürsorgewesen (die Fürsorge für Säuglinge, Kleinkinder, Schuljugend, Berufswahl, für ledige Mütter und uneheliche Kinder, für die Waisen, die Witwen, die Kriegshinterbliebenen, die Kranken und die Krüppel, die Armen und die Alten); das ist zweitens die ungeheuer wichtige Bevölkerungspolitik (die Frauen müssen mitreden dürfen, wenn von Männern allein ein Gesetz erlassen werden soll, das die Frauen nötigt, erbarmungslos ein Kind nach dem anderen zu bekommen, ob auch ihre Körperkräfte, ihre Gesundheit, der Mann, der Haushalt, die anderen Kinder, die Geldmittel unrettbar darüber verkommen); das ist drittens die sehr wichtige Schulreform (nicht nur Lehrer, Ärzte, Volkswirtschaftler, sondern auch die Mütter müssen gehört werden, wenn es z. B. gilt, das Schulalter von sechs auf sieben Jahre heraufzusetzen); das ist viertens die neue Gesindeordnung (solche Verstiegenheiten, wie sie neulich in einer Dienstbotenversammlung in Berlin zutage kamen, werden wohl verschwinden, aber Hausfrauen und Dienstmädchen müssen zu Wort kommen, wenn es statt übertriebener Lohnforderungen sich um eine gelieferte Arbeitskleidung, um eine auch sonst wünschenswerte Tracht der Dienstmädchen handelt usw.), und das ist fünftens die jetzt so brennende Frage der Lebensmittelverteilung, bei der die Frauen ihre Meinung abzugeben haben.

Genug: es gibt im neuen Deutschland und seinem Parlamente viele Fragen, deren Lösung auf Frauenrat und Frauentat angewiesen ist. Ehe wir so weit sind, kommt es auf das erste Fundament des neuen Deutschland, auf die Nationalversammlung an. Die guten und soliden Steine zu diesem Fundament zusammenzutragen, durch gewissenhafte Stimmabgabe, ist Pflicht jeder Frau. Bedenken wir, daß eine und eine Viertelmillion mehr Frauen wählen können, als Männer, bedenken wir damit, wie sehr die Zukunft Deutschlands, wenn es je wieder eine Zukunft haben soll, jetzt in Frauenhände gegeben ist! Bedenken wir dies alles und handeln wir darnach.

Dr. Ilse Reicke-Berlin



Aus den Blütentagen von Deutsch-Byzanz

Wo sind sie hin, die Tage des neuwilhelminischen Zeitalters oder von Deutsch-Byzanz? Welch ein ärgerlicher Unfug war das schon in seinen Anfängen, dann aber schwoll er zu einer reißenden, trüben Schlammflut an, die jede bescheidene Rücksicht auf den öffentlichen Anstand, auf gute Sitte und Selbstachtung fortspülte und sich zuletzt zu einer die Welt in Erstaunen setzenden Würdelosigkeit, einer nackten Affenschande auswuchs. Da wollen wir denn gerechterweise nicht an der Frage vorübergehen, ob nicht eine fast übermenschliche Verstandeskälte und nüchterne Selbsteinschätzung dazu gehörte, um bei einem solchen Gehudel zu seinen Füßen das innere Gleichgewicht und die richtigen Maßstäbe für Menschen und Dinge zu behalten, sich nicht als deren Mittelpunkt zu betrachten — „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt". — Ich lege hier nur einen kleinen Blütenkranz aus jenen Tagen nieder, die ich meinem Buche „Aus deutscher Dämmerung" entnehme (5. Aufl. 1908). Ich glaube, sie werden heute einen ganz eigenen Duft ausströmen. Nur beiläufig erwähne ich, daß ich wegen dieser einfachen Feststellungen auf das schärfste angegriffen wurde.

* * *

„... Das Wort Hunnen ist jetzt in die sozialdemokratischen Blätter übergegangen. Es stammt aus einer Bremerhavener Kaiserrede. Aber es ist aus dem Zusammenhang gerissen worden; man muß dem ganzen Gedankengang der Kaiserrede nachgehen, und dann kann man doch die Auffassung vertreten, daß der jetzige Feldzug gegen China ein Rachefeldzug auch wegen der Greueltaten ist, die die Mongolen vor 1500 Jahren (!) in Deutschland und Europa begangen haben. (Stürmische Heiterkeit.) Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher. (Stürmische Heiterkeit.) Man muß die Weltgeschichte nicht nach Einzelheiten betrachten, sondern sie nehmen, wie sie im ganzen ist." (Erneute Heiterkeit.)

Dies und mit diesem Erfolge sprach der Kriegsminister von Goßler in der ersten Sitzung des nach dem „Kriege" wiedereröffneten Reichstages.

Zuerst, als noch Zweifel über die Deutung der kaiserlichen Äußerung möglich waren, meinten unentwegte Blätter: Das kann Seine Majestät unmöglich gemeint haben. Denn hätte er das gemeint, so wäre das — sagen wir: falsch. Und es wurde ein großer Apparat aufgeboten, um zu beweisen, wie falsch das und wie völlig unmöglich eine solche Auffassung gewesen wäre. Genau das Gegenteil haben Seine Majestät gemeint. Dann aber, als keine andere Deutung mehr möglich war, als die vorher „unmögliche", stellten sich dieselben Herren dumm und erklärten: Aber selbstverständlich hat Seine Majestät das so und nicht anders gemeint! Warum sollte er auch nicht? Es ist ja doch das einzig Richtige. —

Ein Gegenstück. In der Presse wurde eine Äußerung kolportiert, die der Kaiser an den Chef des Generalstabes, Grafen Moltke, gerichtet haben sollte. Als der die Berufung auf den Posten zuerst erschreckt abgelehnt, weil er sich den Aufgaben dieses Amtes ganz und gar nicht gewachsen fühle, habe ihn der Kaiser mit den Worten beruhigt: „Im Kriege bin ich mein eigener Generalstabschef, und das bißchen Friedensarbeit müßten Sie doch bewältigen können." Diese „Äußerung" ging durch die gesamte Presse und wurde von ihr mehr kommentiert als bestritten. Ja, es fanden sich eifrige Verfechter des darin vertretenen „Standpunktes". Endlich, nach vielem Für und Wider, wurde der bitterernste Entschluß gefaßt, das schwerste offiziöse Geschütz auffahren und die Norddeutsche Allgemeine ein Dementi abfeuern zu lassen, das verheerend in die Reihen der Freunde und Feinde schlug. Gravitätischen Ernstes voll erklärte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung auf Grund besonderer Ermächtigung, an der Geschichte sei überhaupt kein wahres Wort, die angebliche Äußerung vielmehr eine „groteske Erfindung von A bis Z". Nun, die Erfindung war weniger grotesk als ihre willige Aufnahme bei Presse und Publikum. Denn der Humor von der Geschichte

ist, daß sie buchstäblich aus einer abgelegten Nummer des — nein, ich bringe es kaum über die Feder — des Simplizissimus stammte! —

Bei der Enthüllung des Bismarckdenkmals vor dem Reichstagsgebäude hielt Bülow, damals noch Graf, eine Rede, die von Blättern sehr verschiedener Richtung als nationale Großtat gefeiert wurde. Freimut, ja „Unerschrockenheit" rühmte man ihr nach, und das, weil der Redner es „gewagt" hätte, „unumwunden zu erklären", daß die Hohenzollern die Kaiserkrone dem Genie des Fürsten Bismarck verdanken. Wir sind wirklich bescheiden geworden. Was kann auf diesem Wege noch alles in den Geruch von kühnem Mannesmut und „Unerschrockenheit" gelangen! Wenn jemand künftig sich zu der „unerschrockenen Erklärung" versteigen wird, daß auch die Hohenzollern dem Irrtum unterworfene Menschen seien, so kann solch kühner, todesmutiger Bekenner noch erleben, daß ihm das dankbare Vaterland einen Ehrensäbel stiftet. —

Als gewisse Leute, die von Kunst auch etwas verstehen wollten, sich bescheiden erlaubten, die Berliner Siegesallee nicht über alle Begriffe herrlich und erhaben zu finden, als sie sich gar zu der Behauptung verstiegen, des Kaisers Urteil brauche in Kunstfragen nicht unbedingt autoritativ zu sein, wurden sie von einem maßgebenden Blatte der Rechten barsch zurechtgewiesen:

„Es geht nicht an, dem Fürsten und Führer des Volkes die Stellung irgendeines beliebigen Kunstliebhabers oder Kunstkritikers anzuweisen. Der Begriff ‚Kaiser' oder ‚König' enthält in jeder Beziehung etwas Absolutes, Untrennbares, Einheitliches in sich. Im Landesherrn ist die Volksgesamtheit Einheit und Persönlichkeit geworden, der unter allen Umständen und in allen Verhältnissen der Geschichte gegenüber und vor Gott die von Gott übertragene Aufgabe zufällt, Schützer des Staatsganzen, Förderer der nationalen Tatkraft und Erhalter der das Volk beseelenden und bewegenden Lebens- und Schaffensluft zu sein. Das gilt auch von der Kunstpflege."

Bei der Einweihung des Kunstpalastes in Düsseldorf sagte der preußische Finanzminister von Rheinbaben in einer Ansprache: „Es ist ein ermutigender Gedanke, daß... die Düsseldorfer Kunst sich genau in der Linie dessen bewegt, was Seine Majestät der Kaiser von der Kunst denkt und wünscht. Seine Majestät habe dies vor einiger Zeit in einer Rede ausgesprochen, die bezaubernd gewesen sei für alle, die sie angehört hätten. Wenn Düsseldorf eine solche ideale Kunst pflegt, dann zeigt es sich zugleich als treuer Diener seines Kaisers."

Ein Nörgler erlaubte sich hiezu die dummdreiste Frage: „Wenn das Bekenntnis zu den Kunstanschauungen des Kaisers ein Zeichen der Kaisertreue ist — wieviel kaisertreue Männer gibt es dann unter den 56 Millionen Deutschen?" —

In einer Festrede, auch in Düsseldorf, sagte der Reichskanzler Graf Bülow: „In dem langwährenden Meinungskampf... soll uns stets das Vorbild unseres Kaisers voranleuchten, der seinen schönsten Ruhm darin findet, unermüdlich unser Gesamtvorbild zu sein."

Als „Gesamtvorbild" hat die Christenheit bisher nur Einen verehrt — Christus.

Eine Zeitungsmeldung aus dem selben Anlaß:

Als der Reichskanzler Graf Bülow in der Kuppelhalle des Haupt-Ausstellungsgebäudes bei Sturm und Regen empfangen wurde, bemerkte ihm der Abgeordnete Dr. Beumer: „Aber, Exzellenz, was bringen Sie für ein Wetter aus Berlin mit!" Graf Bülow erwiderte aufgeräumt: „Post nublia Phoebus. Sobald der Hohenzollernsproß in die Ausstellung eintritt, wird die Sonne scheinen." „Und tatsächlich flutete Sonnenschein über das Riesenwerk, als der Kronprinz bei der Kuppelhalle seinen Wagen verließ", hieß es in dem Bericht. Wir hatten also nicht nur einen Roi soleil, sondern auch einen Dauphin soleil.

Leider ist aus der Mitteilung nicht ersichtlich, ob die Sonne während der ganzen Anwesenheit des Kronprinzen auch — „stillgestanden" hat. —

Bei einem Festessen zu Kaisers Geburtstag im Reichstagsgebäude gab der Präsident Graf Ballestrem auch einige Sentenzen über „Marokko" und „Weltpolitik" zum besten. U. a.: „Seit Kaiser Karl hatte kein deutscher Kaiser afrikanisches Gebiet betreten. Es war un-

erem Kaiser vorbehalten, dieses wieder einzuführen, indem er die berühmte Landung in Tanger machte.... Meine Herren, um aber den Frieden zu erhalten, den Frieden nicht nur in Europa, sondern in der Welt — denn es wird jetzt Weltpolitik getrieben, und es kann auch nichts anderes getrieben werden —, muß man stark sein..."

„Treiben" wir also „Weltpolitik", da doch nichts anderes „getrieben" werden kann, und stützen wir uns dabei auf die Erinnerung an „Kaiser Karl V." (1519—1556). —

„Die Zeitungen preisen den Kaiser als Heerführer, Diplomaten, Kolonialpolitiker, Förderer der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels und der Wissenschaft, als Künstler Musiker, Redner und Sportsmann."

So der „Lokalanzeiger" in einer Depesche.

„Der große Mann, den wir heute zu feiern haben" usw.

So der preußische Handelsminister auf einem Bergmannstage in Dortmund über den Kaiser.

„Ein Teil von uns hat schon früher sich sattsam verächtlich, lächerlich und ekelhaft gemacht, indem sie den vaterländischen Gewalthabern bei jeder Gelegenheit groben Weihrauch darbrachten und weder Vernunft noch Anstand, gute Sitte und Geschmack verschonten, wo sie glaubten, eine Schmeichelrede anbringen zu können... Der wahrhaften, auf sich selber ruhenden Größe gefallen nicht Bildsäulen von der Mitwelt errichtet, oder der Beinome des Großen und der schreiende Beifall und die Lobpreisungen der Menge; vielmehr weiset sie diese Dinge mit gebührender Verachtung von sich weg und erwartet ihr Urteil über sich zunächst von dem eigenen Richter in ihrem Innern. und das laute von der richtenden Nachwelt."

So Johann Gottlieb Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation".

*

Wenn selbst der Präsident des Deutschen Reichstages, Graf Ballestrem, in offiziellen Glückwunschschreiben an den Kaiser sich vor seinem „allergnädigsten Herrn" in „allertiefster Devotion" wie ein Würmchen wand, krümmte, und dann, den letzten Seufzer verhauchend, „erstarb", so kann man sich nicht wundern, wenn geringe Leute bei noch so oberflächlicher Berührung mit „hohen" und „allerhöchsten" Herrschaften völlig aus dem Leim gehen. Wurde doch bei einem schweren Unfall, von dem ein gewöhnlicher Sterblicher in Gegenwart des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen betroffen zu werden schamlos genug war, als das Allerbedauerlichste, ganz Unsagbare, bemerkt, daß Se. Königliche Hoheit die Qualen des Verunglückten längere Zeit habe mitansehen müssen. Nicht für das Opfer der Unfalls erhitzte sich das Mitgefühl des Berichterstatters, sondern für den prinzlichen Zuschauer. In der Tat: ist es nicht himmelschreiend, daß selbst Königliche Hoheiten nicht davor geschützt sind, mit höchstihren Augen Zeugen so plebejischer Ereignisse zu sein?

Wie erhebend wirkt dagegen:

„Dem hohen Förderer der königlichen Wissenschaften, dem mutvollen Führer deutscher Wehr und deutscher Waffen zur See — dem mächtigen Künder deutscher Kultur in fernen Landen — dem unermüdlichen Mehrer deutscher Macht und deutschen Ansehens — dem erhabenen Vorbild deutscher Kraft und Pflichttreue" — hat die Technische Hochschule in Charlottenburg den Dr. Ing. verliehen. — Gemeint war Prinz Heinrich.

Wo hat sich je eine große Epoche in der Geschichte eines Volkes mit solchem Wortgetöse angekündigt, wie es die Gauen unseres Vaterlandes nun schon jahrzehntelang dröhnend durchtobt? —

Jede, auch die anspruchsloseste, die beiläufigste Bemerkung des Kaisers wird zu einer Sentenz, einem „Bonmot" aufgebürstet. Im Schweiße ihres Angesichtes beeilen sich die Organe freien Männerstolzes vor Königsthronen brühwarm ihren Lesern aufzutischen, Kaiser Wilhelm habe eine „interessante Äußerung" getan, die „wörtlich" (!) lautete: „Seitdem ich das Automobil zu meinen Fahrten in Berlin und Potsdam benütze, gewinne ich sehr viel Zeit; das neue Gefährt ist doch ungemein praktisch."

Eine Magnifizenz begrüßt den Monarchen als „genialen Kaiser". Ein anderer rechnerisch veranlagter Patriot rühmt ihm ins Gesicht: „Ew. Majestät brechen dem Reiche neue Bahnen." Ein Stadtvertreter erklärt ihm „unerschrocken", er sei der „unermüdliche Förderer aller die Völker verbindenden idealen und realen Bestrebungen zum Heile der gesamten gesitteten Welt".

Ein „unparteiisches" Berliner Blatt stellt den Kaiser noch über Napoleon. Der habe zwar auch, wie Wilhelm II., von sich sagen können, daß er den Anfang und das Ende des nationalen Lebens seines Volkes bedeute, daß Frankreich in ihm aufging, wie Deutschland in Wilhelm II. Aber bei unsrem Kaiser sei die Sache noch ganz anders, denn unaufhörlich habe Deutschland auf den gesegneten Schlachtfeldern des Friedens neue Lorbeern erfochten; es ziehe glorreich weiter seine leuchtende Bahn, es gehe allen Völkern der Erde voran...

Ein patriotischer Schwimmverein erlaubt sich beim Oberhofmarschallamt die allersubmissеste Anfrage, ob es wohl allergnädigst gestattet sein werde, bei Anwesenheit des Kaisers in Düsseldorf vor den Kaiserlichen und Königlichen Majestäten ein weniges im Wasser auf dem Bauch zu rutschen. Und — der „Vorwärts" publiziert die hocherfreuliche amtliche Genehmigung:

Ober-Hof-Marschallamt
Seiner Majestät des Kaisers und Königs — Berlin, den.....
B. 971

Dem Vorstand des Allgemeinen Schwimmvereins erwidere ich auf das Schreiben vom 15. d. M. ergebenst, daß der beabsichtigten Huldigung Ihrer (!) Kaiserlichen und Königlichen Majestäten am 15. August d. J. durch einen

Schwimm-Parademarsch im Rheinstrom

Bedenken nicht entgegestehen.

gez. Eulenburg.

An den Vorstand des Allgemeinen Schwimm-Vereins
z. Hd. d. Vorsitzenden Herrn ...... Düsseldorf.

... Allenthalben gierig gereckte Hälse, die einen noch so flüchtigen Strahl von der Sonne allerhöchster Gnade erhaschen wollen. Eine weitverbreitete Spekulation auf vermeintliche psychologische Eigenschaften des Kaisers, die doch stark nach Majestätsbeleidigung riecht. Eine schier epileptische Lust, vor den Machthabern niederzufallen und sich vor ihren Füßen in Unterwürfigkeitskrämpfen zu winden. Ein Loyalismus, der, ohne direkt „unzüchtig zu sein", doch „das Schamgefühl gröblich verletzt".

Der Kaiser wirft vorüberfahrend einen Zigarettenstummel auf die Straße. Ein Patriot erobert die Reliquie und will sie glückstrahlend bergen. Aber das Auge des Gesetzes wacht: mit rauhen Worten wird ihm das Heiligtum von einem Schutzmann abgefordert. Betrübt zieht der Patriot von dannen. Aber ein Trost leuchtet ihm: vielleicht ist er das nächste Mal glücklicher...

„... Zur Ehre der Menschheit", sagt Dr. Reibmayr in der Anthropologischen Revue, „sei hervorgehoben, daß ein derartiger unterwürfiger Charakter, wie er uns von den Heloten geschichtlich überliefert ist, dem Menschen niemals und nirgends von Hause aus angeboren ist, selbst nicht bei den auf niedrigster Stufe der Kultur befindlichen Völkern. Er ist stets ein künstliches Züchtungsprodukt wie der Charakter des Haushundes."

*

Sollte es wirklich nur der wirtschaftliche Wettbewerb sein, der die anderen Völker hinderte, uns in dem Maße gerecht zu werden, wie wir es wünschen und — als Summe von Individuen — wohl auch verdienen? Dann müßte diese mäßige „Beliebtheit" doch mehr den Beigeschmack des Respekts haben als den der Geringschätzung. Völker mit alter freiheitlicher und nationaler Kultur haben aber wenig Neigung, diejenigen hoch zu achten, die es an Selbstachtung fehlen lassen; ehrliche Freundschaft ist zwischen Völkern nur möglich, wo sie auf

gegenseitiger Achtung beruht. Wann endlich wird man bei uns begreifen lernen, daß wir um so kühlere „Freunde" finden werden, je mehr wir ihnen nachlaufen, um so größere Hochachtung, je unbefangener wir uns als freies und mündiges Volk nach innen und außen geben?

Dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgangen sein, daß fast in allen Fragen, wo deutsche nationale Interessen gegen fremdländische stehen, dieselbe Methode der Beweisführung wiederkehrt. Da wird nicht zuerst gefragt: was brauchen und können wir, sondern: was liegt im Interesse der andern Macht und was könnte wohl nach Abzug dieser Interessen für uns abfallen? Das ist aber nicht der Standpunkt einer mächtigen, selbstbewußten Nation, sondern eines politischen Hausierervolkes. Begreifen läßt sich ja dieser Standpunkt aus der Geschichte Deutschlands, entschuldigen aber nicht, und durch höhere sittliche Grundsätze rechtfertigen erst recht nicht. Denn die spielen hier gewiß die letzte Rolle. Man versuche deshalb auch nicht durch „deutschen Idealismus" zu bemänteln, was in Wirklichkeit nur Engherzigkeit, Bequemlichkeit, dumpfe Trägheit, allemal aber erbärmlicher Kleinmut ist.

Alle unsere politischen Harmlosigkeiten, Allerweltsfreundschaften, unerbetenen Liebenswürdigkeiten an das Ausland machen dieses nur immer mißtrauischer gegen uns. Das Ausland sagt sich: So viel Güte und Selbstlosigkeit gibt's ja gar nicht, kann es gar nicht geben, es muß also was anderes dahinter stecken. Liegt in solcher Folgerung auch eine maßlose Überschätzung des anbiederungsseligen deutschen Schellenträgers, so ändert das nichts an der Tatsache.

Kurz, schroff, „schneidig" gegen den eigenen „untergeordneten" Volksgenossen; weiches Wachs, zerschmelzende Liebenswürdigkeit gegen Ausland und Ausländer, zu allen Opfern bis zur nationalen Selbst- und Volksverleugnung bereit: ist das nicht immer noch „deutsche Art"?

In einem Blatte, das jeden Zweifel an seiner nationalen Gesinnung mit überzeugter Entrüstung als frivole Verleumdung von sich weisen würde, stand es geschrieben und zu lesen:

„Um einen festen Zusammenschluß der besten Elemente des Deutschtums (in Österreich) zu bewirken, muß die Agitation... auch das den besten Traditionen altösterreichischer Kaisertreue ins Gesicht schlagende Hinüberschielen nach dem Deutschen Reiche unterlassen. Denn so wenig die Reichsdeutschen das Band der Sprache und Abstammung, das sie mit den Deutschösterreichern verbindet, je gelockert sehen möchten, so wenig kann anderseits das Reich jemals aus Gründen der Loyalität und der eigenen Wohlfahrt daran denken, politische Aspirationen über die schwarzgelben Grenzpfähle zu tragen."

Wenn das am grünen Holze geschieht!...

In Halle sprach ein deutschnationaler Abgeordneter aus Böhmen in einer Versammlung über nationale Fragen in Österreich. Dabei teilte er mit, die Polizeibehörde habe ihm in bestimmtester Form die gewaltsame Verhinderung des Vortrags, nämlich sofortige Abführung und Abschiebung über die Grenze angedroht, falls er nicht die unbedingte Zusicherung gäbe, die Rede genau in den von der Polizei ihm vorgeschriebenen Grenzen zu halten. Man habe durchblicken lassen, daß die Vaterlandsrettung zwar nur von Halle gefordert würde, aber mit den Auffassungen an übergeordneter Stelle sich deckte. Insbesondere durfte der Vortragende (in Deutschland!) an den gegenwärtigen Maßnahmen der österreichischen Regierung keinerlei Kritik üben, auch frühere Maßnahmen nicht abfällig beurteilen. Es wollte diesem „lästigen Ausländer" nicht einleuchten, warum ihm, dem Deutschen, eine Kritik im Sinne der österreichischen Deutschen verboten werden solle, wo doch den österreichischen Tschechen bei ihrem noch so herausfordernden Auftreten im „nationalen" Deutschland die weitherzigste Duldung zuteil wird.

Es ist nicht das erste derartige Stücklein. Der sozialdemokratische, aber kerndeutsch gesinnte österreichische Abgeordnete Pernerstorfer wurde zwar vom Kaiser von Österreich freundlich empfangen und ins Gespräch gezogen. Als er aber einmal in Deutschland im deutschen Sinne sprechen wollte, ward er kurzerhand ausgewiesen. Oder wurde ihm der „Eintritt" schon von vornherein „verboten"? Es wäre ja auch unverzeihlich und nie wieder gut-

zumachen gewesen, wenn er die reichsdeutschen „Genossen" darüber belehrt hätte, daß man auch als Sozialdemokrat stramm deutsch, ja sogar „deutschnational" gesinnt sein kann. Die Götter haben's noch gnädig verhütet. —

Wenn die „Italiener" — „auch" Bundesbrüder! — für ihre österreichischen Stammesgenossen in Presse und Parlament rücksichtslos die Trommel rühren, so findet im lieben Deutschland keine Seele etwas dran auszusetzen. Es wird darüber in deutschen Blättern, auch in offiziösen, als über ganz Selbstverständliches berichtet. Geschieht aber auch nur entfernt Ähnliches von Deutschen für Deutsche, so ist das eine durchaus ungehörige, sträfliche „Einmischung in die inneren Verhältnisse eines fremden Staates". Auf die Seele gebunden wird den Rednern bei irgendwelchen noch so platonischen Sympathiekundgebungen für vergewaltigte Deutsche im Auslande, nur ja die zarten Empfindungen — der fremden Bedrücker zu schonen, ums Himmels willen nicht etwa gar noch „politisch" zu werden. So bei den Berliner studentischen Veranstaltungen für die deutschen Kommilitonen in Prag. Männchen für Männchen begann sein Sprüchlein mit dem Bekenntnis, daß ihm von „höherer" Stelle ein Maulkorb umgebunden worden sei: bellen dürften sie wohl, aber nicht beißen. Die Italiener fragen den Teufel danach, und ihre Regierung steht hinter ihnen. Wie's eines national anständigen Volkes würdig ist.

Knechtseliges „Ersterben" vor „Oben" und vor allen ausländischen „Herrschaften", — eisige Kälte, Anmaßung, Fußtritte dem eigenen Volksgenossen, dem für sein Volkstum sich Opfernden im Auslande, dem „Untergeordneten" in der Heimat.

Ein Arbeiter in Krempe (Holstein) bekommt mehrere Monate Gefängnis, weil er zu einem Gendarmeriewachtmeister gesagt hat: „Sie sind ja auch ein Sozialdemokrat". In der schriftlichen Urteilsbegründung heißt es wörtlich:

„Bedeutend ist schon im täglichen Leben für den auf Wohlanständigkeit haltenden Privatmann die Verunglimpfung, als Sozialdemokrat bezeichnet zu werden, da die Ziele dieser Partei unvereinbar sind mit den Geboten der Religion (!), der Königstreue und Vaterlandsliebe, so ist dies in erhöhtem Maße für Beamte und Militärpersonen der Fall. Beamte und Militärpersonen, die sich in Preußen zur sozialdemokratischen Partei bekennen, müssen als Schurken bezeichnet werden; denn sie würden sich durch ihr Bekenntnis zu dieser Partei in schärfsten Widerspruch setzen mit ihrem Dienst- resp. Fahneneid." —

Ein Idyll aus dem preußischen Abgeordnetenhause. Der Abgeordnete Oktavio Freiherr von Zedlitz hatte auf gewisse Ausführungen des Abgeordneten Dr. Barth bemerkt, dieser scheine ihm „von der Sozialdemokratie angekränkelt".

Glocke des Präsidenten, des Herrn Jordan von Kröcher: „Herr Abgeordneter, es ist eine Beleidigung, wenn Sie von einem Mitgliede dieses Hauses behaupten, es sei sozialdemokratisch angekränkelt. Ich rufe Sie deshalb zur Ordnung."

Darauf Oktavio Freiherr von Zedlitz: „Ich nehme diesen Ordnungsruf an, auch ich würde es für eine Beleidigung halten, wenn mir jemand nachsagte, ich sei sozialdemokratisch angekränkelt." —

Dieser Staat war ja auch ein zu guter Vater für seine erstgeborenen Kinder. Nach vierundzwanzigjähriger Riesenarbeit war das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich endlich so weit gediehen, daß es dem Reichstage vorgelegt werden konnte. Schon hatte es die Kommissionsberatung überstanden, da fand sich im Entwurf eine Bestimmung, daß auch für Wildschaden durch Hasen und Fasanen Ersatz geleistet werden müsse. Was? sagten die Konservativen, das stört ja unser Jagdvergnügen, das gibt's nicht. Und so ließen sie durch ihren Wortführer am 23. Juni 1896 erklären, daß sie eher das ganze Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich in der Versenkung verschwinden lassen würden, als diese Bestimmung annehmen. Und Regierung und Reichstag mußten prompt Order parieren. —

Die Miquelsche preußische Steuerreform hatte glücklich den Landtag hinter sich. Dann kam sie ans preußische Herrenhaus. Dieses fand aber ein Haar darin. Nach der Vor-

lage sollte die progressive Erhöhung der Steuer sich auch auf die Einkommen von über 100000 Mark jährlich, also über 4% hinaus, erstrecken. Maßgebende Mitglieder des Hohen Hauses erklärten eine solche Brandschatzung der armen Leute mit dem Mindesteinkommen von über hunderttausend Mark jährlich für „Vermögenskonfiskation“ und „Anarchismus“. Die Mehrheit ließ keinen Zweifel daran, daß sie die ganze preußische Steuerreform zum Scheitern bringen werde, wenn die Regierung auf dieser Bestimmung beharren sollte, — und Miquel mußte die Segel streichen.

So in zwanglosem Auszuge aus meiner Buchbearbeitung von 1908. Geschrieben war das meiste aber schon Jahre, bis zu einem Jahrzehnt, vorher und in Türmer-Tagebüchern niedergelegt. Wie war das alles doch eigentlich so selbstverständlich, und wie bescheiden waren die Forderungen, die ich an die maßgebenden Kreise stellte und ihnen mit heißem Bemühen einleuchtend zu machen suchte! Aber nein, freiwillig wollte man nichts von seinen „Rechten“ opfern. „Opfern“? — Jetzt hat sich die Revolution aus eigenem Rechte alles genommen, ohne die bisherigen Inhaber auch nur zu fragen. Soll auch das nur die Ablösung der einen Klassenherrschaft durch die andere bedeuten?

J. E. Freiherr von Grotthuß



Schwarz-weiß-rot oder Schwarz-rot-gold?

Stimmen von der Wasserkante

Mit Verwunderung sah man am ersten Tage der Revolution die schwarz-weiß-rote Kokarde von den Soldatenmützen verschwinden. Gab süddeutscher Partikularismus oder allgemeine Reichsverdrossenheit diesen Einfall ein? Lag überhaupt ein klarer Gedanke dieser Maßregel zugrunde? Man weiß es nicht. Da alle deutschen Stämme sich darin einig sind, am Reiche, mit dem sie 43 Jahre gut gefahren sind, festzuhalten — wer wollte auch die Kleinstaaterei seliger Rheinbundzeiten zurücksehnen —, kann es sich nur darum handeln, Schwarz-weiß-rot durch andre Farben zu ersetzen. In der Tat haben sich schon einflußreiche Stimmen, ich nenne nur Konrad Haußmann, für Schwarz-rot-gold erhoben, wie auch die Deutsch-Österreicher die neuen Farben bereits als Abzeichen tragen. Wer wollte leugnen, daß im gegenwärtigen Augenblick die klassischen Farben der ersten Freiheitskämpfer in Südwestdeutschland und in Deutsch-Österreich, besonders in den Augen der Studentenschaft und des liberalen Bürgertums, romantischer Schimmer umhüllt? Erinnerungen an glanzvolle, aber auch unklare und daher fruchtlose Bewegungen in Baden, Württemberg, Hessen und Sachsen tauchen empor. Wie sollen wir uns heute dazu stellen? Die Reichsflagge ist ein Ding von tiefster symbolischer Bedeutung. 51 Jahre ist sie nun alt geworden. Sie ist eine stolze Tatsache, während Schwarz-rot-gold nur eine Erinnerung vorstellt. An keine Dynastie, nur an den Reichsgedanken gebunden — denn die Flagge bestand vor dem Kaisertum der Hohenzollern —, haben die Reichsfarben in Ehren vor der ganzen Welt bestanden, von den Masten der Hamburg-Bremer Handelsflotte wie von den Toppen unserer Kriegsschiffe, vom alten „Iltis“ bis zum jüngsten auszuliefernden U-Boot. War das alles Irrtum oder Verblendung? Wir wollen von den moralischen Rechten Preußens, das doch dem Reich sein eisernes Rückgrat gab, schweigen, aber sind diese drei Streifen farbigen Tuchs nicht das tiefste Symbol deutschen Wesens, das kühle, ernste Schwarz-weiß des deutschen Nordens gemildert durch das fröhliche, lebensfreudige Rot des Südens? Sollen wir uns wegen des Umsturzes unserer Staatsform von einem hohen Symbol trennen wie von einem alten Rock? Wollen wir den Ausländern mit Fahnen zuwinken, daß unsere Väter und wir fünfzig Jahre lang mit dem Reichsgedanken auf dem Holzweg waren? Dynastien und Ver-

fassungen stürzen, die Volksgemeinschaft bleibt. Der Krieg hat sie ja trotz allem aufs herrlichste bewiesen, die Revolution wird sie bestätigen. Wegen der Schwächen und Sünden der verflossenen Zeit werden wir uns auf die Dauer die Freude an der Schöpfung Bismarcks doch nicht verderben lassen.

Und dann ist die Flagge ein sehr reales Stück Zeug, besonders an der See. Da wird das Schwarz-rot-gold ohne weiteres zu Schwarz-rot-gelb. Was soll sich wohl die Hamburger Wasserratte bei Schwarz-rot-gelb denken? Das erinnert erstens mal peinlich an Belgien (schwarz-gelb-rot senkrecht gestreift), und dann ist es auch nicht schön. Das ist der letzte, sehr wesentliche Gesichtspunkt: jeder Hafenbummler weiß, daß es schöne und, sagen wir, weniger schöne Flaggen gibt. Sind die norwegischen Farben z. B. bildschön, so mag sich für den blutigen Lappen der Briten und den „gestreiften Bettzwillich der Amerikaner“, (so sagt Strindberg) begeistern, wer darunter geboren ist. Zu der etwas bunten Trikolore der Franzosen (blau-weiß-rot senkrecht) findet sich ein halb Dutzend verwandter Farbenzusammenstellungen. Dagegen hat schwarz-weiß-rot den Vorzug der unbestrittenen Einzigartigkeit und einer Klarheit, die auch auf weite Entfernungen nicht trügt. Der deutsche Seemann, sei er Hanseat oder Königsberger, kann mit Schwarz-rot-gelb nichts anfangen, aber Schwarz-weiß-rot ist ihm von Kindesbeinen an eine Herzenssache.

Sollen wir denn nun das alte demokratische Schwarz-rot-gold, das vielen geschichtlich Gebildeten teuer ist, missen? Keineswegs. Lassen wir es den Deutsch-Österreichern, die kein Seevolk sind, mit denen der Krieg uns zuletzt unerwartet wie Schicksalsmacht im großdeutschen Gedanken verbunden hat. Im übrigen ist die Flaggenfrage ein Teil der Reichsverfassung, mit dem sich die Nationalversammlung hoffentlich liebevoll befassen wird.

Dr. Mannhart



Spartakus

Als das kluge, reichster, gediegenster Bildung satte und vom feinsten Spürsinn bediente Gehirn Montesquieus sich der Geschichte Roms zuwandte, um nach den Ursachen seiner Größe, seines Verfalls zu suchen, bot sich ihm die Erkenntnis dar, „daß die Sekte Epikurs, die gegen Ende der Republik in Rom ihren Einzug hielt, viel dazu beitrug, Geist und Herz der Römer zu verderben“. Schon Bossuet hatte auf diese Wandlung den Finger gelegt, und das Studium der sozialen Struktur, die das Rom des letzten vorchristlichen Jahrhunderts zeigt, führt einen so gründlichen Betrachter wie Ferraro zu derselben Erkenntnis. „Das italienische Volk war nicht mehr ein Volk von fleißigen und sparsamen Bauern: es war ein Volk der Eroberer und Wucherer der mittelländischen Welt mit Bourgeois-Neigungen, in dem mit Ausnahme weniger Unglücklicher alle Klassen, der Adel, die Finanz, der Handel, nur noch eine einzige Bourgeoisie bildeten, die mit ihren Kapitalrenten, mit dem schnellen Gewinn, wie ihn die Eroberung erlaubte, ein bequemes Leben führen wollten. Italien erfuhr in dieser Zeit eine Erneuerung wie das Europa und die Vereinigten Staaten von heute. Aus einer aristokratischen Nation von Ackerbauern und Kriegern wurde es ein merkantiles Volk von Bourgeois. Welche geheimnisvolle, unselige Kraft vernichtete mit einem Schlage die Macht der oberen Klassen und jener Versammlung, die so viele Jahrhunderte hindurch zuerst das kleine Latium, dann Italien, dann ein ungeheures Weltreich gelenkt hatte? Der Merkantilismus war es, der sein zerstörerisches Werk vollendet und die alten Einrichtungen vernichtet hatte. In der alten ländlichen, aristokratischen und kriegerischen Gesellschaft hatte der Senat Tatkraft und Autorität besessen, insofern er das Organ der einzigen Klasse war, die alle andern lenkte, einer Aristokratie von Großgrundbesitzern, bei der das Ziel der ganzen Erziehung die Tüchtigkeit im Kriege und in der Politik war, die sich in der Familie wie in der Gesellschaft einer straffen Disziplin unterwarf und die in den wenigen wesentlichen

Fragen, die eine einfache Politik bei einfachen Zuständen mit sich brachte, einmütig war. Aber mit dem Imperialismus und der Ausbreitung des merkantilen Geistes, des Luxus, der Genüsse, mit einem Wort dessen, was man Zivilisation zu nennen pflegt, waren die alten Traditionen verloren gegangen; die persönlichen Leidenschaften, die Habsucht, der Ehrgeiz, der Sinnengenuß hatten sich entwickelt und sehr viele Leute der oberen Klassen dem öffentlichen Leben abwendig gemacht. Verschwunden waren die ehrsamen Bürger der alten Zeit, die sich willig den öffentlichen Aufgaben unterzogen hatten, von denen einer gewesen war wie der andere, als wären sie sämtlich mit dem Stempel geprägt. An ihre Stelle waren Individuen von unendlich mannigfacher Art getreten, von denen jedes bestimmten Vergnügungen nachjagte, gewissen Tätigkeiten und Lastern zuneigte, von denen keines um öffentlicher Interessen willen sich Anstrengungen unterziehen oder seinen Vergnügungen entsagen wollte, die sämtlich zuviel für sich zu tun hatten, zu egoistisch und zu sehr voneinander verschieden waren, um einem allen gemeinsamen Zweck dienen zu können... Das Italien dieser Zeit verfiel denselben Widersprüchen, die unsere jetzige Zivilisation erfüllen: dem Widerspruch zwischen der demokratischen Gesinnung und der Ungleichheit der Vermögen; dem Widerspruch zwischen den Wahleinrichtungen und dem politischen Skeptizismus der oberen und mittleren Klassen; zwischen der Schwächung der kriegerischen Tugenden und dem nationalen Dünkel, der platonischen Liebe zum Kriege und den Eroberungsträumen im Grunde friedfertiger Kreise. Die meisten von denen, die beim Weinglas und im Freundeskreise der Welteroberung auf den Spuren Alexanders das Wort redeten, hätten nicht einen einzigen Tag beim Heere zubringen mögen. Die alte Nobility hatte abgewirtschaftet, die Schutzbande, die sie mit der Mittelklasse verbunden hatten, waren gerissen. Die Unabhängigkeit, das Selbstgefühl und die Macht der letzteren hatten dagegen zugenommen. Dabei hatte sich die politische Ideologie mit den Kenntnissen und der Philosophie ausgebreitet, und in Rom war allmählich ein zahlreiches, unzufriedenes, rücksichtsloses und sich selbst überlassenes Handwerkerproletariat entstanden. Seitdem sich in der italienischen Gesellschaft eine solche Mannigfaltigkeit der Gruppen und Individuen nach Fähigkeiten, Zielen und Berufen herausgebildet hatte, wie wir sie ähnlich in unserer Gesellschaft finden, war der Senat allmählich, wie die modernen Parlamente, ein Klub von Vornehmen, von politischen Dilettanten, Geschäftsleuten, ehrgeizigen Advokaten, Männern der Wissenschaft und professionellen Politikern geworden, die sich gegenseitig um die Wette verabscheuten und nach Herkunft, Klasse, Tradition, Anschauung und Stand oder Beruf verschieden waren, so daß jeder seine eigenen ehrgeizigen Ziele, die Interessen seiner Klasse, seiner Partei und Klientel verfolgte. So war der Senat, wie es heute fast alle modernen Parlamente sind, ein Mittel, dessen sich abwechselnd alle sozialen Kräfte und Faktoren zu bedienen versuchten, die sich außerhalb des Hauses um die Herrschaft des Reiches stritten und die (mit Ausnahme der Bürokratie und der Großindustrie) fast die gleichen waren wie heute: Die Hochfinanz, der große und mittlere Grundbesitz, der Rest aristokratischer Traditionen, Ziele und Wünsche der Mittelklassen, Militarismus, Demagogie. Nach dieser Umbildung besaß die große, einst aristokratische Körperschaft keine Kraft mehr; sie hatte die Leitung aufgegeben und die Zügel des Staatswagens der gewohnheitsmäßigen Routine und der revolutionären Anmaßung der Parteien überlassen." Kurz: Rom, „Urbs", deren Wirtschaftsverfassung einst Fichtes geschlossenem Handelsstaat glich, war politische Weltmacht geworden und die politische Weltmacht griff nach dem Herrschaftsmittel der Weltwirtschaft. „Die Größe des Staates", sagt Montesquieu, „schuf die Größe des Privatbesitzes", die Größe des Privatbesitzes die kapitalistische Arbeitsorganisation. Die kapitalistische Arbeitsorganisation aber verlangt nach billigen Arbeitskräften. Die Zahl der importierten Sklaven wuchs ins Ungeheure. Das Riesengebiet der körperlichen Arbeitsleistung war ihre Domäne, eine neue Klasse im Gesellschaftsbau war da. Und mit ihr das in jeder staatlichen Krisis brauchbare revolutionäre Element. Zu Adam und Eva, erzählt die Hebräerlegende, sprach der Herr, als er sie aus dem Garten Eden jagte: „Im Schweiße eures Angesichts sollt ihr euer Brot verdienen." Als ob

ein ewiger Fluch seitdem auf der Menschheit lastete, bildet jede kapitalistische Wirtschaftswelt aus schöner Blüte gleichzeitig als Frucht das sichere Gift der Selbstzersetzung aus. Und was heute jeder Tag mit aufdringlicher Dreistigkeit lehrt: im alten Rom schon war's nicht anders. Bald da, bald dort kam es zu Sklaventumulten, und einer hätte der ewigen Stadt fast das politische Leben gekostet.

„Spartakus", erzählt Plutarch, „war ein Thraker von nomadischer Abkunft, der nicht nur kühnen Mut und große Leibeskraft besaß, sondern auch durch Einsicht und Sanftheit sich weit über seinen Stand erhob und mehr griechische Bildung verriet, als sich von seiner Geburt erwarten ließ. Als er zuerst nach Rom zum Verkauf geführt wurde, sah man, wie erzählt wird, eine Schlange sich im Schlaf um sein Gesicht winden. Seine Frau, Thrakierin wie er, die Wahrsagerin und von bacchischen Mysterien begeistert war, erklärte dies für die Vorbedeutung einer großen und furchtbaren Macht, die für ihn ein glückliches Ende nehmen würde. Diese Frau (ob sie Rosa hieß, wissen wir nicht) war auch damals bei ihm und begleitete ihn auf der Flucht", als er aus der Gladiatorenschule des Lentulus Batiatus in Capua mit noch siebzig seiner Genossen entwich. Gallier, Thraker, verwegene Gesellen; alle zweihundert wollten zugleich entfliehen. Doch der Plan ward, wie immer, vorzeitig verraten und nur siebzig fanden wirklich den Weg ins Weite. Spartakus, den Ferrero in den Genierang hebt, war ihr erwähltes Haupt, ihr Politiker und Stratege, wenn er auch, nominell, die Führermacht noch mit den Kelten Oenomaus und Crixus zu teilen hatte. Das erste, was man brauchte, waren Waffen. Man nahm sie in einer der durcheilten Straßen aus Fleischerläden und Garküchen weg; Messer und Bratspieße, Beile und was weillose Eile sonst grade bot. Schlug die capuanische Mannschaft, die sie auf der Flucht zu stellen versuchte, nieder, nahm eine willkommene Beute, ihre Kriegswaffen, mit und zog nach dem Vesuv. Der Prätor Clodius, den das, wie es scheint, nur von einer Polizeiaktion träumende Rom mit dreitausend Mann abschickte, erlitt durch Umgehung eine schwere Schlappe. Und nun war, nach Plutarchs Zeugnis, der Zulauf allgemein; „die Hirten und Schäfer, lauter handfeste, im Laufen geübte Leute, stellten sich in hellen Haufen ein, wurden bewaffnet oder als Späher und leichte Truppen verwandt". Nicht viel später erlitt der gegen ihn marschierende Prätor Varinius dasselbe Schicksal. Natürlich wurde der Zulauf noch größer. Siebzigtausend Mann, Fechter, Hirten, Schäfer, Räuber, Katilinarier, Bassermannsche Gestalten, alles was licht- und arbeitsscheu im Dunkel lebte: der entlaufene Sklave war zur furchtbaren Macht geworden, mit der, das gehört ins Bild der Zeit, bereits bourgeoise Elemente paktierten. „Eine Wolke von Kaufleuten, die sich nicht schämten, den Feinden ihrer Klasse Eisen und anderes zur Herstellung von Schwertern und Waffen jeder Art nötige Material zu verkaufen." Was würde Appian, der den häßlichen Zug der Nachwelt übermittelte, heute wohl sagen? Wie wenig ändert sich, trotz dem anmaßlichen Entwicklungsgefasel der Literaturcliquen, der Impressionisten, Expressionisten und Exhibitionisten, alles, was mit den Grundinstinkten unseres Daseins zusammenhängt; dem des Lebens, der Macht, der Sättigung nach dem Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes... Spartakus war Herr der Lage, fühlte sich als Herrn der Lage. Nacheinander schlug er den Quästor C. Thoranius und die beiden Konsuln des Jahres 72, L. Gallius Poplicola und Cn. Cornelius Lentulus Flodianus, und zog, von seinem nach neuer Raubweide lüsternen Heer gezwungen, durch ganz Italien; nach echter Bolschewistenart sengend, brennend, verheerend. Die oberen Klassen und die bemittelte Bourgeoisie lernten endlich das Zittern. Doch, sagt in der bestgeschriebenen Geschichte, die wir über Roms Selbstzersetzung haben, Ferrero, „in dieser für alle Eindrücke so empfänglichen und nervösen Generation war alles ansteckend, der Mut wie die Feigheit. Die zu Spartakusbekämpfung entsandten Soldaten, Offiziere, Politiker waren alle dermaßen demoralisiert, daß es bei den 71er Wahlen an Bewerbern fehlte; so allgemein scheute man sich vor der Aussicht, gegen den unüberwindlichen Sklavenführer mit einem Heer marschieren zu müssen. Um jeden Preis mußte man

nach einem energischen und fähigen Mann suchen." Der Ruf nach dem „starken Mann"; Gott ja, lieber Leser, das liegt genau zweitausend Jahre zurück! Man kam auf Markus Livinius Crassus. Vornehme Geburt, reiches Erbe, beste Erziehung, sorgfältige Selbstbildung, tüchtiger, doch nicht immer reinliche Pfade gehender Geschäftsmann, energisch, sogar kühn, von Ehrgeiz, vielleicht auch vom Neid gegen Pompejus' aufsteigenden Stern gestachelt: Crassus nahm an. Und begann sein Werk mit einem Blutbad im eigenen Heer. Die ersten Kohorten, die vor den Spartaciden ausgerissen, ließ er zusammenhauen. Trotzdem zog eine Entscheidung sich hin, und weniger Crassus als die Zeit brachte schließlich Spartakus den Untergang. Einer aus so vielerlei Splittern zusammengefegten Armee fehlt das sittliche Band, das schließlich allein über Not und magere Zeit zusammenhält. Als Crassus diese von billigem Raub lebenden Haufen in die Landzunge von Lukanien manövriert hatte, schloß er die Halbinsel durch Wall und Graben ab. Der Hunger vernichtete die letzten Reste von Disziplin. Die seit den fetten Beutetagen ohnehin nicht mehr starke Autorität des, trotz allem, unzweifelhaft hochbegabten Führers schmolz dahin; Zwietracht, Fahnenflucht, die Minierarbeit der in jeder Art auftauchenden Besserwisser, Phrasendrescher und Desperados führten die Selbstvernichtung des Heeres und das von ihm selber klar erkannte, schließlich gewollte Ende herbei. Lieber, mochte der Thraker denken, im Kampf gegen ehrliche Männer fallen als dem feigen Messer eines der eigenen Schufte erliegen. Die sichere Niederlage vor Augen, stieß er, vor der Schlacht, sein Pferd nieder. „Siege ich," sprach er nach Plutarch, „habe ich schöne Pferde in Masse; unterliege ich, ist das eine zuviel." „Als endlich", berichtet der Schöpfer der Vitae, „die Seinigen alle zur Flucht sich wandten, wurde er, das einzig lohnende Wild, umringt und von der Menge niedergehauen." Spartakus, der Organisator des größten Sklavenaufstandes des Altertums, war gewesen. Roms Volk aber kannte kein Erbarmen. Sechstausend gefangene Rebellen schlug man, wie uns Orositus erzählt, auf der Via Appia ans Kreuz. Exempli causa.

...Zweitausend Jahre später erwachte der Rebell zu neuem Leben. Er selbst? Nein; nur seinen Namen entlieh ein flinker Macher aus einem der ehrwürdig alten Chronisten, aus Plutarch oder Appian, Cicero oder Orosius. Einer, der sich Doktor der Rechte, Professor gar nennt und, wie der Ahn, auf Umsturz sann, wie der Ahn in Konflikt mit der Staatsgewalt kam, fliehen mußte und — doch hier hört die Ähnlichkeit auf. Adam Weishaupt, der Gründer des Illuminatenordens, der sich als Geheimsektenhaupt Spartakus nannte, starb als biederer Hofrat im biedern Gotha. Die Weltkrisis schwemmte, er war längst fällig, jetzt den Dritten ans Licht. Auch der ist, wie der zweite, ein Doktor, ist, wie der erste, Rebell; hält sich, wie der zweite, tapfer im dunkeln Hintergrund, und möchte, wie der erste, ein Organisator sein. Der erste hatte die Hefe des Volkes geschart, der zweite einen Revolutionsbund der Intellektuellen versucht, der dritte kehrt zur Praxis des Ahns zurück, zum theorielosen Gewaltkerl, den er vor dem urteilslosen Auge der Masse aufs Pagodenthrönchen setzt; den ideen- und ideallosen Massenschlächter alles dessen, was Ordnung heißt und liebt, von dem wir keinen einzigen Programmsatz, nur Raub, Mord, Aufruhr und ein, freilich nicht kleines, Organisationstalent kennen. Die Instinkte, die er großzog, haben ihn selber verschlungen: so wollt's die Realdialektik alles Weltgeschehens. Den Spartaciden von heute kann, noch eh' sie's träumen und fürchten, von ihren eigenen lieben Knechten dasselbe werden. Denn „nichts", sagt Hippolyte Taine in seiner „Zertrümmerung der französischen Revolutionslegende", „kann gefährlicher sein, als eine allgemeine Idee in einem kleinen, leeren Gehirn". Doch ehe die Spartaciten wie die Sparten enden, kann das Blut in Strömen fließen, und unser Volk, Adel, Bürger, Bauer und Handwerker, kurz jeder, dem Arbeit nicht wirtschaftlichen nur, nein, auch noch sittlichen Wert hat, täte gut, in diesen dunklen Tagen deutscher Volksgestaltung der Frage nachzudenken, was einen Spartakus ermöglicht, was drei Jahre lang sein Schreckensregiment gefördert hat.

Karl Schnitzler



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Umsonst?

Die Gegenwart ist eine Zeit der Geburtswehen einer neuen Menschenzukunft. Jedes Gebären ist mit Schmerzen verbunden. Schmerz empfinden viele unter dem Zusammenbruch alter Werte, die jahrhundertelang als heilig galten. Ein Krieg ist verloren, der tausend Opfer und zehntausend Leiden gekostet. Nationale Wünsche sind zunichte geworden. Fromme Hoffnungen sind zerbrochen. Und mit diesen Wünschen und Hoffnungen ist ein alter Glaube zerbrochen, eine alte Frömmigkeit.

Zwecklos und sinnlos scheint vielen die Religion geworden, weil sie das nicht hielt, was sie erwartet hatten. Nun stehen sie wie ein entblätterter Baum, dessen kahle Zweige gen Himmel starren. Und sie fragen sich mit einem Sänger ferner Tage: Soll es denn umsonst sein? Umsonst all unser Glauben? Umsonst alle Frömmigkeit? Diese Frage stellt uns an einen gähnenden Abgrund, vor einen schweren, schwarzen Vorhang, der uns schier allen Mut nimmt, ihn zu heben. Aller Frohsinn, alle Hoffnung wird mit dieser Frage begraben. Es ist, wie wenn schwere Erdschollen auf einen Sarg fallen.

Umsonst. — Soll das das Ende aller Weisheit sein? Die Menschen haben gesucht nach einer Antwort wie die Goldsucher, sie haben gegraben wie die Schatzgräber, sie haben geklopft und gehämmert an den steinernen Wänden dieser dunklen Frage wie Bergarbeiter, die verschüttet sind. Und fanden keine Antwort. Bis sie schließlich auf die Antwort im Diesseits verzichteten und ihre Sehnsucht sich durch die Trümmermassen der Zweifel hindurchzwängte und sich mit der Kraft der Verzweiflung hinaufschwang in das Jenseits aller Erfahrungen. Was der Fromme im Diesseits gelitten und geduldet habe, das würde ihm in einem besseren Jenseits siebenfach vergolten werden. Und alle Straßen der Tränen und der Schmerzen, und alle Hütten der Armut und der Not — sie würden dort verwandelt werden in güldene Gassen und Paläste mit Perlen und goldenen Toren. So glaubte man wieder einen Zweck der Religion gefunden zu haben. So war das entsetzliche „Umsonst?" beantwortet mit göttlichem Lohne und ewiger Seligkeit.

Wenn auch im Christentum dieser Traum die schönsten Blüten zeugte, Blüten, die herrlicher sind als alle Wunderblumen arabischer und indischer Phantasie, so hat diese Poesie mit dem eigentlichen Christentum doch wenig zu schaffen. Denn das Christentum ist seinem innersten Wesen nach ein Protest gegen den religiösen Egoismus des Judentums. Alles jüdische Markten und Feilschen, alles orientalische Spekulieren um einen Gewinn gehört nicht in die Religion des Christus. Darum muß der Gewinn jenseitiger Seligkeit als Lohn für irdisches Leid für den Christen nicht nur Nebensache sein, sondern er muß überhaupt kein Verständnis dafür haben. Die Frage nach dem Wozu der Frömmigkeit, die Frage nach dem Lohn der Frömmigkeit, die Frage „Umsonst?" bedeutet den Tod des Christentums. Und wer es nicht fassen kann, daß er ganz umsonst und ganz vergeblich, ohne irgendwelchen Lohn oder äußeren Gewinn, ein Christ sein soll, der sollte lieber auf das Christentum verzichten, das zurückgeht auf einen Mann, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte. Die Religion dieses Mannes ist nicht ein Flicken auf ein altes Kleid, ist nicht ein Ruhekissen für Hinz und Kunz, sondern ein heiliger Kelch mit dem Herzblut Gottes, zur Kräftigung für die, die seines Geistes sind und die da sprechen: Ich will dich lieben ohne Lohne auch in der allergrößten Not. —

Jedes Neue, das in die Welt tritt, hat Kinderkrankheiten durchzumachen. Auch das Christentum. Wenn auch neunzehn Jahrhunderte nur eine kleine Spanne Zeit sind im Laufe der gesamten Menschheitsentwicklung, so ist diese Spanne doch zu groß, als daß die Welt heute die Kinderkrankheiten dieser Religion nicht überwunden haben müßte. Mehr als je gilt heute die Losung: Abtun, was kindisch ist! Kindisch ist es, von der Religion irgendwelchen äußeren Nutzen, Vorteil, Gewinn oder Schutz zu erwarten. Kindisch ist es, wenn von Kirchenbehörden in Zeiten nationaler Not besondere Bettage angeordnet werden, als ob die Not dadurch gehoben würde. Kindisch ist alles Predigen von der Strafe Gottes, wenn Hagelschlag und Niederlage und sonstige Ungewitter über das Volk kommen. Kindisch ist der Glaube, der um Gottes Hilfe winselt; kindisch ist der Unglaube, der über Gottes Versagen zetert. Es ist ein Segen des Krieges, daß er diesen Gottesaberglauben zermürbt hat. Mancher Götzentempel ist Schutt und Asche geworden, der den Namen Christi trug und doch nicht auf seinem Grunde erbaut war. Aber noch haben viele seinen Geist nicht begriffen, und Legionen Priester predigen noch immer jenen halsstarrigen Glauben, der doch nur neue Zweifel und Verzweiflungen bringen muß, und damit neuen Schmerz und neues Sterben. Sollen wirklich alle die Zeiten der großen Gottsucher und Gottfinder, die die sinkende Menschenwelt wieder emporgerissen haben mit der ihnen innewohnenden Gotteskraft, vergeblich gewesen sein? Man darf es frei heraussagen: die meisten Menschen haben mehr als zwei Jahrtausende religiöser Entwicklung verschlafen. Was sind ihnen die Propheten! Was ist ihnen das Buch Hiob! Sie merken es trotz all ihrer Frömmigkeit nicht, daß ihre Religion die Höhe des Alten Testamentes noch lange nicht erreicht hat. Und daß nun gar mit dem Christentum (zu dem sie sich bekennen) etwas noch viel Höheres in die Welt gekommen ist als die alttestamentliche Frömmigkeit — das fühlen sie nicht.

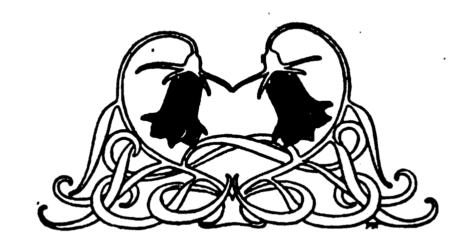
Das Bezeichnende an dieser ganzen Art von „Religion“ — wenn es einem nicht widerstrebt, hier diesen Ausdruck zu gebrauchen — ist dies, daß sie „Geschäftsreligion“ ist. Die ganze landläufige Frömmigkeit ist zum größten Teil nur ein religiöser Kuhhandel. Dieser geschäftstüchtige Religiosus fragt bei jeder religiösen Geste nach dem Profit und fühlt sich bankerott, wenn er vor einem Umsonst steht. Selbst die kirchliche Frömmigkeit ist hiervon nicht ausgenommen, wenngleich sie auch mit zu Boden geschlagenem Auge zugibt, daß aller Segen (d. i. Essen und Trinken, Haus und Hof, Äcker, Vieh und alle Güter, Gesundheit, Ehre, Geld usw.) Gnade sei. Aber mit dem anderen Auge schielt sie eben doch nach oben und w a r t e t auf diese Gnade. Was die katholische Kirche durch gute Werke erzwingen will, das sucht die evangelische durch den Glauben zu erlangen: im Diesseits ein leiblich geruhiges Dasein, im Jenseits ewige Seligkeit. Es ist Lohnfrömmigkeit hier wie dort. Es ist Sumpfreligion.

Es gibt aber auch andere, wenigere — und es hat sie zu allen Zeiten gegeben —, die erschrecken nicht vor dem Umsonst. Schon in altersgrauen Zeiten hat einer dieses Umsonst überwunden durch ein lebensbejahendes Dennoch. „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Und alle, die heute ihren Gott abseits suchen, sind angewidert von der religiösen Sumpfluft, die über dem Chaos der Welt lagert. Es ist der Ekel einer neuen Zeit vor der alten. Aber alle, die mit ihrer Eigenfrömmigkeit in dem lebendigen Gott wurzeln, der da Geist und Leben ist, alle, die nicht nur eine Maske der Frömmigkeit tragen und die den alten volkstümlichen Deus ex machina aus dem Tempel ihrer Seele getrieben haben, wissen, daß ihr Glaube nicht „umsonst“ ist. Freilich handelt es sich hier nicht um einen Lohn, sondern einfach um ein Ergebnis, eine Frucht, eine Tatsache, nämlich innere Festigkeit, Sicherheit, Unantastbarkeit. Das ist der „Gewinn“, das ist der „Lohn“ aller echten Religion. Das predigt Christus mit seinem Reiche Gottes. Das predigt Nietzsche mit seiner Frohbotschaft der Macht. Diese innere Überlegenheit allem Schicksal gegenüber stellt den Adel einer neuen Menschheit dar. Dieser Glaube an die Kraft des Geistes schützt uns allerdings nicht vor Not und Leid, aber er wird unsere Seele stark machen, daß sie sich trotzdem ihres Gottes freuen kann, weil er ihres Lebens Kraft ist. Das ist die köstliche Perle der Christusreligion, die wohl verschüttet

ist unter dem Staub erbaulicher Phrasen und religionsfremder Dogmen, die aber mit ihrem Glanze die erfreuen wird, die seines Geistes einen Hauch verspürt. Den anderen wird es eine Torheit sein.

Behält man dies im Auge, dann ist es unmöglich, daß dieser Glaube durch irgendwelche Ereignisse erschüttert werden kann, seien sie familiärer, sozialer oder politischer Art. Wir stehen jetzt mitten in weltbewegenden Ereignissen, vielleicht in den bedeutendsten und folgenschwersten Erschütterungen, die die Welt gesehen hat. Die Beherrscher einer alten Epoche werden vom Stuhl gestoßen, Kronen rollen auf das Straßenpflaster. Die Geltung von Pulver und Blei soll ein Ende haben. Der Vorhang senkt sich langsam über einen alten Akt der Weltgeschichte. Ein völlig neuer Akt beginnt. Der alte Glaube, der mit einem Wort nichts anderes war als der Glaube an den Polsterstuhl des Frommen, ist im Zusammenbruch begriffen. Die Lohnfrömmigkeit hat sich als umsonst erwiesen. Und das ist gut so. Der Glaube an die Lebenskraft des ewig schaffenden Gottes schreitet siegreich weiter durch die Zeiten. Denn in Wahrheit ist er von allen Glaubensarten der einzige Glaube, der nicht umsonst ist, weil nur er den Menschen stark und unüberwindlich macht in der Kraft des lebendigen Gottes.

Alexander Beyer



Türmers Tagebuch

Die Wahrheit über den deutschen Zusammenbruch

Vor mir liegt ein Zeugnis über den Ausgang des Krieges: „Die letzten Tage von Spaa, Tagebuchblätter aus dem Großen Hauptquartier." Es ist erschütternd, mehr: vernichtend. Mit freundlicher Genehmigung der „Täglichen Rundschau", in der diese Aufzeichnungen zuerst erschienen sind, gebe ich hier einen Auszug. Wer sich bisher Selbsttäuschungen über den beispiellosen Zusammenbruch im November d. J. und seine treibenden Kräfte hingegeben hat, wird es nach diesen, aus eigenstem Erleiden schöpfenden Schilderungen nicht mehr können. Und er wird vieles, was ihn einst mit freudigem Stolze erfüllte und erfüllen durfte, als eine Heldenmär aus alten Zeiten zu Grabe tragen.

„7. November ... Alles hängt von den Forderungen ab, die man in Fochs Hauptquartier finden wird. In den Geschäftszimmern der maßgebenden Stellen wird mit schweren Bedingungen gerechnet. Aber die Stimmung ist zuversichtlich. Noch ist das Heer draußen widerstandsfähig, die Front schwer bedrängt, stellenweise zurückgedrückt. Es fehlt an Mannschaftsersatz. Auch der Gegner hat jedoch durch die Kämpfe des Jahres aufs schwerste gelitten. Kohlennot, Schiffsraumnot zehren an seiner Kraft. Er wird mit sich handeln lassen, wenn es um einen neuen Kriegswinter geht. Die Oberste Heeresleitung bereitet sich auf ein ‚Unannehmbar' vor. Eine wesentliche Verkürzung der Front soll die Kräfte zu neuem Widerstand geben. Bei allen Dienststellen wird fieberhaft gearbeitet. Erneute Feststellung in Verbindung mit den Heimatbehörden gibt die Sicherheit, daß unsere Betriebsmittel noch bis Sommeranfang 1919 reichen. Die anderen Rohstoffe noch viel weiter. Wir sind nicht wehrlos den Ansprüchen des Gegners preisgegeben. Gottlob, das Schicksal der Donaumonarchie brauchen wir nicht zu fürchten. Wir werden mit Ehren aus unserem Existenzkampf gegen die Welt hervorgehen. . . .

Alle Gedanken sind auf das Kommende gerichtet. Das nahende Kriegsende hat etwas Befreiendes. Wenn wir auch jetzt die Initiative nochmals und entschiedener ergriffen, als bei allen früheren Versuchen, dem größeren Ringen ein Ende zu machen, und auch die militärische Leitung sich ihr rückhaltlos angeschlossen hat in der Erkenntnis, daß eine Waffenentscheidung nicht mehr fallen kann, so bleibt doch das bedingungslose Vertrauen, daß wir noch stark sind, noch ein Gegner, mit dem man verhandeln muß, dem man nicht einfach diktieren kann. Wir werden das deutsche Volk gegen Vergewaltigung zu schützen wissen.

In der Heimat allerdings gärt es. Vorgestern ist die Nachricht von den Kieler Unruhen hierhergedrungen. Seit gestern ist der Kaiser hier. Man glaubt

an Vorgänge örtlichen Charakters, auf die Marine beschränkt, an deren innerer Erschütterung die Unabhängige Sozialdemokratie bekanntlich schon seit Jahren arbeitet. Eine Arbeit, die in jedem anderen kriegführenden Lande mit der Kugel bezahlt worden wäre. Nur im autokratisch regierten Deutschland geht der Hochverräter frei aus, weil er dem unfehlbaren — Reichstag angehört. Er ist immun. Die einen nennen es Freiheit, die anderen unverzeihliche Schwäche. Nun kommen die Früchte. ...

8. November ... Das Urteil ist fast einstimmig. Was an alten Mannschaften da ist, wird bis zum letzten Atemzug kämpfen. Für die ‚Ausgekämmten' und die Neuherausgekommenen kann niemand bürgen. Die jungen Arbeiter, maßlos verwöhnt durch hohe Löhne und ungebundene Freiheit, wollen nicht mehr kämpfen. Die hohen Gefangenenzahlen der letzten Wochen reden eine laute Sprache. Stellungen, die wir früher nach achttägigem Trommelfeuer hielten, gehen jetzt in 15 Minuten verloren. Und dies, trotzdem auch der Engländer und der Franzose nicht mehr angreifen, sofern noch ein Maschinengewehr feuert. Auch drüben weiß man, der Friede ist unterwegs. Niemand will sich mehr totschießen lassen so kurz vor Torschluß. ...

Man erfährt, hinter uns, im Rücken, stimmt es nicht mehr. Koblenz und Mainz, auch Aachen, sind dem Beispiele von Kiel gefolgt. Der Zugverkehr stockt. Offiziere in Kraftwagen werden nach den wichtigsten Bahnhöfen der Grenze entsendet, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Offiziere des Feldeisenbahnchefs sind nach der Heimat unterwegs, um die Weiterführung der Verpflegungszüge durchzusetzen. Denn die Feldarmee hat nur noch für zwei Tage Verpflegung. Nehmen die Leute in der Heimat keine Vernunft an, dann ist eine Katastrophe ungeheuerlichster Art unausbleiblich. ... Wohin treiben wir?

9. November ... Zum erstenmal machen sich die Wirkungen der Umwälzung in meinem besonderen Dienst fühlbar. Münchener Militärbeörden antworten auf Weisungen, die zum Schutz der bayerischen Grenze gegen den italienischen Vormarsch gegeben werden: ‚Wir wollen's versuchen. Wir können aber nichts machen, wenn der Soldatenrat nicht will.' Zum erstenmal spielt der Begriff ‚Soldatenrat' in unseren Dienstbetrieb herein. Wir haben ihn im Sommer 1917 auf russischer Seite kennengelernt, als die tapfere russische Armee so schmählich zusammenbrach. Damals hieß er: Regimentskomitee, Divisionskomitee. Es ist das Ende jeder Armee, diese contradictio in adjecto. Denn Soldat sein heißt Befehlen und Gehorchen und nicht Ratschlagen. Ich sehe noch den ukrainischen Bauern vor mir, der mir erzählte, wie bei Trembowla das Regimentskomitee berät, ob der Befehl zum Angriff ausgeführt werden soll oder nicht und sich zum — Abzug entschließt und den Offizier niederschießt, der den Gehorsam fordern will. Die besondere Rolle, die das jüdische Element auch in diesen russischen Soldatenräten spielte, hob mir damals ein polnischer Lehrer hervor.

Abends ... Der Kaiser abgedankt, Kronprinz auf den Thron verzichtet. Über den Aufenthalt des Kaisers noch nichts bestimmt. — Ein Flügeladjutant, Major v. M., unterbricht: ‚Die Entscheidung ist soeben getroffen worden. Seine Majestät begibt sich heute abend nach Holland.' — Dann weiter: Revolution

genau nach russischem Muster vorbereitet. In Kiew Pläne gefunden. Alle Fäden zur russischen Botschaft Berlin. Auswärtiges Amt immer wieder gewarnt. Nun zu spät. Unsere Pflicht, Auflösung des Heeres zu verhindern, Rückführung in die Heimat durchzuführen. Auf dem Posten bleiben. Konflikte vermeiden. Herbestal in den Händen des Umsturzes. Verteidigung des Hauptquartiers bei gewaltsamem Angriff. ... Wo ist das Vaterland? Wer lenkt es? Wohin treibt es? Wem diene ich? — Dann blitzartig: Wer hält nun den rollenden Wagen? Rückführung des Heeres in die Heimat? Also kein Widerstand mehr. Das Spiel aufgegeben. Wehrlos auf Gnade und Ungnade! Wird man mehr als Ungnade erwarten dürfen? ...

10. November ... Unser Soldatenrat hat sich gebildet. Da alle älteren Leute die Wahl abgelehnt haben, setzt er sich aus den Burschen der beiden jüngsten Leutnants zusammen, selber den Jüngsten, 20- und 21jährigen. Beide sind gar keine Soldaten in des Wortes eigentlicher Bedeutung; beide haben nie den Fuß über Bingen und Spaa hinaus, in den wirklichen Krieg hineingesetzt, sind in der Heimat kurz und mangelhaft ausgebildet, durch den von Anfang an ausgeübten Burschendienst verwöhnt, verlottert. Wissen gar nicht, was eine Kugel, eine Nacht im Schützenloch, was Entbehrung, was Krieg heißt. Ein älterer Unteroffizier, ein ruhiger Mann, übernimmt den Vorsitz, ‚damit keine Dummheiten vorkommen'. Man will den Berlinern sagen können, daß bereits etwas geleistet ist. ... Das Typische ist die Angst, die namenlose, fast komische Angst, nicht sicher mehr davon und nach Hause zu kommen. Die verhältnismäßig verwöhnten, gut verpflegten Leute, die zum großen Teil nichts gesehen haben von Anstrengungen, Entbehrungen, Blut und Tod, die behaglich in ihren warmen Bureaus saßen, sind von einer tollen Furcht erfaßt, das ‚meuternde Feldheer' könnte auf seinem Rückzug über sie herkommen, herfallen, alles in wilder Rache zertretend, vernichtend, was Großes Hauptquartier heißt. Vom Verlust der Wäsche- und Kleiderkistchen nicht zu reden, die jeder einzelne bergen will. ... Damit also geben wir uns ab? Und in dem Augenblick, da die Fochschen Bedingungen bekannt werden: ‚Sofortige Räumung Belgiens, Frankreichs, Elsaß-Lothringens und Luxemburgs, Frist 15 Tage. Auslieferung von 5000 Kanonen, 25 000 Maschinengewehren, 3000 Minenwerfern, 1700 Flugzeugen. Räumung des linken Rheinufers. Brückenköpfe: Köln, Koblenz, Mainz. 5000 Lokomotiven, 150 000 Waggons, 10 000 Lastkraftwagen' usf. ...

Ein gemeinsamer Soldatenrat des Großen Hauptquartiers hat sich gebildet, geführt von einem jungen Obermatrosen, Schreiber bei der Seekriegsleitung, auch einem Jüngling, der nie in seinem Leben eine feindliche Kugel hat pfeifen hören. — Die Stimmung wird mit allen Mitteln bearbeitet. Auch auf Fälschung kommt's nicht an. ‚Die englische Flotte hat die rote Flagge gehißt, die Offiziere über Bord geworfen.' Die Funkenstation der G. H. 9 — ein Hauptherd der Bewegung; dort arbeitet der Sohn eines Reichstagsabgeordneten von der Partei der Unabhängigen, an diesem wichtigen Posten gleichwohl geduldet, denn wir kannten ja keine Parteien mehr — diese Funkenstation will einen Funkspruch vom Eiffelturm haben: ‚Bedingungen nicht annehmen. Soldatenrat von Paris.'

Foch abgedankt. Clemenceau gestürzt. In Brüssel Republik erklärt usw. Ich frage bei der Operationsabteilung an. Enten! Leider! — Aber sie wirken. Die Weltrevolution ist im Gange! Auf, Brüder, nicht gezögert! Sie rettet uns alle!

Das äußere Bild hat sich wesentlich verändert. Der Belgier blickt höhnisch zu, wie der deutsche Soldat seinem Offizier den Gruß verweigert, die Soldatenehre durch offene Meuterei schändet mitten in Feindesland! Der Mann, dem man einzeln begegnet, und der, dem man ruhig und zielsicher ins Auge blickt, besinnt sich auf das äußere Zeichen der Achtung vor dem Vorgesetzten. Andere, meist solche, die draußen im Kampf waren, dort ihren Offizier gesehen haben, wissen, daß besonders in den letzten Jahren der Offizier fast ausschließlicher Träger des Kampfs und buchstäblich ‚Vorkämpfer' war, grüßen mit betonter Strammheit. Aber von der Masse, die sich in den Straßen der Stadt bewegt, wird man ‚geschnitten'. Ich fühle mich nicht in meiner Person verletzt, aber dieser plötzliche Niederbruch der Disziplin geht mir als altem Soldaten an die Nieren. Angesichts des Feindes! Als ob das ganze Innere eine große offene Wunde wäre! Einmal faßt mich blinde Wut. ‚Il vit rouge', sagt wohl der Franzose. Ich ziehe vor einem Unteroffizier, der mit den Händen in den Hosentaschen an mir vorbeigeht, die Mütze tief zu Boden und brülle: ‚Guten Morgen, guten Morgen.' Er nimmt, sich langsam besinnend, Haltung an. Aber wie sagte Groener? ‚Konflikte vermeiden.' — Ob das richtig war? Wer weiß es. Ist man besonnen oder ist man rundweg feige? ...

10. November. ... Wahrlich, sie haben große Gesichtspunkte, die Herren vom Soldatenrat, und hundert der vielbeschäftigtsten Offiziere des Generalstabes (gerade heute, wo die Möglichkeiten der Annahme der Waffenstillstandsbedingungen erwogen werden müssen, immerhin Dinge von einiger Bedeutung) — hören über eine Stunde lang geduldig zu. Nicht alle! Nachdem Oberstleutnant F. Richtlinien für das Verhalten der Offiziere gegeben hat und fragt, ob sich noch jemand zu äußern habe, tönt aus dem Hintergrund eine hohe Stimme: ‚Ich!' Es ist die gleiche gebieterische Fistelstimme, mit der Major D. hundertmal erst seine Kompagnie, dann sein Bataillon gegen den feindlichen Geschoßhagel zum Angriff mit sich fortgerissen hat. Aus mühsamer Beherrschung bricht er los: auch wir haben zu fordern. Auch Sie haben Pflichten. Sorgen Sie dafür, daß der deutsche Offizier nicht in Verkleidung, wie ein gehetztes Wild durch sein Vaterland fliehen muß, wenn er nach Hause kommt. Ich habe jahrelang in Not und Tod, in Blut und Dreck mit meinen Leuten vorne am Feinde gelegen, ich habe, dreimal schwer verwundet, für mein Vaterland geblutet, und nun kommen Leute, die sich bisher hinten versteckt gehalten haben und ... ‚Wer es wagen sollte, mir die Achselstücke abzureißen, der bekommt es mit meiner Pistole zu tun!' ...

11. November. 12 Uhr mittags ist der Waffenstillstand abgeschlossen. Vollkommene Übergabe auf Ungnade. Die Fristen und die Forderungen an Material sind unerfüllbar, kindisch. Von anderem ganz zu schweigen. Aber es hilft alles nichts. Alle wohlvorbereiteten operativen Maßnahmen sind undurchführbar geworden. Wir können nicht mehr handeln, nicht mehr verhandeln. Der Angriff der Heimat in den Rücken des Heeres hat uns ent-

waffnet. Eine nahe Zukunft grenzenlosen Elends des ganzen Volkes wird die ungeheure Schuld derer, die ihren Augenblick in diesen Tagen für gekommen hielten, — nicht aufdecken. Denn man wird es verstehen, die ganzen Folgen des Krieges auf die Rechnung des alten Regimes zu setzen. Auch diesen Waffenstillstand.

12. November. Die Desorganisation des Heeres durch die Zulassung der Soldatenräte ist in vollem Gang. Niemand weiß, am wenigsten sie selber, welche Befugnisse und Aufgaben sie haben. In der Heimat hat es begonnen, hinter der Front geht es draußen weiter. Die deutschen Sturmpanzerwagenabteilungen, bereits in die Gegend von Mainz zurückgeführt, sollen noch weiter nach Osten, um nicht in Feindeshand zu fallen. Die Offiziere sind abgesetzt. Der Mainzer Soldatenrat hat die Mannschaften ‚zum Wachtdienst herangezogen'. Ein junger Leutnant, der einzige noch geduldete, will's ‚versuchen', glaubt aber nicht, daß der Soldatenrat es gestatten wird. Die Aussicht ist gering. Sämtliche deutschen Sturmpanzerwagen fallen in Feindeshand. Ganz ebenso steht es mit den heimatlichen Dienststellen. Ersatztruppenteile sind auseinandergelaufen, die Grundpfeiler der Demobilmachung. Zum Abfangen der ‚wilden Autler' soll eine Absperrung am Rhein eingerichtet werden. Das Kriegsministerium will die stellvertretenden Generalkommandos dazu veranlassen. Aber wo es früher hieß: Befehl, da tönt es heute von allen Seiten nur noch: ‚ich will es versuchen'. Und es geschieht so gut wie nichts. (Das ist heute noch so. Nur noch bei den Truppen, wo der Soldatenrat keine Rolle spielt, herrscht Disziplin. Dies sind meist fechtende Truppen, die noch in der Hand der Offiziere sind. Ihnen gebührt das Verdienst der ordnungsmäßigen Rückführung des Heeres. Alles, was von ‚Verdiensten' der Soldatenräte geschrieben wird, ist barer Unsinn. Sie haben es lediglich verstanden, in die militärischen Einrichtungen der Heimat völlige Anarchie zu bringen. Die sogenannte ‚Ordnung' ist nur scheinbar. Das weiß jeder Offizier, der vierundzwanzig Stunden in der Heimat Dienst zu tun versucht hat. Der Verf.)

Draußen hat inzwischen, besonders auf dem rechten Flügel des Heeres, die große Panik bei den Verbänden begonnen, die nicht zur kämpfenden Truppe gehören. Es ist die erste Wirkung der befehlsmäßigen Lockerung der Disziplin. Auf den Bahnhöfen strömen ungeheure Scharen von Drückebergern zusammen, Züge werden gestürmt, Magazine und Verpflegungszüge geplündert. In Namur, Lüttich und anderen Orten viele, Zehntausende von Waffen an die Belgier verkauft, ein Maschinengewehr kostet 5 Mark. Dasselbe Schicksal erleiden Pferde, Wagen, Autos, Motorräder. Was kostete doch seinerzeit im Osten eine russische Kanone? Ein Bürger von Spaa kommt hilflos zum Bezirkschef: Er habe von einem deutschen Soldaten ein Motorrad um 300 Mark gekauft, ein anderer habe es wieder weggenommen! Was tun? Wer ein Steuerrad in Händen hat, sucht das Weite. Nur heim, heim, ehe das Heer uns in den Nacken kommt! Es ist eine sinnlose Verwirrung der Geister, eine kopflose Flucht feiger Memmen. Und zuvorderst gerade diejenigen, denen es im Kriege am besten gegangen war. Vielleicht gerade deshalb. Etappenleute, Werkstattpersonal, Wirtschaftspersonal, Kraftfahrer. Mancher darunter, dem

der Krieg bisher nur ein gutes Geschäft war. Auch jetzt wird noch versucht, zu retten, was zu retten ist. Ein Unteroffizier des Kraftwagenparks des Großen Hauptquartiers geht im Kraftwagen mit der gesamten Löhnung der Mannschaften durch. Dieser Park ist das Indisziplinierteste, was sich denken läßt. Lauter Leute, die es wahrlich gut gehabt. Sie fahren nur noch, wenn sie wollen. Nach Westen keinen Schritt mehr. Täglich werden ihrer gottlob weniger. Alle Kraftwagen des Großen Hauptquartiers tragen die rote Flagge.

Für viele Milliarden Heeresgerät und Stoffe aller Art gehen in diesen Tagen verloren. Befehle werden nicht mehr ausgeführt. Die Offiziere sind machtlos, vielfach — darunter nicht die schwächsten — von ihren Soldatenräten verjagt.

13. November. Hindenburg verläßt Spaa. Berlin will ihn nicht. Für den Fall der Räumung Belgiens war schon früher Homburg als Hauptquartier in Aussicht genommen. Heute ist das auch nicht mehr möglich. Der Soldatenrat von Homburg verlangt in diesem Fall Disziplinarstrafgewalt über alle Offiziere einschließlich des Feldmarschalls, und das Recht, Einsicht in seine Korrespondenz zu nehmen. Das soll dem greisen Heerführer erspart werden. Kassel ist bereit, ihn aufzunehmen. Wie sagte doch Major D.? Wie ein gehetztes Wild! Auch der Sieger von Tannenberg, der Befreier Ostpreußens, der Mann, der uns vier Jahre lang den Feind vom Halse gehalten hat! — Nachmittags reist er ab. Er betritt den Bahnsteig, gebrochen in seiner äußeren Haltung, eskortiert von einem Mann in Soldatenuniform mit roter Armbinde. Am gleichen Bahnsteig steht ein zweiter Zug. Mannschaften steigen ein. Niemand schenkt dem Feldmarschall Beachtung.

Ich bin mit einem Offizier meines Stabes hingeeilt, um dem vergötterten Führer Deutschlands in großer Zeit ein letztes Abschiedshurra zuzurufen. Es war nicht möglich. Er besteigt den D-Wagen, zu dessen beiden Enden eine Wache mit roten Armbinden Platz nimmt. Der Zug hat noch keine Maschine. Wir gehen.

Gegen 5 Uhr kommen die ersten Franzosen. Drei Offiziere der Waffenstillstandskommission, darunter ein Oberstleutnant. Deutsche Soldaten rufen ihnen ein brausendes Hurra zu. Die Franzosen blicken geradeaus, danken nicht. Sie wissen nicht, was das heißen soll; sie ahnen noch nichts von unserem Zusammenbruch. In Rußland war's anders. Da fing's im Heer an und fraß nach hinten. Da merkten wir bald an der Front, daß es zu wanken anfing. — Bei uns ist's noch nicht nach vorne gedrungen. ‚Sie sind ein ernsthafter Gegner', bemerkt der französische Oberstleutnant, als von der Milderung der Bedingungen die erste Rede ist. Als ihm erwidert wird: ‚Leider nicht mehr,' will er's nicht glauben, und als auf die roten Fahnen verwiesen wird, die an all unseren Fahrzeugen flattern, meint er: ‚Ich glaubte, das seien Artillerieflaggen!'

Heute wissen sie es noch nicht. Morgen werden sie uns verachten. Genau so wie uns der Belgier verachtet. Seit gestern prangt Spaa im Flaggenschmuck, die belgischen Farben herrschen vor, dann kommen die französischen, weniger englische und amerikanische. Aber die Mädchen tragen das Schwarz-gelb-rot als Schleife im Haar, die Kinder am Hut, der Fuhrknecht an der Peitsche, Pferde und Wagen sind über und über geschmückt mit nationalen Farben. Anders wird

es in Frankreich auch nicht sein. Und wir — führen die rote Fahne der Internationale! International? Mit wem denn, wenn ich fragen darf? Bei diesen ihres Volkstums stolzen, selbstbewußten Nachbarn, England, Frankreich, Belgien werden wir keine Gegenliebe finden. Verschmähte Liebhaber sind komische Figuren. Oder verächtliche. Der zweite Bürgermeister von Spaa sagt mir: ‚Sie können mir glauben, wie ich mich auf den Augenblick des Friedens gefreut habe. Jetzt ist er da, nun kann ich's nicht einmal, denn der Zusammenbruch Ihrer Armee stimmt sogar mich als Ihren Gegner traurig. Wir haben sie nicht geliebt, aber wir haben sie respektiert.'"

Auf dem naturgetreuen Hintergrunde dieses Stimmungsgemäldes tritt die verhängnisvolle Rolle der bewußten und unbewußten Katastrophenpolitiker in der Heimat in nicht zu verkennender, nicht zu verleugnender Greifbarkeit in die Erscheinung: die langjährige zähe, zielbewußte öffentliche und geheime Wühlarbeit, die ziel- und haltlose Unfähigkeit und Schwäche der Regierenden, die nur von einem Willen geleitet wurden: dem Verzichtswillen. „Das Volk" — diese Beobachtungen des Professors Freiherrn von Liebig (in „Deutschlands Erneuerung") decken sich durchaus mit meinen — „hat bis in die letzten Wochen vor dem Rückzug immer noch nicht an den Ernst der Friedensversicherungen und Verzichtsangebote geglaubt; es vermutete immer noch diplomatische Schläue und kluges Hinterslichtführen der Feinde dahinter. Als dann aber die Kühlmannrede vom Juni 1918 kam, und gleich darauf die Reden Payers und Solfs, dämmerte ihm endlich die Gewißheit unseres amtlichen Verzichtwillens, und mit dieser kam die Welle des Versagens. Weder der Abfall Bulgariens noch der Österreichs hatten eine ähnliche Wirkung auf die Stimmung der Heimat und der Truppen.

Selbstverständlich sagen sich das nicht etwa die Truppen selbst; der Ursachen seiner Stimmungen ist sich der Mensch im Augenblick seiner Laune ja selten bewußt. Aber den allgemeinen Untergrund von Stimmungen, wie sie im Versagen der Westfront und schließlich in der Revolution zum Ausbruch kamen, bilden stets tiefer sitzende, allgemeine Unzufriedenheiten, wie z. B. das Gefühl, wir werden schlecht regiert, oder das Gefühl, es ist doch alles umsonst. Erst auf diesem halb unbewußten Boden der allgemeinen Unzufriedenheit erwachsen dann jene näherliegenden Verstimmungen gegen die Mißstände, die der einzelne Mann selbst erlebt und über die er sich daher leicht bewußt Rechenschaft ablegen kann. Solche Mißstände waren die vielfach mangelhafte Verpflegung an der Front, das Zugrundegehen von Nahrungsmitteln in der Etappe, die häufig fehlerhafte und schlechte Behandlung der Mannschaften im Feld und in der Heimat, Ungerechtigkeiten in der Beurlaubung, Hamsterfahrten der Diener in die Heimat u. dgl. Schwere Schuld luden auch höhere Offiziere und ganze Armeeoberkommandos auf sich, die Heereseinrichtungen und Befehlsgewalt mißbrauchten, um sich persönliche Vorteile und Annehmlichkeiten zu verschaffen. Aber diesen Fäulniserscheinungen standen doch auch wiederum Hunderte von Beispielen musterhaftester Pflichterfüllung und Aufopferung gegenüber, und über alle die Mißstände wäre der Soldat hinweggekommen, wenn er das Bewußtsein

gehabt hätte, das Reich werde von einer starken und fähigen Hand geführt und seine Leistungen hätten einen großen Zweck.

Zu Hause gibt übrigens der Soldat gewöhnlich auch die militärischen Mißstände nicht als Grund des Versagens an, er schildert vielmehr als Ursache das entsetzliche Trommelfeuer, die Übermenge der sich heranwälzenden Feinde und Tanks, die Frische der feindlichen amerikanischen Truppen gegenüber den vier Jahre im Felde stehenden Deutschen, die grauenhafte Wirkung der Kettenbomben, die mangelhafte eigene Ernährung und Kleidung usw. Alles mit Recht; man kann es sich nicht schauerlich genug vorstellen, was unsere herrlichen Leute zu erdulden hatten, und man kann immer nur von restloser Bewunderung und restlosem Dank erfüllt sein für die ungeheuren Leistungen und den unbeschreiblichen und unfaßbaren Heldenmut, mit dem unsere Truppen über vier Jahre standhielten. Aber all das haben unsere Truppen eben jahrelang ausgehalten, und sie hätten es auch noch länger aushalten können. Es muß ein neuer Umstand zu den Erschwernissen dazu gekommen sein, der das Versagen erklärt, und dieser Umstand kann nur die Stimmung sein. An dem Verlust des Krieges tragen die Schuld ausschließlich die Stimmungsmörder der Heimat."

Volk und Heer wurden ohne Unterlaß, fast ohne Atempause mit einer Geschäftigkeit und Beredsamkeit, die nur zu oft an orientalische Händlersitten erinnerte, mit der verführerischen Vorstellung bearbeitet, Deutschland brauche nur mit ernsthaften Friedensvorschlägen herauszurücken und die Waffen würden in vierundzwanzig Stunden niedergelegt, in kürzester Frist ein Friede des „Rechts" und der „Gerechtigkeit" geschlossen werden. Das einzige Hindernis, das dem im Wege stehe, sei nur eine „kleine Klicke" von „Alldeutschen" und „Schwerindustriellen". Diese — und natürlich nicht zu vergessen „eine allmächtige Militärpartei" übten aber auf die deutsche Regierung einen derartigen „Terrorismus" aus, daß sie es wider ihre eigene bessere Einsicht nicht wage, ernsthafte Friedensschritte zu tun. Wie es möglich war, daß diesen Vorspiegelungen Glauben geschenkt wurde, angesichts der bis zur Bewußtlosigkeit ausgestreckten, aber vollgespuckten deutschen „Friedenshand", der nicht abreißenden deutschen „Friedensoffensive", wäre ein psychologisches Rätsel, wenn man nicht eben wüßte, daß die deutschen Massen einfach alles glauben, was ihnen von ihren „Führern" eingetrichtert wird, und sei's das sinnloseste Zeug. Und nicht nur von ihren Führern, sondern auch von ihren Feinden! Daß diese die Arbeit der fanatischen Wühler und Hetzer deutscher Zunge mit Wonne aufgriffen und sich zu eigen machten, sie ihrerseits mit allen geistigen und materiellen Mitteln unterstützten, — wer hätte daran zweifeln dürfen und wer dürfte es ihnen im Grunde arg verdenken? Unter dieser doppelten moralischen Offensive, von außen und von innen her, ist das deutsche Volk dann endlich zusammengebrochen, mußte es auf die Dauer zusammenbrechen. Der deutsche Zusammenbruch ist nichts anderes als der Sieg der deutschen Katastrophenpolitiker. Das ist die Wahrheit. Diese Katastrophenpolitiker brauchten den deutschen Zusammenbruch zu ihrem eigenen Aufstiege.



Literatur · Bildende Kunst · Musik

Gedichtsprache und Alltagssprache

Wenn ein Volk eine ideal geordnete Kultureinheit würde oder von alters her eine vollkommene Natureinheit geblieben wäre, dann möchte sich das Problem: Gedichtsprache und Alltagssprache kaum stellen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Scheidung ihren Ursprung in der andern hat: Gebildete und Ungebildete. Dieses heißt ja nicht: mehr oder weniger Gebildete; sondern wenigstens nach landläufiger Anschauung immer noch bedeutet es: Gesellschaft und — was nicht zu ihr gehört. Die Gesellschaft aber war die hochdeutsch sprechende und schreibende Schicht, die außerdem von den Männern die Kenntnis des Lateinischen, von den Frauen die des Französischen voraussetzte. Bildung war endlich eine Frage des Schulbesuchs und damit des Geldes, mit deren Hilfe „man" sich des Kulturbesitzes bemächtigte, den „man" haben mußte, um zur Gesellschaft zu gehören.

Diese an sich äußerlichen Dinge haben zweifellos die Kunst stark beeinflußt, indem sie eine Art „gesellschaftlicher" Auslese auch auf dieses Gebiet anwandten. Man denke an die Dialekt-Dichtung, die sich nur langsam ihren Platz erobert und bisher nur in Gnaden aufgenommen wird. Gesellschaftliche Auslese, mit anderen Worten: Konvention und Kunst — größere Gegensätze sind nicht denkbar.

Gewiß versuchte man im Kunstwerk über den konventionellen Alltag hinauszukommen, aber der „Sonntag", zu dem man gelangte, war selbst wiederum konventionell, sanft eingehegt durch die Klassiker und ihre Epigonen. Die Goetheschen Maße und die der Jambentragödie waren bestimmend, bis in den Wortschatz der Gedichtsprache reichte der Einfluß der Normen. Da eine Gesellschaft als Schicht notwendig das Volk unmöglich macht, war das Pathos dieser Kunst hohl, sofern ihr die Resonanz der Einheit fehlte.

Im Naturalismus, soweit er nicht nur Salon-Sozialismus und sentimentale Modebeschäftigung mit Gegensatzformen war, die dem seiner selbst Satten immer aufreizend interessant sind, schlug der Pendel nach der anderen Seite. Statt der klassischen Tempel, statt der reichen Paläste suchte man die Winkel der Ungebildeten, die Hütten der Armut auf. Was man hier aber trieb, war gemäß der Exaktheit der modernen Wissenschaft objektives Studium, oder sollte es sein. Wenn der Epigone sozusagen nach oben ekstatisch war, war es der Naturalist nach unten. Die Ekstase aber blieb in beiden Fällen im Zeitlichen und reckte sich nicht ins Räumische auf. Der Mensch als solcher blieb verborgen. Doch hatte der Naturalismus das Gute, daß wir uns der gesellschaftlichen Schichtungen scharf bewußt wurden.

War die Sprache der klassischen Epigonen eine gehobene, so war die der Naturalisten eine gesenkte. Oder vielmehr: jene wollte Gedichtsprache, diese Alltagssprache sein. Hier studierte man „Milieu", dort eine Welt, die es genau genommen nicht gab. Epigone und Naturalist verzichteten beide auf sich selbst, verzichteten aber beide nicht darauf, „Literatur" zu schaffen, da sie beide zu der Schicht gehörten, die wußte, was Literatur sei. Denn einmal hatte das die Antike (und die Klassiker) festgestellt, das andremal vor allem Frankreich. Die Tendenz ging dort nach Schönheit, hier nach Wahrheit. Man darf dem Naturalismus nicht vorwerfen, er habe das Häßliche gesucht, man hat es ihm freilich vorgeworfen; aber man sehe tiefer: die Perspektiven wurden ja von Leuten gelegt, die selber zur „Gesellschaft" gehörten,

wodurch sie falsch wurden, anstatt daß der Naturalismus aus der Schicht hervorgegangen wäre, deren Milieu in diesem Sinne „naturalistisch" war. Erst dann wäre statt einer literarischen Richtung: „Naturalismus", ein Verismus entstanden, der das Seelische wahrhaft echt mit umschlossen hätte. So blieb die Wahrheit im besten Falle die der photographischen Kamera, blieb zumeist optischer Impressionismus.

Die Epigonen glaubten zu wissen, was Form sei, ihre Gedichtsprache blieb im Formalismus stecken, war mechanisch als Nachahmung, statt immer wachsend organisch zu sein. Die Naturalisten, soweit sie überhaupt aus der Gebundenheit ihrer Bildung herauskamen, und nicht die klassischen Formen nur einem anderen Milieu überspreiteten, konnten im günstigsten Falle, unter Ausschaltung ihres Selbst, Grammophonwalzen zur Aufnahme der Sprache einer Schicht werden, der sie selbst nicht angehörten.

So verschütteten Kunsttheorien und Strebungen wissenschaftlicher und sozialer Art, die genau genommen nicht hinein gehörten, das Wesen der Kunst, das noch immer im Ausdruck der Persönlichkeit liegt, die in diesem Betracht weiter ist als die Schicht und mindestens nicht enger als das Volk. Nach rückwärts schauend gibt das jeder ohne Umstände zu, es kann nach vorwärts nicht anders sein, nur daß der Aussichtspunkt dorthin fehlt oder höchstens in dem Genius vorhanden ist, der unerkannt unter uns weilt. —

Von der Oberflächen-Meinung des großen Publikums, was schöne Sprache sei, darf billig abgesehen werden, da die Masse in allen Schichten notwendig rückständig ist, obwohl anderseits überall viel mehr Vorausschauende sind, als erkennbar werden, aber hier entscheidet die Mehrzahl. Und diese hat vom Wesen der Kunst grundunkünstlerische Vorstellungen, indem sie statt Auftrieb Bestätigung erwartet, ganz einfach auf Grund des Trägheitsgesetzes. Die werdende Kunst ist in Schichtenvölkern jederzeit Feind der Masse, weil sie sich weigert, sich zum Bestätigungsautomaten erniedrigen zu lassen.

Die große Künstlerpersönlichkeit sprengt mit ihrem Genie alle Regeln, rennt alle sozialen Gehege über den Haufen und läßt allen Streit der Theorien verstummen. Hier kommt dann die Kunst als Sturmwind, als Natur, nicht mehr als Literatur.

Und hier zeigt sich dann, daß die echteste Gedichtsprache weder gehobene noch Alltagssprache ist, sondern Volkesstimme über alle Bildung und Nichtbildung hinweg. Wie in einem Brennpunkt konzentriert das Genie alle Sehnsucht aller Schichten in seiner Kunst und stellt mit einem Schlage die ursprüngliche Einheit des Volkes her.

Das Sprachgefühl leistet hier das scheinbar Unmögliche: eine Gedichtsprache, die, ohne ein Lexikon der Durchschnittssprache zu sein, von allen verstanden wird, einen extrem persönlichen Ausdruck, der zugleich der sämtlicher Volksgenossen ist. Volk lebt eben in der heutigen sozialen Zerrissenheit nur im Einzelnen, der als Künstler das Selbst findet, während in der Gesellschaft nur die zahllosen „Ich" aufeinanderprallen, die aber in ihren stillsten Stunden und im tiefsten Herzen die Sehnsucht zum Selbst und zum Volke schlagen hören. Feind ist der Künstler nur allem „Ich", Freund allem „Selbst".

Was ist nun in diesem einzig entscheidenden Falle die Gedichtsprache? Sie ist über aller Konvention, über jeder Bildungs- und Kunstkonvention und jenseits von schön und häßlich, weil sie „Natur" ist. Sie ist hier kein irgendwie willkürlich abgegrenztes Verständigungsmittel, sondern ungewolltes und unbewußtes Ereignis, mit welchem Wissen und Willen auch gearbeitet sei. Die Arbeit aber liegt vor der Kunst. Nicht mehr Arbeit zu sein, das gerade ist die Kunst der Kunst: zu verschwinden und doch gegenwärtig zu sein, die Kunst des Künstlers, nicht wie Gott zu schaffen, aber Gott analog. Das Genie spricht die Sprache des Landes, nicht lauter als der Baum sie spricht, und nicht leiser als der Wind. Solange es schon und noch verschiedene Sprachen gibt, spricht der Dichter die Sprache seines Landes, in der auch der Gott des Landes spricht. Nie wird Esperanto die Sprache der Kunst sein, sei es auch noch so sehr eine Kunstsprache, oder grade als solche nie! Eine Menschheitssprache mag es nach Äonen

geben, wenn es keine „Ich“ und keine Völker mehr gibt, aber dann wird sie kein Mechanon mehr sein, sondern ein Organon. Das wird dann sein, wenn es keine nationalen Götter mehr gibt.

In neuerer Zeit versuchen einige literarische Expressionisten eine Gedichtsprache zu schaffen, die außerhalb der Alltagssprache liegen soll, nicht nur durch ihren Horizont, sondern unmittelbar durch ihren Wortschatz. Was hier entsteht, sehen wir: eine Sprache ohne Rückgrat und Knochen, ein wahnsinniger Incest der Wörter, die in unablässiger Inzucht neue Wortmollusken hervorbringen. Und diese Dichtungen bleiben Geheimnis einer esoterischen Gemeinde; nicht etwa, daß diese ein Heiliges hüte, vielmehr sich ergötze am bunten Reigen der Wörter. Das Wort hat sich hier nicht nur vom Ich, sondern auch vom Selbst gelöst. Ohne vom Geiste geleitet zu werden, führen die Wörter ein rasendes Eigenleben. Der Dichter ist freilich verschwunden, er ist aber auch nicht mehr gegenwärtig. Er ist Beute der Wörter geworden, die ihn zerreißen. In Alliteration und fallendem Anklang lebt sich die Sprache aus. Ein Kultur-Erliegen, ein rein materieller Prozeß, Verzweiflung des Ich am All. Allenfalls Gefühlsüberschwang! Aber hier heißt es: „Gefühl ist nichts!“ In der Kunst ist erst die Synthese von Geist und Gefühl etwas. Sonst begnüge man sich doch mit seinen schönen und unschönen Gefühlen und den entsprechenden Gebärden und Interjektionen! In der Sprache gibt es keine Revolution. Diese Jakobiner allerdings arbeiten eifrig mit der Guillotine und zerhacken die Wörter, wie das Kino die menschlichen Schicksale zerhackt. Aber Kunst liegt jenseits der Betätigung, jenseits des Schweißes und jenseits des Manifestes.

Daß die Dichtkunst sich auf ihr Material, das Wort, besinnt, ist gut und nützlich; aber daß sie dieses Material außerhalb der Umgangssprache sucht, ist Wahnsinn. Sprachgefühl bleibt außerhalb jeder Beschränkung. Eine Sprache, die zum Faust ausreichte, kann nicht zu wenig sein. Und wächst diese Sprache nicht fortwährend? Wo wäre sie denn tot? Wo wäre sie ganz zum Mechanon erstarrt? Bemühen sich nicht grade die um ein solches, die die Gedichtsprache ganz abseits der Evolution in eine Revolution reißen wollen? Es gibt kein Wort der deutschen Sprache, nicht im Dialekt, nicht in der Wissenschaft und Technik, nicht im Konversationslexikon, das nicht, auf organischem, naturanalogem Wege in ein Gedicht geordnet, der Gedichtsprache angehören dürfte. Daß diese sich absondern will, ist nur Beweis für die ohnmächtige Verzweiflung einiger unschöpferischer Menschen, für ausbrechenden Nihilismus, ehe die Entwicklung alles hergegeben hat, was sie hergeben kann. Die Wörter zerbrechen ist nicht weniger töricht, als sämtliche Farben auf einer Palette mischen und dann malen.

Die Gedichtsprache hört durch ganz andere Veränderungen auf, Umgangssprache zu sein, als durch Zerstörung der alltäglichen Wörter: durch den anderen Horizont und durch die andere Ordnung. Der Horizont ist die Ewigkeit, die Ordnung kosmisch. Und die Kunst ist die Herstellung des Gleichgewichts auf einer Ebene, wo nur sie hindringt, und auch sie nur dann, wenn religiöser Geist sie beschwingt. Paradox könnte man sagen, daß grade die erquälten, zerhackten Neuwörter in ihren Orgien nur allzu sehr auf der Ebene des Umgangs im Zeitlichen stecken bleiben, daß dagegen die Gedichtsprache, die sich nach Erb- und Wahlgesetzen entwicklungsmäßig kultur- und naturparallel legt, bis zum überzeitlichen Selbst, Volk und Gott vordringt, daß nur sie in den ethischen Raum greift. Rudolf Paulsen



Die Zukunft unserer Feldbüchereien

Wer hätte je daran gedacht“, so scheinen die Märchen der Zukunft zu beginnen. Wer hätte je daran gedacht, daß dicht hinter der Feuerfront des Stellungskrieges, unter der fauchenden Geschoßbahn der Granaten eine Bücherei ihr friedsames Wesen treiben würde. Von einer solchen Bücherei sei hier berichtet. Nicht von einer der all-

gemeinen fahrbaren Divisionsbüchereien, die meist weitab vom Schützengraben in den Etappenorten lagen, sondern eine selbständige Einrichtung, die Bücherei einer sächsischen Landwehr-Brigade.

Im Tag und Nacht unruhigen Stoßwinkel vor Smorgon, von großen Waldungen gedeckt, stand der deutsche Eisen- und Feuerwall. Auf den vorgetriebenen Feldwachen wuchtete bald langsam, bald lauter der Minenkampf. Dazwischen das Spiel der Granaten und das „Piff-paff!“ des „Knallmax“. Der regen Kampftätigkeit halber mußten auch die Reserven immer nahe an der Stellung liegen. In schützenden Schluchten schmiegten sich ihre Unterstände, nicht weit davon hing zwischen den Bäumen an einem Abhang das Schild: Feldbücherei der Brigade Graf von Pfeil.

Einige Stufen führen hinauf zum Bau unter der Erde. Wir treten in den niederen Raum ein. Nur langsam gewöhnen sich die Augen an das Dunkel. Rechts und links sehen wir große und kleine Regale mit schimmernden Bücherreihen. Wahrhaftig, wie eine geheimnisvolle Schatzkammer.

Vorauszeigende Gedanken gehen niemals von der Allgemeinheit, sondern von einzelnen aus. So waren es hier zwei Landwehrmänner, die im Kreuz und Quer des Bewegungskrieges in Rußland auf den Büchereigedanken gekommen waren. „Jetzt während des Krieges wäre die beste Gelegenheit,“ so beratschlagten die zwei, „einmal die wirklich deutsche Literatur, das auf Hochbau deutschen Volkstums gerichtete Schrifttum an die deutschen Wehrmänner heranzubringen. Jetzt sind sie nicht durch politische Zerklüftungen, wirtschaftliche Interessenkämpfe, Alltagströdeleien, gleichwie geistige Mauern, getrennt. Jetzt stehen sie aus allen Berufs-, Bildungs- und Stammesschichten gemeinsam unter dem Banne der einen großen Schicksalsfrage, sind durch Not, Einsamkeit, Langeweile neuen Lebenserfahrungen, tieferem Nachdenken ausgeliefert; darum: jetzt ist die Aussaatzeit für die deutschen Bücher gekommen. Wenn wir dem deutschen Wehrmann zu kriegsmoralischen Nerven verhelfen wollen, dann können das nicht die Reden der Reichstagsabgeordneten und Feldprediger, auch nicht die Leitartikel der Zeitungen; bis auf den Grund der Seele wirken allein die Bücher der wahrhaften deutschen Dichter und Denker.“

Nachdem 1915 der große Festungsgürtel in Polen gestürmt war, unterbreiteten die zwei Bücherfreunde nach Überwindung des schwierigen Dienstweges den Büchereigedanken dem Brigadekommandeur Graf von Pfeil, der denn auch sogleich klaren Blickes seine Bedeutung erkannte, ihm auch mit allem Nachdruck die Bahn zu bereiten wußte. Nun wurde einer nach Deutschland geschickt, um die Bücherei auf dem Stiftungswege aufzubringen. Damals war ja noch die gesegnete Zeit des Bücherüberflusses. Der Literaturhistoriker Prof. Adolf Bartels, Weimar, half durch seinen Rat eine Liste der wertvollsten Bücher zusammenstellen, um eine wirklich gut ausgewählte Bücherei und nicht ein Sammelsurium zu bekommen. Und nun wurde geworben. Hoch klinge das Lied vom deutschen Verleger! Trotz einer Warnung vom Börsenverein haben sie fast alle mit großen und kleinen Büchergaben beigetragen. Einzelne Stiftungen machten einen Wert von mehr als 1000 Mark aus. Nur einige seien für alle genannt: Theod. Weichert, Insel-Verlag, Volkmar, Hirzel, Leipzig; Adolf Bonz & Comp., Greiner & Pfeiffer, Stuttgart; Deutsche Dichtergedächtnisstiftung, Hamburg-Großborstel; Alex. Dunker, Weimar; Eugen Diederichs, Jena; Westermann, Braunschweig.

Das Sächsische Ministerium des Innern und andere Gönner halfen mit Geldmitteln, womit angekauft wurde, was noch fehlte. Der Stadtrat zu Dresden übernahm den kostenlosen Druck des Büchereiverzeichnisses, die Hofwagenbaufabrik Gläser in Dresden schenkte einen musterhaften Büchereiwagen. So war eine Feldbücherei zusammengekommen, auf die der deutsche Soldat stolz sein konnte.

Wie ein Markstein auf dem Bücherwege stehen die Worte des Brigadekommandeurs, die er dem Verzeichnis voranstellte. Damit sie nicht vergessen werden, sollen sie hier stehen:



„Wenn mitten in diesem gewaltigen Kampfe um den Bestand des geliebten Vaterlandes der deutsche Soldat das Bedürfnis hegt und betätigt, aus den geistigen Quellen seines Volkstums Kraft zu schöpfen, so widerlegt er damit nicht nur seiner Feinde haßerfüllte Verleumdungen deutscher Sitten und Gebräuche, er stellt sich vielmehr mit solchem Tun auf eine Stufe der Gesittung, die niemals zur Überhebung, wohl aber zu berechtigter Selbstachtung führt."

Fast drei Jahre hat diese Feldbücherei, in zwei Ausgabestellen eingeteilt, in den wechselnden Stellungen immer mitten in der Truppe ihren Bau aufgeschlagen. Sie ist mit in das tiefe Rußland gewandert, bis an die Beresina, wo 1812 die Franzosenschlacht geschlagen wurde. Am Anfang ihrer Wirksamkeit wurde sie oft von den Mannschaften mit sarkastischen Witzen begrüßt. Das hat sich bald geändert. Offiziere und Mannschaften sind zu treuen Lesern geworden. Mit Achtung und Dankbarkeit wird der Bücherei gedacht. Was das deutsche Buch wert ist, das haben die Wehrmänner da draußen in dem vierjährigen Kriege in verzweifelten Tagen erfahren. Da wurden tausendfach Freytags Ahnen, Soll und Haben, Polenz' Büttnerbauer, Pfarrer von Breitendorf, Raabes Hungerpastor, Dahns Kampf um Rom, Löns' Wehrwolf, Lienhards Oberlin, Roseggers Schriften des Waldschulmeisters, Ebner-Eschenbachs Gemeindekind usw. gelesen. Da kamen die Forschenden und tiefer Nachdenkenden unter Offizieren und Mannschaften und holten sich Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts, Treitschkes Bilder aus deutscher Geschichte, Kossinas Deutsche Vorgeschichte, Einhardts Deutsche Geschichte, Burtes Wiltfeber, Der ewige Deutsche. Oder griffen zum „Türmer", der seit Begründung der Bücherei in zehn Freiexemplaren regelmäßig eintraf.

Jetzt aber tritt in dieser Sache eine neue Forderung an uns heran. Möchten sie diejenigen verstehen und tatkräftig anfassen, die zur Stunde dazu bestimmt sind. Jetzt, wo die Armee demobilisiert wird, werden alle die vielen, oft reich ausgestatteten, heute in der Zeit der Büchernot materiell doppelt wertvollen Feldbüchereien frei. Da besteht die große Gefahr, daß diese Werte aufgelöst, verschenkt, verzettelt oder verliederlicht werden. Daß sie vergehen und keine feste Spur von ihnen bleibt. Werden sie hingegen geschlossen erhalten, dann haben die ausgedienten Kriegsbüchereien in kommenden Friedenszeiten weitere segensreiche Aufgaben zu erfüllen. In den von Bundesstaaten, Städten geplanten Kriegersiedlungen, in den künftigen deutschen Siedlerdörfern, in Kasernen, Lazaretten ist ein neues weites Arbeitsfeld gegeben. Daran ist gar nicht zu zweifeln. Und haben die Bücher auch durch den Gebrauch im Felde stark gelitten, so kommandiere man rechtzeitig Buchbinder zur Instandsetzung. Von grundlegender Bedeutung für die Neuindienststellung dieser Einrichtungen in der Heimat ist die nochmalige Sichtung und Prüfung der in den Jahren meist aus Stiftungen angesammelten Bücherbestände. Was man oft los sein wollte oder weniger schätzte, minder Gutes und leicht Entbehrliches ist da sehr oft geschenkt worden. Dafür ist aber in einer dauernden Einrichtung einer Volksbücherei erst recht kein Platz. Diese nochmalige Sichtung der Bücher für ihren neuen Dienst bestimmt den ideellen Wert der ganzen Sache. Das ist so wichtig, daß sie nicht nur einigen mehr durch Zufall oder Wohlwollen befohlenen Offizieren oder Feldpfarrern übertragen werden darf. Hier steht vielmehr eine Förderung von größter Verantwortung. Neuer Segen deutschen Büchergeistes soll auf die kommenden Geschlechter ausgestreut werden. Auch die guten Divisionsbüchereien haben ihre Mängel. Darum muß die Neuauswahl der Kriegsbüchereibestände Männern übertragen werden, die sich im öffentlichen Leben um die Sichtung der deutschen Literatur einen Namen gemacht haben.

In dieser Weise neu geordnet werden die Kriegsbüchereien nicht nur ihre Friedensaufgabe erfüllen, sie werden auch ein beachtenswertes Beispiel für die sehr notwendige Neugestaltung des gesamten öffentlichen Volksbüchereiwesens in Deutschland aufstellen. In ihrem heimatlichen Wirkungskreis aber werden dann die Feldbüchereien für die kommenden Geschlechter als ein Teil lebendiger Geschichte des großen Krieges fortwirken. Dann wird mancher Leser, wenn wir von heute längst nicht mehr sind, das Buch aus der ehemaligen Kriegsbücherei

mit den Gedanken in die Hand nehmen: Dieses Buch ist einst im großen Kriege im Schützengraben von einem Kämpfer zum andern gegangen und hat ihr Heldentum gestärkt, das hat einer gelesen, der auch für mich gekämpft hat und vielleicht gefallen ist. So würde der heldische Geist des Krieges mit den Büchern fortleben und wirken. Dankbarkeit und Ehrfurcht würde die Seelen zur Saat öffnen, geistiges Wachstum würde unermeßlich unseren Nachfahren um die Stirnen leuchten. Wer weiß für die Feldbüchereien ein herrlicheres Zukunftsziel?

Bruno Tanzmann



Erinnerungsbücher

Die deutsche Erinnerungsliteratur wächst sich immer stattlicher heraus, und wenn der meiste Zuwachs auch aus neuerer Zeit stammt, so kommen doch auch immer wieder glückliche Handschriftenfunde dazu. So ist die bekannte Sammlung „Schicksal und Abenteuer" in der Lage, nach der in der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrten bald zweihundertjährigen Handschrift die Lebensaufzeichnungen des „Meister Johann Dietz" zu veröffentlichen, eines Feldschers des Großen Kurfürsten und späteren königlichen Hofbarbiers in Halle. (Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München, 1.80 ℳ.) Dietz hat von 1665 bis 1738 gelebt, und so gewinnt diese Veröffentlichung eine ungewöhnliche kulturgeschichtliche Bedeutung, weil wir kein anderes derartiges Dokument aus den kleinbürgerlichen Kreisen dieser Zeit haben. Der übrigens auch in diesem Falle sich trefflich bewährende Herausgeber Dr. Ernst Consentius weist auf Christian Reuters „famose" Lügengeschichte „Schellmuffskys wahrhaftige kuriöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande" vom Jahre 1696/97 hin, einmal, weil darin von einem berühmten Feldscher die Rede ist, „welcher auch wacker wollte gereiset sein", womit wahrscheinlich unser Johann Dietz gemeint ist. Hauptsächlich aber dient der Hinweis als Charakterisierung des Inhalts unseres Buches. Nicht als ob Meister Johann Dietz geflunkert hätte; und auch ein Satiriker ist er nicht gewesen gleich Christian Reuter. Aber die eigenartige Mischung von bunter Abenteuerlichkeit und engster Spießbürgerlichkeit, die Reuter als künstlerischer Darsteller des damaligen deutschen Bürgertums gewählt hat, findet sich genau so in diesem Lebensberichte, den ein alter Mann zu Nutz und Frommen seiner Angehörigen aufgezeichnet hat. Vielleicht hat ihm sogar eine Veröffentlichung vorgeschwebt, wofür dann freilich Johann Dietz reichlich hätte Namen durch Punkte ersetzen müssen. Denn er wahrt sich ein leidenschaftliches Gemüte bis ins siebzigste Lebensjahr und hat nirgends ein Blatt vor den Mund genommen. Die christliche Nächstenliebe versteht er jedenfalls nicht als Schonung der Schwächen seiner Nächsten. Freilich schont er auch sich selber nicht. Im übrigen aber hat er sich mit seinem Gott dahin zurechtgefunden, daß dieser eigentlich noch auf Erden alles ins Lot bringt. Mit inniger Befriedigung stellt Meister Dietz immer wieder fest, daß es dem und dem, von dem er Unrecht erlitten zu haben glaubt, nachher schlecht ergangen, daß er früh verstorben oder verarmt sei.

In den drei ersten Jahrzehnten seines Lebens hat Dietz kein so nachtragendes Gemüt gehabt, trotzdem er es im elterlichen Hause nicht gut gehabt, weil ihn sein Vater als ihm unähnlich nicht als echtes Kind anerkennen wollte. Wenn auch die Lehrzeit, wenigstens in seinem Geburtsort Halle, wenig erfreulich ist, wächst er zu einem frischen, lernbegierigen, der Erweiterung seines Gesichtskreises bedachten Jüngling heran. Er muß in seinem Handwerk früh großes Geschick erlangt haben. Damals gehörte die Chirurgie noch nicht zur gelehrten Medizin, sondern war Sache der Barbiere. Eher verlangte man von diesen die Fähigkeit, den gelehrten Medikus ersetzen zu können, als umgekehrt. Es kam also alles darauf an, daß solch junger Mensch in gute Lehre kam, bevor er sich die letzte Ausbildung als Wundarzt im Kriege suchte. Dazu war ja nun leider in dieser Zeit übergenug Gelegenheit. Dietz hatte in

Berlin und Spandau gelernt und noch nach der Lehrzeit in Berlin bei dem sehr berühmten Chirurgen Andreas Horch gedient. Als Zwanzigjähriger hat er den Marsch der Brandenburger nach Ungarn mitgemacht und dort den Rückgewinn Ofens von den Türken erlebt. Später ist er noch zweimal mit holländischen Schiffen auf dem Walfischfang im Eismeer gewesen, hat in dänischen Diensten gelebt und hat so wirklich ein beträchtliches Stück Welt gesehen, mehrere Völker und zahlreiche Menschen der verschiedensten Gesellschaftsklassen kennengelernt. Aber es hat ihn dann doch nach der Heimat gezogen und er hat alles daran gesetzt, in Halle Innungsmeister zu werden; man wollte ihn aber als gefährlichen Wettbewerber nicht zulassen, und so mußte er sich als königlicher Hofbarbier Eingang verschaffen. Seine Welterfahrung hat ihn dann nicht davor geschützt, mit einer älteren Witwe eine törichte Ehe einzugehen, in der er sich dreißig Jahre lang weidlich herumgezankt hat. Er hat es freilich dann als Zweiundsechzigjähriger trotzdem nochmals versucht und konnte als Einundsiebzigjähriger noch einmal taufen lassen.

Ich habe bei dem Buche vielfach an Magister Laukhardts Lebensgeschichte denken müssen, bei dem man die Zeit unserer Klassiker einmal aus der Froschperspektive zu sehen bekommt. Auch bei Johann Dietz sieht sich manches anders an, als es der Geschichtschreiber im allgemeinen darstellt. Was die Brandenburger auf ihrem ruhmgekrönten Zuge nach Ofen haben ausstehen müssen, wie erbärmlich es ihnen unterwegs gegangen ist, ein wie kleiner Bruchteil halbwegs gesund und lebensbrauchbar wieder heimgekommen ist, wie schwer sie es nachher hatten, auch nur ihren rückständigen Sold zu bekommen, davon erzählen uns die Geschichtsbücher nichts. Und wie das Lagerleben damals wirklich ausgesehen hat, wie es um Kranke und Verwundete bestellt war, davon erhält man in einem solchen Buche eine viel eindringlichere Anschauung, als in gelehrten Abhandlungen.

Auch das deutsche Bürgerleben in den Jahrzehnten um 1700 zeigt nicht viele lichte Stellen. Trotz des blühenden Kirchentums ist aller Art Aberglaube groß. In sittlicher Hinsicht scheint es mit der ehelichen Treue nicht allzu ängstlich genommen worden zu sein. Das Zunftwesen, das sicher manches Gute hatte, bringt doch auch viel Neid, Vergewaltigung und allerhand Schieberei mit sich. Ganz furchtbar aber ist es mit der Prozeßsucht, die von gelehrten Herren Advokaten und Lizentiaten mit allen Mitteln geschürt wird.

Die Ausgabe ist sehr sorgfältig. Alle etwas abgelegenen Ausdrücke sind erklärt und auch sonst in Anmerkungen wertvolle Notizen beigebracht. Ein seltener Fall ist es, daß bei einem bürgerlichen Leben der damaligen Zeit sich eine solche Masse der angeführten Tatsachen dokumentarisch belegen lassen. Zahlreiche zeitgenössische Städte- und Kulturbilder, zumal aus dem Kriegs- und Wundarztleben, bereichern den Band, dessen Benutzung durch ein Personen- und Sachregister erleichtert ist.

In eine uns viel ferner liegende Welt, trotzdem sie uns zeitlich näher steht, führt uns das Buch „Ein deutscher Arzt am russischen Hofe“ (München und Leipzig, Duncker & Humblot. 7,50 M). Es sind die Lebenserinnerungen von Professor Martin Mandt, der von 1835 an am Petersburger Kaiserhofe war, zunächst als Leibarzt der Großfürstin Helene Pawlowna, dann von 1841 bis zum Tode des Kaisers (1855) als Leibarzt Nikolaus' I. Der treffliche Kenner der russischen Geschichte, Professor Dr. Schiemann, bezeichnet diese Lebenserinnerungen „rückhaltlos als eine der intimsten und zuverlässigsten Quellen“ zur Geschichte des Kaisers Nikolaus in der angegebenen Zeit. Ein unbedingt wahrhaftiger und durchaus unabhängiger Mensch, ein bis in die letzte Faser hinein deutscher Mann, eine durchaus sachliche, von keiner eigennützigen Wallung irregeleitete Natur, gibt hier ihre Beobachtungen. Es hat Mandt durchaus ferngelegen, in seinen Erinnerungen Beiträge zur politischen Geschichte zu geben; da er sich aber dauernd in der Umgebung bewegt, in der damals die Geschichte gemacht wurde, gewinnen seine scharfen, unbestechlichen Charakteristiken von Personen, seine knappen Tatsachenberichte über Ereignisse ganz außerordentlichen Wert.

Und doch ist das Fesselndere an diesem Buche der Mensch. Ein deutscher Mann. Wie selten sind doch derartige Gewächse geworden! Dieser Mensch kennt keinen anderen Richter, als sein Gewissen, kein höheres Gut, als seine Ehre. Was ihm diese beiden gebieten, tut er unbedingt, ruhig, selbstverständlich, ohne große pathetische Gebärde, zuweilen sogar etwas pedantisch, aber immer ein Mann. Selbst die Herrschernatur Nikolaus I. — und er war trotz allem, wie gerade aus diesem Buche hervorgeht, eine Herrschernatur in der größten Bedeutung des Wortes — muß sich dieser schlichten Männlichkeit beugen. So wirkt Mandt als eine vollkommene Verkörperung des besten deutschen, genauer norddeutschen Wesens, und der ewige Widerstreit, in den er mit dem Slawentum gerät, gewinnt eine symbolische Bedeutung für das Verhältnis der beiden Völker, des Volkstums der beiden Reiche. So gehört das Buch zu den tiefer dringenden, man möchte sagen, zu den geschichts- und volkspsychologischen Quellenwerken der Erinnerungsliteratur.

In eine versunkene Welt führt auch Clemens August Eickholt in seinen Erinnerungen an „Roms letzte Tage unter der Tiara“ (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. 3,50 ℳ). Der Verfasser, der letzte noch lebende Offizier der einstigen päpstlichen Armee, hat von 1868 bis zum Untergang des Kirchenstaates in der päpstlichen Armee gestanden. In diese Zeit fällt das vatikanische Konzil; außerdem hat Eickholt den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in Marseille erlebt, wohin er zur Werbung von Freiwilligen abkommandiert war.

Der Standpunkt des Verfassers versteht sich nach alledem von selbst. Es kann aber auch keinem Andersdenkenden schwer fallen, dem Erzähler Gehör zu schenken, da jeder diesem seinem Ideal mit Leib und Seele dienenden Mann gut sein muß. Und er erzählt ausgezeichnet und hat eine Fülle zu berichten. Auch das Kleinleben in der päpstlichen Armee fesselt uns als ein Stück Kulturgeschichte, dazu kommt der ganze Zauber des alten echten Roms, wie es ein Gregorovius gepriesen hat. Eickholt hatte sein juristisches Studium an der Wiener Universität abgeschlossen, als er in die päpstliche Armee eintrat, und hat sein vielfältiges Bildungsstreben dorthin mitgenommen. So erfahren wir viel über die deutsche Künstlerkolonie in Rom und über allerlei gesellschaftliche Verhältnisse. Für die Darstellung der Eroberung Roms hat der Verfasser außer seinen eigenen Erinnerungen auch die Archive herangezogen. Man begreift danach, daß selbst die Italiener von heute nicht allzuviel Ruhm aus den Geschehnissen jener Tage herauszudestillieren verstanden.

In die unmittelbare Gegenwart führt dagegen Eduard Bernstein im ersten Bande seiner Erinnerungen „Aus den Jahren meines Exils“ (Berlin, Erich Reiß. 5,50, geb. 7 ℳ). Der Band umfaßt die Jahre 1878 bis 1901. Der sozialistische Führer verbrachte diese Zeit zunächst in Lugano, dann in Zürich und seit 1880 in England. Wir gewinnen einen lebendigen Einblick in den Kampf der Sozialdemokratie gegen Bismarcks Ausnahmegesetze; vor allem in der ersten Zeit nimmt er zuweilen einen geradezu romantischen Charakter an. Der Untertitel des Buches: „Völker zu Hause“, gilt im wesentlichen für England, dessen eigenartige, für uns andere oft so widerspruchsvolle Lebenserscheinungen Bernstein zu erklären versucht. Der Schwerpunkt des Buches liegt in der Charakteristik zahlreicher politischer Persönlichkeiten. In erster Linie steht da Friedrich Engels und seine Tafelrunde. Aber auch Karl Marx und seine Tochter Eleanor werden ergiebig beleuchtet. Von bekannten Engländern vor allem Bernard Shaw, Ramsay Macdonald, John Burnes, William Morris, Sidney Webb. Das Buch ist natürlich durchaus vom sozialdemokratischen Standpunkte geschrieben, aber leidenschaftslos und mit dem ersichtlichen Streben nach sachlicher Wahrhaftigkeit.

„Wertvolle Selbstbiographien werden immer seltene Bücher bleiben. Wer so gut zu erzählen versteht, daß er auch schlechten Stoff zum Kunstwerke umschaffen kann, oder wer so Merkwürdiges erlebt hat, daß auch eine kunstlose Darstellung den Reiz nicht abzuschwächen vermag, der wird eine lesbare Selbstbiographie schreiben können; aber ein Buch von bleibendem Werte entsteht nur, wenn zu der künstlerischen Darstellung und den ungewöhnlichen

Erlebnissen noch die Kraft hinzutritt, die eigene Seele wie mit den Augen einer fremden Überseele betrachten zu können. Ich möchte also nur vorausschicken, daß ich gar nicht die Absicht habe, letzte Bekenntnisse zu bieten, ein aufwühlendes Buch von bleibendem Werte. Es hat nicht jeder die inbrünstige Offenheit eines Augustinus, die pathologische eines Rousseau. Eines aber sollte jeder, so gut er es versteht, niederschreiben und veröffentlichen: seine eigenen Schulerinnerungen. Denn die Schule hat seit mehr als hundert Jahren, eigentlich langsam schon seit dem Aufkommen der mittelalterlichen Gelehrtenschule, eine solche Macht gewonnen, eine Macht über die Entwicklung des jungen Menschen, daß das Schicksal des künftigen Geschlechtes in hohem Grade davon abhängig ist, ob wir taugliche oder untaugliche Schuleinrichtungen besitzen."

Die Stelle ist dem Vorwort zu den „Erinnerungen Fritz Mauthners" entnommen, deren erster Band „Prager Jugendjahre" schon vor Kriegsausbruch fertiggestellt, jetzt erschienen ist. (München, Georg Müller. 12 M.) Mauthner kann gut erzählen, das wissen wir längst; trotzdem liegt es nicht an der künstlerischen Darstellung, wenn wir durch seine Erinnerungen so lebhaft gefesselt werden, obwohl er eigentlich Merkwürdiges nicht berichtet. Vielmehr ist es der starke Gedankengehalt, die geistige Verarbeitung alles Erlebten, das Herausholen der typischen Bedeutung für die Allgemeinheit aus jeder dem Einzelnen widerfahrenen Lebenserscheinung. Im wesentlichen sind diese Erinnerungen Beiträge zur Kritik unserer Schule. Diese vernichtende Kritik wird nicht entwaffnet durch die Tatsache, daß Mauthner es besonders schlecht getroffen hat. Denn sie trifft das System der Anhäufung von formelhaftem Wissensstoff, das bis vor kurzem allgemein geherrscht hat und auch heute noch in der Praxis eine viel größere Macht ist, als man nach den zahlreichen gegenteiligen schulreformerischen Schriften meinen möchte. Alle, denen es um die Reform unserer Schule ernsthaft zu tun ist, sollten das Buch aufmerksam lesen.

Noch nach einer zweiten Richtung hin gewinnt es grundsätzlichen Wert. Mauthner ist in Prag aufgewachsen in den Jahrzehnten, in denen die tschechische Bewegung zu einer Macht geworden und die jahrhundertealte Vorherrschaft der deutschen Kultur gebrochen worden ist. Auch da gibt er viel mehr als äußere Geschichte. Neben vielem andern vor allem einen Einblick in das neue Erwachen des bewußt deutschen Geistes in Österreich.

Auch die mehr persönlichen Abschnitte, wie er zu seiner Kritik der Sprache gekommen ist, bekommen allgemeine Bedeutung. Mauthner ist als Jude geboren, aber in einem Hause, das wenigstens zur jüdischen Religion schon seit mehreren Geschlechtern kein Verhältnis mehr gehabt hatte. Der Fall ist bei Juden wohl nicht ganz so selten, wie wir denken, und an Parallelen auf christlicher Seite zu dieser religiösen Heimatlosigkeit fehlt es auch nicht. Was Mauthner darüber sagt, ist sehr beherzigenswert und erklärt manches. Auch für die sprachliche Wurzellosigkeit jener Kreise, die in keinerlei Zusammenhang mit der Mundart stehen, wird sehr Nachdenksames beigebracht. Und so auf Schritt und Tritt. Es ist echt philosophischer Geist gereifter Weltweisheit, der hier auch die kleinsten Erscheinungen des eigenen Erlebens in große Zusammenhänge zu bringen weiß.

Von dieser Fähigkeit besitzt leider nichts Max Grube, der mit einem zweiten Bande „Am Hofe der Kunst" (Leipzig, Grethlein & Co., 6 M) seine Erinnerungen abschließt. Grube hat in den Jahren, die er hier schildert, an den Theatern in Leipzig und Dresden, danach in leitender Stellung am königlichen Schauspielhaus in Berlin, am Meininger Hoftheater und zuletzt am Hamburger Schauspielhaus gewirkt. Man dürfte also ein gutes Stück Theatergeschichte erwarten, bekommt aber höchstens einzelne Beiträge dazu, die ganz unverarbeitet geblieben sind. Es fehlen die höheren Gesichtspunkte; der Mann ist doch hier nur in dem Sinne Regisseur, als er innerhalb des jeweils gegebenen Rahmens eine Erscheinung wirksam herauszustellen sucht. So bleibt einem wenig haften. Einiges über den alten Karl Werder, den feinsinnigen Ästhetiker an der Berliner Universität, manches über das Verhältnis Wilhelms II.

zu Theater und Schauspielern; auch die verehrungswürdige Gestalt des greisen Meininger Herzogs tritt lebendig hervor. Im allgemeinen aber muß man sich mit einer ganz unterhaltsamen, aber nirgendwo tiefer gehenden Plauderei begnügen.

Eine Bemerkung möchte ich herausheben: Früher „stand man auf den Schultern“ des Vorgängers, dann „wandelte man neue Bahnen“, jetzt „wird überwunden“. Daß man weiterkommt, ist die Hauptsache, ich habe auch gar nichts gegen das „Überwinden“, wenn darüber nicht so oft die Achtung vor dem Überwundenen, der doch seinerzeit auch Tüchtiges geleistet hat, verloren ginge und die Überwinder dazu neigten, ihn als Idioten zu betrachten.

Nun noch einige Jugenderinnerungsbücher. Vielleicht ist es gerade in einer Zeit, in der die Welt einem Chaos gleicht, aus dessen wüstem Durcheinander ein noch unbestimmbares Neues sich gestalten soll, dem Einzelnen erhöhtes Bedürfnis, den Blick in jene Vergangenheit zurückzusenken, deren Kräfte zu seinem eigenen Werden beigetragen haben. Jedenfalls neigt man in einer solchen Zeit, wie wir sie nun seit viereinhalb Jahren durchmachen, sehr dazu, auch nahe zurückliegende Vergangenheit für geschichtlich abgeschlossen zu halten, gewissermaßen als versunkene Welt anzusehen. Die eigene Jugendzeit hat nun immer etwas derartiges gehabt; sie ist versunken, sobald wir die hellen Augen verloren haben, mit denen wir damals die Welt anzusehen vermochten. Es ist dann, als trete man durch eine verschlossene Pforte in ein verschollenes Reich. Ist dieses Reich, wie glücklicherweise die Jugend zumeist, dem späteren Erinnern ein Paradies, so wird der Eingang zu ihm zu einer „Goldenen Pforte“. So nennt die bekannte Malerin Ida C. Ströver ihr Kindheitsbuch (Berlin, Furche-Verlag, 8 ℳ), das sie als „eine deutsche Kindheit“ bezeichnet. Sie hat in doppelter Beziehung das Recht dazu, einmal weil die Lebensform, in der sie herangewachsen ist, urdeutsch war, dann aber glücklicherweise auch, weil die Kindheit tausender deutscher Kinder viel ähnliche Züge zeigt. Und wenn der Rahmen dafür auch viel kleiner war, als auf dem niedersächsischen Landgute an der Weser, so ist doch die enge Verbindung mit der Natur das halb patriarchalisch gebändigte, halb wilde Heranwachsen im kinderreichen Hause in Gemeinschaft mit Knechten und Mägden und erst recht mit den Tieren doch dem jetzt auf der Lebenshöhe stehenden Geschlecht noch sehr oft beschieden gewesen.

Frau Ströver hat von besonderen Ereignissen nicht zu berichten. Es ist das, was immer und überall geschieht, es fehlt nicht an großen und kleinen Kümmernissen, nicht an großen und kleinen Freuden; entscheidend aber ist doch, daß der Erlebende eben jung ist und die ganze Fülle der ihm verliehenen Kraft noch zur Eroberung und Behauptung seiner Welt einsetzt. Die Verfasserin weiß anmutig und anschaulich zu erzählen und hat mit ihrer geschickten Rohrfeder zahlreiche kleine Zeichnungen in den Text eingestreut.

Tiefer greifen die Jugenderinnerungen der jetzt fünfundsechzigjährigen Isolde Kurz. Sie sind gleichzeitig ein Stück Geschichte der Frauenbewegung, um so überzeugender und lehrreicher, als die Verfasserin mit der Bewegung an sich gar nichts zu tun hatte, sondern lediglich für ihre persönliche Entwicklung mit den Hemmungen einer anderen Zeitauffassung zu ringen hatte. Glücklicherweise ist sie durch diese Kämpfe nicht verbittert worden und hat sie den Blick gewahrt für die idyllischen Reize jener idyllischeren Zeit, die ohne diese Enge nicht möglich gewesen wären.

Wenn Isolde Kurz ihr Buch „Aus meinem Jugendland“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geh. 6 ℳ, geb. 8 ℳ) betitelt, darf man es im weiteren Sinne nehmen, daß auch das Land ihrer Jugend dabei in hellem Lichte erscheint. Stuttgart zuerst, Eßlingen, vor allem aber Tübingen. Die eigenartige Schönheit der alten Neckarstadt kommt mit greifbarer Lebendigkeit heraus. Es ist ein echtes Beispiel der Querständigkeit des alten deutschen Lebens, wenn wir in dem im guten wie bösen Sinne philisterhaften Tübingen in dieses Haus der Familie Kurz blicken. Der dichterisch hochbegabte Vater, der sich in ermüdender Fronarbeit abquält, seiner Familie die Daseinsmöglichkeiten zu schaffen; die einem alten Adels-

haus entstammte, aber durchaus umstürzlerisch gesinnte Mutter, in der sich höchste weibliche Aufopferungsfähigkeit und Hausfrauentugend mit vielen Bohemezügen und unerzogener Freigeistigkeit mengt; dann die Kinder, überernährt mit Geist, von dem Gefühlsreichtum der Eltern, vor allem der Mutter, mehr erhitzt als gefestigt; dahin hineingeratend nun geistige Sprudelköpfe und hitzige Charaktere aus verschiedenen Ländern — es ist ein fesselndes, immer aufregendes und dabei doch etwas Schwäbisch-Gemütliches behaltendes Bild. Das Buch ist mit überlegener Kunst geschrieben und doch von erfreulicher Natürlichkeit.

Und nun zum Schlusse eines der lichtesten Erinnerungsbücher, die wir überhaupt besitzen: Die „Jugenderinnerungen eines blinden Mannes“ von Ernst Haun (Stuttgart, Robert Lutz; 6,50 ℳ, geb. 8 ℳ). Eine glückliche Kindheit wurde hier durch einen jener unglücklichen Fälle abgerissen, deren bitterböse Folgen sich erst lange nachher zeigen. Als Knabe fängt Ernst Haun langsam an zu erblinden, und jetzt als Mann weiß er, daß ihm auch noch das Gehör vollständig absterben wird. Und erst in dieser Stunde hat er begonnen, seine Jugenderinnerungen niederzuschreiben, denn er sucht jetzt nach einem andern Wege, sich „nützlich zu machen und andern Menschen Freude zu bereiten“, und hat die Feder als Werkzeug sich dazu erkoren, weil ihm ja die vorher so getreue Helferin Musik nicht länger Lebensgenossin bleiben kann.

Dieser unzerbrechbare Lebenswille, der gleichzeitig alle kalte Selbstsucht überwunden hat, dem „leben“ gleich sich nützlich machen ist, wirkt wunderbar beglückend auf den Leser. Das Leben häuft jetzt auf jeden von uns eine Fülle von Last und Trübsal. Aber wer wagt darüber noch zu klagen, wenn er von einem solchen Schicksal hört? Wer müßte nicht in Grund und Boden sich schämen, wenn er da noch verzagen wollte? Es muß sich immer ein Weg finden, auf dem ich diesen innersten Beruf zu einem guten, fruchtbaren Menschentum erfüllen kann. Das ist die helle Sonne, die dieser Blinde am verdüsterten Himmel unseres Lebens aufhängt. Dabei geschieht es nicht etwa mit leichtem, oberflächlichem Optimismus. Der Mann hat schwer gelitten und schwer gerungen. Aber daß ein Weg sich findet, wo ein Wille ist, das zeigt sein Leben, und daß ein solcher Wegerkämpfer ganz von selbst zum Wegweiser wird, zeigt dieses tapfere, von einem gesunden Humor erfüllte, lichtfreudige Buch auf jeder Seite.

Karl Storck



Kunstkalender

Drei liebe alte Bekannte haben sich auch in diesem Jahre eingestellt und wollen ihren vielen Freunden angekündigt sein. Der Kalender „Kunst und Leben“ im Verlage seines Herausgebers Fritz Heyder (Berlin-Zehlendorf; 4 ℳ) bringt wieder 54 sorgfältig gewählte Originalzeichnungen und Originalholzschnitte deutscher Künstler und auf dem dazugehörigen Kalenderblatt gut gewählte Verse und Sprüche deutscher Dichter und Denker. Der Kalender hat sicher viel dazu beigetragen, den Sinn für Schwarz-Weiß-Kunst wieder zu wecken und damit das deutscheste Verhältnis zur bildenden Kunst zu stärken. Möge er auch in diesem Jahre recht vielen oft eine sinnige und sonnige Stunde bereiten. Da natürlich zahlreiche deutsche Landschaften unter den Bildern sind, ist er gleichzeitig eine Art Heimatbuch.

Die beiden andern Kalender kommen ganz als solche. Auf die im Verlag von N. G. Elwert in Marburg erscheinende „Hessenkunst“ (ℳ 2.65) habe ich immer besonders nachdrücklich hingewiesen, weil diese Kalenderfolge sich allmählich zu einem immer wertvolleren Sammel- und Nachschlagewerk über das auf hessischem Boden Geleistete herauswächst. Das Schaffen hessischer Künstler der Gegenwart und Vergangenheit eint sich dabei aufs schönste der hessischen Landschaft. Der Bildschmuck des diesjährigen Kalenders stammt von dem als Darsteller

hessischen Volkslebens hochgeschätzten Karl Bantzer und dem den meisten aus seinen erzählenden Genrebildern bekannten Wilhelm Ritter. Hier nun bietet dieser Marburg entstammende Künstler eine große Zahl hessischer Landschaften und Ansichten, die um so willkommener sein werden, als sie zum Teil inzwischen Zerstörtes darstellen. Von älteren Künstlern erfährt der aus Livland stammende Gerhard von Reutern eine eindringliche Würdigung, als erster Maler des inzwischen so oft aufgesuchten Willingshausen. Der baltische Freiherr wurde in der Schlacht bei Leipzig so schwer verwundet, daß ihm der rechte Arm abgenommen wurde; er hat sich aber dadurch nicht behindern lassen und ist so auf anderem Gebiete ein Vorläufer des linksarmigen Pianisten Graf Zichy geworden. Eine mit Bildern reich geschmückte Schilderung von Alt-Hersfeld und ein schöner Aufsatz über Zimmermannskunst in Hessen vervollständigen den Inhalt.

Von einer eigentümlichen Erscheinung gibt das „Bodensee-Buch“ (Konstanz, Reuß & Itta; 4 M) Kunde. Der Bodensee hat in steigendem Maße eine merkwürdige Kraft der Bindung bewährt. Wenn man heute vielfach von einem geplanten Alemannenbund hört, so hat sich hier ganz im stillen schon etwas Ähnliches vollzogen. Der See ist so gewaltig, daß er für die Anwohner seiner Ufer eine zusammenzwingende Kraft besitzt, die deren politische Getrenntheit überwindet. Aber noch mehr. Er hat auch zahlreiche Dichter und Künstler angezogen, die aus anderen deutschen Gauen stammen, aber in verhältnismäßig kurzer Zeit hier zu einem starken Heimatgefühl gekommen sind. Die Schönheit der Natur im Verein mit einer reichen geschichtlichen und kulturellen Vergangenheit scheint da auch sehr starker Gegensätze Herr zu werden. Alle diese Leute geben sich nun im Bodensee-Jahrbuch Stelldichein. Erzählende, lyrische und wissenschaftliche Beiträge in sorgfältiger Auswahl klingen immer zu dem Akkord „Bodensee“ zusammen, der seinen vollsten Ton durch die Bilder erhält, die aus der unerschöpflichen Fülle landschaftlicher Motive und hübscher Ortsbilder geschöpft sind. Auch dieses Jahrbuch verdient über den engeren Kreis des Landsmannschaftlichen hinaus Verbreitung. St.

Weihnachten in der altdeutschen Malerei

Daß Weihnachten der beliebteste Darstellungsgegenstand unserer alten deutschen Malerei ist, hat zu tiefst denselben Grund, wie die einzigartige Beliebtheit und Volkstümlichkeit dieses Festes im deutschen Land. Weder das Leben noch die Kunst in den anderen Ländern bietet dazu das Gegenstück. Wir müssen auf die ältesten Äußerungen des Formwillens der deutschen Kunst zurückgehen, um das richtig zu verstehen. Über drei Jahrtausende können wir zurück und finden eine hochentwickelte dekorative Kunst. Der Zierat am alten Bronzeschmuck, an den Schwertern und Geräten der Bronzezeit, aber auch an den Gefäßen der Hallstadtperiode zeigt ein mannigfaches Linienspiel, das auch da und dort Figürliches einbezieht, dieses aber dem Linienwerk einordnet.

Zur selben Zeit zeigt die primitive Kunst in den später von Romanen bewohnten Gegenden eine außerordentliche Sicherheit in den Umrissen von Tieren und Menschengestalten. Der Kunstwille — wir haben das Recht, von einem solchen zu sprechen, trotzdem der ursprünglichste Antrieb zur Festhaltung der Gestalten wohl Schamanismus ist — in diesen Gegenden ist also Festlegung des in der Natur Gesehenen. Der Kunstwille dagegen in jenem Schmuckwerk der Germanen ist phantastisches Spiel. Das bleibt die Eigenart der deutschen Kunst. Man kann es als das Gotische bezeichnen. Ein Hinaufstreben zu den überirdischen Höhen, ein Auflösen dieser Linien in phantasievolles Spielwerk. Noch am gotischen Dom sitzen die Menschenfiguren so in Rank- und Zierwerk untergebracht, als seien sie ein Stück von diesem und nicht um ihrer selbst willen da.

Der Germane fühlte den Geist der Gottheit in allen Dingen, im größten, wie im kleinsten. Und dieses Geistes suchte er sich zu bemächtigen, indem er mit ihm eins ward. Die wunderbar sichere Erfassung der Einzelerscheinung in der Natur zeugt von dieser innigen Versenkung in alles Geschaffene. Das Bemühen, diese Naturerscheinung in ein Großes einzuordnen, es zu „stilisieren", zeigt, wie man in der Erscheinung den Geist suchte. Es ist bezeichnend, daß man vor dem Menschen haltmachte oder nur zögernd an ihn heranging, jedenfalls ihn naturalistisch nicht zu formen strebte. Der Mensch war das Ebenbild Gottes; wo aber sollte man in ihm das göttliche Urbild finden?

Da brachte das Weihnachtsfest die Erlösung. Gott selbst vermenschlicht sich, macht ein irdisches Weib zu seiner Mutter, holt den irdischen Mann als Pflegevater hinzu, zieht in den Hirten das gemeine Volk, in den anbetenden Königen die Großen der Erde heran, die Tiere werden Hausgenossen, ja die ganze Natur ist in dieser Nacht erfüllt von der Teilnahme für das Wunder, und der Himmel öffnet sich, seine Heerscharen auszugießen, daß sie die Erde bevölkern. Gott selbst aber liegt da als hilfloses Kind. Ein Wunder ohnegleichen, die Erlösung von allem Zwiespalt zwischen innerem Sehen und äußerer Erscheinung, die Einheit von Geist und Körper.

Nun war der Bann gebrochen. Wenn Gott Mensch wird, wie soll man dann im Menschen nicht Gott suchen? Von nun ab steckt alle göttliche Offenbarung in der Erscheinung der Welt, in der Natur, und wenn es das Ziel der Kunst ist, die Idee des Göttlichen sichtbar werden zu lassen, so stimmt dafür Dürers Wort: „Alle Kunst steckt in der Natur, wer sie heraus mag reißen, der hat sie."

Aber wohlverstanden, urdeutsche Art bleibt es, diese Idee herauszuholen, alle Erscheinung als ein Symbol der Idee aufzufassen, sie also nicht um ihretwillen zu bilden, sondern sie als Mittel zu benutzen zum Ausdruck des innerlich Geschauten. Der deutsche Künstler bleibt ein Dichter. Darum empfindet er es auch keineswegs als Hemmung, wenn er immer wieder dieselben Stoffe gestaltet. Dieser Stoff ist ja sein großes Erlebnis; er gibt davon Kunde, indem er es mit allen erdenklichen Mitteln seiner Kunst dichtet.

Es ist natürlich, daß unter diesen Umständen die Formgebung immer problematisch bleibt, denn sie kann nichts Gegebenes sein, und eine sichere Überlieferung kann sich nicht herausbilden, da ja doch in jedem einzelnen Falle der Künstler nach dem überzeugendsten Ausdruck seines persönlichen Inneninhaltes sucht. Ganz im Gegenteil dazu die romanische Kunst, deren Ziel die Darstellung der Außenerscheinung ist. Sie wächst sich bald in eine außerordentliche Sicherheit hinein und bekommt für den Inhalt, soweit er sich ohne weiteres in der Außenerscheinung kundgibt, eine leicht eingängliche, überzeugende, räumlich vollkommene Gestalt. Da der bildende Künstler auf die sinnlichen Darstellungsmittel des Raumes angewiesen ist, wird der Deutsche immer mit einem gewissen Neidgefühl diese Leichtigkeit und Sicherheit des Romanen bewundern und zu ihrer Überschätzung neigen. Der Romane sieht dagegen nur in Ausnahmefällen den gedanklichen und seelischen Reichtum, der beim Deutschen die Ursache der Unzulänglichkeiten in der Formgebung ist. So gewinnt die deutsche Kunst keinen Einfluß auf die romanische, wohl aber umgekehrt. Je reiner der deutsche bildende Künstler nur beobachtender Sinnenmensch, je weniger er Dichter ist, um so eher wird er dem Romanentum erliegen. Es ist das Schönste, aber auch das Erschütterndste der deutschen Kunstgeschichte, wie jene großen Künstler, die nicht nur hervorragende Dichter, sondern auch scharfe Sinnenmenschen waren, mit dem Romanentum haben kämpfen müssen. Leicht ist der Sieg nur Mozart zuteil geworden. Goethe wie Dürer haben lange und schwer an den Wunden des Kampfes getragen.

* * *

Der Furche-Verlag in Berlin, der während des Krieges auf wenig begangenen Wegen manche wertvolle Büchergabe eingeheimst hat, bietet jetzt eine von Dr. Hans Naumann

herausgegebene kleine Mappe „Weihnachten in altdeutscher Malerei“, die in farbiger Wiedergabe sechzehn Gemälde des 15. und 16. Jahrhunderts birgt und eine gute Vorstellung von der Entwicklung des deutschen Weihnachtsbildes vermittelt. (Preis 6 M.) Die Hälfte der Bilder ist hier überhaupt zum erstenmal farbig wiedergegeben. Die Wiedergaben selbst sind zumeist, wenn auch etwas sehr klein, doch recht gut. Leider versagt sie gerade bei Matthias Grünewald, der offenbar nicht nach dem Original, sondern nach den bei Bruckmann erschienenen großen Reproduktionen gearbeitet ist, aber auch im Vergleich mit diesen sehr schlecht abschneidet. Das Bildchen ist der riesigen Vorlage gegenüber eben zu klein.

Die Reihe beginnt mit dem um 1425 entstandenen linken Flügel des Ortenberger Altars, eines mittelrheinischen Meisters: Die Anbetung der heiligen drei Könige. Die ganze „Preziösität“ des Spätmittelalters liegt in diesem durchaus flächenhaften Bilde, in dem die Gewänder auf einen gedämpften Silberton gestimmt sind, zu dem weißes Hermelin- und Spitzenwerk und die verschiedenen Goldtöne von Haar, Heiligenschein und Hüttendach einen zarten Akkord wie von fernen Saiteninstrumenten ergeben. Einige rote Stellen betonen nur die Überzartheit des anderen. Das ist nicht der Anfang einer Kunst, sondern das überfeinerte Ende einer hohen formalen Lebenskultur.

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als das zwölf Jahre später vom Ulmer Hans Multscher geschaffene Stück urschwäbischer Heimatkunst. Der Mann fühlt das ganze Glück mit, daß das Heilandskind zu den Armen und Geringen kam. Joseph ist ein nötiger Bauer. Maria hat bei aller Armut die Vornehmheit, die auch heute noch die Schwabenmädchen häufig auszeichnet. Am Bretterzaun drückt sich das ganze Volk heran, selig, anbeten zu dürfen. — Dann kommt der immer eigenartige, ja fast seltsame Konrad Witz mit einer „Verkündigung“ (um 1440), die heute im Germanischen Museum in Nürnberg hängt. Der grüne Mantel, der Marias Jungmädchengestalt umwallt, ist als Farbenstück fast ebenbürtig dem unvergeßlichen blauen Mantel auf Gerard Davids „Verkündigung“ in der Sigmaringer Sammlung. Unheimlich unirdisch ist der Engel mit dem strengen, herben Jünglingskopf. Als ob er durch die Wand hindurchgekommen wäre, ist er auf einmal da, unerklärlich wie das Wunder. So schlicht die Stube, so einfach der Vorgang ist, in diesem Bild ist eine Kraft des Wunders, der Unirdischheit, wie nur in ganz seltenen Werken.

Mit zwei Bildern ist Stephan Lochner vertreten, dieser Fra Angelico der deutschen Kunst. Kindlich und unirdisch, wie jener, aber tiefer in seiner Mystik. Maria ist niemals reineres Mädchen gewesen, als auf diesem Bilde, wo sie ihr Kind als etwas Unbegriffenes, über das sie selbst aber nicht nachdenkt, anbetet. Die Engel sind wie Schwalben und gruppen sich zu ganzen Nestern zusammen. Das andere Bild, „Christi Opferung im Tempel“, ist ganz katholischer Domgottesdienst. Eine Chorfeier, trotz aller sinnlichen Schönheit von solcher vom Irdischen losgelösten Leichtigkeit, wie ein Mozartscher Andantesatz. Es ist eine unendliche Fülle gut gesehener Wirklichkeit in diesem Bilde, eine Masse vorzüglicher Menschenköpfe, und hat das Ganze mit der Erde doch gar nichts zu tun. Kaum mit der Wirklichkeit. Es ist wahrhaftig nur ein Gedicht.

Dann ist ein Bild da des unbekannten Meisters von Weilheim in Oberbayern, um 1444 als Flügel eines Altars im Kloster Polling entstanden, heute in der Galerie in Schleißheim, wo es einem eine schier unbegreifliche Überraschung bereitet. Der verwegenste Expressionismus hat es nicht gewagt, ungehemmter alles das zur Erscheinung zu bringen, was bei einem Gedanken die Seele des Künstlers erregen kann, wie dieser Maler, der freilich die Symbole seiner Gedanken im Gegensatz zu unseren heutigen Expressionisten in leicht erkennbaren Abbildern der Wirklichkeit wählt. Weihnachten! Da fällt ihm zuerst das Heilige Land ein. Ein schönes Land mit hohen Bergen, tiefen Seen, weiten Triften, durch die der Bach eilt, von den Bergen grüßen Burgen, von Mattenhöhen hochturmige Kirchen, auf den Matten tummeln sich Herden, vor einem Wald äsen Rehe, gemächlich zottet ein Bär zum Quell. Und

nun unten in der Hütte kniet eine gewaltige Gestalt: Maria. Joseph macht sich irgendwo draußen bei einer Schreinerarbeit nützlich. Vor Maria liegt in einer Wiegeschale das Kind. Und um dieses Kind hat der Himmel seine schönsten Farben ausgegossen. Ach nein, es sind ja keine Farben, es ist ein ganzes Heer von Engeln.

Während die Deutschen dichten und phantastern, haben die Niederländer, die Vlamen voran, scharf die Erscheinungen des Lebens erfaßt und sich an die Schönheit des Wirklichen hingegeben, zuweilen möchte man sagen: verloren. Faßt man Renaissance richtig als Wiedergeburt der Freude an der sinnlichen Erscheinung, der Hingabe an sie, und sieht zunächst von Beziehungen zur Antike ab, so liegt in dieser Kunst die Grundlage der Renaissance nördlich der Alpen. Der deutsche Meister des Marienlebens ist in seiner „Verkündigung", die einst die Ursulakirche in Köln zierte, ein Parteigänger dieser vlamischen, auf altgewohntem Handelswege am Niederrhein vertrauten Kunst. Der Vorgang hat das Wunderbare verloren, nur die Engelchen stammen noch aus der älteren Kölner Schüle her und ähneln der Flügelwelt Lochners. Das Wichtigste war dem Künstler aber wohl die Darstellung des Innenraums mit dem geschnitzten Betpult, der getäfelten Wand, den sorgfältig verteilten Sofakissen. Und dazu natürlich nun die Gewänder. Einfach gediegen, schwer bei Maria, prunkender Damast beim Botschaft tragenden Engel. Sie waren sicher „gebildeter", diese Künstler, als die deutschen Handwerker, und doch waren sie hausbackener. Selbst ein dem Namen nach unbekannter westfälischer Meister, dessen „Anbetung der Könige" in der Münchener Pinakothek hängt, ist, obwohl er ganz im Herkömmlichen verharrt, ein Poet im Vergleich zu den kühlen Niederländern. Wenigstens in der Landschaft weiß er zu dichten und bringt Ferne hinein, in die man sich hinaussehnt.

Martin Schongauer führt dann vom Niederländischen zum Romanischen. Wunderbar klar ist der Aufbau in seiner „Anbetung des Kindes" (1478), und wie die Köpfe Raum geben zum Blick in die weite Landschaft, zeigt den sorgsamen Berechner der Raumgestaltung. Aber ein Joseph wächst dabei schon in verlegene Größe hinauf, die zu sehr körperliche Schönheit ist, um noch Ausdruck der poetischen Vorstellung von ihm zu sein.

Dürers zwei Prachtbilder „Christi Geburt" vom Paumgartnerschen Altar und „Die Anbetung der heiligen drei Könige" (1504) zeigen die beiden Schalen, Form und Gehalt, an der Wage in gleicher Schwebe. Die heiligen drei Könige zumal sind ein schlechthin vollkommenes Bild, und doch! warum ist uns heute bei Dürers Holzschnitten wohler? Fühlen wir in der formalen Vollkommenheit dieser Gemälde, wie bei Goethes „Tasso" oder „Iphigenie", daß sie um ein Etwas erkauft ist, dessen Fehlen das Auge nicht sieht, das deutsche Herz aber empfindet?!

Und Weihnachten verrichtet auch bei den Künstlern Wunder. Selbst Lukas Cranach ist darüber einmal ein richtiger Poet geworden und hat die „Heilige Familie auf der Flucht" (1504) in einen echt deutschen Wald geführt, auf eine blumenübersäte Matte. Die Engel huschen nun da herum wie richtiges Naturgelichter.

Weht uns hier ein Hauch der deutschen Romantik an, so atmen wir ihre Luft in vollen Zügen bei Albrecht Altdorfer. In der „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten" (1510) wirkt er wie ein älterer Bruder Moritz von Schwinds, nur daß dieser niemals so die Farbe meisterte. Wie kühn und doch wie selbstverständlich wirkt es, wenn Maria am Rande des prächtigen Renaissancebrunnens sich niederläßt, ihr Kind zu waschen. Joseph in seinem blauen Fuhrmannskittel leistet etwas unbeholfene Hilfe. Die Engelchen torkeln sich vor Behagen. Weit hinaus schweift der Blick ins gebirgige Land, durch das die Wanderschaft noch führt. — Ganz Wald- und Ruinenromantik ist seine „Geburt Christi" (1512). Das zufällige Unterschlupfen der von ihrer Wehstunde überraschten Frau im verlassenen Gemäuer ist niemals stärker zum Ausdruck gebracht worden.

Hans Baldung-Grien gibt dann wieder die reine Familienszene, das ewig schöne

Verhältnis von Mutter und Kind als in sich geschlossene Welt innerhalb einer unendlich weiten, großen Landschaft.

Und dann kommt der Gipfel: Matthias Grünewalds Doppelbild vom Isenheimer Altar (1510). Was hat diesem Meister die Widerstandskraft gegen die südliche Formenherrlichkeit gegeben? Sicher vor allem ein Geistiges, aber daneben waren es doch auch formale Kräfte. Ich glaube, es war sein in unserer deutschen Kunst einzigartiges Farbengefühl. Glühender ist die Farbe als Ausdruck niemals empfunden worden, als wenn hier der Himmel sich öffnet und seine in tausend Farbentönen sich brechenden Lichtfluten niedersendet. Das Verschwimmende, Gestalten Lösende und sie doch wieder gerade im Farbenspiel zur Einheit Bindende eines solchen überirdischen Geistes spottete aller klar aufbauenden Raumgestaltung. Das ist Rausch des Erlebens, eine mystische Glut, die das Widerspenstigste zusammenschweißt. Was will da noch die kleinliche Wirklichkeit der Erde bedeuten? Und so ist Grünewald frei schaltender Dichter. Das Erlebnis „Maria“ wird in seiner geheimnisvollen Tiefe erfaßt. Rechts das irdische Weib, das in Armut ein Kind geboren hat und in seligem Mutterglück nur dieses Kind sieht, nichts gewahr wird von der umgebenden Erde, nichts von der Beteiligung des Himmels, dessen Lichtstrom den Engeln als Weg zur Erde dient. Dieser höchsten Versenktheit des Erdenweibes entspricht auf dem linken Flügel das gleiche Erleben der himmlisch Verklärten. Unter dem phantastischen Prachtaufbau sind die Heerscharen des Himmels versammelt, den verdeutlichenden Chor abzugeben für die Melodien der Anbetung, von denen die in die Wunderherrlichkeit ihres Kindes versenkte, verklärte Gottesmutter erfüllt ist. Auch hier hat der Künstler in Farben gedichtet, mit einzigartigem Erleben des rein Malerischen als Ausdrucksmittel. Schubert findet gelegentlich Akkorde und Melodiegänge von so transzendentaler und doch gleichzeitig den ganzen Kosmos erfassender Schönheit, wie der Lichtschein, der um das gekrönte Haupt Mariens seine Wundersonne breitet. In diesem Bilde sind die alte Sonnensehnsucht der Germanen, der Minnedienst der in ihre Liebe ganz versenkten ritterlichen Seele, die durch Selbstentäußerung gewonnene Vereinigung der mystischen Seele mit Gott, und andererseits die Durchdringung der ärmsten Erdhaftigkeit mit dem Himmlischen Tatsache geworden. Das ist wahrhaft kosmische Kunst. Karl Storck



Volkschöre

Ein Nachwort zur Aufführung von Bruchs „Glocke“ durch den Görlitzer Volkschor in Berlin.

Die sozialste Kunst ist zweifellos die Musik. Ihre Ausübung ist an keinen Stand, keine Gesellschaftsschicht, keine Kulturhöhe, ist nicht unbedingt an Kunstwerkzeuge, ja nicht einmal an ein Lebensalter gebunden. Ihr vermag sich der Sklave wie der Herr, das Kind wie der Greis, der primitive Naturmensch wie der Vertreter höchster Zivilisation hinzugeben. Jeder Sterbliche, der wohl je über diesen Planeten geschritten ist, wird ihr im Leben irgendwie nahegetreten sein, wird Freude an ihr empfunden haben — und mag er auch nur als Kind ein Lied ohne Worte vor sich hingeträllert haben.

Wenn wir Sozialgeschichte schreiben, so dürfen wir die Geschichte der Musik, des Gesanges, des Volksliedes dabei nicht vergessen.

Die soziale Bedeutung des Gesanges ist auch längst erkannt worden; die Gründung der Liedertafeln, der gemischten Chöre, der Volkschöre und sonstigen Gesangvereine ist Beweis genug. Im wesentlichen freilich sind alle diese Vereinigungen auf bestimmte soziale Schichten beschränkt geblieben — man sang „unter sich“. Erst in neuerer Zeit haben sich (besonders im

Westen unseres Vaterlandes, z. B. in Barmen, in Bergisch-Gladbach) richtige „Volkschöre" gebildet, die bewußt alle Schichten, alle Stände zur künstlerischen Arbeit heranziehen wollten. Den eigenartigsten Versuch einer Volkschorgründung aber hat der Königliche und Städtische Musikdirektor Professor Arnold Schattschneider in Görlitz gemacht. Er hat im Kriege, 1915 war's, einen wirklichen, echten und gerechten Volkschor ins Leben gerufen, der nicht, wie seine westlichen Brüder, auf den Riesenzuwendungen der Begründer und Gönner beruhte, sondern sich im wesentlichen (von den verhältnismäßig knappen Zuschüssen seiner Heimatgemeinde abgesehen) durch sich selbst erhielt.

Volk und Kunst! Diese Frage hat Schattschneider an seiner Stelle zu lösen gesucht. Von volkserzieherischen Erwägungen ging er aus; gerade der Krieg, der soviel Einsamkeit und Trostlosigkeit, aber auch so manche Nichtigkeit schuf, gab sie ihm ein. Vor allem lag Schattschneider daran, einen Chor zustande zu bringen, der tatsächlich alle Volkskreise beherbergte und an der sozialen Versöhnung mitzuwirken berufen war. Und das ist ihm gelungen. In den Jahren seines Bestehens hat der Chor über tausend Anmeldungen verzeichnen dürfen — und alle Stände sind in ihm vertreten; die Arbeitertochter und die Offiziersfrau, der Handwerker und der Beamte singen in vollster Hingabe an das eine hohe Ziel, die Kunst, einträchtig zusammen. Kosten entstehen den Mitgliedern nicht; es gibt kein Eintrittsgeld, keine Monatsbeiträge, keine Notengebühr.

Auf dem richtigen Gedanken, daß die Kunst den Ausübenden veredelt, baute Schattschneider sein Werk auf. Und wirklich, diese Hunderte von Menschen, die sich wöchentlich zu zwei Proben zusammenfinden — oft von weither kommend —, die ihr Bestes hergeben, die sich ganz mit Idealem erfüllen, sie sind gegen die seichte Unkunst des Kino- und Operettentums gefeit, und wer, wie ich, sie bei den Proben oder bei der Aufführung eines Meisterwerks beobachten und in ihre leuchtenden Augen blicken durfte, der hat die Macht der Kunst über den Menschen erlebt! Und von diesen begeisterten, ja man kann sagen begnadeten Menschen gehen dann wieder Ströme erziehender Kraft auf andere über.

Erstaunlich sind die Leistungen des Chors gewesen. Gesangtechnisch wurde von den eintretenden Mitgliedern ja fast gar nichts verlangt, keine Stimmen, keine Notenkenntnis — und trotzdem konnte Schattschneider schon im ersten Jahre Schumanns weltliches Oratorium: „Das Paradies und die Peri" mit denkbar größtem Erfolge herausbringen. Die Zweifelnden, die Mißgünstigen waren damit geschlagen — wenn sie freilich nach Beckmesserscher Art auch noch bis in die jüngste Vergangenheit hinein zu nörgeln versuchten.

In der Folgezeit wechselten dann a capella-Chöre mit großen Chorwerken ab; erwähnt seien außer den zahlreichen geistlichen und vaterländischen Abenden Bachs „Johannes-Passion", Haydns „Sieben Worte am Kreuz", „Schöpfung" und „Jahreszeiten", Cherubinis „Requiem", Händels „Jephta" und Bruchs „Lied von der Glocke". Um so schwieriger gestalteten sich diese Aufführungen, als das Görlitzer Orchester bei Kriegsbeginn aufgelöst worden war und Schattschneider sein Orchester aus Dresden bzw. aus Breslau herbeiholen mußte! Aber um so verdienstlicher war auch seine Arbeit. Schattschneiders nie ermüdende Kraft, seine volkspädagogische Art und endlich — man darf es wohl sagen — sein mitreißendes, bezwingendes Dirigentengenie haben alle Schwierigkeiten gelöst.

Schattschneiders Wunsch ist es nun, den Volkschorgedanken in weiteste Kreise zu tragen, ihn womöglich im ganzen deutschen Vaterlande lebendig werden zu lassen. So entwickelt er seine Anregungen in der „Rheinischen Musik- und Theaterzeitung"; er denkt sich, schreibt er da, die Gründung von Volkschören etwa folgendermaßen:

„Die städtischen Behörden nehmen die Gründung der Volkschöre in die Hand und sorgen zuerst für einen künstlerisch durchgebildeten und erprobten Dirigenten. Mangel an solchen ist, wie bekannt, nicht vorhanden. Voraussetzung für das Gedeihen des Chores ist, daß das Amt des Dirigenten nicht etwa einem Liebhaber im Nebenberuf übertragen werde.

Die hohe soziale und künstlerische Bedeutung, die ein solcher Chor hat, ist es schon wert, daß die Städte einige Opfer bringen, um sich einen tüchtigen Dirigenten zu verschaffen, der das Gedeihen des Volkschores fördert.

Alle Städte von 20000 Einwohnern aufwärts wären wohl in der Lage, solche Chöre zu gründen und einen städtischen Musikdirektor mit festem Gehalte anzustellen. Damit wäre ein Musikzentrum in dem Dirigenten und dem städtischen Volkschore geschaffen, um das sich alle anderen musikalischen Veranstaltungen, Solistenkonzerte einbegriffen, kristallisieren könnten. Die in den Etat der Stadt neu eingesetzte Summe für Volkschor und Dirigenten würde zu einem großen Teile durch die Konzerteinnahmen verringert, und der ideale Gewinn, den die Stadt zu verzeichnen hätte, würde das verhältnismäßig kleine Geldopfer bald verschmerzen lassen; auch ist es vielleicht hier und da möglich, staatliche Beihilfen für diesen Zweck zu erlangen. Ich bin sogar der Meinung, daß, falls man von seiten der städtischen Behörden die ganze Konzertangelegenheit als städtische behandelte, sie pekuniär nicht zum Nachteil abschneiden würde.

Wie alles Neue, wird auch diese angestrebte Neuerung zunächst von vielen als etwas ganz Abnormes und kaum Ausführbares angesehen werden, doch gibt es im Deutschen Reiche, Gott sei Dank, manche großdenkende und weitblickende Persönlichkeiten, die sich ihre Ideale trotz der schweren Zeit bewahrt haben, und ich gebe mich daher der Hoffnung hin, daß sehr bald eine Anzahl von Städten diesem Gedanken aus sozialen und künstlerischen Gründen nähertreten und meine Anregungen in die Tat umsetzen würden."

Alle vorhandenen Volkschöre dann zu einer Deutschen Gesellschaft von Volkschören zusammenzuschließen, wäre die organisatorische Krönung dieses in sozialer wie künstlerischer Beziehung gleich bedeutsamen Werkes.

Schattschneider, selbst ein hervorragender Organisator, war sich freilich der alten Wahrheit, daß mehr als das Wort die Tat bedeute, wohl bewußt, und so entschloß er sich, den Schwierigkeiten der Kriegsverhältnisse trotzend, für seine Gedanken „praktische Propaganda" zu treiben und zunächst durch eine Aufführung in Berlin die Leistungsfähigkeit eines Volkschors zu erweisen. Dank dem Entgegenkommen zahlreicher Behörden (insbesondere auch des Berliner Magistrats) und Einzelpersonen konnte er die Reise von Görlitz nach der Reichshauptstadt wagen. Die äußeren Verhältnisse waren dem Unternehmen so ungünstig wie nur möglich — politische Niedergedrücktheit, Grippe ... Und dennoch: es gelang, über alles Erwarten, und Beifallsstürme sondergleichen durchrauschten den Riesensaal der Philharmonie.

Des Altmeisters Max Bruch urdeutsches Werk, die „Glocke", wurde — seit Jahren zum ersten Male wieder in Berlin — gesungen. Die volkstümliche und doch oft ganz modern anmutende, vielfach erschütternde Musik packte, riß mit fort, Sänger, Orchester, Hörer — und alles hielt die geniale Wucht Schattschneiders wie im Bann.

Die „Glocke" — vielen ein halbvergessenes, durch die Schulbehandlung vielleicht gar verekeltes Werk: hier erstand sie, die Dichtung einer versunkenen Epoche, so zeitgemäß, als sei sie erst gestern geschrieben. Die Bilder der Feuersbrunst, des Krieges, des Aufruhrs und dann die der Ordnung, des Friedens, der Freude zitterten in den Herzen, als habe Schiller sein Gedicht unseren kampfdurchtobten, friedesehnenden Tagen gewidmet. Der Meister aber, der diesen Worten die Melodie geschenkt hat, der nun mehr als achtzigjährige Max Bruch, durfte sich des Jubelsturms, der auch ihn umbrandete, erfreuen. —

Mag sich so der Volkschorgedanke immer tiefer und fester verwurzeln und einst, im Frieden, zur Blüte und Reife entwickeln!

Dr. Franz Lüdtke



Auf der Warte

Nicht verzweifeln!

Es ist keine Nacht so dunkel, daß ihr nicht wieder ein lichter Tag folgen müßte, und ist kein Elend so elend, daß sich für den Starken und Mutigen nicht ein Ausweg fände. Freilich, stark und mutig muß man sein, aber es ist noch nicht gesagt, daß wenn man den Mut verloren, auch die Stärke verloren hat. Unser Elend war, daß wir den Mut verloren hatten und daher glaubten, daß auch die Stärke dahingegangen sei. Die äußere Stärke haben wir verraten, als wir mutlos wurden. Die innere Stärke kann uns niemand nehmen, wenn wir ihrer uns nur selbst bewußt sind oder wieder bewußt werden. Innere Stärke aber ist ein so fester Grundstein, daß auf ihm noch ein stolzerer und schönerer Bau errichtet werden kann, als den wir in Trümmer haben legen lassen.

Es ist ein Trost und eine gewisse Zuversicht auch in schwarzer Nacht, daß es schwärzer als schwarz niemals kommen kann, daß alles durch den Pendelschlag des Auf und Ab, der Wirkung und Gegenwirkung ausgeglichen wird, daß, wenn der Pendel seinen Tiefpunkt erreicht hat, er wieder zu einem Höhenpunkte ausholen muß, und daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Unsere Bäume sind nicht in den Himmel gewachsen, heute liegen sie, ein abgeholzter Wald, in wirrem Durcheinander zu den Füßen der Feinde, aber auch die Bäume der Feinde können nicht in den Himmel wachsen.

Aus aller Wirrnis gibt es einen Ausweg, den bahnt eine ehrlich neutrale und dazu mächtigere Macht als alle Mächte der Welt zusammen. Diese neutrale Macht ist die Logik der Tatsachen, die läßt sich aber nicht von äußeren, zufälligen, durch rohe Gewalt erzwungenen Geschehnissen leiten, sondern allein von den im Bestande der Menschen und Dinge lebenden und wirkenden Kräften. Leben und wirken in uns diese inneren Kräfte, dann werden sie auch wieder sich durchsetzen, dann wird dieser Absturz nur der Tiefpunkt eines Pendels gewesen sein, der wieder nach oben ausholt, dann wird er dem so unmenschlich gedemütigten deutschen Volke nach der winterlichen Mitternachtsstunde einmal wieder auch eine goldene Sommerzeit schlagen lassen.

Aber nimmer wird uns diese Stunde schlagen, wenn wir sie mit in den Schoß gelegten Händen abwarten wollen. Jede Muskel gestrafft, jeder Nerv gespannt! Fort mit allen Phantasmagorien von herrlichen Zukunftsschlössern, Luftschlössern, die wir an Stelle in Jahrhunderten gewordener, mühselig geschichteter, doch immer noch recht wohnlicher Bürgerhäuser im Handumdrehen errichten könnten! Fort mit den Schwätzern, die, selbst irrsinnig oder verbrecherisch, unser nur allzu gutgläubiges Volk mit den giftigen Gasen aus dem russischen Hexenkessel betäuben! Zurück zur Besinnung, zur Ordnung, die es nie und nimmer gibt ohne Unterordnung, zurück zur einheitlichen straffen Reichs- und Staatsgewalt. Zerstört ist so viel, daß wir schon alle Kraft zusammenraffen müssen, um es dürftig nur wieder aufzubauen. Da ist keine Hand und keine Minute übrig, die an solche wahnwitzigen Versuche am lebenden Objekt, das wir selbst sind, gewandt werden können. Länger als viereinhalb Jahre haben wir einer Welt die Stirn geboten, aus viereinhalbjährigem Ringen sind unsere Heere unbesiegt zurückgekehrt, und wir sollen uns von einer Handvoll Narren, Größenwähnerichen mit ihren zusammengelesenen, zusammengekauften Haufen äffen lassen! Dürfen wir da verlangen, daß man uns für verhandlungs-, ja auch nur zurechnungsfähig hält? Ein Kinderspiel, dieser Groteske ein jähes Ende zu bereiten, wenn wir nur wollen!

Der Wille ist alles. Der Wille kann Berge versetzen, wie der Glaube, denn er ist Glaube, Glaube an sich selbst, Glaube an die eigene innerste Kraft und daß diese Kraft einer guten, gerechten Sache dient; daß diese Sache nicht wegzudenken ist aus der Welt, ohne daß die Welt Schaden nähme an ihrer Seele. Der Wille ist Selbstbejaher und Todüberwinder, ist Sieg und Leben! Wo ein solcher Wille, da ist auch in der äußersten Not und Zerschlagenheit eine Macht, mit der auch der stärkste Gegner rechnet, weil er diesen Willen fürchtet, der nichts fürchtet und nichts vergißt.

Nicht Übermacht unserer Feinde, nicht Mangel an Material oder Mannschaften, nicht Lebensmittelnot hat uns in solche Ohnmacht und Schande gejocht, sondern daß unser Wille zerfressen wurde, zerfressen werden durfte. Ein Volk, das sich nicht wie ein Versuchskaninchen auf dem Seziertisch von fremden Doktoren seinen Willen stückweise mit der Pinzette aus der Seele ziehen läßt, kann wohl besiegt, aber nicht ehrlos gemacht werden. Wir sind nicht besiegt worden, wir haben uns selbst ehrlos gemacht!

Das ist die Wahrheit, das ist die nie verheilende Wunde, wenn der Speer, der sie schlug, die Wunde nicht heilt. Weh uns, wenn wir geschunden, nicht einmal den Mut zur Scham aufbringen! Dann haben wir's verdient, gezüchtigt zu werden, wie verwahrloste Schulbuben, dann kommt es deutschen Männern auch nicht darauf an, daß ihre Frauen und Töchter genotzüchtigt werden von schwarzen Kulturträgern, wie es in den besetzten rheinischen Landen an der Tagesordnung ist. Das Wort Ehre scheint ja auch aus dem Wörterschatz unserer öffentlichen Meinung spurlos verschwunden zu sein, man findet es allenfalls nur noch in negativer Anwendung.

Ist das die wahre Gemütsverfassung des deutschen Volkes? Nein, das ist sie nicht. Nur ein dumpfer atembeklemmender Druck lastet bleiern auf seiner Seele. Noch ist es wie betäubt, noch kann es sich mit all dem Geschehen nicht zurechtfinden — ein wüster Traum — es kam zu plötzlich — der Wechsel war zu jäh. Aber schon beginnt es tastend sich zu besinnen. Wenn es dann geklärt zu sich zurückfindet, zu einem neuen Bewußtsein und einem neuen Willen, dann ist für eine Zeitspanne zwar unsäglich viel verloren, aber nicht alles, denn nicht alles, was verloren ist, war Verlust, und was Verlust war, kann wieder gewonnen werden ...

Oft hast du, Siegfried, in Drachenblut gebadet, und immer doch blieb dir das Lindenblatt kleben, das dich arglosen Toren tückischem Hinterhalte preisgab, weil weibisches Zagen und Fürchten in deinem Hause die Stelle deiner Sterblichkeit verriet. Nun bist du aus einem Bade, das ein Meer von Drachenblut war, hervorgestiegen, nun muß das Lindenblatt von dir fortgespült sein oder du hast es in Fieberschauern nach solchem Bade abgeschüttelt. Nun warte deiner Zeit, schleife deinen Pflug, aber lege dein Schwert nicht ab, Siegfried ohne Lindenblatt ...

J. E. Frhr. v. Gr.

*

Haltung!

Deutsche gegen Deutsche als Ankläger vor dem Richterstuhl des Feindes — ein beschämendes Schauspiel. Aber leider, kein Schauspiel nur, sondern verhängnisvolle Wirklichkeit. In unbegreiflicher Verblendung hofft man, von dem übermütigen Sieger gnädigere Bedingungen zu erwirken, wenn man es jetzt so darstellt, als sei der ungeheure Krieg das Werk einer kleinen, doch mächtigen Partei gewesen, die bis vor kurzem Deutschland beherrscht habe, und von der das friedliche deutsche Volk ebenso getäuscht und überlistet worden sei wie die friedlichen Völker um uns her. Ob dieser Gedanke so leidenschaftlich unwirsch hervorbricht wie in den Münchener „Enthüllungen“ eines weltfremden Emporkömmlings, oder so wohlgeordnet auftritt wie in dem weltmännischen Briefe, den Walther Rathenau im „Vorwärts“ (6. 12. 18) an den amerikanischen Obersten House gerichtet hat, im Grunde ist es doch immer dieselbe Denkart, würdelos und kurzsichtig. Den Fremden fällt es ja gar nicht ein, die angebotene Scheidung der wenigen Deutschen, die am Kriege schuld

seien, von den vielen, die unschuldig seien, anzunehmen; was sie gern annehmen, ist das Zugeständnis, daß Deutsche — und daraus machen sie ohne weiteres: die Deutschen — am Kriege schuld gewesen sind.

Schon der amtliche Verkehr mit dem Auslande war auf diesen unterwürfigen Ton gestimmt. Die vorbereitenden Handlungen für den Waffenstillstand wurden von amerikanischer Seite unter der ausgesprochenen Voraussetzung geführt, daß im Jahre 1914 die in Deutschland gebietende Militärmacht nach eigenem Belieben den Frieden der Welt gestört habe. Diese Beschuldigung ist von deutscher Seite nicht nur stillschweigend hingenommen, sondern geradezu anerkannt worden durch die Beflissenheit, womit in der Antwortnote und weiter in einer Reichstagsrede des Prinzen Max von Baden dargelegt wurde, was man tun wolle, um für die Zukunft eine friedliche Politik des Deutschen Reiches zu verbürgen. Daß die Rechnung, der Sieger werde Entgegenkommen mit Entgegenkommen erwidern, falsch war, haben die Waffenstillstandsbedingungen gezeigt. Jene vernehmen nichts als das Eingeständnis der Schuld, und gründen eben darauf ihren Anspruch, den Rechtsfrieden, den sie angekündigt haben, als Bestrafungsfrieden zu gestalten. Was demgegenüber von unserer Seite, als es zu spät war, laut geworden ist, war nicht mannhafter Protest, sondern kläglicher Hilferuf; es fehlte das Bewußtsein des eigenen Rechtes, aus dem ein Protest hätte die Kraft schöpfen können.

Mag unsre Politik während der letzten Jahrzehnte durch Launenhaftigkeit und Verworrenheit noch so viel verdorben, mögen dem Grimm der Feinde über unsre unbequeme Konkurrenz auch manche berechtigte Beschwerden zugrunde gelegen haben: der blutige Kampf, der zuletzt ausbrach, war uns von außen aufgezwungen, von langer Hand her vorbereitet. Das hat sogar ein englischer Politiker — der dafür freilich ins Gefängnis mußte — anerkannt, Edmund Morel in einer 1917 gedruckten Broschüre (deutsch 1918 unter dem Titel „Die große Lüge", Verlag von Reimar Hobbing), wo er das „Gerede, Deutschland sei allein für den Krieg verantwortlich, weil es einen verbrecherischen Überfall auf seine unschuldigen Nachbarn ausgeführt habe", für „eine der erstaunlichsten Verdrehungen der Tatsachen" erklärt, die die Geschichte kenne. Und in welcher Weise Kriegsminister und Generalstabschef in Rußland seinerzeit die deutschen Bemühungen um Erhaltung des Friedens vereitelt haben, ist durch die Aussagen beim Prozeß Suchomlinow gerichtskundig geworden. Damit soll nicht bestritten werden, daß sowohl der weit zurückreichende Zusammenhang weltgeschichtlicher Ursachen, als das Gewirr unmittelbarer Veranlassungen, die zum Kriege geführt haben, noch mancher Aufklärung bedürfen wird. Aber dafür ist jetzt keine Zeit. Die deutsche Regierung freilich vermochte den Ernst der Lage so sehr zu verkennen, daß sie den feindlichen Mächten vorschlug, eine neutrale Kommission zur Untersuchung der Schuldfrage einzusetzen, die dazu von allen Seiten mit vollständigem urkundlichem Material auszustatten wäre. Haben wir denn irgend eine Gewähr dafür, daß die Feinde diese Vorbedingung gewissenhaft, auch zu ihrem Schaden, erfüllen würden? Solange aber vertrauliche Äußerungen, mündliche und briefliche Entgleisungen nur von deutscher Seite bekannt geworden sind — ans Licht gezogen, während die Feinde unsre Grenzen überschritten, von Leuten, die sich der deutschen Sprache bedienen und ihren Unterstützungswohnsitz in Deutschland haben —, so lange könnte ein gerechtes Urteil auch an sich nicht zustande kommen. Und besteht irgend welche Sicherheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit, nach allem was wir an Beeinflussung der Neutralen in diesem Kriege erlebt haben, daß ein aus ihnen gebildeter Gerichtshof es wagen würde, ein der Übermacht unerwünschtes Gutachten abzugeben? Einem solchen Schiedsspruch sollten wir uns im voraus unterwerfen? Zum Glück sind die Feinde ihrer Sache viel zu sicher, glauben an ihre Lüge so viel fester als wir an unsre Wahrheit, daß sie gar nicht daran denken werden, den Vorschlag anzunehmen.

Das geschichtliche Problem wird den

Forschern zu tun geben; halten wir uns an das, was praktisch der Augenblick fordert: alles aufzubieten, damit der Friede weniger schmachvoll und weniger mörderisch werde, als der Waffenstillstand ist. „Man glaube nicht, daß heute die Stimme des deutschen Volkes wirkungslos verhallt. Das Recht, auch unser Recht, hat Anhänger in allen Ländern, aber sie werden lahmgelegt, wenn wir selbst mit Unterwürfigkeit die Schmach hinnehmen, als ob wir sie verdient hätten": so schließt eine Kundgebung des Prinzen Max im Dezemberheft der Preußischen Jahrbücher. Etwas spät ist dem Herrn die Einsicht gekommen; aber was er nun sagt, ist richtig. Allenthalben sollten sich deutsche Männer in Scharen zusammentun, um laut und öffentlich zu verkündigen: „Wir fügen uns den harten Bedingungen, weil wir nach mehr als vierjährigem Ringen gegen eine Welt von Feinden besiegt sind. Aber wir verwahren uns dagegen, daß der Friedensschluß, durch den jetzt ein neuer Rechtszustand geschaffen werden soll, ein Werk der Gerechtigkeit wäre. Wird er dem Waffenstillstand annähernd ähnlich, so ist es die ärgste Vergewaltigung, die jemals einem großen, ernsthaften und arbeitsamen Volke angetan wurde, die rücksichtsloseste Ausnützung physischer Übermacht."

Wenn sie uns nicht mehr fürchten, so sollen sie doch wieder anfangen, uns zu achten. Eine Haltung, die das fordert, ist immer am ehesten geeignet, auch praktisch etwas zu nützen. Und sollte der Protest uns nichts mehr nützen, so wird er doch unsern Kindern und Kindeskindern zugute kommen. Schier übermenschliche Aufgaben der Erneuerung und des Wiederaufbaus hinterlassen wir ihnen. Nur dann werden sie mit Mut und Zuversicht daran gehen können, sie zu bewältigen, wenn wir ihnen zugleich das unerschütterte Bewußtsein hinterlassen, daß unser Volk in gerechtem Verteidigungskampf erlegen ist, wenn wir ihnen zu aller bitteren Not, aus der sie sich emporarbeiten sollen, nicht auch noch den Fluch vererben, stillschweigen zu müssen, wo ihnen höhnend zugerufen wird: „Eure Väter haben ja selber zugegeben, daß sie die Schuldigen waren."

Beugen wir uns, aber brechen wir nicht jämmerlich zusammen! Paul Cauer.

*

Die andere Seite des Defaitismus

Es ist wahr: Unsere Zukunft ist düster, wir sind schauerlich auf den Hund gekommen, und keiner weiß, wohin wir noch treiben werden. Trotzdem können wir die Haltung eines Teiles der national-bürgerlich gesinnten Presse nicht billigen, der sich mit einer wahren Wollust darin gefällt, tagtäglich Schwarz in Schwarz zu malen, jede schwache Hoffnung im Keime zu ersticken und den allgemeinen Rutsch in den Abgrund als etwas Unabwendbares hinzustellen. Gerade von dieser Seite aus ist während des Krieges am heftigsten gegen den Defaitismus, die Miesmacher und die Jammerbrüder gewettert worden. Ist aber nun die Art, die seelisch am tiefsten getroffenen Kreise der Bevölkerung systematisch um den letzten Rest des Blutes zu bringen, nicht auch eine Sorte von Defaitismus, und zwar eine keineswegs minder gefährliche als die, die während des Krieges von derselben Stelle aus und mit vollstem Recht erbittert bekämpft worden ist?

Was Wunder, wenn das Bürgertum, mit nichts anderem als düsteren Prophezeiungen gespeist, seit dem Ausbruch der Revolution in einem stark an Lethargie grenzenden Zustand dahindämmert, in einem Zustand gottergebener Apathie, den Gottlieb im „Tag" sehr treffend als „behagliche Verzweiflung" kennzeichnet. Und das ist es in der Tat: Behagliche Verzweiflung. Da eben doch alles kaputt ist und, wie man uns täglich bis zum Überdruß predigt, es keine Rettung mehr gibt, der Ruin unvermeidlich ist, warum noch Energie vergeuden? Freut euch des Lebens, solang noch das Pfeifchen glüht. Ab 7. Februar beginnt ja sowieso das langsame Hungersterben. Also — —

Nein, diese Kassandramimik ist nicht geeignet, das Bürgertum aus seinem Dämmerzustand aufzurütteln. Ein solches Gebaren stärkt nur den Fatalismus, der jetzt, gerade

jetzt, wo wir noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzen müssen, so unangebracht wie nur möglich ist. Darum: Hören wir endlich auf, Unken zu sein!

a

O du tapferes Rückzugsherz!

Es scheint mehr Aussicht für die Wiederbelebung eines Leichnams zu bestehen, als dafür, daß die Berliner Regierung je zu einem Willensakt gegen die gewalttätigen Umtriebe veranlaßt werden kann, die Liebknecht und seine Spartakiden Tag für Tag in den Straßen Berlins in Szene setzen. Nicht die Volksbeauftragten, nicht der Vollzugsrat, in dem ja die mit Spartakus liebäugelnde Richtung sehr stark vertreten ist, beherrschen die Lage, sondern Karl Liebknecht und seine mit den nötigen Moneten und Waffen reichlich versehene Anhängerschaft. Sein Programm, durch Kampf und Aufruhr zur Diktatur des Proletariats zu gelangen, bevor das Volk seinen Willen durch die Nationalversammlung zum Ausdruck gebracht hat, macht gute Fortschritte, dank der hilflosen Unentschlossenheit einer Regierung, die sich da, wo es sich um Sein oder Nichtsein der staatlichen Ordnung handelt, angstvoll um jede Entscheidung drückt. Und das, obwohl die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes, wie ja auch das Ergebnis der letzten Wahlen beweist, geradezu nach einem energischen Vorgehen gegen das bolschewistische Treiben der Liebknechtgruppe schreit.

Um so lächerlicher wirkt es, wenn der „Vorwärts“ als Regierungsorgan diese einfach klägliche Haltung, in der sich die blasse Angst und nichts als diese bekundet, mit maßlos geschwollenen Worten als Ausdruck einer weisen und überlegenen Besonnenheit hinstellt. Hochtrabende Phrasen, die keinen über den wahren Sachverhalt täuschen können, am wenigsten die Spartakusleute selbst. Wie schätzt der „Vorwärts“ einen Köter ein, der sich von einem kleinen Terrier elend zerschinden läßt, auskneift und aus sicherer Entfernung ein mutiges Geheul anstimmt? Möglich, daß die Regierung, wie der „Vorwärts“ renommiert, heute noch über mehr Maschinengewehre verfügt, als Herr Liebknecht. Tatsache aber ist, daß dieser mit seinen paar Maschinengewehren Berlin vollkommen im Zaume hält. Warum? Weil jedermann weiß, daß er gegebenenfalls ohne Bedenken die Patronenstreifen spielen lassen wird, während die Regierung die beschämende Parole ausgegeben hat, so gut wie um jeden Preis ein Blutvergießen zu vermeiden! Der Sicherheitssoldat hat demnach keine andere Aufgabe, als sich gegen ein allerdings gut bemessenes Entgelt als Prügeljunge zu jedermanns gefälliger Benutzung auf die Straße zu stellen.

„Spartakus“, so bläht sich der „Vorwärts“ auf, „ist ein Zwerg gegen die republikanische Soldatenwehr.“ Mag sein. Aber er wird zum Riesen gegenüber einer Regierung, die ihre Schutztruppe ängstlich von jeder Stätte fernhält, wo Spartakus seine blutige Willkürherrschaft dreist und hohnlachend aufrichtet.

*

Ein schmachvolles Kapitel

Wilhelm II. ist schweigend gegangen. Sein Sohn, der ehemalige Kronprinz, hat sein schimpfliches Entweichen nachträglich durch eine Geste à la Fontainebleau zu verbessern unternommen. Ein von stilgeübter Hand entworfener Abschiedserlaß mußte herhalten, um die „Gefühle des scheidenden Heerführers“ seinen (schmählich von ihm im Stich gelassenen) Truppen in pathetischer Form zu übermitteln. Mit bitteren, sehr bitteren Empfindungen wird mancher, der in der einstigen Heeresgruppe Deutscher Kronprinz gekämpft hat, diese hochklingenden Worte lesen, die bekannt wurden, als ihr Urheber schon längst in dem „bescheidenen Häuschen“ jenseits der deutschen Grenzpfähle weilte.

„Vier lange, schwere Jahre durfte ich mit meinen Armeen sein in Sieg und Not, vier lange Jahre gehörte ich mit ganzem, vollem Herzen meinen treuen Truppen.“

Vier lange, schwere Jahre im Schloßquartier von Stenay, das jeden nur erdenklichen Komfort aufwies — welche achtunggebietende Leistung! Dazu der aufreibende Dienst, bestehend aus täglich zwei kleinen Stippvisiten bei den Stäblern. In Sieg und Not. Wann, während des Krieges, hat er jemals der Not ins Gesicht gesehen? Er hatte alles und schämte sich nicht, es zu zeigen und seinen Zerstreuungen zu leben. Zu Zeiten schwersten Pferdemangels war sein Marstall gefüllt mit kraftstrotzenden Reittieren. Eine ganze Meute von Windhunden tobte im Schloßpark. Ja, sogar die Affen mußten aus Potsdam kommen, damit er an ihrer Zerstörungswut sein kindisches Ergötzen habe. Und die Franzosenkinder von Stenay wurden mit Kuchen und Schokolade traktiert, indessen die deutschen Kämpfer wässeriges Dörrgemüse schlürften. Sein ganzes volles Herz gehörte den Truppen. Wirklich? Französischen Weibsbildern gehörte es, und Feldgraue waren gut genug, als Posten seine Schäferstündchen zu bewachen. So wahrte er das Ansehen der Dynastie, so wirkte er für die Hochhaltung des monarchischen Gedankens!

Es sind von Holland aus Äußerungen des ehemaligen Kronprinzen in die deutsche Presse übergegangen, in denen auf Kosten des Vaters und des Generals Ludendorff die eigene Unschuld am Verlauf der Dinge mit geflissentlichem Eifer darzutun versucht wird. Wir bezweifeln bis auf weiteres die Echtheit dieser Kundgebung. Denn sie bedeutet nichts anderes als eine angstschlotternde Spekulation auf die Schonung der Entente mit dem gleichzeitigen versteckten Anerbieten eines Belastungszeugnisses. Rund heraus gesagt: Eine Lumperei.

Friedrich Wilhelm, der frühere Kronprinz, hat oft den Telegraphen in Bewegung gesetzt wegen sehr nichtiger Dinge. Hier aber handelt es sich um die Frage seiner „Reputation“. Und die wäre, meinen wir, doch auch wohl eines Telegramms wert. Warum kam kein Widerruf aus Holland? Warum?

Z.

*

Die Schande im Osten

Es ist mehr als beschämend, es ist eine Schande! Kein Mensch in Feindesland, stellen die „Berl. N. Nachr.“ fest, verlangt von uns, daß wir die Polen in den östlichen Provinzen schalten und walten lassen, als seien die Grenzen Preußens von der Landkarte gewischt. Ausdrücklich heißt es im Waffenstillstandsvertrag, daß wir unsere Heere im Osten nur hinter die bisher geltenden Grenzen des Reiches zurückzuziehen haben, ja, wir sind darüber hinaus verpflichtet worden, in den Ostsee- und in den Schwarzmeerländern Wache zu halten gegen den Bolschewismus. In der Rücksicht haben Deutsche und die in Odessa gelandeten Truppen der Entente als Verbündete zu gelten, — so ließ sich der Befehlshaber der Ententetruppen vernehmen. Den Polen freilich haben die Staatsmänner in London, Paris und Washington eine Extrawurst gebraten; sie haben sie als selbständige Nation anerkannt, und wir haben dem — gern — Rechnung getragen und Polen geräumt. Unter unrühmlichen Erscheinungen, deren Folgen unsere Besatzungstruppen zu tragen hatten und haben. Nirgendwo aber war die Rede davon, daß wir den Polen im preußischen Staatsgebiet Prokura zu geben hätten, die Grenzen Polens zu weiten und in Posen, West- und Ostpreußen und in Schlesien alles fix und fertig zu machen für die Loslösung polnischer und deutscher Gebiete vom Reich. Das ist die Aufgabe des sogenannten Teilgebietslandtags gewesen, und wir müssen ihm zugestehen, daß er ganze Arbeit geleistet, die Bewegung schwungvoll in Gang gebracht hat. Es ist für die Polen leicht, ihr Verhalten zu beschönigen. Sie geben vor, daß sie gar nicht daran denken, den Beschlüssen der Friedenskonferenz vorzugreifen, daß sie zunächst nichts weiter tun, als der polnischen Bevölkerung diejenigen Rechte zu schaffen, auf die sie Anspruch hätten als preußische Staatsbürger polnischer Zunge. Wir wissen natürlich, wie es gemeint ist, aber wir verlassen uns ganz auf Wilsons Anschauungen über die Polenfrage (Punkt 13

seines Programms) und übersehen geflissentlich, daß die Polen im Pariser Kabinett, nicht im Weißen Hause von Washington für ihren Frieden arbeiten. Und der sieht anders aus als der Wilsonfriede. Bezeichnend ist es hierfür, daß die Pariser Agentur Havas die Meldung bringt, daß die polnischen „Divisionen“, die sich aus in Amerika lebenden Polen gebildet haben, nach Le Havre abgereist seien, um von dort aus nach Danzig zu gehen, um die Provinzen Posen und Schlesien zu besetzen und ihr Hauptquartier in Posen aufzuschlagen. (Auch von einer polnischen Armee, die sich in Italien gebildet hat, wird berichtet, sie sei zur Besetzung Danzigs bereit! D. T.) Die taktischen Manöver der Polen werden sich zu gegebener Zeit in der Politik strategisch auswirken. Für diesen Moment heißt es bereit sein, und die Polen werden es sein. Darauf können wir sicherer bauen, als auf Wilson. Es kann als sehr wahrscheinlich gelten, daß die Politik der vollendeten Tatsachen auf der Friedenskonferenz eine hervorragende Rolle spielen wird. Was vollendete Tatsachen sind, sehen wir schon an gewissem Beispiel im Westen, soll es auch im Osten dahin kommen? ...

Wir hoffen, daß die Friedenskonferenz den Polen aufs Maul schlagen, daß Wilson mit seinen 13 Paragraphen gegen sie ins Feld rücken wird. Geben wir uns doch keinen Illusionen hin. Wenn wir den Polen erlauben, vollendete Tatsachen zu schaffen, wird die Friedenskonferenz gern bereit sein, sie anzuerkennen. Haben die Deutschen nicht Lust, ihr Volks- und Eigentum zu verteidigen, so muß ihnen doch selbst wenig daran liegen, — haben sie nicht die Macht dazu, dann ist das Beweis genug für die Notwendigkeit der Loslösung: so könnte die Rede lauten, die unsere Unterhändler auf der Konferenz zu hören bekommen werden....

In Danzig ankern englische Schiffe, englische Kommissare, vielleicht auch Journalisten, werden sich überall umschauen. Sie werden nur die Oberfläche sehen. Sollen sie den Eindruck erhalten, daß der Deutsche dort tatsächlich nichts mehr zu sagen hat, daß er nichts mehr zu sagen haben will?

*

Ludendorffs „Grundfehler“

Zu den neuesten „Enthüllungen“ des Grafen Czernin, der nach der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ (früher „Norddeutsche“) „den lebhaften Wunsch hat, wieder eine hervorragende politische Rolle zu spielen“, bemerkt die „Deutsche Tageszeitung“:

Czernin hebt die Höhe seiner politischen Weisheit gegenüber der von ihm so beurteilten Kurzsichtigkeit der deutschen Militärs, besonders Ludendorffs, hervor. Das ist in diesem Augenblicke überaus billig, wird aber vor der geschichtlichen Wahrheit nicht standhalten können. Der eigentliche Grundfehler, den Hindenburg und Ludendorff gemacht haben, und der sich schließlich als verhängnisvoll an sich und in seinen Folgen erwiesen hat, lag darin, daß sie nicht sofort, als sie an die leitende militärische Stelle gelangten, mit Bethmann Hollweg und seinem ganzen System vollständig und rücksichtslos aufräumten. Diesen Trägern der halben, unentschlossenen, nicht siegen wollenden Politik ist schließlich alles zum Opfer gefallen, einschließlich der Zermürbung des Frontgeistes durch Unentschlossenheit auf der einen, entschlossene revolutionäre Wühlerei auf der anderen Seite. Hier liegt die Wurzel alles Übels und alles Unheils, welche das Deutsche Reich und Volk betroffen haben.

Graf Czernin bedauert, daß Ludendorff kein politisches Gegengewicht von genügender Schwere gefunden habe. Wir bedauern, daß auf dem Reichskanzlerposten und im Auswärtigen Amt nicht starke und befähigte Männer gewesen sind, welche bewußt und entschlossen in derselben Richtung strebten, wie Ludendorff und Hindenburg. Dann wäre der Krieg vom Deutschen Reiche gewonnen worden, und zwar trotz dem damaligen Österreich-Ungarn und den dort leitenden Staatsmännern und trotz dem Kaiser Karl.

Ein Lichtblick

In dieser Zeit maßloser nationaler Zerfahrenheit wirkt es wahrhaft herzerfrischend, mit welcher Energie die Deutschen in der Ostmark selbst ihr Schicksal in die Hand nehmen, nachdem sich deutlich gezeigt hat, daß von der Regierung ein tatkräftiges Eingreifen nicht zu erwarten ist. Ein deutscher Provinzialvolksrat hat sich gebildet und ist entschlossen, mit, wenn es nicht anders sein kann, gegen die Regierung die schlummernden Kräfte des Widerstands zu erwecken. Der Regierungsvertreter Herr von Gerlach ist mit seinen verwaschenen Ausgleichsvorschlägen an die unrichtige Adresse geraten. Ein Abgesandter des Volksrates hat dem deutschen Minister Hirsch auf seine Frage, ob den Deutschen in der Provinz Posen vielleicht ein Beirat als Hilfsorgan der Regierung willkommen wäre, geantwortet: Den würden wir sofort beim Kragen fassen und an die Luft setzen. Die Deutschen verlangen von der Regierung weiter nichts, als daß sie die offenbare Vergewaltigung der deutschen Minderheit — stellenweise ist es sogar die deutsche Mehrheit — durch die Polen nicht länger duldet.

Die Deutschen sind, wie sich der „Berl. Lokal-Anz." berichten läßt, entschlossen, die Regierung dazu zu zwingen, daß sie ihre Pflicht tut, denn sie fühlen sich gerade auf Grund ihres Deutschtums zu gut dazu, um den neuen polnischen Machthabern, die den Sozialismus lediglich für ihre nationalen Zwecke mißbrauchen, sozusagen als Kanonenfutter zu dienen. Sie leben auf einem durch deutsche Kulturarbeit von Jahrhunderten geheiligten Boden, und wenn man in Berlin nicht empfindet, was es heißen will, diese 800000 Deutsche einfach aus angestammtem Besitz zu entwurzeln, in der Provinz Posen ist, nach vorübergehender Zurückdrängung des deutschen Nationalbewußtseins, der starke Wille zum Eigenleben mit elementarer Gewalt wieder erwacht. Und man will es doch einmal darauf ankommen lassen, ob eine deutsche Regierung ihre eigenen Landeskinder einer Fremdherrschaft ausliefert, oder ob sie sich noch rechtzeitig auf ihre Pflicht besinnen wird. Jedenfalls: die Anfänge der Bewegung sind nicht zu unterschätzen. Schon sind in der Stadt Posen von 65000 Deutschen rund 35000 dem deutschen Volksrat handschriftlich beigetreten, darunter mehr als die Hälfte Frauen. Sollte der Friedenskongreß zur Lostrennung von Teilen der Ostmark führen, so soll wenigstens dafür gesorgt werden, daß der sehr bedeutenden deutschen Minderheit nicht bloß ihre Rechte auf dem Papier zugesichert werden, sondern daß sie einen festen organisierten Volksbestandteil bildet, über dessen Lebensinteressen keine Regierung hinweggehen kann — auch keine polnische Regierung.

*

Verraten und verkauft

Die militärische Besetzung Deutsch-Böhmens ist nunmehr vollzogene Tatsache — ein Schauspiel, für dessen erschütternde Tragik in Berlin, wo die Aktionsfähigkeit nicht einmal bis zum Vorort Neukölln reicht, nicht das mindeste Verständnis aufgebracht wird. Mit rücksichtsloser Härte verfolgen die Eroberer das Ziel, durch Kohlensperre und Aushungerung die deutschböhmische Bevölkerung, die schon im Kriege Unsagbares gelitten hat, vollends zu zermürben. Mit denselben verbrecherischen Mitteln wollen sie die Abtretung bzw. den Verzicht Deutsch-Österreichs auf Deutsch-Böhmen von den Wiener Stellen erpressen. Ein bewaffneter Widerstand ist so gut wie ausgeschlossen. Deutsch-Böhmen hat seine Manneskraft dem Hause Habsburg geopfert, der Tscheche, der das ehemalige Vaterland schamlos verraten, der weitab vom Schuß geblieben, steht heute stark und unversehrt da. Die 3½ Millionen Deutschen in Böhmen und Mähren sind rettungslos in seine rohe Gewalt gegeben. Die deutsche Volksregierung, wenn man die sich ständig befehdenden beiden Redeklubs so nennen darf, schließt Lieferungsverträge mit den Tschecho-Slowaken ab, als ob die verzweifelte Not der deutschen Brüder ihnen völlig „schnuppe", nicht einmal eines papierenen Protestes wert sei.

Wie die „Deutsche Ztg." aus zuverlässigen Quellen wissen will, trägt sich die Entente mit dem Gedanken der Errichtung eines österreichischen Föderativstaates, der die Tschecho-Slowaken, die Madjaren, Südslawen und — Deutsch-Österreicher unter dem Zepter des Kaisers Karl umfassen soll. Denn um den Preis der Eingliederung der Deutschen Böhmens, Mährens und Schlesiens in den tschecho-slowakischen Staat haben Masaryk und Genossen auf die republikanische Regierungsform verzichtet, wozu bemerkt werden mag, daß die monarchische Gewalt der Habsburger allerdings auf eine bloße Repräsentation beschränkt werden würde.

Wenn dem so ist und es in diesem Stile weitergeht, sind wir auf dem besten Wege, uns durch unsere sträfliche Passivität die letzten Möglichkeiten für eine bessere Zukunft abzuschneiden. Schuld daran tragen die Männer, die über öden Katzbalgereien die Gelegenheiten zu entscheidenden Schlüssen verpaßten — vielleicht aber, ihrer ganzen Natur nach, den nun einmal unerläßlichen Mut dazu nicht aufbringen konnten.

*

Deutsche Hunde

Der Soldatenrat der Armee und Marine Libau erläßt in der „Libauschen Zeitung" eine Kundgebung, die — in einem hier nicht näher zu behandelnden örtlichen Zusammenhange — folgende Tatsachen feststellt:

„Feststellen wollen wir ausdrücklich, daß die deutsche Verwaltung während der Okkupationszeit sämtliche von den Russen bei ihrem Abzug zerstörten Betriebe, Docks, Brücken usw. wiederhergestellt und der Stadt in betriebsfähigem Zustande übergeben hat. Ferner werden sämtliche neugebauten Eisenbahnen betriebsfähig übergeben. Es gaben auch die Mitglieder der Kommission, soweit sie der Stadtverwaltung und dem Arbeiterrat angehörten, ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, daß sie alles in mustergültigem Zustande antrafen. Ebenso wie bei den Materialien haben wir auch bei den Kohlen und Lebensmitteln das weitgehendste Entgegenkommen gezeigt."

Was war der Dank des lettischen Arbeiterrats für diese schon mehr als großmütige Handlungsweise? Streiks und Demonstrationen, Fahnen mit Inschriften: „Nieder mit der deutschen Okkupationsmacht!" Rufe: „Nieder mit den deutschen Hunden!"

„Deutsche Hunde" sind wir in der ganzen Welt, nicht mehr nur im Auslande, sondern auch in den vom Feinde besetzten Gebieten der eigenen Heimat, denen bald andere Heimatsgebiete und vielleicht das ganze Deutschland folgen werden, — „so weit die deutsche Zunge klingt". Das — besetzte — „Vaterland muß größer sein". Wem danken wir das? Letzten Endes doch der eigenen polizeiwidrigen politischen Dummheit, Schwäche und Feigheit. Zivilcourage findet man in Deutschland nur noch bei den Liebknechtleuten und Spartaciden, bei Verrückten und Verbrechern. Das Bürgertum schläft den Schlaf „behaglicher Verzweiflung", und die Ebert-Scheidemann-Regierung droht mit geballten Fäusten — in der Hosentasche, hält sich eine „Republikanische Wehr" von 10000 Mann, deren § 1 der Wehrverfassung lautet: „Von der Waffe darf unter keinen Umständen Gebrauch gemacht werden." Gr

*

Der Traum von unseren „blauen Jungens"

In der „Süddeutschen Zeitung" schildert Korvettenkapitän Frhr. v. Forstner, im Kriege Kommandant von U 28, zurzeit 1. Offizier des Kl. Kreuzers „Königsberg"-Wilhelmshaven, in streng abwägender, unparteiischer Untersuchung, „Wie alles so kam". Was irgend nur zugunsten der Mannschaften, zum psychologischen Verständnis, zur Entschuldigung ihrer Handlungsweise sich geltend machen läßt, wird betont vorgeführt, Verfehlungen von Vorgesetzten und andere Mißstände werden keineswegs verschwiegen, wenn auch nicht nach üblem Muster verallgemeinert. Und doch — die Schuld läßt sich nicht abwaschen, das Unheil nicht wieder gutmachen. Das Bild, as wir von „unseren

blauen Jungens“ in stolz und warm vertrauendem Herzen trugen — es war ein Traumbild. Geworden vielleicht. — Der folgende für den Verfasser unverbindliche Auszug bedeutet im Rahmen des Ganzen nur einige lose aneinandergereihte Absätze:

Wir können annehmen, daß der größte Teil unserer Mannschaften an den ihnen immer vorgeredeten internationalen Charakter der Bewegung glaubte. So konnte ein äußerer Anlaß, der durch geschickte Agitation als Durchkreuzung dieser internationalen Verbrüderung ausgelegt wurde, hier leicht dem Faß den Boden ausschlagen.

So kam es auch, als die Flotte sich zu einer Unternehmung auf Schillig-Reede vor Wilhelmshaven Ende Oktober d. Js. versammelte, die, wie wir jetzt gehört haben, als Entlastungsbewegung für den rechten Flügel unserer Armee bei Räumung der belgischen Küste und des Hinterlandes dienen sollte. Die Zusammenziehung unserer Flotte konnte nicht verborgen bleiben; schnell waren Gerüchte aller Art über ein beabsichtigtes verzweifeltes Einsetzen unserer Schiffe unter den Mannschaften verbreitet.

Jetzt setzten die trübsten Stunden und Tage unserer Marine ein. Niemand wird sie vergessen, der sie mit durchmachen mußte!

Meutereien brachen aus, und die geplante Unterstützung für unsere Brüder zu Lande konnte nicht durchgeführt werden.

Wir mußten mit Tränen in den Augen einen dicken Strich tun unter unsere Marinegeschichte, und Deutschland mußte all sein Hoffen und seine Liebe, die es auf seine Flotte und seine blauen Jungens gesetzt hatte, zu Grabe tragen. —

Es lag fraglos bei den weitaus meisten Leuten der fanatische Glaube an die Internationale der Auflehnung zugrunde, während der Gedanke an ihr teures eigenes Leben weiche Gemüter mit auf deren Seite zog....

Niemals wird unsere Armee es vergessen, daß die Marine in der Heimat ihr in der kritischen Stunde, kurz vor dem Abschluß des Waffenstillstandes, in den Rücken fiel, und niemals wird das Vaterland es seiner Marine verzeihen können, daß dieses gerade zu jener Zeit erfolgte, so daß unsere Feinde, pochend auf die zusammengebrochene deutsche Seemacht, uns diese harten Waffenstillstandsbedingungen auferlegen konnten, unter denen unser Volk jetzt schmachtet....

Die Führer der Bewegung müssen das bald ja selbst einsehen. — Sie haben sich verrechnet, falls sie wirklich mit dem internationalen Übergreifen auf unsere Feinde rechneten, sie haben nie zu sühnende Schuld auf sich geladen, falls sie die Massen köderten mit unwahren Gerüchten über Zustände bei unseren Feinden, an die sie selbst nicht glaubten!

Allmählich kommt schon die Ernüchterung der Gemüter.

Foch ist nicht ermordet, sondern diktiert uns mit der größten Kaltblütigkeit des rücksichtslosesten Siegers die härtesten Bedingungen.

Die englische Flotte ist so intakt und kampfbereit wie je zuvor, mit diesem Gefühl kehren alle unsere Mannschaften zurück, die jetzt mit Teilen der englischen Seemacht in Berührung kamen. Ich selbst hatte schon zweimal Gelegenheit, seit Abschluß des Waffenstillstandes Teile der englischen Flotte zu beobachten, und kann dieses nur bestätigen.

Es wird auch die Zeit kommen, da die Hauptschreier sich ihres jetzigen Verhaltens schämen werden, und die Zeit ist schon da, wo unsere Brüder der Armee sich bei der Marine dafür bedanken, daß sie nach jahrelanger harter Kriegsarbeit daheim jetzt kein ruhig friedlich Haus vorfinden, um ausruhen zu können von allen Kriegsmühen der letzten Jahre.

Von vielen unserer Seeleute habe ich es schon persönlich gehört, daß sie jetzt im Binnenlande von feldgrauen Kameraden beschimpft, ja auch tätlich angegriffen wurden wegen des Verhaltens der Marine.

Dieses hat natürlich oft die Falschen betroffen, die nichtsahnend von ihrem schon vor Eintritt der Ereignisse angetretenen Heimatsurlaub zurückkehrten. Teilweise konnten sich diese dann vor weiteren Belästigungen

nur durch Anlegung von Zivilkleidern retten. Es muß hier auch erwähnt werden, daß viele Agitatoren jetzt im Lande herumreisen, die sich unberechtigt Marineuniformen verschafft haben. Es liegen Beweise dafür vor, daß Marineuniformen von solchen Leuten zu hohen Preisen gesucht und leider auch von einigen Mannschaften für diese Zwecke verkauft wurden...

Ein unerklärlich Wort hat neulich der Kapitän z. S. a. D. Persius in einem Artikel ausgesprochen: „Die deutschen Matrosen leisteten durch ihre Tat (Meutereien) dem Vaterlande unschätzbare Dienste!" Herr Kapitän Persius, sollten Sie dieses wirklich glauben?...

*

Gleiches Recht für alle?

Der Berliner Vollzugsrat, der die agitatorische Hetze des Spartakusbundes in Wort und Schrift schweigend duldet und selbst tätlichen Übergriffen schlimmster Art mit verschränkten Armen zusieht, hält es auf der andern Seite für angebracht, scharfe Maßnahmen gegen diejenigen Kreise anzudrohen, die sich die Bekämpfung des jüdischen Einflusses angelegen sein lassen. Hier wird also ganz offen ein Ausnahmerecht für das Judentum verkündet. Der Jude, der sich herausnimmt, in alle und jede Angelegenheit seine Nase zu stecken, der oft in der einseitigsten und verletzendsten Form seine Interessen vertritt und seine subjektive Meinung den anderen Volksgenossen förmlich mit Gewalt aufzudrängen trachtet, beansprucht für sich selbst völlige Immunität verlangt nicht mehr und nicht weniger, als daß er, der Jude, von Gesetzes wegen außerhalb jeder kritischen Beleuchtung gerückt werde! Wir sehen, welchen lieblichen Zuständen wir unter einer vorwiegend jüdischen Regierung entgegentreiben.

An einer Berliner höheren Schule hat ein Schülerbund in einem Flugblatt die Bekämpfung des Internationalismus und die Hochhaltung der alten deutschen Ideale gegenüber fremden Einflüssen als erstrebenswert bezeichnet. So hat sich nun die derzeitige Regierung die Schülerräte nicht gedacht. Jede Äußerung nationalen Empfindens bei unserer Jugend riecht nach Gegenrevolution und Antisemitismus. Das „Berl. Tagebl." schreit Zeter und Mordio, und der verängstigte Direktor hat nichts Eiligeree zu tun, als diesen „tendenziösen" Schülerbund sofort pflichtschuldigst aufzulösen.

So sieht die Freiheit aus, die sie meinen!

*

Harakiri

14. Dezember 1918. Großer Erfolg der deutschen Republik! Der Waffenstillstand verlängert. Deutscher Schiffsraum für Lebensmittelversorgung — hurra! Die „Deutsche Zeitung" besieht sich das „Objekt" bei Licht und kommt zu folgendem Befunde:

Erst hat die Entente uns die Waffen und die Kriegsflotte weggenommen, dann nimmt sie uns das Eisenbahnmaterial weg, alles hübsch nacheinander mit kleinen Zugeständnissen, die die edle Menschlichkeit der verbündeten Völker im schönsten Lichte erstrahlen läßt, und nun hat sie einen begreiflichen Hunger auf die 2½ Millionen Tonnen Schiffsraum, die noch in deutschen Häfen liegen. Um diese zu bekommen, hängt man sich wieder das Mäntelchen christlicher Nächstenliebe um, indem man erklärt, den Schiffsraum nur verwenden zu wollen, um Deutschland mit Lebensmitteln zu versorgen. Es sind doch gute Kerls, die Herren Foch und Genossen; sie können das Hungerelend, das sie verschuldet haben, nicht mehr mit ansehen, und das deutsche Volk wird erleichtert aufatmen in der Meinung, daß die Entente doch viel besser sei als ihr Ruf. Wär's nicht einfacher gewesen, man hätte die Blockade aufgehoben und der deutschen Flotte gestattet, Lebensmittel aus Nord- oder Südamerika, wenn auch in rationierter Menge, hereinzubringen? In Wirklichkeit steht die Sache so: die Entente sucht nach einem Vorwand, uns die Handelsflotte zu nehmen, und dieser Vorwand ist die Lebensmittelversorgung Deutschlands. Möglich, daß man uns, um den Schein zu wahren, auch etwas Lebensmittel gibt, um nicht sogleich das Fell

abzuziehen und sich um künftigen Profit zu bringen; aber wer im Ernst glaubt, daß wir jemals diese Handelsflotte wiedersehen werden, der ist ein politisches Kind.

Es ist Herrn Foch jedenfalls sehr schmerzlich, für seine Menschenfreundlichkeit noch eine Gegenforderung stellen zu müssen, nämlich das Recht zur Besetzung der sogenannten „neutralen Zone“. Aber mit blutendem Herzen muß der edelmütige Mann die Forderung stellen. Zufällig umfaßt die „neutrale Zone“ den Rest unseres großen Industriebezirks mit Essen und anderen gesegneten Städten, mit anderen Worten: unsere ganze Schwerindustrie wird unter die Aufsicht der Entente gestellt und hat von jetzt an für die Entente zu arbeiten. Da macht man nicht viel Federlesen mit den A.- und S.-Räten. Wer nicht pariert, wird eingesteckt, und die Kugeln sitzen den Franzosen verteufelt locker in den Läufen. Auf diese Weise sorgt man für „Ordnung“ in Deutschland, und es ist ebenfalls ein merkwürdiger Zufall, daß diese Ordnung mit dem künftigen Profit der Entente zusammenfällt. Unsere Schwerindustrie kann also durch den wackeren Spartakus und seine Geistesverwandten bei den Unabhängigen nicht mehr ramponiert werden, d. h. die Millionen deutscher Sklaven im Westen haben im Schweiße ihres Angesichts für die Entente zu arbeiten, die sich auf diese Weise die Kriegsentschädigung sichert. Das ist der tiefe Sinn der neuen Waffenstillstandsbedingungen.

Das danken wir der Revolution. Das Chaos in Deutschland hat die Entente ängstlich gemacht. Sie sagt sich, daß das jetzige Deutschland beim besten Willen keine vernünftige Kriegsentschädigung zahlen kann. Sie nimmt an, daß der Wirrwarr im Reiche bedeutende Fortschritte machen wird und so das Fell, das man scheren wollte, davonschwimmt. Dem mußte vorgebeugt werden; darum sicherte man sich den deutschen Westen und die Handelsflotte. Im übrigen wird es den menschenfreundlichen Herren in Paris und London ziemlich gleichgültig sein, wenn der Sozialismus das Deutsche Reich endgültig in Stücke schlägt. Dieser wundervolle Zustand restloser Ohnmacht ist unseren Nachbarn ja nur erwünscht.

*

Herrn Adolf Hoffmanns Befähigungsnachweis

Wie war es möglich, so wird aus Universitätskreisen geschrieben, daß man jemand an die Spitze des Unterrichtswesens stellte, an dem die Volksschule mit so wenig Erfolg gearbeitet hat, daß er nicht einmal richtig sprechen und schreiben kann! Damit nicht genug, hielt er es sogar für angezeigt, als er sein Amt antrat, vor den versammelten Räten seines Ressorts auf diese Mängel noch ausdrücklich hinzuweisen. Wenn er diese der Schule zur Last legte — das tut bekanntlich jeder Schüler, der nichts leistet —, dann ist ihm, wenn wir nicht irren, bereits im Abgeordnetenhause erwidert worden, daß es genug Leute gibt, die keinen besseren Unterricht genossen haben wie er und doch ein durchaus korrektes Deutsch sprechen. Wenn er da versagt hat, dann liegt das also nicht an der Schule, sondern an ihm. Vollends die Höhe ist es, wenn er diese Mängel mit der Versicherung abtun zu können glaubt, er habe ein warmes Herz für das Unterrichtswesen. Wir möchten den giftigen Hohn hören, mit dem er über einen konservativen Kultusminister hergefallen wäre, der etwas Ähnliches gesagt hätte. Auf das Herz kommt es da weniger an, als auf den Verstand und die Kenntnisse. In Universitätskreisen und in allen Unterrichtsanstalten ist es jedenfalls nicht gebräuchlich, den durchs Examen zu lassen, dessen Kenntnisse versagen, wenn er versichert, er habe aber ein warmes Herz für das Fach, von dem er nichts versteht. Vielleicht wird das unter dem neuen Herrn anders.

*

Zeitgemäßes Schulidyll

Adolf Hoffmanns phantastische Schulreform treibt ihre ersten wunderholden Blüten, wie die folgende — durchaus seriöse —

Zeitungsmeldung beweist: „Zehn Gymnasiasten der Unterprima bis Obertertia in Schrimm bildeten einen Schülerrat. Gymnasialdirektor Wunderach wurde als Oberhaupt der Schulgemeinde anerkannt und belassen."

Wurde er? Welch ein erkleckliches Maß von Wohlwollen und Herablassung?

So gehen Karlchen Mießnicks kühnste Träume in Erfüllung.

*

Als hätten wir gesiegt

Achtung! Achtung!

Pulverarbeiter Düneberg!

Am Montag, 2. Dezember, findet in beiden Sälen des St. Georg. Gesellschaftshaus, Besenbinderhof 9 (Inh.: Beck) der

1. große Ball

für sämtliche Angestellte der Fabrik statt, wozu alle Freunde und Bekannte eingeladen sind. Verbunden mit Saalpost, Saalpossen, Polonaisen, Gesellschaftsspielen, Überraschungen und sonstigen Belustigungen. Erstklassige Musik. Sektbar im oberen Saal.

So ist es recht. Bloß nicht geniert, Herrschaften. Immer rin ins Vergnügen. Großer Jubel und Trubel. Die Sektpfropfen knallen — —

Und der Henker steht vor der Tür.

Ein schönes Stücklein Nächstenliebe

Im Staatsanzeiger für Württemberg vom 5. ds. findet sich eine öffentliche Zustellung und Ladung, laut welcher die Erben einer Witwe L., ein Sohn und 3 Töchter, sämtlich in besten Verhältnissen, darunter ein Fabrikant und eine Fabrikantenfrau, vertreten durch nicht weniger als 3 Rechtsanwälte, klagen gegen einen Herrn N. N., zurzeit beim Landsturmbat. XIII, 10 und dessen Ehefrau auf Bezahlung rückständigen Mietzinses im Betrag von 54 ℳ 41 ₰ nebst 4% Prozeßzinsen und auf Tragung der Kosten des Rechtsstreits.

Wenn die Kläger recht behalten, was nicht zweifelhaft ist, werden sie jedes um 13 ℳ 32¾ Pfennig nebst einigen weiteren Pfennig Prozeßzinsen reicher sein, die Beklagten um 200 oder mehr Mark ärmer.

Sollte man nicht für die armen Erben eine öffentliche Sammlung veranstalten, damit sie auf einfacherem, christlicherem Weg zu ihrem Geld kommen und von ihrem Opfer ablassen? Oder haben diese Erben unter ihren verschiedenen Kaminen, Fabrikkaminen, nicht eines, in das sie den ganzen Bettel schreiben könnten? Und so etwas in solcher Zeit! Ja, die bessere Gesellschaft! G. R.

An die Türmerleser!

Um in engerer Fühlung mit den Ereignissen zu bleiben, entschlossen wir uns im Oktober 1914, den Türmer während der Kriegsdauer in entsprechender Raumverteilung als Kriegsausgabe halbmonatlich erscheinen zu lassen. Der Türmer kann heute seine Aufgabe, eine Kriegschronik eigenen Stils zu geben, als abgeschlossen betrachten. Wir glauben daher den Wünschen unserer Leser entgegenzukommen, wenn wir mit dem vorliegenden Heft zur altvertrauten Form der Monatsschrift zurückkehren und damit auch wieder den Unterhaltungsteil sowie die Kultur- und Kunstfragen in ihre alten Rechte einsetzen. Daß die politischen Vorgänge uns dessen ungeachtet wohlgerüstet auf dem Posten finden werden, bedarf keines Wortes. Der Türmer.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Leuchtende Stunden — Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer



XXI. Jahrg. Februar 1919 Heft 8

Wie kommen wir aus Schande und Elend heraus?

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Ich sehe für die nächste Zeit nur steigende Schande und steigendes Elend. Die Schande ist ja schon so hoch gestiegen, das Gefühl dagegen so abgestumpft, daß der paradoxe Zustand eingetreten sein müßte, in welchem mit dem Höhepunkte auch der Tiefpunkt erreicht ist. Aber das wirtschaftliche, das physische Elend kann noch gesteigert werden oder sich in gesteigerten Maßen auswirken. Einem physisch so erschöpften Volke wird aber dann jede Schande zugemutet werden dürfen, wenn ihm nur sein nacktes Leben gefristet wird, und es wird dabei nicht einmal mehr ein Gefühl für die Schande aufbringen. Groß ist die „neutrale Zone“ nicht, die uns von diesem Zustande noch trennt.

Hier besteht eine Wechselwirkung: ohne den physischen Zusammenbruch wäre der moralische nicht gekommen, ohne den moralischen nicht der physische. Ich möchte aber den moralischen an die erste, die entscheidende Stelle setzen. Kein anderes Volk hätte es, auch nach denkbar schwersten Niederlagen, in denkbar schwerster Notlage fertig gebracht, gerade diese Lage „auszunützen“, nur um sich mit Recht oder Unrecht — die Frage scheidet ja hier völlig aus — von seinen eigenen Führern zu „befreien“, an ihnen sein Mütchen zu kühlen, ohne auch nur sich

Rechenschaft darüber abzulegen, daß es sich damit in die niedrigste Knechtschaft Fremder begibt. Wäre diese Handlung nur gegen die Fürsten und das herrschende „System" gerichtet gewesen, — man brauchte sie noch nicht als treulos zu bezeichnen. Aber das deutsche Volk hat sich selbst an seine Feinde verraten und verkauft, und das ist die schwerste Untreue. Ein Volk kann die Treue gegen seinen Fürsten brechen und doch die höchste Treue wahren, wenn der Fürst ihm nicht die Treue hält, wenn er ihm ansinnt, untreu gegen sich selbst zu werden. Dieses Verbrechen hat dem Volke kein Fürst zugemutet, der blinde Hödur hat es aus sich selbst begangen.

Das ist ein schlimmer Charakterfehler, hier offenbart sich wieder, daß, was an Charakter im deutschen Volke ist, nicht der Charakter seiner Mehrheit, seiner breiten Massen, sondern der Charakter einer Minderheit von Überragenden ist, und daß das deutsche Volk ohne diese Eigenwüchsigen und Geradegewachsenen ein charakterloses Volk wäre.

Welches Volk hat je solche Revolution gemacht? Frankreichs revolutionäre Heere fegten die europäischen Großmächte vor sich her, Englands Revolutionen folgte Englands Aufstieg zum Weltreich. Die deutsche Revolution stürzt sich mit widernatürlicher Wollust auf die eigene Wehrmacht und ruht nicht, bis es diese eigene Macht zu Wasser und zu Lande kurz und klein geschlagen, sein Kaiserreich, eine der gewaltigsten und segensreichsten Schöpfungen der Weltgeschichte, zertrümmert, sich bis aufs Hemde entwaffnet, bis auf die Schamteile entblößt hat, um dann — unter den klatschenden Peitschenhieben des Feindes vor ihm auf den Knien zu rutschen, sie um Gnade und Barmherzigkeit anzuflehen, ein Stückchen Brot von ihnen zu erwinseln. Aber wie gefoppte japsende Hunde muß sie immer wieder vergeblich nach dem nur mimisch zugeworfenen Bissen schnappen! — Frankreichs und Englands Revolutionen läuteten gesteigertes Leben, Weltgeltung ihrer Völker ein, die deutsche Revolution läutet das Armsünderglöcklein dem Gerichteten auf dem Schinderkarren, dem seinen Henkern ausgelieferten deutschen Volke.

Der Charakterfehler ist einmal da, ist eine Tatsache, und nichts wäre verkehrter, als sie zu beschönigen oder zu verschleiern. Denn nur, wenn wir diese Tatsache in unser Bewußtsein aufnehmen, sie unseren Bemühungen für eine Rettung unseres Volkes, für seine Zukunft zugrundelegen, dürfen wir hoffen, daß sie zum Ziele führen. Die „oberen" Klassen haben das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit teils gründlich überschätzt, teils noch gründlicher unterschätzt. Die einen haben ihm romantische Tugenden angedichtet, die es nur in idealisierenden Heldenliedern gibt, die anderen es als in Untertänigkeit zu erhaltendes Erziehungs- und Regierungsobjekt gängeln wollen, wenn es auch längst aus diesem „Schneider" heraus war. Der Irrtum der einen war immerhin ein schöner, der anderen — weniger schön. Er äußerte sich in einem naiven, gar nicht böswilligen, selbstsicheren Überlegenheitsgefühl, das leider nicht immer von Anmaßung und Hochnäsigkeit frei war. Das waren atavistische Vorstellungen, daher entschuldbare, aber solche Vorstellungen sind keine gottgewollten ewigen Abhängigkeiten, sie lassen sich in einem Menschenalter ganz hübsch abgewöhnen, und

wenn das nicht geschieht, so liegt es an der selbstzufriedenen Bequemlichkeit oder Anmaßung des Subjekts und an der Stumpfheit und Belastungsfähigkeit des Objekts. Daß auch diese ihre Grenzen haben, und daß das „Objekt" Volk dieser Grenzen sich immer deutlicher bewußt wurde, das konnte freilich nur eine Politik verkennen, der in ihrer kurzgestirnten Gottähnlichkeit nie bange wurde.

Man braucht nicht Rätsel zu raten, um zu wissen, daß die Träger dieser Politik in erster Reihe die Konservativen (im Parteisinne) waren. Es liegt mir nun nichts ferner, als heute, wo wir Vertreter des nationalen Gedankens nicht nur auf engste Arbeitsgemeinschaft angewiesen sind, sondern auch die Konservativen neue, aussichtsreichere Wege betreten, ihnen Vergangenes nachzuwerfen. Nie soll ihnen auch vergessen werden, daß sie im ganzen Kriege unerschüttert dem deutschen Volke und Vaterlande die Treue gehalten, ihm aber auch persönliche Blutopfer gebracht haben, die von keiner Seite in den Schatten gestellt werden. Aber da ich hier auf ein Stückchen selbsterlebter Zeitgeschichte komme und weil man sich begangene schwere Irrtümer gar nicht hart genug ins Bewußtsein hämmern kann, so muß ich doch bekennen, daß mir jene Kurzsichtigkeit nur zu oft in schier legendenhafter Selbstbeharrung entgegengetreten ist. Wo bleibt heute Herr von Heydebrandt, der damals so bewunderte Führer der Konservativen, der „ungekrönte König von Preußen"? Ich meine das nicht persönlich, ich nenne ihn nur als den typisch hervorragendsten Vertreter der inneren konservativen Politik. Ein so kluger, wohlmeinender Mann und doch eingeengt in Anschauungen, die ich in mancher lebhaften Auseinandersetzung mit befreundeten Konservativen eben nur als — kurzsichtig bezeichnen konnte. Aber dagegen war nicht anzukämpfen, ebensowenig wie gegen manche anderen asketischen Absonderlichkeiten. Als ich als junger Student im Kreise von Kommilitonen, Trägern ältester Namen aus Preußens ruhmreichster Geschichte, späteren hohen Regierungsbeamten, die bescheidene Meinung äußerte, Literatur und Kunst seien sozusagen doch auch recht wichtige Gebiete, wurde ich mit nachsichtigem Lächeln unter einmütiger, „aber ganz selbstverständlicher" Zustimmung aller Anwesenden belehrt: das seien doch keine Dinge für ernsthafte Leute, seien Allotria, ganz nett zum Zeitvertreib, aber eben keine seriöse Beschäftigung für Leute, die dem *Staate* dienen wollten.

Nirgends stand die geistige, die literarisch-künstlerische Arbeit so tief im Kurse wie bei den Blättern konservativer Bedingtheit, nirgends wurden so elende Honorare gezahlt. Was Wunder, wenn da der für die Verbreitung und den Einfluß der Zeitungen so wichtige unterhaltende und belehrende, der künstlerische und wissenschaftliche Teil, das „Feuilleton" nicht in Wettbewerb mit den liberalen, den sogenannten „jüdischen" Blättern treten konnte, daß die (ihnen gar nicht strittig gemachte!) geistige Führung von diesen Blättern übernommen wurde, daß der Bücher- und Kunstmarkt, der Theaterbetrieb Domänen des „Judentums" wurden? Die „jüdischen" Blätter *bezahlten* ihre Mitarbeiter anständig, die „Juden" *kauften* Bücher und Kunstwerke, das „jüdische" Publikum *füllte* die Theater, widmete ihnen regste *tatkräftige* Teilnahme. Daß „die Juden" das nur aus boshafter schlauer Berechnung taten, um diese Gebiete unter ihre Herrschaft zu bringen, ist eine wohlfeile antisemitische Phrase. Nein, sie brachten eben mehr

tatkräftiges geistiges Interesse auf. Wenn sie dann ihren Einfluß in ihrem Sinne nützten, — der Gegenseite blieb das ja auch unbenommen.

Das ist keine Abschweifung, das ist eine Grundlegung. Bevor wir gerade und sicher bauen, müssen wir den Boden kennen, auf dem wir bauen wollen, müssen wir erkennen, warum unsere bisherigen Bauten so jämmerlich in Schanden zusammengekracht sind. Wir haben eben nicht an der richtigen Stelle und nicht mit den richtigen Mitteln, wir haben zu einem Teil Wolkenkuckucksheime in die blaue Luft gebaut, zum anderen nicht darauf geachtet, daß, wenn wir nicht selbst für taugliches Material, für Luft und Licht sorgten, notwendig der Schwamm sich im Hause einnisten mußte. Wir haben, immer in dieser gegenseitigen Entferntheit, nicht verständnisvollen Ergänzung, zu einem Teile dem Volke mit einem unerschwinglichen Übermaße von „nationalem“, „patriotischem“, „monarchischem“ und anderem Idealismus in den Ohren gelegen, ohne uns dessen bewußt zu werden, daß diese „Ideale“ im Zeitalter von Neu-Byzanz durch gedankenlosen, bis zur Bewußtlosigkeit getriebenen Mißbrauch längst zur abgegriffenen, nicht einmal echten Scheidemünze entwertet waren; zum anderen Teile uns um das Volk nur durch die hergebrachten Erziehungsmethoden des Schul- und Militärzwanges, der verwaltungsbehördlichen und polizeilichen Verordnungen und Bevormundungen und — des Steuerzettels gekümmert. Gewiß, nützliche und notwendige Dinge, soweit es sich nicht um die bekannten verwaltungsbehördlichen und polizeilichen „Techniken“ handelte, die Armeen „Vorbestrafter“ aus der deutschen Erde stampften und sich bis auf die Notdurft der Droschkenkutscher erstreckten, als welche unter gewissen paragraphierten Umständen unter *keinen* Umständen verrichtet werden durfte. Aber schließlich üben diese schönen Dinge noch keine werbende Kraft auf die Seele des Menschen aus. Gewiß, man sorgte für Brot und Bildung, das Brot wurde jeden Tag, sogar zwei- bis dreimal täglich frisch gebacken, die Bildung war etwas altbacken trocken, vorschriftsmäßig loyal, sonst aber „objektiv“ bis zur Selbstverneinung. Was fehlte, war die *persönliche Fühlung* und die *geistige Führung*.

Hier setzten die anderen ein. Sie übernahmen mit der persönlichen Fühlung auch die geistige und damit die *politische* Führung der breiten Massen. Auf diesem Wege ihnen zu folgen, lag den herrschenden Klassen nicht. Fühlten sie sich zu vornehm oder ihrer Herrschaft zu sicher, oder waren sie — grundsätzlich entschlossen, der Arbeiterklasse und der nun einmal nicht aufzuhaltenden Entwicklung keinerlei Zugeständnisse zu machen? Den *geistigen* Kampf mit ihren Widersachern verschmähten sie, sie zogen den Kampf mit dem erprobten Knüppel der Staatsgewalt vor. Da haben Verwaltungsbehörden und Polizei blind darauflosgeschlagen, nur Frau Justitia lüpfte unterweilen diskret, manchmal schon recht indiskret ihre Augenbinde. Es *gab* eine Klassenjustiz, Arbeiter wurden „wegen Meineids“ ins Zuchthaus gesteckt, deren Unschuld, nachdem sie ein Jahrzehnt im Zuchthause gesessen und sich vergeblich nur um ein Wiederaufnahme-Verfahren bemüht hatten, endlich sonnenklar erwiesen wurde. Was bei der Frau aus dem Volke als gemeiner Diebstahl geahndet wurde, galt bei den „vornehmen“ als „Kleptomanie“. Von oben aber fielen unbedachte — böse Worte...

Das alles war doch längst vergessen? — Die herrliche Erhebung August 1914 — das Kaiserwort: „Ich kenne keine Parteien mehr“? Mehr! Das ist es! Warum nicht früher? — Es war eben nicht vergessen, denn so was vergißt sich nicht so leicht, es war nur für eine begrenzte, durch äußere Erfolge bedingte Frist zurückgetreten. Wenn es aber schon vergessen worden wäre, so waren Kräfte genug am Werke, es wieder ins Vollbewußtsein zurückzurufen. Der fröhliche Glaube, als ob irgend eine Ursache ihrer Wirkung verlustig gehe, wenn nur eine gewisse Zeit darüber verstrichen ist, bedeutet, dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft Gewalt antun. Es ist das schief verstandene Sprichwort vom „Gras, das über die Geschichte wächst“. Gras mag schon darüber wachsen, aber eben nur — Gras, und dann auch nur, wo es wachsen will. Es gibt aber Geschichten, von denen ein anderes Sprichwort sagt: „Da wächst kein Gras mehr.“

So war es mit unserer inneren, so mit unserer äußeren Politik. Wir verirren uns nur in tiefere Wirrnis, werden nie auf den rechten Weg und damit aus unserer Schmach und Ohnmacht zurückfinden, wenn nicht schärfstes Bewußtsein wird, daß, soweit von einer „Schuld“ geredet werden darf, wir alle schuldig sind, und daß unser Verhängnis nicht etwa erst im Juli 1914 seinen Anlauf genommen hat, sondern Jahrzehnte vorher, seit der Zeit, wo wir es wie stumme Hunde geduldet und immer wieder geduldet haben, daß die Zügel von einem reichen Erben aus den Händen eines Großen gerissen und in Hände genommen und gegeben wurden, die das Wort: „Ich habe Deutschland in den Sattel gehoben, reiten wird es nun selbst“, dahin meisterten, daß sie der göttlichen Walküre edles Roß wie ein Zirkuspferd im unheilvollen Kreise herumjagten und zu halsbrecherischen Hindernisrennen nötigten. Nicht Politik war's, — Zirkus. Nicht klug verhüllte, bescheiden sich selbst genügende, aber tatsächliche Erfolge bestimmten das Unterbewußtsein, — Applaus, einer vermeintlich bewundernden Welt — Sensation. Aber auch, und das vergeßt nicht, wie viel umstrickende Liebedienerei, innerlich feixendes Umschmeicheln menschlicher Schwächen, wieviel intim berechnete, dabei überhebliche Untreue gegen den Herrn, die im Grunde doch wertvollere Persönlichkeit!

Wir haben uns in den letzten Jahrzehnten nur allzusehr daran gewöhnt oder gewöhnen lassen, im Schein auch das Sein zu suchen und auch in diesem Kriege, der uns nun Freiheit und Ehre kostet, ein zwar fürchterliches Geschehen, oder politisch doch annehmbar auslaufendes „Intermezzo“ zu sehen. Es war den meisten Deutschen durch keinerlei Gründe und Tatsachen beizubringen, daß dieser Krieg nichts anderes bedeute als den zum äußersten entschlossenen Willen, das deutsche Volk als politische Macht und wirtschaftlichen Wettbewerber zu zerbrechen, daß es auf Menschenalter nicht wieder erstarke, an seiner Knechtschaffenheit zugrunde gehe. Aus dieser trostlos dummen Abweisung der Vorstellung, daß die Feinde sich mit „solchen gemeinen Gedanken“ tragen könnten, wurde der Krieg von den Harmlosen in der Heimat je länger, um so lässiger und stumpfsinniger geführt, von den weniger Harmlosen, aber Zielbewußten um so frecher oder verräterischer sabotiert.

Aber man sah und hörte nichts, wollte nichts sehen und hören. Man ging seelenruhig seinen Geschäften und Vergnügungen nach, fühlte sich als großer Patriot

und Held, wenn man einige Entbehrungen auf sich nehmen und das Wirtshaus um 11 oder 11½ Uhr verlassen — mußte. „Unsere braven Feldgrauen werden es schon schaffen, unsere Front wird nicht durchbrochen, der Feind kommt nicht ins Land." Unsere Feldgrauen an der Front haben es geschafft, die Front ist nicht durchbrochen worden, aber der Feind ist ins Land gekommen und wird immer noch weiter ins Land kommen — weil die Heimat der Front in den Rücken gefallen ist, weil sie bei der ersten schweren Enttäuschung jede Haltung verloren hatte, zu dumm und zu feige war, auch nur einen Versuch zu machen, wenigstens noch Ehre und Freiheit zu retten. Ach was „Ehre" und „Freiheit"! — Ehre ist ein „amorpher Begriff" und Freiheit haben wir ja genug, nachdem wir unsere Regierenden davongejagt, unseren Offizieren die Achselstücke heruntergerissen haben. Vor den fremden aber wird ganz gehorsamst Front und stramm gemacht, reißt der „freie Mann" die Knochen zusammen, daß sie knacken — im Rinnstein, im Dreck, wie's der Feind nur befiehlt. Das schimpft sich „Freiheit"!

Gaukeln wir uns um Himmelswillen nicht wieder, nicht in diesem grellen Elende noch Luftschlösser vor, bewahren wir wenigstens den Rest von Selbstachtung, daß wir Erniedrigung nicht Erhöhung, Knechtschaft nicht Freiheit nennen. Werden wir uns der ganzen Größe der Gefahr bewußt, daß diese Verknechtung bei unserem Volke nicht auf Granit, sondern auf einen weichen, einen empfänglichen, durch eine unglückselige Geschichte vorbereiteten Boden stößt. Denn dieses Volk ist nicht einmal nur durch das Joch der Fremdherrschaft gegangen, es hat seinen Rücken schon unter manches Joch gekrümmt. Was allein der Dreißigjährige Krieg im Deutschen verbogen, zerbrochen und verkrüppelt hat, das ist mit Worten nicht auszusagen, davon kann man sich nur aus alten Büchern und Chroniken ein blasses Bild vorgeistern lassen. Wenn das deutsche Volk trotz alledem sich wieder aufraffen, zu kühnen Taten erstarken konnte, so verdankte es das seinem Erbe an germanischem Herrenblut, das selbst in der Mischung mit anderem sich als Herr durchsetzte, in wahlverwandter, auserlesener Mischung sogar ihm eine Reihe seiner Großen und Größten geschenkt hat. Was aber damals ein dreißigjähriger Krieg verströmen und verwüsten konnte, das kann heute ein vierjähriger mit noch nicht abzusehenden Auswirkungen auch und — es ist nicht das erste Mal!

So droht mit grausigen Ernste dem deutschen Volke die Gefahr einer Verewigung seiner Knechtschaft durch weitere Anzüchtung einer Knechtschaffenheit, der auch jeder Wille, jeder Instinkt zur Selbstbehauptung oder Wiederaufreckung als frei und frohbewußte Volksgemeinschaft abgestorben ist. Erdrückt von der Enge des eigenen Pferchs, wird es dann in alle Himmelsrichtungen ausschwärmen, über die weite Welt zerstreut werden wie das Volk der Juden, nur ohne den starken Glauben und das zähe, eifersüchtige Rassegefühl des Juden. Er selbst, der Deutsche, ein ewiger Jude, ein anderer Ahasver, rastlos, vaterlandslos, nur wegen seiner Brauchbarkeit als Landsknecht, Lakai oder Hausierer geduldet, sonst aber verachtet und herumgestoßen — Odium generis humani ...

Aus dieser Gefahr gibt es nur eine Rettung. Sie ist so einfach, wie alle Wahrheit, so einfältig, daß man sich fast schämt sie auszusprechen, so oft gepredigt, daß die einen nicht mehr darauf hinhören, die anderen sie begrinsen und begeifern. Sie heißt Er-

haltung und Erneuerung der gesunden, der natürlichen Art und Kraft. Welche Art und Kraft sollte aber dem Deutschen die natürliche, naturgegebene sein, wenn nicht die deutsche? Daß es die englische oder französische oder russische oder japanische sei, wird doch niemand behaupten wollen, „Weltbürgertum“ aber bedeutet wirtschaftlich und völkisch nichts weiter als Weltparasitentum. Wir glaubten als „Weltbürger“ die Welt — moralisch? — zu erobern und wurden doch nur als Weltparasiten verachtet und schließlich mit drastischen Salben von ihrem Leibe peinlichst abgescheuert und abgebürstet.

Nicht einen Augenblick, durch keinerlei geistigen Terrorismus dürfen wir uns die klare Erkenntnis trüben lassen, daß im nationalen, im deutschen Gedanken allein unser Heil, unsere Rettung verankert ist. Und für diesen Gedanken ist heute, nach der Revolution, der Boden empfänglicher, als je in den letzten Jahrzehnten vor der Umwälzung. Das mag verblüffend klingen, der Schein der Tatsachen spricht dagegen, aber es ist so. „National“ bedeutete früher „staatserhaltend“, — „staatserhaltend“ waren aber nur gewisse Parteien, mit obligatorischem Ausschluß der Sozialdemokraten und fakultativen der Liberalen und des Zentrums: auch deren linke Flügel waren nicht „staatserhaltend“, also auch nicht „national“. Sozialdemokraten durften unter keinen Umständen „national“ sein, weil sie doch nicht „staatserhaltend“ waren. Man konnte „national“ sein und dabei die altniedersächsischen baltischen Deutschen unbeirrbar als „Russen“ anschmachten oder — ausweisen, jeden Gedanken an eine Zusammengehörigkeit mit den Deutschösterreichern als geradezu sträflich von sich weisen. Deutscher konnte der in Deutschland „naturalisierte“ Franzose, Italiener oder Chinese sein, Deutscher der Schwarze aus Deutschafrika, nicht der österreichische, nicht der baltische Deutsche, der dieser polizeilichen „Blutprobe“ ermangelte. Deutscher war nur der in der Polizeiliste geführte deutsche „Staatsbürger,“ — jenseits der schwarzweißroten Grenzpfähle riß das Band deutschen Volkstums meuchlings ab, gab es einfach keine Deutschen außer den Reichsangehörigen. Wie bei einer wohlgepflegten Taxushecke durfte kein Zweiglein von hüben nach drüben „liebäugeln“, was sich solcher Ausschweifungen erkühnte, wurde als wilder Trieb unbarmherzig mit der Heckenschere abgeschnitten. „National“ bedeutete Spaltung, nicht Sammlung, im übrigen eine Vokabel ohne positiven Inhalt, aber mit negativer, ausschließender Tendenz, eine Vokabel engherzigen Kasten- und Klassengeistes, nicht das Bekenntnis der großen werbenden Liebe zum einigen Volke. Wie sollten da die breiten Massen, nicht nur der organisierten Sozialdemokraten, sondern auch der von dieser Bewegung mehr oder minder angewehten, sich zurückgesetzt fühlenden Schichten, anders empfinden, als wie sie empfanden? Daß „National“ nur eine Sache für die „Vornehmen“, für die Klassen von „Bildung und Besitz“ sei, sie selbst aber keinen Teil daran hätten, nicht haben sollten und darum auch nicht haben mochten, und wenn es ihnen schon geschenkt würde!

Das ist heute nicht mehr so. Diese trennende Mauer hat die Umwälzung — leider mit unentbehrlichsten Grund- und Schutzmauern! — niedergelegt und dem Gedanken der deutschen Volkseinheit freie Bahn gebrochen. Wird sie von Vielen auch nur unsicher, wie geblendet von dem Lichte der neuen Aussicht betreten, —

doch tastet sich das Gefühl durch, daß hier ein Großes und Schönes winke, ein Aussichtspunkt, der nicht mehr nur für die Vornehmen „reserviert" ist, zu dem jeder Deutsche freien und gleichen Zutritt hat. Unter den Mehrheitssozialisten gibt es nicht wenige führende Geister, in deren nationalen Anschauungen ich wesentliche Abweichungen von den meinen nicht entdecken kann, aber auch im großen Heerlager der Partei hört man in den letzten Wochen die nationale Note häufiger und freier mitschwingen, als in Jahrzehnten vor der Revolution. Das erfreulichste und beredteste Anzeichen dieser Wandlung scheint mir aber die weitgehende Volkstümlichkeit des großdeutschen Gedankens, die Einmütigkeit fast, mit welcher der Anschluß Deutschösterreichs begrüßt wird. Das ist ein Sonnenblick durch die Finsternisse und brauenden Nebel dieser chaotischen Zeit, — wachen wir eifersüchtig darüber, setzen wir unsere beste Kraft daran, daß er nicht wieder uns verbaut oder verkümmert werde, denn es ist der einzige Lichtblick, der in eine größere, schönere Zukunft hinüberweist: aus dem Trümmerfelde eines bald recht klein gewordenen Deutschlands zu den in feierndem Morgenglanze emporsteigenden Zinnen der heilig leuchtenden Stadt — eines neuen, größeren Deutschlands.

Lassen wir uns in unserer aufklärenden und werbenden Arbeit durch nichts beirren! Auch nicht durch an sich noch so trostlose Erscheinungen. Der Geist, der gestern in einer Hexenküche, die sich „Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung" nennt, von dem Kochlöffel eines Adolf Hoffmann der Zukunft Deutschlands eingerührt wurde und sicher auch nach des Küchenmeisters Abgange seiner würdige Blasen treiben wird, ist nicht der Geist, von dem sich auch nur eine Mehrheit des deutschen Volkes beherrschen läßt. Aber die Gefahr, daß er unsägliches Unheil anrichtet, darf nicht verkannt werden, und darum gilt es, mit unbeugsamer Entschlossenheit ihm entgegenzutreten, in Rede und Schrift, in Haus und Schule. Weder Eltern noch Lehrer dürfen ihm schwächlich nachgeben, — im Gegenteil, der Widerstand kann gar nicht starr genug sein, — die Zähne soll sich dieser unheilige Geist an ihm ausbrechen! Und der Widerstand muß organisiert, er muß mit allen den Mitteln geleistet werden, welche die Umwälzung schließlich auch in unsere Hände gelegt und mit denen sie so ungeheuerliche Erfolge errungen hat. Also auch vor dem Streik nicht zurückscheuen, es darauf ankommen lassen, daß die Kinder, die kleinen Mädchen und Jungen, von der „Sicherheitswehr" einer „freien Volksregierung" zwangsweise den Schulen zugeführt werden! Wir wollen abwarten, wie viele Deutsche dann noch zu solchen Schergendiensten sich hergeben werden. Deutsche, die es ehrlich mit der Freiheit meinen und mit der eigenen auch die Überzeugung anderer achten, werden es nicht sein. Man wird dann wissen, was das für Leute sind, und auf den Gassen wird man mit Fingern auf sie zeigen.

In diesem Kampfe haben wir Männer einen unschätzbaren Waffengefährten — die deutschen Frauen. Hier, deutsche Frauen, seid ihr vor uns die berufenen und, wenn ihr wollt, unüberwindlichen Hüter des Heiligtums! Ihr wollt aber, und dann dürfen wir noch glauben an Deutschlands Zukunft. In seinem Reiche ist weibliches Heldentum unbesiegbar, denn an ihm hat „die Liebe von oben

teilgenommen". In dieser allwärmenden, allsiegenden Sonne, — brüderlichen Sinnes, als Gleiche unter Gleichen, Freie unter Freien, wollen wir unserem Volke das kommende Pfingstwunder des deutschen Gedankens predigen mit feurigen Zungen, „woll'n predigen und sprechen vom heiligen deutschen Reich"!



Die goldene Stadt · Von Maurice Reinhold v. Stern

Im Abendrote, hingezaubert matt,
Steht tausendtürmig da die goldne Stadt,
Die Sehnsucht in die heil'ge Ferne baut.
Da gehen Menschen wie in Traumes Bann,
Die sehen sich mit seligen Augen an,
Und nicht ein Wort der Erdennot wird laut.

Aus Gotteshäusern, weihnachtlich verschönt,
Strömt milder Wohllaut, der das Herz versöhnt
Mit allem Weh, das ihm die Welt getan.
Und goldne Glocken schlagen klingend an,
Wie keine Erdenglocke klingen kann,
Und nur im Traum sich Kindern Töne nah'n.

Und was die Welt uns ohne Lieb' und Scham
Von unserm Kindesglück hohnlachend nahm,
Das blüht uns dort in namenloser Pracht!
Und *eine* Ehre gibt es dorten bloß,
Das ist, zu glauben, daß die Liebe groß
Und daß sie alle ewig selig macht.

Und alle, die im Leben sich verkannt,
Die stehn von heiligem Vertrau'n entbrannt
Und gehn umschlungen durch das goldne Tor.
Und Jubel braust wie bei dem größten Fest,
Wo sich ein Menschen-Märtyrer sehen läßt,
Und alle Wunden deckt ein Rosenflor.

Und alle Torheit ist im Grund geheilt,
Und alles Glück ist brüderlich geteilt,
Und aller Haß ist lächelnd abgetan.
Denn auf der Schwelle zu der goldnen Stadt,
Die tausend offne, goldne Tore hat,
Erstarb der letzte freudelose Wahn ...

Im Abendrote, hingezaubert matt,
Steht tausendtürmig da die goldne Stadt,
Die Sehnsucht in die heil'ge Ferne baut.
Da gehen Menschen wie in Traumes Bann,
Die sehen sich mit seligen Augen an,
Und nicht ein Wort der Erdennot wird laut.



Junker Ottos Romfahrt

Roman von Friedrich Huch

(Fortsetzung)

In der zweiten Hälfte der Nacht hatte sich die Luft abgekühlt. Die Sonne kam hinter einem zarten Schleier. Leise legte sie ihn ab und stand golden am Himmel.

Jedes Blatt und jedes Steinchen glitzerte festlich im Tau.

Wie frisch gebadet, lagen die Fluren um den Burghügel. Allenthalben lösten sich feine Silberwölkchen und zergingen in der klaren Luft.

Auch die alte Eiche am Saume des Waldes dampfte und glitzerte.

Der Morgenwind wehte so linde, daß er kaum zuweilen die Kleider des Gehängten leise blähte.

Der Graf stand im Kreise seiner Söhne und betrachtete ihn. Nur Otto fehlte.

„Wohlan, Jörge,“ höhnte er grimmig, „denkst du auf meiner Eiche Drosseln zu fangen? Muße ist dir gewährt. Du sollst hangen, bis der Strick reißt, den Winden zum Spiel, den Raben zum Fraß!“

„Den Bauern zum Schimpf“, ergänzte einer der Knaben, und ein anderer machte den Schluß: „Dem Stapelburger zum Trotz!“

„Halloh,“ rief der Graf, „da kommt der Bußprediger. Nun sollt ihr hören, wie der seinen Vater vornimmt. Sieh an, Otto, der Sünder da oben soll mir hangen, bis ihn die Raben fressen. Wie dünkt dich das?“

Otto kam langsam aus dem Walde. Er trug einen Psalter in der Hand, der seiner Mutter gehört hatte, eine wertvolle Handschrift, in dunkelblauen Samt gebunden.

„Mir steht nicht an, über Euch zu befinden“, sagte er düster.

„Es steht dir an, da ich's will“, beharrte der Graf. Otto schwieg und hielt den Blick gesenkt. Als er die Augen hob, war dem Grafen sein Ansinnen gereut.

Otto begann mit leiser Stimme: „Ich sprach in der Nacht mit Jörge, denn mich erbarmte seiner, nicht wegen der Not des Sterbens, sondern wegen der ewigen. Da er nun vor mir stand, wurde er ein Riese und stürzte unsere Feste zu Trümmern. Das Gesicht verschwand. Jörge stand kümmerlich, und ich sah den Strick um seinen Hals. Vorhin aber, da ich ihn hangen sah im Sonnenlicht, ward mir der Sinn schwer. Diese Seele steht jetzt da, wo Fürsten gelten wie Bettler. Ihr kann aber nicht Recht gesprochen werden, es sei denn, daß der ewige Richter auch befindet über diesen Handel, ob er nach seiner Schuld bestraft ist, oder ob ihm zuviel geschehen ist. Verzeiht, Herr Vater, es liegt mir auf dem Herzen, wie bald aus Richtern Verklagte werden. Meine Rede ist Euch ärgerlich. Erlaubt, daß ich hineingehe.“

Der Graf sah ihm finstern Blickes nach. Er wandte sich zu den andern: „Was dünkt euch nun, daß mit dem da geschehe?“ Er wies mit der Hand nach dem Gehängten, vermied es aber, ihn zu sehen.

„Laßt hangen“, riefen sie.

Theodulf sah nach dem Horizont und bemerkte: „Der Wind weht von Sonnenaufgang, aber es hangen Wolken im Niedergang. Gegen Abend wird ein Gewitter sein, danach ein Landregen. Es wird gut sein, wenn wir vom Weizenkorn einbringen, was möglich ist.“

Der Graf stutzte und sah nach Westen hin. Theodulf hatte recht. Die Bauern mußten Spanndienste leisten, aber es schaffte nicht, wenn sie böswillig waren.

Theodulf bemerkte: „Desgleichen wollen wir unsern Rehbock zu Nacht speisen, denn das Fleisch verwest bei solchem Wetter schnell. Auch von Jörge wird der Wind üble Dünste zum Wolfstein tragen.“

Der Graf strich seinen Bart. „Wohlan, Theodulf,“ sagte er, „deine List hat kurze Beine, aber ich lobe deine Meinung. Laß die Bauern den Leib herunterholen. Sollen aber wissen, daß ich mit dem nächsten nicht glimpflich verfahren will. Bin der Spitzbüberei voll satt. Wer mir hinfort beim Wildern ergriffen wird, der soll mit ausgestochenen Augen im Verließe vergehen, so Gott meiner Seele helfe!“

Der Wetterumschlag tat ganze Arbeit. Unerschöpflich war der westliche Horizont an schweren Regenwolken. Nebelballen schlichen träge um die Berge, und wenn sie sich für kurze Zeit im Luftmeer auflösten, zeigte sich der Bergwald schwarz von der Nässe.

So war es November geworden. Die Tage wurden kurz. Die Geschöpfe dieses trüben Erdenwinkels mußten sich darein ergeben, daß der Traum von der Sonne nicht unterbrochen, sondern wieder einmal ausgeträumt war.

Die Feldarbeit mußte wohl oder übel beendet sein. Die Öde des leeren Daseins lag wie der immer graue Himmel über dem Dorfe und der Herrenburg. Die Bauern betäubten ihre dumpfe Hoffnungslosigkeit durch das Wahnbild eines goldenen Zeitalters, um dereinst zu einer Wirklichkeit voller Blut und Folter zu erwachen, mit dem Ausblick auf eine trostlosere Lage als je zuvor.

In der Burg schleppten sich die Stunden hin mit den Hantierungen des Tages und soldatischen Übungen, die ohne rechte Lust getan wurden, weil man keine Gelegenheit sah, Ernst damit zu machen. Die Zeiten waren längst dahin, wo die Grafen vom Wolfstein als eine Macht im Lande gesessen hatten. Bei dem Braunschweiger Herzog Dienste zu nehmen, war der Graf zu stolz.

Mit demselben unfruchtbaren Stolze sah er auf die geistige Bewegung der Zeit hinab. Das Leben verging im Zeichen der Zwecklosigkeit. Niemand wollte aussprechen, und jeder fühlte, daß der Weltlauf am Wolfstein vorbeirollte. Es war Sinnbild und Wirklichkeit in eins, daß ein großer Teil des Lebens in der Burg verschlafen wurde.

Der Drang, sich zu betätigen, machte sich Luft in Wüstheit und kleinlichen Händeln. Besonders wurde auf die Bauern gedrückt. Die Hinrichtung Jörges war im Grunde eine Tat der Gewalt, denn der Herzog bestritt den Grafen die eigene Gerichtsbarkeit und sie hatten wohl oder übel nachgegeben. Die Sache wäre nicht ohne Folgen geblieben, wenn es sich nicht um einen Wilderer gehandelt hätte. Da fühlten sich die Herren solidarisch.

Die Angelegenheit mit dem Stapelburger wurde aber dringend. Die Einfälle in das Wolfsteiner Jagdrevier nahmen überhand.

Mit Gewalt war nichts auszurichten. Auf einen Bruch des Landfriedens wäre es nicht angekommen, aber der Stapelburger war der Mächtigere. Da der Magister mit seiner Klageschrift nicht zustande kam, wurde er beauftragt, einen Rechtsgelehrten von der Universität Helmstedt zu verschreiben.

Der Graf, der sonst das Turmzimmer des Kaplans nicht betrat, fragte ihn bei dieser Gelegenheit, ob er etwas über das verstörte Wesen Ottos auszusagen vermöchte. Der nahm seit der Hinrichtung Jörges weder an den ritterlichen Übungen noch an den Jagdausflügen, noch an den Gelagen teil. Was er statt dessen betrieb, war noch beunruhigender als die Teilnahmlosigkeit, er streifte über Berg und Tal.

Das war schon zur Sommerszeit gefährlich, jetzt verhängnisvoll.

Was trieb er in der Wildnis? Da ihm kein Mensch mit gesunden Sinnen glauben würde, daß er zum Vergnügen auf die Berge kletterte: was sollte er antworten, wenn man ihn des Verkehrs mit unsauberen Geistern beschuldigte? Die Scheiterhaufen wurden wohl in Hauptsache, aber doch nicht ausschließlich für Hexen geschichtet. Einen Adeligen, der am alten Glauben festhielt, würde das Volk mit besonderem Vergnügen brennen sehen.

„Ei," sagte Vulpesius vergnügt, „da ist Erlaucht vor die rechte Schmiede gekommen. Weiß einen Heiltrank, der wird unsern Junker schnell gesund machen: heißt Italia. Entlaßt ihn gen Rom!"

„Und gebt ihm den Magister Vulpesius mit", ergänzte der Graf. „Verlangt Euch nach der Heimkehr, so reist mit Gott. Will Euch ausstatten so gut ich's vermag, seid manches Jahr in meinem Dienst. Ein Wolfsteiner fährt aber nicht ins Welschland, solang ich Atem hab'. Ihr kennt mich, Herr Magister."

Er ging wuchtig hinaus.

Vulpesius stand betrübt am Fenster. Ja freilich, er kannte seinen gestrengen Herrn. Dem artete Otto schon viel zu viel nach der feinen Mutter. Darum wollt' er ihn gern los sein.

Es war zwischen ein und zwei Uhr. Die Berge lagen im Nebel. Trotzdem der nächste kaum fünfhundert Schritt entfernt war, unterschied das Auge nichts einzelnes. Eine Nebelmauer, schwarz wie das Grab und kalt wie die Toten.

Nun war der kurze Tag schon über seine Höhe hinüber. Bald mußte sich der Magister den Kienspan holen. Dann wurde es rauchig in dem dürftigen Stüblein.

Zu derselben Zeit glühten die Paläste der ewigen Roma wie rotes Gold in der Abendsonne.

Eine Schwester von ihm lebte in Rom. Sie war als junges Ding mit der verstorbenen Gräfin nach Deutschland gekommen und hatte einen Arzt geheiratet. Auf Anraten der Gräfin war sie mit dem nach Rom gezogen. Er hatte als gewissenhafter Arzt viel Geld verdient, war aber früh an der Pest gestorben. Nun lebte sie mit einer Tochter in Rom. Sie würde ihn gern aufnehmen, zumal er sich von seinem geringen Solde doch einige Goldstücke zusammengespart hatte.

Hurtig mußte er seine Reise betreiben, damit nicht der Winterschnee die Alpenpässe verwehte. Dann mochte er die heilige Weihnacht in Rom feiern. Dieser Gedanke erschien Herrn Vulpesius dermaßen wunderlich, daß ihm sein Herz klopfte.

Nun fiel ihm ein, daß er seinen Junker nicht verlassen dürfe. Da beruhigte er sich. —

Junker Otto stieg um diese Zeit einen Jägerpfad hinan, der steil aus dem Flußtal aufwärts führte.

Man konnte nicht zehn Schritte im Umkreise sehen. Es tropfte unaufhörlich von allen Zweigen in den Waldboden. Das gab ein Rauschen und Zischen.

Auf dem Berge war vor Zeiten eine Opferstätte der Heiden gewesen. Die Klippen oben hießen die Feuersteine. Nun hausten hier böse Geister. Niemand außer ihm hätte sich allein hergewagt.

Ihm konnte nichts geschehen. Er trug seiner Mutter Gebetbuch auf dem Herzen, und er fühlte sich rein von Schuld.

Nur seiner Heftigkeit mußte er wohl noch Herr werden. Als der junge Heinz unter seinem Schwerte war, da hätte ihn der Zorn fast zu schwerer Tat hingerissen.

„Trag es mir nicht nach, lieber Gott", betete er.

Da er nach seinem Gebete das Auge hob, war aus dem toten Schwarzgrau ein leuchtendes Silber geworden. Schon glänzte die Sonne goldig hindurch. Mit jedem Schritte wurde es lichter.

Er war hindurch!

Unter ihm wogte der Nebel!

Wolkenlos, tiefblau lag der Himmel über ihm. Kein Lüftchen regte sich, und warm war es, wie es im Frühling nicht war.

Nun stand er oben auf der Klippe.

Wie ruhten sie so still und klar im blauen Luftmeer, alle die Berge und weiten Wälder!

Nein, hier waren keine bösen Geister. Der Geist Gottes schwebte über den Höhen und duldete sie nicht.

Wer mit ihm schweben könnte, von Gipfel zu Gipfel und über die Lande, dem Süden zu!

Unten lag es wie eine Schicht Watte auf der Erde. Weh, daß er wieder hinab mußte, aus dem Licht in die Finsternis!

Man sollte sich eine Hütte bauen, zwischen Klippe und Wald, geborgen vor den Winterstürmen, und ein gottseliges Klausnerleben führen.

Er setzte sich auf den Stein und spann den Gedanken fort.

Um des Leibes Nahrung brauchte er nicht zu sorgen. Die Wälder waren voller Wild. Wenn er des Fleisches überdrüssig war, stieg er zu Tal und holte sich Forellen aus dem Wildbach. Auf Jagen und Fischen verstand er sich.

Salz und Brot, und was er an Kleidung nötig hatte, mußten ihm die in der Burg heraufsenden. Das bedang er sich aus bei dem Verzichte auf das Recht des Erstgeborenen.

Die Narren würden wohl immer in einem Trupp kommen. Bis sie sich belehren ließen, daß böse Geister in der Nähe einer frommen Klause nicht bestehen.

Bei guter Jahreszeit schickten sie vielleicht die schöne Else, des verwitweten Burgvogts Tochter.

Doch wohl nicht. Nur wenn sie es selbst verlangte. Sie lachte ihn immer vor allen andern an mit ihrem süßen Lachen. Wie jetzt der Himmel, so tief und blau waren ihre Augen.

Er führte sie herauf zu den Klippen, Hand in Hand, und zeigte ihr die Herrlichkeit seiner Bergwelt.

Er lehrte sie Gottes Odem fühlen, ihm nahe sein. Sie sanken fromm in die Knie und knieten nebeneinander, dicht nebeneinander.

Wenn aber die Zeit um war, und er stieg hinauf zu den ewigen Höhen? Dann führte er sie mit sich. Auf starken Geisterflügeln trug er sie. Zaghaft schmiegte sie sich an seine Brust. Er drückte sie an sich, fest, so fest ...

Ein Kälteschauer fiel ihn an. Die Sonne hatte ihre kurze Bahn vollendet und war im Westen versunken. Das Nebelmeer hob sich und stieg und stieg. Graue Ungestalten reckten sich riesenhaft in die Höhe, langten nach ihm.

Er schrie auf und sprang von den Klippen, den Pfad hinab.

Mit jedem Schritte wurde es dunkler. Er war seelenallein.

Fremd und feindselig war der Wald ohne Sonne.

Die Welt der Menschen lag unendlich weit. Was schlich ihm nach?

Was griff ihn am Fuße?

Er stürzte. „Ho, ho, ho", lachte es über ihm.

Stöhnend raffte er sich auf. Es war ganz finster geworden. Er tastete sich langsam fort. In der Nähe heulte ein Raubtier. Das Hohnlachen folgte seinem Schritt. Eulen, Wölfe und Schlangen! Das wilde Heer zischte, heulte, lachte.

„Hilf, heilige Jungfrau!"

Sein Gebet hatte keine Kraft. Er griff in die Brust, nach dem Gebetbuch der Mutter, Entsetzen! Es war nicht mehr da!

Er war der ewigen Verdammnis verfallen. Wäre er nur aus der höllischen Schwärze heraus!

Oder war dies schon die Verdammnis? Mußte er sich in alle Ewigkeit abwärtstasten, durch das Tosen der Hölle?

Er trat auf Kiesboden. Zugleich wandelte sich die Schwärze in Schwarzgrau. Er war also im Tal. Ach, was frommte das! Ein Teil des Pfades lief an schroffen Felsenwänden. Bei der Dunkelheit war es ein Pfad des Todes. Wenn der Leib zerschellte, stürzten sich die bösen Geister über die Seele.

Gab es keine Gnade? War noch so jung? Er blieb stehen, wo er war, senkte das Herz in Andacht und fragte Gott.

Da er sich reuig zum Jähzorn bekannt hatte, war ihm das Zeichen des Lichtes geworden.

Warum hatte sich das heilige Buch von seinem Herzen gelöst, daß die nächtlichen Geister Macht über ihn gewannen? Unfromme Gedanken mußten seinen Engel verscheucht haben.

Es konnte nur das eine sein: Er hatte das blonde Mädchen in seinen Armen

geträumt. Hatte sich nicht eben während dieser Träumerei die Finsternis zu ihm aufgereckt?

Er tat ein Gelöbnis: Wenn ihn Gott aus dieser zeitlichen und ewigen Not erlöste, wollt' er kein Weib je anders lieben, als in der Liebe Christi.

Als er ein Weilchen gewartet hatte, ob ihm nicht ein Zeichen würde, verwunderte er sich über das starke Rauschen des Baches. So laut hatte er es noch nie gehört, und der Bach ging doch nicht hoch wie im Frühling, wenn das Schneewasser zu Tal schießt.

Ob er den Frühling erleben würde? Der Bach aber würde rauschen, wie er vor tausend Jahren gerauscht hatte und nach aber tausend Jahren rauschen würde.

Der Gedanke machte ihn traurig, aber seine Furcht war vergangen.

Da er sich müde fühlte, setzte er sich nieder und wartete still, was mit ihm geschehen würde. Es kam ihm vor, als fiele ein Lichtschein in das Dunkel.

Der Himmel öffnete sich.

Ein Saal mit silbernen Wänden und Säulen aus Marmelstein, der war erfüllt von einem blauen Äther, wie auf Erden nichts Ähnliches zu finden war. Lichte Engel schwebten darin und winkten ihm zu. In der Mitte war ein diamantenes Tor. Dahinter wohnte Gott.

Die Flügel bewegten sich.

Angstvoll streckte er die Arme vor ...

Der Mond stand in voller Silberpracht am schwarzblauen Sternenhimmel.

Ein Hauch von oben hatte die Nebelwildnis in die klarste Winternacht verwandelt.

Er wußte wohl, wie das geschehen war: nimmer in dem natürlichen Verlauf der Dinge!

Nun ging er an den schroffen Wänden so ruhig, als wandelte er auf breiter Heerstraße. Jemand ging neben ihm, der behütete seine Schritte.

Erst auf der Wiese vor der Burg blieb er stehen und wandte sich um. Trotz des Mondscheines war das Gebirge eine einzige schwarze Masse. Da war er gewesen. Hinten im finstern Bergwald, umheult von dem Toben der Hölle, weitab von aller Menschenhilfe, ein Verlorener.

Wie mußte Gott ihn lieb haben! Nun wollte er getreu sein bis in den Tod.

Wer schrie?

Helft, ihr Engel!

Das war ein Schrei aus der Verdammnis! Hinten im Osten stiebt ein Rudel Rehe in den Wald. Ein Mensch stand mit vorgestreckten Armen, schwankte, fiel zu Boden.

Es war ein Mensch, man mußte helfen. Gegen wen?

Nichts Lebendes war in der Nähe. Den hatte keine Erdenmacht niedergeworfen.

War es nicht vermessen, ihm nahezukommen? Wie, wenn die bösen Geister einen höllischen Kreis um ihn gezogen hatten?

Aber Gott war mit ihm und war stärker als die Hölle, und der da lag, war ein Mensch.

Er eilte zu ihm, raschen Laufes, um nicht wieder unsicher zu werden.

Der Liegende bäumte sich auf und schrie: „Ahn, Ahn, es war erst der sechste!“

Der junge Heinz. Neben ihm lag seine Armbrust.

„Ich bin's, ich, der Junker Otto“, sagte er beruhigend, faßte ihn um den Leib und hob ihn auf.

Der Knabe zitterte, daß die Zähne klapperten.

„Ist er fort — der — Ahn?“ stieß er heraus. Ein namenloses Grauen war in seinen Augen.

Otto gedachte, daß er diese jungen Züge schon zum zweitenmal verzerrt von Entsetzlichem sah. Da vergaß er, daß er sich vorhin mit bösen Geistern herumgeschlagen hatte. Er nahm den Knaben bei der Hand und sagte freundlich: „Dein Ahn ist als frommer Christ gestorben, Heinz. Wer im Frieden Gottes ruht, den verlangt nicht zurück nach der Wirrsal dieser Welt. Was du gesehen hast, war nicht sein Geist. War auch kein Bote Satans, denn ich war im Gebet, und hat mich doch nichts verstört noch geärgert. Deine Hand ist heiß und trocken, du hast wohl Fieber. Da sieht mancher leibhaftige Wesen, die doch nicht sind. Weil du einen krummen Pfad wandelst, hast du den Ahn gesehen. Nimm's als eine Mahnung des Heils, laß vom Wildern ab. Jetzt geh heim, es geschieht dir nichts. Nimm die Armbrust! Wenn die Burgleute sie fänden und sie erkennten, würde mein Vater nach seiner strengen Verkündung verfahren.“

Da kam es über den Knaben wie ein Erwachen aus einem schreckhaften Traum zu einer schreckhaften Wirklichkeit. Er raffte die Armbrust auf und flog die Wiese hinab, dem Dorfe zu.

Die Burg lag im tiefsten Schweigen. Gebietend hob sich der prachtvolle Bau im Mondschein ab.

Nur in seinem und des Magisters Gemach brannte noch der Kienspan. Glutrot leuchtete das kleine Fenster in dem düstern Gemäuer.

Überraschend schnell wurde ihm auf seinen Ruf geöffnet.

Hatte ihn gar jemand erwartet? Ihr guten Geister! Hell im Mondlicht stand des Burgvogts Elschen am Tor.

Welch freundliches Bild nach all dem Grauen!

„Dank, Elselein“, sagte er freundlich. „Hast du die Torwache?“

Sie war dabei, das Tor wieder zu schließen und erklärte gleichmütig: „Die Mannen sind alle voll Weines.“

Da sie sich nun aber umwandte, und er sie anblickte, schlug sie die Augen nieder.

„Das sind sie an dreißigmal im Monat“, scherzte er. „So hast du dreißigmal im Monat die Torwache?“

Sie schwieg und sah ihn jählings mit schmachtenden Augen an. Da wollte ihm das Herz vor Wonne zerspringen. Sie senkte aber gleich wieder den Blick. Wie sie nun so scheu und sehnsüchtig im Mondschein vor ihm stand, geschah es, daß er leise den Arm um sie legte, ob sie es wohl duldete. Sie war aber so elfenleicht, daß er sie an sich zog, er wußte nicht wie. Sie hob das Gesicht zu ihm und schloß die Augen. Da wußte er, was er zu tun hatte.

Wie es nun aber geht, machte sie sich nach einem heftigen Küssen vorläufig einmal von ihm los, gleichsam als würde ihr nun erst bewußt, daß dies nicht in der Ordnung sei.

Er nahm ihre Hand und streichelte sie: „Klein Elselein, laß dir nicht leid sein, daß du mich gelabt hast. Sonst fand ich immer, das Schönste begäbe sich in den Träumen. Nun aber hab' ich vorhin im Traum deine Hand gehalten, oben auf dem Feuerstein, und jetzt — — — Was hab' ich getan?"

Er trat von ihr, sank auf ein Knie und schlug die Hände vors Gesicht.

Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte mit ihrer zärtlichen Stimme: „Herzliebster Junker, nun laßt gar Ihr es Euch leid sein? Das müßt Ihr nicht. Weiß wohl, daß Ihr mich nicht zu Eurer Frau Gräfin machen könnt. Bin aber doch so froh, wie ich zu keiner Zeit gewesen bin, in keinem Wachen und Träumen. Lieber Junker, seid doch nur auch wieder froh!"

Er stöhnte: „Nimmer, nimmer kann ich wieder froh sein!"

Else flehte mit weinender Stimme: „Bitt' Euch, um Gottes willen, sagt es mir!"

Da es ihm nun tröstlich erschien, sein Leid zu klagen, erhob er sich und erzählte ihr im Wandeln, was er oben in den Bergen erlebt hatte, und wie er vor Gott bekennen müsse, er habe sie nicht in der christlichen, sondern in der weltlichen Liebe geküßt.

Sie hörte nachdenklich zu und sagte am Ende: „Glaub's gern und gut, daß es einem ritterlichen Herrn leid sein muß, wenn er sein Wort gebrochen hat, und Ihr habt's gar dem lieben Gott verpfändet. Hinwiederum, wer lenkt die Herzen, wenn nicht unser Herrgott? Da hilft nichts, als daß wir ihn bitten, wir möchten einander künftig in der christlichen Liebe ansehen, und nicht in der weltlichen."

Sie knieten nebeneinander, wie er auf dem Felsen geträumt hatte, und wußten nicht, ob sie traurig oder froh waren. —

Der Magister hatte vor, seinen Otto wieder einmal auf das Unsinnige und übrigens Gefährliche seines Schweifens in den Bergen hinzuweisen. Er war aber so erfüllt von dem Gedanken seiner Romfahrt, daß er die Ermahnung vergaß. Nun erlebte er, daß seinen Junker die Erlaubnis der väterlichen Gewalt kalt ließ. Selbst die Aussicht, den Lehrer zu verlieren, machte betrübend wenig Eindruck. Er schob's auf die verrohende Wirkung des Bergsteigens. —

Ottos Unruhe war am nächsten Morgen so stark, daß ihm die rechte Andacht zu der Messe fehlte, die der Magister jeden Morgen mit ihm hielt. Da merkte er, daß es um seine Ruhe getan war, solange er nicht den verlorenen Psalter gefunden hatte. Er brach in aller Frühe auf zu den Feuersteinen. Allein obwohl er von der Stelle an, wo er den Psalter vermißt hatte, sehr langsam ging und den Blick nicht ein einziges Mal vom Boden erhob, fand er ihn nicht. Auch mußte er oben auf der Klippe die Entdeckung machen, daß er die Seele durchaus nicht zu frommen Klausnergedanken stimmen konnte. Immer wieder neigte sich die helle Gestalt im Mondschein ihm zu und klagte mit ihrer zärtlichen Stimme: „Lieber Junker, seid doch nur auch wieder froh!"

Wie sich nun die Sonne nach Westen neigte, machte er sich hastig auf den

Abstieg, denn es war ihm bange, daß er wieder im Dunkeln hinab müßte und diesmal in seiner unfrommen Verfassung von den bösen Geistern überwältigt würde. Er war sehr unglücklich, denn bei aller Langmut Gottes war es doch recht zweifelhaft, ob er ihm den Verstoß wider sein kaum getanes Gelübde verzeihen würde.

In der Burg ging er gleich zu seinem alten Lehrer. Vielleicht wußte der Trost aus Cicero. War Cicero gleich ein Heide, so konnte doch selbst in den christlichen Angelegenheiten aus dem unermeßlichen Reichtum dieses Allergrößten unter den Sterblichen ein Trostwort zu schöpfen sein.

Der Magister empfing ihn aber mit betrüblich vorgeschobener Unterlippe: „O weh, Junker Otto, nun seid Ihr wieder quasi vagabundus, fast wie ein Landstreicher, in diesen dunkeln Wäldern umhergelaufen, und hier leuchtete ein wunderherrliches Lämplein. Das neueste des Meisters Erasmus, Junker Otto!"

Da wußte Otto, daß es nicht der rechte Augenblick war, von seiner Not zu sprechen, und er sagte, was von ihm erwartet wurde: „Lieber Magister, das habe ich nicht gewußt, daß mir eine so köstliche Speise für den Geist bereitet war. Gefällt's Euch, so lest mir auch jetzt noch daraus vor. Wäre mir leid, müßt' ich mir mein Verlangen für heute vergehen lassen."

Dabei konnte er sich freilich nicht enthalten, einen Seitenblick nach außen zu tun. Die Sonne war im Untergehen.

Als es nun aber dunkel wurde, zeigte sich, daß er die wissenschaftliche Begeisterung seines Lehrers unterschätzt hatte. Herr Vulpesius erging sich in Erörterungen über das Gelesene vom christlichen und vom rein gelehrten Standpunkt aus, und merkte nicht, daß er in dieser Disputation beide streitenden Teile darstellte. Seine Rede wurde durch die Glocke, die zum Nachtessen rief, unterbrochen. Nicht gerade unliebsam; der Magister hatte eine runzlige Haut und einen dürren Leib, aber einen gesunden Magen, und Otto war jung.

Nach Tische begab sich alles zur Ruhe. Der Weinvorrat reichte nicht so weit, daß man jeden Abend ein Gelage feiern konnte; was blieb übrig als schlafen? Nur der Magister und Otto hielten im Halbdunkel des Kienspanes wissenschaftliche Gespräche. Aber auch der Magister, müde von der geistigen Arbeit, legte sich zur Ruhe.

Der Kienspan war am Verlöschen. Otto wußte nicht, weshalb er nicht ebenfalls zu Bett ging, da der Tag ja zu Ende war.

Schon zu Ende?

Er war sonderlich kurz gewesen, dieser Tag, wie ein unfertiges Werk.

Otto nahm einen Schemel und schlich die Treppe hinunter.

Einsam saß er im Burghofe und blickte hinauf in das bleiche Mondlicht. Er kannte es nicht anders, als daß er viel allein war, aber er hatte sich immer in der Liebe Gottes gefühlt. Nun war er ganz verlassen in der Welt.

Oben zog der Mond seine unendliche Bahn. Wie hoch mochte das sein? Weit, weit über ihm wohnte Gott. Wie sollte ihn die arme Seele erreichen?

Er senkt den Blick vom Himmelsgewölbe hinab, denn es schwindelte ihn.

Kein Windhauch regte sich. Die Welt war stumm.

Wollte sich immer noch nicht die Tür öffnen und die liebe Jungfrau schlüpfte heraus, daß er nicht mehr allein war?

Er holte seinen Mantel herunter, wickelte sich hinein und wartete, bis der Mond unterging. Da seufzte er und schlich in seine Kammer.

Von nun an fühlte er statt der Unruhe ohne Inhalt das Verlangen, noch einmal mit Else im Mondschein zu wandeln.

Am nächsten Morgen sah er sie, als sie eben die Haustür öffnete, um einen Gang ins Dorf zu tun. Wie nun jeder junge Mann ihr gern und oft sagte, daß sie schön sei, brauchte er keine Ausnahme zu machen, ging zu ihr und sagte unbefangen: „Wohin so früh, schön Elselein?“

Sie knixte, wie es sich vor dem Herrensohn geziemte, und lächelte ihn an, aber ihre Augen blieben still.

Da wollt' ihm abermals das Herz vor Wonne zerspringen. Er neigte sich zu ihr und flüsterte zärtlich: „Lieb Elselein, sei doch um meinetwillen wieder froh! Hab' ich dir weh getan, deine traurigen Augen tun mir weher.“

Sie schüttelte den Kopf: „Ist nicht um Euretwillen, Junker Otto. Der junge Heinz Jörge liegt im Fieber. Die Dorfleute sagen, es geht um Leben und Sterben. Hab' in der Kindheit mit ihm gespielt, so manchen Tag. Nun ist mir weh. Ach, lieber Gott, das muß nicht sein, daß so junges Blut den Tod erleidet. Hab' die ganze Nacht für ihn gebetet.“

Da griff es ihm wiederum ans Herz, aber das war nicht Wonne. Er sah sie stumm an und brachte zuletzt nichts heraus als: „Die ganze Nacht?“

In Elses Augen war ein Blitzen. Sie sagte ernsthaft: „Freilich, die ganze Nacht. Ist doch ein Christenmensch, wie Ihr und ich. Der christlichen Liebe sind alle Menschen gleichermaßen teilhaftig. Anders weiß ich's nicht, hab's auch nicht anders vom Herrn Kaplan vernommen.“

Er stand schweigend. Es war ein Kämpfen in seiner Brust. Konnt's aber nicht halten: „Das leid' ich nicht! Eh' soll Gott mich verdammen!“

„Leise doch, Junker“, flüsterte sie. „Ihr schreit ja die Leute heraus! Habt Ihr Euer Gelöbnis vergessen? Solltet mir Dank wissen! Hättet Ihr was voraus in meinem Herzen, erwüchs am Ende gar ein weltlich Lieben daraus!“

Ihr Wesen machte ihm Pein. Er sagte düster: „Im Mondschein sprachst du anders. So ist das nun vorbei?“

Da rief sie erschrocken: „Lieber Junker, habt keinen Zorn auf mich! War so glückselig unter dem stillen Mond!“

Er nahm ihre Hand, hielt sie an sein Herz und sagte vorwurfsvoll: „So wohl hast du mir getan und so weh! Das sollst du fühlen, von deiner weißen Hand bis in dein Herz hinein. Danach aber sollst du wissen, daß ich die Nacht hier gewesen und auf dich gewartet hab', bis der Mond hinabgesunken ist. Du aber hast mein nicht gedacht, die ganze Nacht hindurch.“

Ein rosiger Hauch lag auf ihrem Gesicht, und in ihren Augen lachte das Glück.

„Nicht gedacht? Herzliebster Junker — —“

Jählings riß sie die Hand los. Das Rosenrot wandelte sich in ein Purpurflammen.

Erstaunt wandte er sich um. Der Burgvogt stand in der Haustür und rief in seinem tiefsten Basse: „Wohlan, Elselein, das ist hohe Ehre!"

Sie gingen auseinander, ein jeder seines Weges.

Der Junker verlebte einen schlimmen Tag. Wenn er über den Burghof zu gehen hatte, blickte er umher, ob nicht der Vogt irgendwo zu sehen sei. Das kränkte seinen Herrenstolz, und er konnte es doch nicht ändern.

Ach, und wie übel stand es um sein Gelübde! Er vertiefte sich mit seinem Lehrer in die Feinheiten des Erasmus; allein er verlor den Faden über dem Problema, wie sich ein Mägdlein so rasch aus einem schüchternen Veilchen in ein wehrhaftes Röslein und wieder in das Veilchen verwandeln könne.

Dann übte er sich nach langer Pause wieder einmal mit den Brüdern in Armbrust, Schwert und Lanze. Das half kräftiger. Allein schon bei Tische wurde er wieder still, und oben bei dem Magister, der sich von Erasmus nicht losreißen konnte, versank er in Träumerei.

Als aber der Alte schlafen gegangen war, zog es ihn wieder hinab. Das Mondlicht flimmerte so selig im Burghof ...

Das Mondlicht fiel auch in die Kammer und über das Lager des armen Heinz. Die Mutter, die tagsüber hart arbeitete, hatte sich für einige Stunden zur Ruhe gelegt und die Nachtwache so lange dem zwölfjährigen Lenchen anvertraut. Die Kleine hatte im Geiste fromme Lieder aufgesagt, um sich wach zu halten, aber mitten darin war der Schlaf gekommen, grade als sie nicht an ihn gedacht hatte.

Der Kranke wußte nichts von ihr. Am Saume des Waldes schlich er hin, um die Rehe zu belauern, die auf der Wiese im Mondschein standen.

Sie ließen ihn auf Schußnähe herankommen. Als er anlegte, sprangen sie zur Seite. Eine Gestalt wurde sichtbar. Er wußte, was die sagen würde:

Hast du den siebten Schuß getan,
Holt dich Söhnlein der tote Ahn.

Man mußte die Armbrust ins Gras werfen und laufen. Er lief und lief. Die Gestalt blieb ihm auf den Fersen.

Da lag er wieder in der Kammer. So dumm wollte er nicht noch einmal sein, die Armbrust wegzuwerfen, wenn er das schönste Ziel hatte.

Nun war es wieder so weit. Der Junker Otto sagte: „Heinz, laß vom Wildern ab!"

„Ho," antwortete er, „im Fieber sieht mancher Wesen, die doch nicht sind."

Die Rehe waren aber schon davon. Er lag in der Kammer und hatte wieder nicht geschossen.

Der Mondschein lockte und helle Stimmen riefen: „Komm heraus, dummer Heinz!"

Leise schlüpfte er in Kleider und Schuhe. Die Armbrust hing draußen, die Mutter dachte ja, er läge im Fieber. Was die sagen würde!

Er zitterte vor Kälte, daß die Zähne aneinanderschlugen.

Nur gleich hinan zur Wiese, daß er bald wieder im warmen Bette lag.

Dort standen die Rehe.

Wer flüsterte?

Rasch abgedrückt, es fror ihn gar zu sehr.

Er schoß vorbei, seine Hand zitterte. Das tat das Flüstern.
Es flüsterte fort und fort.
Weh, die Gestalt!
Er flog den Weg hinunter.
„Greif ihn!" schrie eine Stimme von oben.
Eine zweite Gestalt lief ihm in den Weg. Er sprang zur Seite. „Mutter, Mutter!" Harte Fäuste packten ihn. Er wußte, welches Schicksal der Graf dem Wilderer verkündet hatte. „Schlagt mich tot," jammerte er, „schlagt mich um Christi Barmherzigkeit willen tot!"
Sie schleppten ihn schweigend hinab.

(Fortsetzung folgt)



Liebe · Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Du stiegst auf unsre Erde nieder,
Der du die Liebe selber bist,
Und gabst ihr alle Liebe wieder,
Die nun dahingeschwunden ist.

Du schöpfst mit deinen Heilandshänden,
Mit deinen Händen blutigwund,
Aus Brunnen, welche Liebe spenden,
Und machst der Menschheit Weh gesund.

Den Schmerz kann nur ein Schmerz vertreiben,
Der heißer ist, als seine Pein,
Und Liebe kann nur Liebe bleiben,
Geht sie durch Schmerz ins Leben ein.

So macht dein heißes Blut erglühen
Die Herzen, welche kalt und tot,
So werden Heilandsrosen blühen
Aus eines Dornenkranzes Not.

So beuge ich mich vor dir nieder
— Wir alle, alle sind verirrt! —
Gib uns die tote Liebe wieder,
Damit auf Erden Frieden wird.



Deutschösterreich und das Reich

Von Richard Bahr

Mit einer lässigen Gleichmütigkeit, die schier etwas Schreckhaftes hat, verfolgt man bei uns im Reich die deutschösterreichischen Dinge. Man hat die tumultuarischen Erscheinungen registriert, unter denen der alte Kaiserstaat zusammensank, berichtet nun auch über die Raubzüge der Tschechen, denen ohne Schwertstreich das kerndeutsche nordböhmische Randgebiet, das tausendjährige Erbteil fränkischer, thüringischer, schlesischer Siedler, zum Opfer fiel. Aber ohne Emotion, ohne sichtliche tiefere Bewegung. Für das Wesentliche vollends hat man in weiten Kreisen kein Auge, sicher kein Gefühl. Da tut in aller Wirrnis und Qual sich uns ein Lichtblick auf. Da die Not am höchsten ist, weist Gottes Schöpferhand uns noch einen Ausweg. Warum ist die deutsche Einheit immer nur ein Stückwerk gewesen, hat es bleiben müssen, auch als man noch ganz ehrlich und enthusiastisch um sie rang? Weil in der Wiener Hofburg eine Familie saß, die zu ihren Besitztümern, anorganisch, angeflickt, nie innerlich verarbeitet und seit 50 Jahren auch gar nicht mehr verarbeitbar, deutsche, slawische und madjarische Siedlungen zählte. Zwischen uns und den Deutschösterreichern stand im Grunde nichts anderes als diese Familie, die um ihrer alten stolzen Traditionen willen nicht eingegliedert werden konnte als dienendes Glied in das Reich und die wegen der nämlichen Traditionen von den volksfremden Bestandteilen ihres Herrschaftsbereichs sich nicht trennen mochte. Nun ist — selbst denen, die den Zerfall als solchen kommen sahen, überraschend — das Hindernis beseitigt. Irgendwo sitzt noch dieser Karl als Majestät ohne Majestät, die ihm immer gefehlt hat. Aber jetzt auch als ein Kaiser und König ohne Land. Die mit Huldbeweisen überschütteten Slawen, die geliebten Ungarn hatten ihm Scheidebriefe gesandt. Schließlich haben auch die Deutschen sich als selbständiger Körper konstituiert. Durch alle Alpentäler, durch diese stillen, beschaulichen, ein wenig altväterischen Städte und Märkte hallte der Ruf: Volk in Not!, aus dem Wiener Reichsrat, wo sich nicht immer die stärksten Charaktere, nicht just die besten Männer Deutschösterreichs zusammenfanden, brauste er zurück und dieses treue, geduldige Volk, das bisher, je nachdem, tatenlos seine Pein beseufzt oder gutmütig sie bespöttelt hatte, stand auf. Griff nach den ewigen Rechten, die droben hangen unveräußerlich, stellte einmal ganz unsentimental und mit einer bei den weichen, süddeutschen Menschen zunächst überraschenden und dann doppelt erfrischenden Energie die Frage zur Erörterung: was ist uns näher? Dieser Staat, dem wir seit bald zwei Menschenaltern nur noch ein Handelsobjekt waren, aus dem beliebige Stücke herausgeschnitten wurden, auf daß er weitere Duldung von seinen slawischen Bedrängern sich erkaufe oder unser eigen Fleisch und Blut, unser Volk, unsere Sprache und Sitte? Stellte sie und schickte sich an, unbekümmert um dynastische Empfindungen und die Gewöhnung einer vielhundertjährigen, bisweilen doch recht ehrwürdigen Vergangenheit, sie zugunsten des Volkes zu bejahen. Der Weg liegt offen, auf dem die zu ihrem Unglück getrennten Teile des

deutschen Volkes nunmehr zur Vereinigung schreiten könnten. Wo ist in deutschen Landen wirklich ein Verständnis für diese trotz aller Schauer der Gegenwart erhebende Stunde? Wo sind die geistigen Führer der Nation, die Geschichtsgelehrten, die dichterischen Seher und Propheten, die ihre Bedeutung uns kündeten? Unsere amtlichen Stellen verharrten abwartend, kühl, temperamentlos, was man fälschlich mit diplomatisch übersetzt. Zunächst die Regierung des Prinzen Max, dann jene andere, angeblich volksbeauftragte, in welcher der von einer verstaubten Parteischablone nur allzu abhängige Herr Hugo Haase die auswärtigen Agenden versah. Erst in den letzten Tagen hat, scheint's, der neue Verweser des Auswärtigen Amts auch in diesen Dingen einen neuen Stil gefunden. Und nun beginnt auch in der Presse es ein wenig sich zu regen. Aber ringsum im Publikum, bei Bürgern wie Arbeitern, eine tiefe, eine schlechthin niederdrückende Teilnahmslosigkeit. Herrschaften, wacht auf! Es ist keine Zeit zu Bedenken, Erwägungen und Erhebungen. Das alte Preußen und auch das, was man im letzten halben Jahrhundert in bisweilen zu seliger Verzückung das wiedererstandene Reich nannte, kehren niemals wieder. Jetzt geht es darum, ob wir dem deutschen Leben einen neuen Inhalt zu geben vermögen, indem wir endlich, endlich das Volk über den Staat stellen oder, was wir bisher nicht zuwege brachten, aus Nation und Staat Dinge machen, die einander decken. Aber dann sind schnelle Entschlüsse und rasches Handeln vonnöten. Im Augenblick sind Kräfte genug vorhanden, die in Österreich auch die Lauen, die Schwankenden, die materiell oder seelisch im alten Lager Verankerten mit fortreißen könnten. Aber sie wollen hören, daß sie bei uns willkommen sind. Über eine kleine Weile schon kann alles sich verändert haben. Der zuletzt regierende Sproß des Hauses Habsburg-Lothringen steht auf der Lauer. Soweit müßten allgemach wir alle ihn kennen, daß ihn nur ein Gedanke bewegt, sein Thrönchen, — unter welchen Beschränkungen auch immer — sein k. k. Geschäft sich zu erhalten. Ob als slawisches Unternehmen, als madjarisches, als welsches, als deutsches — ihm ist's sicher gleich. Das Nationalgefühl der Fürsten pflegt nie sonderlich stark entwickelt zu sein, die Habsburger hoben seit Maria Theresia, dieser starken und deutschen Frau, und seit Joseph II. keines mehr gehabt. Karl steht auf der Lauer und wartet. Wartet auf die Entente, die ein sehr aktuelles Interesse daran hat, die Vereinigung der Alpen- und Sudetendeutschen mit den im Reich zusammengeschlossenen zu verhindern. Und mit ihm wartet der Hochadel, die Klerisei, die ganze höhere Beamtenschaft, soweit sie nicht gerade slawischen Blutes ist, kurz alle, die von der Gunst der Hofburg bestrahlt waren und von ihr ihren Glanz bezogen ...

* * *

Wir können ja nun über diese Dinge ganz offen reden. Vier Jahre lang haben wir geheuchelt, geschwiegen oder mit den Ballplatzoffiziösen das Blaue vom Himmel gelogen. Und all die Zeit vorher, da Engländer, Franzosen, Russen ihn durchforschten und in ihm die Bausteine zusammensuchten für ihre künftige Politik, haben wir um den Habsburger Staat, der uns zum Schicksal werden sollte, überhaupt uns nicht gekümmert. Nicht um unsere Stammesgenossen in ihm und nicht um den ganzen Völkerstaat, der in Wahrheit längst kein Staat mehr war, nur noch ein schlecht verwaltetes Fideikommiß, in dem unter stiller Billigung, bisweilen

aber auch auf Betreiben der erbberechtigten Familie der Kampf aller gegen die Deutschen geführt wurde. Jetzt, wo es nichts mehr zu verhüllen gibt, kann man wohl sagen: das Unglück begann — wenn es nicht schon bei dem Feldzug von 1866 anfing, der damals gewiß ein Bruderkrieg war — an jenem 7. Oktober 1879, wo im Wiener Hotel Imperial Otto von Bismarck und des heutigen Julius Andrassy größerer Vater den Bündnisvertrag schlossen. Mit ihm wurden uns die Hände gebunden, den Mächten aber, die die Donaumonarchie beherrschten, ward er zur Rückversicherung, durch die gedeckt sie das insgesamt der „Preußenseuchelei" verdächtige österreichische Deutschtum langsam, aber sicher aus Stellung um Stellung verdrängten. Seither galt das Schicksal von 10 Millionen Volksgenossen uns eine „innere Angelegenheit eines fremden Staates", in die wir nicht hineinzureden hätten. Uns taub zu stellen, wenn sie in Seelennot zu uns riefen, schien ein Gebot reifer Staatsklugheit. Was hat man nicht alles erklügelt, um solchen Widersinn, diese Todsünde wider die natürlichsten Regungen des Menschen zu bemänteln und die Stimme des Blutes bei uns zu ersticken. Wenn Österreich nicht bestände, müßte es erfunden werden. Die Geographie zwänge die um die Donauebene gelagerten Völker, selbst wenn sie es nicht wollten, zueinander. Und die Alpen- und Sudetendeutschen erfüllten ihre historische Sendung, wenn sie „die slawischen Bajonette bänden". Mit so billiger Spruchweisheit zog man in den furchtbarsten der Kriege, von dem wir alle wußten, daß er zu einem Kampf um Leben und Sterben der Staaten werden könnte. Das Haus Habsburg wünschte, der südslawischen Agitation, die seinen Herrschaftsbereich zu unterwühlen drohte, mit Feuer und Schwert, mit Blut und Eisen ein Ende zu bereiten. Daran konnten zur Not auch wir interessiert sein. Dann nämlich, wenn die Hofburg sich stark machte (und überhaupt noch stark machen konnte), hinfort in ihren Landen eine deutsche Politik, nicht eine krypto-slawische auf Kosten der Deutschen zu treiben. Aber sonst? Wir im Reich hatten mit den Jugoslawen keine Reibungsflächen, und auch unsere österreichischen Brüder konnten just mit ihnen sich noch einigermaßen auseinandersetzen, wie sie das ja auch jetzt tun werden. Man darf sicher sein, daß gerade diese Kardinalfrage in den Beratungen der militärischen und diplomatischen Stellen gar nicht erst berührt worden ist. Wir hielten es mit der österreichischen Dezember-Verfassung, die schon aus Grundsatz keine Nationalitäten kennt, ließen uns von den gottverlassensten aller Schreiber, den Wiener Offiziösen und ihren Gefährten vom souveränen Feuilleton, die Mär vom „Völkerfrühling", vom „österreichischen Wunder" auftischen, und so lieblich ging das törichte Gerede uns ein, daß um die Zeit, da es noch ein Verbrechen war, von einem Verzicht auf Belgien zu reden, sogar ehrsame Geschichtsprofessoren den habsburgischen Nationalitätenstaat als nachahmenswertes Beispiel auch für das künftige Reichsdeutschland anpriesen. Als die Wahrheit dann doch ruchbar wurde, hob, wie gesagt, das Vertuschen und Heucheln an. Man schwieg die tschechischen Verrätereien tot, man berichtete auf einen Wink vom Ballplatz nicht oder völlig mißverständlich über den Prozeß gegen Kramarsch und Genossen, man hielt, nur um ja nicht anzustoßen und slawische und höfische Empfindlichkeiten nicht zu reizen, selbst in den Kreisen der Waffenbrüderlichen Vereinigungen, so diese Bewegung von vornherein zur Unfrucht-

barkeit verurteilend, an der Fiktion fest, daß auch Tschechen und Südslawen unsere Waffenbrüder wären oder je es sein könnten. Mit alledem wurde weder der gemeinsamen Kriegführung genützt noch dem zerbröckelnden Kaiserstaat. Die Leidtragenden waren allein unsere österreichischen Stammesgenossen. Die hatten in diesem Krieg schier Übermenschliches geleistet. Sie hatten mit ihren 10 Millionen die Lasten der anderen 18 getragen, die vom ersten Augenblick an nur widerwillig sich in die Schlachtreihen einfügten. Ihre Jungmannschaft ward hingemordet, ganze Dörfer starben aus. Nun wollen sie, von Krieg und Sterben zermürbt und vom Hunger gequält, zum Reich, obschon es nicht mehr das Ideal, die Verkörperung stolzer deutscher Kraft ist, dessen Anblick ehedem in trüben Tagen das Herz ihnen wärmte. Gibt es wirklich in diesen Stunden gewaltsam neuen Werdens, da allerorten Volk sich zu Volk findet, Leute im Reich, die noch immer nicht unsere Stammesgenossen von der schwarzgelben Bureaukratie, von Hof und Höflingen und eigensüchtigen Geschäftsleuten zu scheiden wissen und die von einem Teil der Wiener Presse für Geld und gute Worte verabreichten Waschzettel für die Stimme Deutschösterreichs halten? Das will in seiner ganz überwiegenden Mehrheit die staatliche Einigung allen deutschen Blutes. Weil es, durch den jahrzehntelangen nationalen Kampf scharfäugiger geworden als wir, weiß, daß es ohne solchen Zusammenschluß verloren ist wie wir auch. Die „Donauföderation", die wirtschaftliche oder zollpolitische Einigung der auf dem Gebiete der alten Monarchie entstandenen Staaten, für die jetzt Graf Czernin und allerlei habsburgische Agenten Stimmung machen, wäre die Bindung der Deutschösterreicher durch die Slawen und somit der langsame, aber sichere Untergang. Sie wäre zugleich aber auch eine tödliche Umklammerung für das ohnehin verkürzte, in Ost und West beschnittene Reich, das, zerrissen und zerstückelt, indes ringsum die Kleinen und Keinsten sich zu einheitlichen Körpern zusammenballen, keinen Lebensinhalt mehr hätte, kaum noch ein Daseinsrecht. Wofern es nicht, aus Erschöpfung und Erschlaffung einmal erwachend, zum neuen Balkan werden sollte, zum Herd dauernder Unruhen und künftiger Kriege. Wir kämpfen für den Frieden der Welt, wenn wir für den Zusammenschluß aller Deutschen auf Grund des Selbstbestimmungsrechts kämpfen.



Müd · Von Otto Doderer

Ich bin so müd,
So wunschlos müd ...
Ich möchte ruhn.
Ich möchte meine Augen schließen,
Um nimmermehr sie aufzutun,
Ganz unbewußt von dannen fließen,
So weit ... so weit ...
Das letzte dunkle Tor verlassen
Und fort und fort mich treiben lassen
In Ewigkeit ...



Der Hirsch

Von Teffi

Im Herbst schon hatte Mama vom Zoologischen Garten gesprochen; aber dann wurde es verschoben, abermals und abermals und zu guter Letzt ganz vergessen.

„Nun, im Frühling," sagte die Kinderfrau, „wenn es grün wird..." Ljolka war lange gekränkt; er dachte an nichts als an die Tiere, baute ihnen Käfige aus Stühlen und verkroch sich in ihnen; bisweilen setzte er auch Buba, sein Schwesterchen, hinein.

Dann vergaß auch er.

Der Winter wurde interessant. Buba hatte die Masern. Ein fremder Doktor kam. Dann wurde der Kleine geboren. Und dann kam die Entdeckung am Ofen.

Das war eigentlich das Interessanteste und ging so zu: Ljolka stand in der Kinderstube am Ofen und sah in den dunklen Spalt zwischen Ofen und Wand. Plötzlich kriecht da einer aus ihm hervor, ein kleines, rundes Kerlchen, auf dünnen Beinchen. Er läuft über die Wand, eilig, wie in wichtigen Geschäften. Und plötzlich hält er inne, als hätte er etwas vergessen, die Schlüssel oder sonst was. Ljolka sieht ihn an; er aber steht da und besinnt sich.

Da kommt die Kinderfrau vorbei, zieht den Pantoffel ab und klatsch! an die Wand — —

„Infame Schwaben!" sagt sie.

Ljolka aber steckt den Kopf in den Spalt und entdeckt dort so manches Schöne. Staubballen wiegen sich hin und her; in der Ecke hängt ein rußiges Spinnweb, und überall laufen auf dünnen Beinchen, ruppig und struppig, kleine, emsige Kerlchen.

Ljolka gibt ihnen seinen Pfefferkuchen und holt Buba herbei, damit auch sie sie anstaunen soll. Aber Buba staunt nicht. Sie erschrickt, schnaubt ganz merkwürdig mit der Nase und beginnt zu weinen. Da wird auch Ljolka angst. Sie nehmen sich bei den Händen, laufen davon und sehen schon nie mehr in den Spalt hinein. Aber das hilft nicht viel. Die Entdeckung ist einmal gemacht und kaum schläft Ljolka des Abends ein, so kriecht auch schon allerlei unheimliches Zeug aus dem Spalt hervor — — —

Es ist überhaupt unheimlich zu schlafen — — —

Um acht Uhr geht es ins Bett; da heißt es sich zur Wand kehren und die Augen zumachen. Aber Ljolka macht sie nicht zu.

Über die Wand huschen Schatten — Hasen, Hunde und allerlei ruppige, struppige Kerlchen. Sie warten nur, daß der Schlaf kommt — ja — und sofort gehen sie alle mit in den Traum hinein — — —

Da kam eines Tages der Baccalaureus.

Die Großen hatten das Wort bei Tisch gebraucht und Buba hatte gefragt, was das sei. Die Tante hatte geantwortet: „Sei artig und sitz still."

Danach wagte Ljolka schon nicht mehr zu fragen; nun, nachts im Traum, da klärte es sich von selbst auf.

Ljolka trat in ein großes, leeres Zimmer, in dem er im Traum schon öfter gewesen war. Mitten im Zimmer stand ein wunderlicher Herr mit langem Schafsgesicht; in der einen Hand hielt er ein aufgetrenntes Kissen, aus dem er Federn aß, eine Hand voll um die andere. Ja — das also war nun der Baccalaureus!

Am nächsten Tage, als die Lehrerin den Satz wiederholen ließ: „Die Bienen nähren sich von Honig", fügte Ljolka schüchtern hinzu: „Und der Baccalaureus von Federn und Daunen — —"

Die Lehrerin sah ihn zerstreut an, aber sie sagte nichts.

„Sie sagt nichts," dachte Ljolka, „also stimmt es."

Seitdem erschien ihm der Baccalaureus in allen Träumen. Er kam auf dünnen Beinchen angestelzt und brachte Ljolka Federn zu essen. Sie schmeckten gut, wenn man sie richtig aß, — immer handvollweise. Und zu Weihnachten, als Ljolka krank war, da kroch der Baccalaureus sogar am hellichten Tage zu ihm ins Bett und stahl ihm die Federn aus den Kissen — — —

Ljolka war lange krank. Er mußte ganz allein sein. Ganz allein. Nur die alte Kinderfrau saß bei ihm und erzählte ihm Märchen. Ach, sie wußte ja nur das eine...

Ein schreckliches Märchen: — von der kleinen Putja, die in zwanzig Jahren nicht gewachsen war und auch nicht zu sprechen verstand. Nun gut. Eines Nachts aber legt sich die Mutter auf die Lauer. Und sieht: Putja steigt aus der Wiege, wächst und wächst — bis zur Decke — Putja geht an die Ofenröhre und verschlingt alles, was darin ist, — aber auch alles! — dann holt sie den Besen, kehrt die Hütte fein säuberlich, so daß keine Spur bleibt und legt sich wieder schlafen. Nun, denkt die Mutter, da kann nur ein Wunder helfen. Am nächsten Tage also schnürt sie ihr Bündel und macht sich mit Putja auf die Wallfahrt gen Potschajeff. Kommt sie über eine Brücke. Hört sie eine Stimme: „Putja! Putja! Wo willst du denn hin?" Natürlich der Teufel. „Nach Potschajeff!" schreit Putja ganz laut und plumps! — ins Wasser — — — weg war sie. — — Unheimlich — —

Hinter dem Ofenschirm steht jemand und lauscht.

Im Morgengrauen taumelt ein riesiger Schatten über die Wand: Putja; — sie kehrt die Hütte — — —

Endlich durfte Ljolka wieder in die anderen Zimmer. Die Krankheit hatte ihn schwach und still gemacht. Der Baccalaureus war auch traurig. Er hinkte umher und klagte, er habe nichts zu essen — — —

Hinter dem Ofen hatte sich manches verändert: jemand hatte da ein süßes Pulver ausgestreut (Buba hatte daran geleckt) und nun war es tagsüber mäuschenstill. Kein Rascheln, kein Knistern. Die Kinderfrau fegte tote Schwaben hervor. Dafür begann jetzt des Nachts jemand zu stöhnen — besonders aus einer Ritze hervor — und ein schweres, dunkles Gefühl von Traurigkeit breitete sich über Ljolkas Bett. Er lag mit geschlossenen Augen und lauschte.

Dann kam der Zoologische Garten. Grün war er allerdings noch nicht, und Ljolka war arg enttäuscht. Er hatte sich so ganz in den Gedanken eingelebt, daß im Zoologischen Garten Sonne und Grün sein müsse.

Sie kamen hin, kauften lange irgendwelche Billetts und verhandelten mit einem wichtigen Mann in einem grünen Mantel, der alles wußte, was im Garten vorging und wohl absichtlich — aus Stolz — ein gleichgültiges Gesicht machte. Dann gingen sie weiter.

Zuerst sahen sie in einem Käfig ein Eichhorn; das knabberte an einer Nuß und gab sich den Anschein, als sähe es die Besucher nicht. Ljolka kam unwillkürlich der Gedanke, daß es doch eigentlich recht unerzogen sei, sich dahinzustellen und ein fremdes Eichhorn anzustarren und er wandte sich ab.

Hinter einem Gitter stand ein häßlicher, zottiger Mensch mit bläulichem Gesicht. Er zwinkerte unaufhörlich mit den stechenden Augen und streckte die Hand nach ihnen aus.

„Ein Affe“, sagte Mama.

In einem kleinen, viereckigen Teich badete ein komisches Wesen; es tauchte unter — war lange Zeit verschwunden — steckte plötzlich den nassen, runden Kopf zum Wasser heraus, schrie — und verschwand aufs neue. Es schwamm unter dem Wasser dahin.

„Und da ist auch der Adler, der König der Vögel.“

In dem Käfig stelzte ein schmutziger Vogel in komischen Pluderhosen geschäftig auf und ab.

Dann kam noch irgend ein ekliges Tier; das saß unter einem riesigen Deckel, so daß man nur wenig von ihm sah. Bubal gefiel es. Ljolka aber fand es langweilig; er ging ein Stückchen weiter und erblickte in einer Einfriedung ein einsames Tier.

Es stand hoch aufgerichtet, die Vorderfüße nebeneinander, den Kopf zurückgeworfen und sah mit dunklen, traurigen Augen in die Ferne. Sein Kopf hatte etwas Gequältes. Aus ihm sproßten zwei lange dürre Äste, auf jeder Seite einer, ganz als wollten sie die Stirn zur Hälfte spalten.

Das Tier schaute in die Ferne, hinüber zu dem schmalen, roten Streifen, der um die Dämmerung Himmel und Erde scheidet; stand und schaute — regungslos, still, wie verzaubert — —

Ringsum lagen noch Spuren von Schnee; dazwischen dunkelte die Erde; sie duftete merkwürdig scharf und schwer — — —

Das Tier stand stumm und traurig und schaute hinüber — zu dem leuchtenden roten Streifen — — —

Ljolka erbebte und schrie auf.

Mama kam.

„Der Hirsch“, sagte sie. „Ein Säugetier. Nun, es ist Zeit nach Hause — — du bist ja ganz blau — — —“

Zu Hause begann Buba „Zoologischer Garten“ zu spielen und ahmte die Schildkröte nach, indem sie auf dem Sofa umherkroch. Ljolka mochte nicht spielen, — nein, er saß still für sich abseits und sann.

Am anderen Nachmittag wurde der Kleine ins Wohnzimmer gebracht und Ljolka ins Kinderzimmer geschickt, die Knarre zu holen.

Ljolka ging.

Im Kinderzimmer war es seltsam still. Er hatte das Kinderzimmer noch niemals leer gesehen; stets schrie, schlief oder badete dort der Kleine; nun aber war es still. Nur das Fenster klappte leise, kaum hörbar — — — Und die Dämmerung kam — — —

Ljolka wurde plötzlich traurig.

Etwas Unsichtbares stand im Zimmer — irgendwo — er wußte nicht wo — stand da und verzehrte sich in dunklem Sehnen — — —

„Der Hirsch!"

Er fühlte ihn plötzlich um sich, so deutlich, als sehe er ihn. Das Geweih — dürr und verzweigt — der Kopf zurückgeworfen, und die Augen, die großen, traurigen Augen — auf das Abendrot gerichtet — — —

Ljolka kam ohne die Knarre in das Wohnzimmer zurück und schwieg auf alle Fragen...

In der vierten Passionswoche ging er zur Beichte. Er wußte dem Priester nichts zu sagen, nein, er wußte wirklich nichts; zu Hause aber saß er lange und weinte — — —

Mama streichelte ihn im Vorbeigehen.

„Warum weinst du, mein Narr?"

Er schlug die Augen nieder und sagte:

„Ich habe ein Geheimnis!"

„Ein — was? — Ein Geheimnis? — Kinder sollen vor ihren Eltern kein —"

„Ich fürchte mich so vor dem Hirsch — —"

„Hirsch? — Vor welchem Hirsch? Wo ist denn hier ein Hirsch?"

„Da!" sagte Ljolka und zeigte ins Wohnzimmer. Ach, es war ja ganz gleich, wohin er zeigte. „Da!"

„Was für ein Unsinn!" sagte Mama. „Wie soll denn ein Hirsch vier Treppen heraufkommen?"

Sie schob Ljolka beiseite und erhob sich.

„Der Hirsch ist ein Säugetier."

Und im Fortgehen: „Der Hirsch ist ein nützliches Tier."

— Ljolka magerte ab. Sein Gesicht war bleich und spitz. Er saß in einer Ecke und dachte an den Hirsch. Wie er dasteht, hochaufgerichtet, den Kopf zurückgeworfen, und wie ihn die Sehnsucht — wie ihn das Abendrot quält... Er ging in das leere Kinderzimmer, lauschte auf das Klappen des Fensters, sog die Dämmerung ein und wartete auf den Hirsch. Er fühlte ihn; er sah ihn nur nicht — — —

„Was fehlt dir?" fragte man ihn.

„Mir ist so schlecht — — —" sagte er.

Auf alle Fragen: „Mir ist so schlecht — — —"

— Drei Tage vor Ostern waren alle ärgerlich. Sie scheuerten, klopften, zankten sich miteinander, hatten alle Hände voll zu tun.

Sonnabend Abend kam Ljolka in die Küche. Die große, rote Köchin stand am Herde und wandte gerade ein Stück Fleisch um, das furchtbar bruzzelte und zischte.

Ljolka schlüpfte auf die Hintertreppe hinaus und erstieg das offene Fenster. „Ah! — — —"



Ein schwerer Duft von Erde — die Dämmerung und da drüben — rote Streifen — ein klein wenig dunkler, aber doch dieselben. Und dieselbe süße, nagende Wehmut, wie er sie gefühlt — damals — der Hirsch — — —

Ein stämmiger Bursche in weißer Schürze kam, ein Stück Fleisch auf der Schulter, die Treppe herauf. Er musterte Ljolka und trat in die Küche.

„Da kommt solch Volk!“ keifte die Köchin. „Nie zur Zeit, behüte! Aber wenn man zu tun hat — dann ja, wenn sie einem im Wege stehen — — —“

Ljolka kniete auf dem Fensterbrett und beugte sich vornüber.

In seinen Ohren klangen silberne Glöckchen — feine silberne Glöckchen — und die leise Wehmut kam näher — näher — — —

„Hirsch! Hirsch! Hirsch! — — —“

„Ist das Ihr Junge da im Fenster?“ fragte der Bursche.

Die Köchin sah hinaus.

„Unsinn! Da ist doch niemand.“

„Nun, dann nicht.“

„— und war auch niemand.“

„Nun, dann nicht — — —“

Die Köchin trat hinaus, sah sich nach allen Seiten um — strich über das Fensterbrett — — —

„Niemand. Leer — — —. Nun, was stehen Sie da noch und gaffen? Zur Zeit kommen — behüte! Aber wenn Sie im Wege stehn — ja! — wenn man zu tun hat — — —.“

Aus dem Russischen von Werner Peter Larsen



Der blinde Soldat · Von Max Jungnickel

Verwildert waren alle seine Lieder,
Wenn er die Flinte in die Morgensonne trug.
Umspült von dunklem Trommelklang
Auf seinen Lippen lag Gebet und Fluch.

Nun hat die Kugel ihm das Augenlicht zerrissen.
Er geht gebeugt, in grauer Armut durch den Tag.
Umschwebt von einer edlen, frommen Schwesternhaube
Sehnt er sich nach einer Stube mit altem Uhrenschlag.

Und manchmal klimpert er mit seiner Löhnung in der Tasche
Und lächelt müd, probt pfeifend eine Melodie
Und blüht ganz auf und singt und singt
Das wilde Lied von seiner Kompanie.



Deutschlands Zertrümmerung — Angelsachsens Verhängnis

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Vielleicht eine Phantasie, aber eine Phantasie, von der ich glaube, daß sie Hand und Fuß hat.

England hat es erreicht. Seine reife, schon überreife Staatskunst, nicht seine militärisch-maritime, nicht seine wirtschaftliche Macht — so wertvolle Hilfskräfte sie ihm auch waren — hat Deutschland „auf die Knie gezwungen": das Deutschland Wilhelms II. und Bethmanns, nicht das Wilhelms I. und Bismarcks, das Deutschland der latenten und offenen, bolschewistisch infizierten Revolution, nicht das Deutschland der Hohenzollern. Dieses endete mit Kaiser Wilhelm I. Sein unglücklicher Enkel, der nur zu bedauern ist, zeigte, je mehr er sich an sein Hohenzollerntum klammerte, um so hohenzollernfremdere Züge. Nach einer Veröffentlichung des Arztes Dr. Paul Tesdorpf hat Kronprinz Friedrich, der spätere Kaiser, als er zur Mündigkeitserklärung des Prinzen Wilhelm beglückwunscht wurde, wörtlich erwidert: „Lieber Graf! Gratulieren Sie mir nicht, denn der wird nie reif, nie mündig!" Und zu einem Psychiater: „Und Sie gratulieren mir?! Sie als Psychiater?!" Die Verantwortung für die Richtigkeit und damit die Veröffentlichung dieser Mitteilung muß dem Verfasser der in Lehmanns Verlag erschienenen Schrift überlassen bleiben.

Wie dem auch sein mag: England stieß auf ein riesenstarkes, aber politisch völlig ungerüstetes, ja verwahrlostes Volk, an dessen Mark dazu noch die Bazillen giftigster Sonderbestrebungen und materialistischer Entartung fraßen. Deren zersetzende Tätigkeit konnte zwar durch einen Rausch für eine Weile hintangehalten, nur betäubt, nicht aber auf längere Dauer aufgehoben werden. Es war kein Kunststück für die feindlichen Staatsmänner, die Diagnose für diesen längst beobachteten politischen Patienten zu stellen, es war kein Heldenstück, den von seinen eigenen „Ärzten" morphisierten, von Natur aus nach politischem Morphium lechzenden, weiter zu morphisieren, um ihn dann in diesem Zustande — sich selbst entmannen zu lassen. Und daß sie dennoch an diesen Zustand nicht glauben wollten, bevor sie sich mit tastenden Händen davon überzeugten: der Zustand sei nun wirklich und wahrhaftig eingetreten, beweist zwar für unser politisches Idiotentum alles, für das politische Genie der feindlichen Staatsmänner wenig.

Um das deutsche Volk politisch in so hellen Wahnsinn wie die Waffenstillstandsbedingungen, die Kieler Meuterei, die automatenhafte Selbstentwaffnung zu treiben, bedurfte es ja auch keines politischen Genies. Es genügte die einfache Anerkennung banalster Selbstverständlichkeiten, etwa von dem Range, daß 2 × 2 = 4 ist. Wer's heute noch nicht begriffen hat, begreift's nie, darum hat es keinen Zweck, darüber Worte zu verlieren. So war aber auch Englands Zertrümmerung Deutschlands kein Geniestreich, sondern ein Husarenritt. Die Rechnung stimmt nicht. Erstens sind nach einem solchen Vernichtungskriege alle beteiligten

Völker Leidtragende, nur im Verhältnis verschwindend Wenige laben sich an dem Leichenraube, wie z. B. die Kriegsgewinnler und Spartakisten bei uns — beide gehören zusammen und haben auch intime Beziehungen zueinander. Die Hungersnot ist nicht auf das „besiegte" Deutschland beschränkt, sie fällt alle an, die nicht über Kriegsgewinne verfügen. In Holland z. B. sind Lebensmittel, wie Schinken, Butter u. dergl. teurer als in Deutschland. — Zweitens: England hat mit der Ausdehnung und Festsetzung seiner politischen Macht in der ganzen Welt ebenso viele neue Angriffsflächen übernommen, sich damit aber auch der Dezentralisierung, der Abhängigkeit von unzähligen „Dominions", die nicht immer „Dominions" bleiben werden, ausgeliefert. Drittens: Bei aller Brüderschaft mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika — diese Brüderschaft ist auch nur ein „Zweckverband". Gehen die Interessen auseinander, geht auch die Brüderschaft so weit auseinander, wie die Interessen, und sie gehen schon auseinander. So viel Schiffe bauen wie Amerika, kann England nicht, aber Amerika baut sie zum guten Teil mit dem guten Gelde, das es auch an England im Kriege verdient hat. Das schöne Geschäft als Weltverfrachter und Weltbankherr geht auf den jüngeren Bruder über. Jung muß man sein!

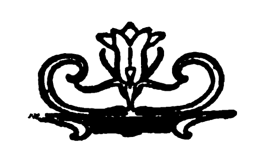
Aber — nur keine deutschkindische Schadenfreude! Bilden wir uns doch nicht ein, daß die angelsächsischen Brüder sich darum entzweien werden. Unser größter Fehler, an dem wir jetzt zugrunde gehen, ist ja der, daß wir andere Leute für ebenso dumm und unreif gehalten haben, wie wir selbst es zu unserer unbeschreiblichen Genugtuung sind. Und doch hat Angelsachsen sich verrechnet.

Was hat es für den es schützenden europäischen Wall Deutschlands und Deutschösterreichs eingetauscht? Ein kommendes mächtiges Slawentum, das sich über die Brücke Rußland mit dem von Japan geführten Asien zu einer unüberwindlichen östlichen Macht verbünden wird. Der Entscheidungskampf kann nicht zwischen Angelsachsen und Deutschen ausgefochten werden, sondern zwischen national und wirtschaftlich zusammenhängenden geographischen Breiten, zwischen Kontinenten und Rassen.

Nur Flachköpfe können glauben, daß mit einem viereinhalbjährigen noch so grausamen Kriege die Geister so in ihrem Sinne „revolutioniert" seien, wie die Länder und Werte verwüstet. In solchem Kriege werden viel mehr Energien vernichtet als erzeugt; viel mehr schöpferisches Blut versickert, als ein Jahrhundert aus erneuernden Tiefen es schöpfen kann. Denn das ist das Widernatürliche am Kriege: im Kampfe ums Dasein ringt sich doch der Regel nach das Stärkste und Wertvollste empor, — im Kriege wird es, in seiner Art unersetzlich, geopfert, und die Besten fallen. „Verflogen ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben" — die Reaktion. So lange es noch Völker gibt, die nach Schätzung unserer deutschen Sozialisten rückständig sind (was jene angeblich Primitiven aber weiter nicht stört), so lange nicht Theorien Naturgesetze weggeräumt haben, wird im Kern und Wesen alles so bleiben, wie es war und ist. Nur die Erscheinungen wechseln, das Wesen ist unveränderlich. Aber soziale Erscheinungen können Geschlechter heimsuchen, Werte verwüsten wie Kriege, wenn sie dann auch wieder als ein Umweg zum Ewig-Alten, Ewig-Jungen sich erweisen müssen.

Es ist dafür gesorgt, daß keine Ruhe eintritt, denn Ruhe — nicht zu verwechseln mit dem bürgerlichen Begriff — ist der Tod. Den Angelsachsen wird aber kaum auch nur ein längeres Ausruhen gewährt sein. Durch die Zertrümmerung Deutschlands rückt ihnen als erster Feind der Bolschewismus in greifbar-ungreifbare Nähe. Der russische, durch deutsche Intelligenz verstärkte, internationale Bolschewismus. O wie wird sie sich rächen, diese Demütigung Deutschlands! Nicht das angebliche „imperialistische", „militaristische" monarchische Deutschland war euer Feind! Da seid ihr die Dummen gewesen, daß ihr das geglaubt habt. Das von euch heraufbeschworene antimilitaristische, das von euch herbeigesehnte ohnmächtige, das bettelarme Deutschland wird euch angelsächsischen und gallischen Kapitalisten, den wahren Schuldigen, das uns abgezapfte Blut Tropfen für Tropfen wieder abfordern. Wenn wir schon die internationalen „ewigen Juden" werden sollen, dann werden wir auch auf Zins und Zinseszins mit euch abrechnen — als Bettler. Aber diese Bettler werden in eure Schiffe, Kontore und Betriebe die Sozialisierung und den Antimilitarismus hineintragen — eine internationale Irredenta, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Dann seht zu, wie ihr Angelsachsen und eure gallisch-romanischen Schützlinge mit der gelben, braunen und schwarzen Menschheit fertig werdet. Rußland wird sich wieder erholen, Japan wird sich die Brücke zu Rußland nicht abbrechen lassen, Rußland wird wieder nach dem fernen Osten zurückfinden — im ausgeplünderten Deutschland ist ja doch nichts mehr zu holen, und was zu holen war, haben sich dann schon Polen und Tschechen, eure Lieblinge, geholt. Sie werden euch den Dank nicht schuldig bleiben. Ganz Südosteuropa wird slawisch, dieses Slawien wird sich über Rußland bis zum fernsten Osten erstrecken, wo es Japan die Hand reichen wird. Unsere militärischen und wirtschaftlichen Intelligenzen aber werdet ihr dann auch im nahen und fernen Osten wiedersehen. Sie werden euren Feinden mit erprobter deutscher Tüchtigkeit und Gründlichkeit zur Seite stehen.

Je niederträchtiger der uns aufgezwungene „Frieden", um so näher und unaufhaltsamer Angelsachsens Verhängnis. Das „militaristische" monarchische Deutschland hatte weder den Willen noch die Macht, dieses Verhängnis heraufzubeschwören, das ohnmächtige Deutschland — kann und wird es nicht hemmen. Unsere ehrliche Macht habt ihr hinterhältig langsam vergiftet und dann die Leiche ausgeplündert und ans Kreuz geschlagen. Gegen unsere Ohnmacht seid ihr ohnmächtig, unsere Ohnmacht wird uns rächen!



Rundschau

Der Offizier in der deutschen Republik

Was nun? — Diese bange Frage ist in deutschen Landen auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens jetzt wohl tausendfach aufgeworfen worden. Nicht zum wenigsten ist für die Offiziere des aktiven Dienststandes der Ausblick in die Zukunft verschleiert und trübe. Es handelt sich um ihre Existenzbedingungen und einen Kampf ums Dasein, wie er unter gleicher Not kaum in einem anderen Berufe durchgefochten werden muß. Und das nach einem viereinhalbjährigen Heldenkampf ohnegleichen. Die Heimkehr hat unsern Vorkämpfern statt eines begeisterten Willkommens vielfach Kränkungen weit über das Maß des Erträglichen gebracht. Die deutsche Presse hat dafür die empörendsten Belege in großer Zahl mitgeteilt; — über einen Grad schmerzlicher Höflichkeit ist die Temperatur der öffentlichen Meinung bei der Begrüßung in der Heimat im besten Fall nicht hinausgekommen. Der deutsche nationale Dichter Geibel hat 1871 bei der Heimkehr der Krieger ein schwungvolles Gedicht veröffentlicht, wonach diesen das Vaterland einen unauslöschlichen heißen Dank schulde. Jetzt wäre ein solcher poetischer Willkommengruß in noch weit höherem Grade angebracht gewesen. Es hat sich aber dazu kein berufener Dichter gefunden. Zahlen sollen ja beweisen. Nach Angabe des Kriegsministers von Scheuch sind 39,2 v. H. der Berufsoffiziere gefallen. Nicht gerechnet dabei sind die vermißten und verschollenen sowie die in der Gefangenschaft bzw. auf den Rückmärschen von den östlichen Kriegsschauplätzen verstorbenen Offiziere. Die Zahl der Verwundeten kann man auf mindestens das Dreifache annehmen. Wie viele davon verkrüppelt und dienstunfähig geworden sind, kann nur eine Statistik der folgenden Jahre lehren. Da von Unteroffizieren und Mannschaften etwa 1600000 den Heldentod starben, so ist der Mannschaftsverlust etwa 19 v. H. Dies nur als Beleg, wie sehr die Offiziere mit ihrem todesmutigen Beispiel ihren Truppen vorangeleuchtet haben und wie niederträchtig die sich jetzt nicht selten hervorwagende Verleumdung ist, sie hätten verstanden, sich in sicherem Hintergrund zu halten. Eine besondere Wertschätzung beanspruchen die genannten Zahlen, wenn man in Erwägung zieht, daß der gesamte Friedensstand der deutschen Armee vor dem Kriege nur 31229 Offiziere zählte. Im ganzen werden 58500 als gefallen genannt. Etwa drei Viertel der Kriegsverluste entfallen danach wahrscheinlich auf Reserve-, Landwehr- und Landsturm-Offiziere, denen der Dank des Vaterlandes in gleicher Weise wie den Offizieren des aktiven Dienststandes gebührt. Andrerseits ist es erklärlich, daß bei vielen Regimentern auch nicht einer der aktiven Offiziere mehr vorhanden ist, die im August 1914 kampfesfroh dem Feinde entgegenzogen. Feldmarschall Moltke hat einmal gesagt, daß in einem langen Kriege für alles Ersatz gefunden werden könne, nur nicht für den Verlust der erfahrenen, langjährig gedienten Frontoffiziere. Wie berechtigt dieser Ausspruch gewesen ist, hat jeder erkennen können, der in den letzten beiden Kriegsjahren Einblick in das innere Leben der kämpfenden Armeen nehmen konnte. Es liegt nun in der Natur der Verhältnisse, daß die oberen Chargen nicht unbesetzt bleiben konnten, daß der Nachschub aber unvollkommen bleiben und besonders die wichtigen Stellen der Kompagnie- usw. Chefs jüngeren Kräften anvertraut werden mußten, die die nötige Erfahrung im inneren Dienst, in der Erziehung, Ausbildung und Behandlung der Mannschaften noch nicht in vollem Grade sich hatten aneignen können. Daß man die

jungen Jahrgänge des aktiven Dienststandes in der Beförderung den oft weit älteren Reserve- und Landwehroffizieren vorziehen zu müssen glaubte, war ein Fehler, dessen Wirkungen sich schon im Kriege bedenklich geltend machten. Jetzt im Frieden werden die jungen Kompagniechefs sich in die an sie herantretenden Aufgaben erst hineinleben müssen, wenn ihnen überhaupt dazu die Möglichkeit belassen wird. Denn es ist nicht von der Hand zu weisen, daß der einstige Friedensstand des Heeres mit 751115 Köpfen nicht annähernd wieder eingenommen werden kann. Eine wesentliche Verminderung wird eintreten müssen selbst für den zu erhoffenden Fall, daß das stehende Heer als solches erhalten bleiben wird. Es ist das eine viel umstrittene Frage. Theoretiker, die die militärischen Bedingungen, unter denen Deutschland überhaupt leben kann, nicht überschauen, wollen ein Milizheer nach schweizerischem Muster bilden. Die Verfechter dieser Ansicht vergessen die Wahrheit des Worts: „Eines schickt sich nicht für alle.“ Was einem Kleinstaat, der durch die Eifersucht seiner Nachbarn mehr geschützt ist als durch die eigenen Streitkräfte — was diesem genügen kann, paßt nicht für einen Großstaat, dessen zentrale Lage zur Abwehr nach allen Himmelsrichtungen seit Jahrhunderten genötigt hat. In Betracht kommt ferner, daß die schweizerische Miliztruppe fast ausschließlich im Hochgebirge zu kämpfen berufen ist, und zwar nur in der strikten Defensive. Eine Armee aber, die nicht zum Angriff schreiten kann, ist ein Unding für einen Großstaat, denn ohne Angriffsmöglichkeit ist ein Sieg undenkbar. Die Schweizer Miliztruppen dienen nur 65—90 Tage bei der Fahne — dazu treten kurzfristige Wiederholungskurse. Daß mit einer auch nur ähnlich kurz bemessenen Ausbildungszeit eine große Armee nicht auskommen kann, liegt auf der Hand. Der Weltkrieg hat die Ausbildung jedes einzelnen Mitgliedes des Heeres unendlich schwieriger und komplizierter gestaltet. Die Bedienung der zahlreichen Maschinen im Heeresgerät erfordert allein eine vielmonatliche Vertrautheit. Telephon, Telegraphen, Funkerdienst, Minenkrieg, Radfahr- und Kraftwagenbewegung, Luftkrieg und die Erlernung der hundertfachen technischen Vollkommenheiten, besonders auch im artilleristischen und Pionierdienst erfordern eine längere Zeitdauer bei intensivster Arbeitsleistung. Eine flüchtige Ausbildung würde ein Pfuscherwerk und schlimmer sein als gar keine.

Dem Milizheer ähnlich würde eine Wiederholung oder Nachahmung des Scharnhorstschen Krümpersystems sein. Napoleon hatte bekanntlich nach dem Tilsiter Frieden die Stärke der preußischen Armee auf 42000 Mann herabgedrückt. Um für eine künftige Erhebung Preußens mehr Mannschaften heranzubilden, verfiel Scharnhorst auf den damals Erfolg verbürgenden Gedanken, heimliche Aushebungen zu veranstalten, die Rekruten aber nur ganz kurze Zeit bei der Fahne zu behalten und dann durch neue Ankömmlinge ablösen zu lassen. Bei der damaligen einfachen Bewaffnung und vor allem der Kolonnentaktik, die die Gewandtheit und Selbständigkeit des einzelnen Mannes gar nicht verlangte, sondern ihn in der großen Masse marschieren, schießen und mit dem Bajonett vorgehen ließ, war das wohl möglich, aber auch nur in dem festgefügten Rahmen der bestehen gebliebenen Linienregimenter. Die unausgebildeten Landwehrbataillone, die Gneisenau später im Sommer 1813 ins Leben rief, und die er bis zur Eroberung französischer Gewehre nur mit Piken bewaffnen konnte, schmolzen ohne diesen Halt der festgefügten Cadres zusammen wie der Märzenschnee in der Sonne. Viele Kriegsmonate mußten vergehen, bis sie sich in ihrer glühenden Vaterlandsliebe soweit festigen konnten, daß sie den Linientruppen in ihrer Verwendungsfähigkeit nahe kamen. Das Scharnhorstsche Krümpersystem wollte hauptsächlich Waffenfähige — wenn auch unvollkommen — ausbilden. Es paßt auch deshalb für die jetzigen deutschen Verhältnisse nicht, weil wir nach der Demobilisierung der Frontarmeen etwa 5 Millionen kriegserfahrener und ausgebildeter Krieger im Lande haben, die wenigstens für die nächsten Jahre ein überreiches Reservoir für die Auffüllung eines neuen Heeres bilden würden.

Eine andere Gedankenrichtung zieht die Formation eines kleinen stehenden Heeres in Erwägung, das nur aus Geworbenen — also aus Söldnern — zu bestehen hätte. Es würde

dies das englische System nachahmen, wie es bis zu Kriegsbeginn Geltung hatte. Wenn England es aber verlassen und durch die allgemeine Dienstpflicht ersetzen zu müssen geglaubt hat, so liegt darin allein für Deutschland die Warnung, nicht den Schritt rückwärts zu tun, den England nach vorwärts getan hat. Überdies begegnet die Formation eines solchen Söldnerheeres großen Schwierigkeiten. Dies wird sich bei der Bildung des projektierten Freiwilligenheeres gegen die Polen erweisen. England hatte im Jahre 1913 die größte Mühe, auch nur 30000 Mann aufzutreiben, die sich infolge hohen Soldes bereit finden ließen, sich anwerben zu lassen. Daß ein kleines Söldnerheer kaum als Polizeitruppe im Innern genügen, keineswegs aber zum Grenzschutz gegen beutegierige Nachbarn ausreichen würde, liegt auf der Hand. Wir können die allgemeine Dienstpflicht in Deutschland nicht aufgeben, weil sie die kostbarste Errungenschaft aus der Zeit der Befreiungskriege ist, sodann aber, weil die Armee neben ihrer hohen Aufgabe der Vaterlandsverteidigung auch noch die gleich wichtige hat, die deutsche Jugend zu erziehen und zu kräftigen. Die Armee ist somit in erster Linie berufen, die eingezogenen Mannschaften an Ordnung, Pünktlichkeit, Disziplin, Reinlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Umsicht und Entschlossenheit zu gewöhnen — zugleich aber ist sie der Volksarzt im großzügigsten Sinne des Wortes. Wer einen Rekrutentransport hat ankommen und dieselben Leute nach beendigter Dienstzeit hat in die Heimat ziehen sehen, wird der Armee als Volkserzieher und Volksarzt seinen patriotischen Dank nicht vorenthalten können. Deshalb ist die Beibehaltung der allgemeinen Dienstpflicht eine Lebensbedingung für das deutsche Volk. Daß sie innerhalb des Rahmens der jetzigen Verbände ungleich leichter und vorteilhafter ausgeübt werden kann, als wenn diese beseitigt würden und etwas ganz Neues geschaffen werden müßte, bedarf keiner Ausführung. Wenn daher die führenden Blätter der Berliner Presse am 11. Dezember d. J. die Notiz brachten: „Die Reichsleitung trägt sich, wie wir hören, mit der Absicht, ein Volksheer zu bilden, das an die Stelle des früheren stehenden Heeres treten soll", so war diese geeignet, in den Herzen der Patrioten und der Kenner der militärischen Verhältnisse eine wahre Beklemmung hervorzurufen. Es würde damit auch die durch Jahrhunderte heilig gehaltene Tradition der Armee beseitigt werden. Wer sich damit leichten Herzens abfinden will, kennt das Gemütsleben unseres Volkes nicht. Es hängt an seinen glorreichen Erinnerungen, wie schon ein Blick auf die Bilder zeigt, die in jeder Bürger- und Bauernstube, ja in jedem Tagelöhnerkathen hängen. Die bolschewistische Regierung in Rußland hat auch das stehende Heer abgeschafft und durch ein rotes Volksheer zu ersetzen versucht. Mit welchen Ergebnissen, hat die Folge gezeigt. Sie laden jedenfalls nicht zu einer Nachahmung ein.

Es ist nun aber klar, daß die notwendige Verminderung des stehenden Heeres, im Falle seiner Beibehaltung, eine wesentliche sein muß, wenn sie das notwendige finanzielle Resultat haben soll — die Beibehaltung der allgemeinen Dienstpflicht bedingt damit auch eine Herabsetzung der Präsenzzeit unter der Waffe. Diese richtig zu bemessen, ohne die Schlagfertigkeit der Armee wesentlich zu beeinträchtigen, wird die ernste und überaus schwierige Aufgabe derjenigen berufenen Persönlichkeiten sein, die die Reorganisation der Amee zu bearbeiten haben werden. Ihre Gedankenarbeit wird die vitalsten Interessen von Volk und Heer zum Gegenstand haben.

Die Armee, auch in ihrer Verminderung, ist nun der Nährboden, und zwar im eigentlichsten Sinne des Worts, für die Offiziere, die ihr weiter als Führer und Ausbilder angehören werden. Das bisherige Offizierkorps des aktiven Dienststandes wird sich ja dadurch lichten, daß viele Persönlichkeiten, die in anderen Berufen Verwendung finden können, den Dienst quittieren werden. Besonders die Landwirtschaft wird viele zu diesem Schritt veranlassen. Immerhin wird eine größere Zahl von Offizieren voraussichtlich überschüssig werden. Die Verhältnisse liegen ähnlich wie nach dem Tilsiter Frieden. Damals hatte Napoleon die Zivilverwaltung direkt in die Hand genommen und damit die Staatseinkünfte mit Beschlag belegt. Die Gehälter an Offiziere und Beamte wurden aber nicht ausgezahlt, so daß diese in die bitterste

Not gerieten. Es liegt nahe, eine Parallele mit den Sorgen der Gegenwart zu ziehen. Auch wenn sie sich nur zum Teil verwirklichen sollten, werden gewisse Einschränkungen notwendig werden. Reise- und Tagegelder, Rationen, Bezüge für Repräsentation, Wohnungsservice usw. werden einer Ermäßigung unterzogen werden müssen, zugleich aber eine Anzahl Chargen in Wegfall kommen. Schon im Kriege ist die der Brigadekommandeure bei der Dreiteilung der Divisionen beseitigt worden, die der etatsmäßigen Stabsoffiziere dürfte folgen, die Charge der Oberleutnants und Leutnants nur eine einheitliche Rangstufe bilden, so daß die militärische Stufenleiter nur Leutnants, Hauptleute, Bataillons-, Regiments- und Divisionskommandeure, und kommandierende Generale kennen würde. Wenn somit die Avancementsverhältnisse einschneidende Abänderungen zu gewärtigen haben dürften, so wird das dienstliche Verhältnis der Offiziere zu den Mannschaften noch weit größere Unterschiede gegen früher in die Erscheinung treten lassen müssen. Wenn auch das Vorgesetztenverhältnis — also Befehlen und Gehorchen — unbedingt beibehalten werden muß, so muß es doch aller Schroffheiten und aller Willkür entkleidet werden und einen mehr kameradschaftlichen Charakter annehmen. Der sauertöpfische derbe Humor, der auf vielen Exerzierplätzen herrschte, wird der ernsten, ruhigen Belehrung und Anleitung Platz machen müssen, die oft erheiternden Kasernenhofblüten der Unteroffiziere werden der Vergangenheit angehören. Die Mannschaften selbst haben sie meist nicht übel genommen, aber der Geist der Zeit verträgt sich mit ihnen nicht. Ebenso wird die Disziplinarstrafgewalt der Kompagnie- usw. Chefs einer Neuordnung unterliegen. Die Verhängung von Arreststrafen wird dem Regimentskommandeur vorbehalten bleiben müssen, der den Vergehungen objektiver gegenüberstehen wird, als der von ihnen oft direkt betroffene Kompagniechef. Eine Mitberatung bei der Strafbemessung seitens der Mannschaften müßte aber ausgeschlossen bleiben, denn sie urteilen bei Verstößen gegen die Disziplin erfahrungsgemäß zu milde, dagegen bei Eigentumsvergehen meist sehr hart. Das haben die Verdikte des sogenannten Unterpersonals bei den früheren Standgerichten sattsam bewiesen. Bei Strafbemessungen darf eben keine Majorität, sondern es muß die Autorität entscheiden. Mit Beseitigung der Strafbefugnis mit Arrest seitens der Kompagnie- usw. Chefs würden auch die lästigen Strafbücher in Wegfall kommen und die Revisionsbemerkungen der höheren Vorgesetzten, die von Schematismus oft nicht freizusprechen waren. Dies kann mit Fug und Recht ausgesprochen werden. Die Bestellung eines Verteidigers bei den Kriegsgerichten die schon bisher in Gültigkeit war, könnte dagegen eine Erweiterung erfahren. Das Recht, kleinere — d. h. nicht Arreststrafen — zu verhängen, müßte dagegen den Kompagniechefs belassen werden. Sie haben ja einen rein erzieherischen Charakter. Wenn z. B. ein Mann sein Pferd schlecht geputzt hat, wird er mit dem besser geputzten Pferd zum Strafrapport antreten müssen, ein Mann, der sich Nachlässigkeiten auf Stallwache hat zuschulden kommen lassen, wird mit einer Strafstallwache zu belegen sein. Diese und ähnliche erziehliche Strafen kann nur der Kompagniechef verhängen, weil er seine Leute und ihre Charaktereigentümlichkeiten kennt. Dagegen ist daran festzuhalten, daß die Unteroffiziere keine Strafberechtigung erhalten, wie dies z. B. in der französischen Armee üblich ist. Zur Stärkung der Disziplin halten wir den Grußzwang für unentbehrlich. Er kann in einfachster Form in Anwendung kommen. Das Frontmachen und andere Äußerlichkeiten können unbeschadet des Zweckes in Fortfall kommen. Eine hohe Bedeutung ist einer Erweiterung des Beschwerderechts zuzumessen. Es war bisher mit zu vielen Formalitäten verknüpft, mit gebotenen Überlegungszeiten und kompliziertem Verlauf. Eine Vereinfachung würde den Interessen sowohl der Offiziere als der Mannschaften dienen. Es kann verlangt werden, daß eine Beschwerde ungehindert und ohne Mittelinstanz bei demjenigen Vorgesetzten angebracht werden kann, der Strafgewalt gegenüber derjenigen Persönlichkeit hat, gegen die die Beschwerde gerichtet ist. Mit dem System, wenn irgend möglich letztere zurückzuweisen, muß gebrochen werden. Der Begriff eines „unbequemen Untergebenen“ muß verschwinden. Es ist das eine berechtigte

Forderung, die namentlich in Offizierskreisen Unterstützung finden wird. Letztere werden nach Beseitigung des früheren Militärkabinetts besonders auch den Wegfall der „geheimen" Qualifikationsberichte mit dem Gefühl der Erleichterung begrüßen. Über jedem Haupt hing ein Damoklesschwert, das jederzeit herabstürzen konnte, ohne daß von dem Beteiligten sein Herabfallen sich voraussehen ließ. Wenigstens war das öfters der Fall, als man in nichtmilitärischen Kreisen anzunehmen geneigt ist. Da viele, oft sehr verdienstvolle Offiziere gar nicht wußten, wie der maßgebende Vorgesetzte über sie dachte, gewann ein Gefühl der Unsicherheit Raum, das sich oft zur Ängstlichkeit und zu banger Sorge um die Existenz verdichtete. Es ist nicht einzusehen, warum nicht ein Einblick in die sogenannte „Konduitenliste", wie man die Qualifikationsberichte auch nannte, jedem einzelnen gestattet werden soll, schon damit er in der Lage ist, gerügte Fehler abzustellen und Ausstellungen zu entkräften. Es wird doch jedem Schüler in den höheren Bildungsanstalten seine Zensur nicht vorenthalten, ja zum Teil öffentlich verlesen. Die Schreiber der Qualifikationsberichte waren ja zum weit überwiegenden Teil von ihrer ernsten Pflicht zu gerechter Beurteilung voll durchdrungen. Kein Kenner der internen Armeeverhältnisse wird aber leugnen, daß menschliche Schwächen doch nicht gar zu selten das Urteil getrübt haben. Dies geht auch aus dem Umstand hervor, daß die Urteile der verschiedenen Vorgesetzten oft wesentlich voneinander abwichen. Eine Beurteilung der Fähigkeiten der Offiziere muß ja selbstverständlich schon in Bezug auf ihr Aufrücken in höhere Stellungen beibehalten werden. Sie darf aber den Beteiligten nicht vorenthalten werden. Damit wird auch das grausame, Gott sei Dank selten gewordene „Abhalftern" seine Endschaft erreichen, das darin bestand, daß dem zu Beseitigenden eine so vernichtende Kritik im Kreise seiner Offiziere zuteil wurde, daß er schwer gekränkt seinen Abschied nehmen mußte.

Jedem Heeresangehörigen muß es klar zum Bewußtsein kommen, daß jedes tüchtige vaterländische Heer sich zusammensetzt aus Geist und Stoff. Ersteren repräsentieren die Führer, den letzteren die Geführten. Beide müssen eine innige, unlösbare Verbindung eingehen. Die Bindemittel sind das gegenseitige Vertrauen, der Wille zur Pflicht, ernstes bescheidenes Streben, auch da, wo das Ergebnis nicht in die Erscheinung tritt, Religion, Vaterlandsliebe, Mut und Tapferkeit, Gehorsam und Sinn für Ordnung. Friedenswerk ist nicht Kriegswerk. Im Frieden aber muß der unentbehrliche Drill, die Erziehung und die anerzogene militärische Gewohnheit die Vorfrucht sein, um den im Kriege hervortretenden Selbsterhaltungstrieb zu überwinden.

Den Offizieren, als den Erziehern des Volkes in Waffen, fallen Aufgaben zu von solcher Schwere und Bedeutung, sie erfordern einen solchen Grad von Selbstüberwindung und Opferwilligkeit, daß den Männern der volle Dank des Vaterlandes gebührt, die sie auf ihre Schultern nehmen. In schwerer Zeit erwuchsen ähnliche Pflichten Männern wie Gneisenau, Blücher, Scharnhorst in den Jahren 1807—13. Sie wurden durch einen darauf folgenden Völkerfrühling belohnt. Möchten ihre jetzigen schwergeprüften Nachfahren einen gleichen erleben.

Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne



Revolution und Presse

In der etwa dreihundertjährigen Geschichte der Entwicklung der europäischen Presse, diesem getreuen Spiegelbild der Entwicklung der politischen Freiheit, spielen die Beziehungen zwischen den gewaltsamen Staatsumwälzungen und den durch sie bedingten, mehr oder weniger sprunghaften Fortschritten des Zeitungswesens eine hervorragende Rolle. Im Hinblick auf die allerneueste Zeit, die beiden Revolutionen im Frühjahr

und Herbst 1917 in Rußland, sowie die grundstürzenden Vorgänge im Herbst 1918 in Deutschland, erscheint eine vergleichende Betrachtung dieser Beziehungen heute besonders interessant.

Die Revolutionen, die im Lauf der letzten Jahrhunderte bis in unsere Tage Europa erschüttert haben, bieten in ihrer Einwirkung auf die Entwickelung der periodischen Presse ein sehr verschiedenartiges Bild. Sie unterscheiden sich nicht allein nach ihrem Wesen und ihren Entstehungsbedingungen, sie sind auch durch große Zeiträume und ganze Kulturepochen voneinander getrennt. Ihre günstige Einwirkung auf die freiheitliche Entwickelung der Presse läßt sich bis zum Beginn des Jahres 1917 im allgemeinen überall feststellen, während umgekehrt die Geschichte uns lehrt, daß aus leicht verständlichen Gründen noch niemals eine Revolution nur durch die Minierarbeit einer sogenannten schädlichen Presse hervorgerufen wurde. Denn abgesehen davon, daß die Ursachen der Staatsumwälzungen sehr viel tiefer liegen, vollzogen sie sich entweder zu einer Zeit, in der das Zeitungswesen nur schwach entwickelt war, oder aber meist in solchen Ländern, in denen die Presse aus Gründen der Staatsräson mehr oder weniger vollständig geknebelt war. In Deutschland war ihre zeitweilige Knebelung während der Kriegsjahre gewiß von großer Bedeutung. Der übertriebenen Angstmeierei, die namentlich im vormärzlichen Deutschland in jedem etwas schärfer oppositionellen Blättchen schon das Gespenst der Revolution auftreten sah, fehlte daher die historische Begründung. Viel eher kann man auf Grund der historischen Erfahrungen annehmen, daß die politischen Leidenschaften und der Groll der unzufriedenen Elemente, wie man das besonders in England bisher beobachten konnte, durch das Ventil einer freien Presse und absoluter Versammlungsfreiheit wirkungslos verpuffen oder zu Reformen führen, die nach der Ansicht Bismarcks das einzige wirklich sichere Mittel gegen Revolutionen bilden. Die staatsmännische Weisheit der Regierenden, die eine oppositionelle Presse rücksichtslos unterdrücken, gleicht jedenfalls derjenigen von Leuten, welche, um den Ausbruch eines Vulkans zu verhüten, den Krater zuzuschütten suchen. Denn die Revolutionen sind überhaupt keine Rechtserscheinungen, sondern eine elementare Naturerscheinung im Leben der Völker.

Zur Zeit der ersten, 1642 beginnenden englischen Revolution war das Zeitungswesen in England noch sehr schwach entwickelt. Trotzdem war auch jetzt schon der Einfluß dieser Revolution auf die in den allerbescheidensten Anfängen stehende und von der Zensur arg bedrückte Presse ein günstiger, da Oliver Cromwell, ungeachtet seiner unerbittlichen puritanischen Strenge, den bis dahin unerträglichen Zensurdruck ganz erheblich milderte. Freilich war hier weniger die Verfassungsänderung ausschlaggebend, denn sowohl der Druck wie die Milderung dieses Druckes waren hier mehr von persönlichen Einflüssen abhängig. Auch waren die Vorteile, welche die Presse erlangt hatte, nur vorübergehender Natur, denn unter Karl II. setzte die Reaktion mit sehr scharfen Zensurbestimmungen wieder ein. Erst nach der zweiten Revolution von 1688 erkämpfte das Parlament im folgenden Jahre mit der „bill of right" auch das Recht der Preßfreiheit, die jedoch erst 1694 nach der völligen Abschaffung der Zensur durch das Parlament endgültig garantiert wurde. Dieses in England so früh errungene Recht der freien Meinungsäußerung bildete die Grundlage für die großartige Entwickelung der englischen Presse, die jetzt auf fast unerreichter Höhe dasteht.

In den folgenden hundert Jahren machten die Verkehrsmittel und die ganze technische Kultur in Europa so geringe Fortschritte, daß auch das Zeitungswesen sich schon aus diesem Grunde nur sehr langsam entwickeln konnte; dazu kam dann noch der unerträglich harte Druck der Zensur, besonders in Frankreich und in Deutschland. Rechtzeitig eingeführte Reformen, die am sichersten eine Revolution verhüten, verbürgen gleichzeitig am ehesten eine gesunde und stetige Entwickelung der Presse. In dieser glücklichen Lage befand sich im 18. Jahrhundert die niederländische Republik, die damals ganz Frankreich und Deutschland mit einer verhältnismäßig großen Zahl von Zeitungen versorgte und so in bezug auf die Entwickelung der Presse zu jener Zeit in Europa die erste Stelle einnahm.

Trotz der strengen Unterdrückung der Presse in Frankreich zeigte sich im letzten Jahrzehnt vor der Revolution doch schon neben dem geistigen Aufschwung in der schönen Literatur auch eine größere Regsamkeit in den wenigen politischen Blättern, so daß sich der König noch am 6. Mai 1789 bewogen fühlte, das einzige, von Mirabeau begründete Oppositionsblatt zu unterdrücken. Mit einem Schlage änderte sich diese Sachlage, als der Sturm der großartigsten aller Revolutionen unaufhaltsam über das Land hinwegfegte. Nachdem die gesetzgebende Körperschaft 1791 die Freiheit der Presse proklamiert hatte, entstanden fast täglich neue Tageszeitungen und Zeitschriften in ungeheurer Menge, ein bisher noch nie dagewesenes Schauspiel! Die Zahl dieser Neugründungen wird für den Zeitraum bis 1793 auf mehr als tausend angegeben; auch wenn man das lebhafte Temperament, die geistige Regsamkeit der Franzosen und den allgemeinen wilden Taumel der politischen Leidenschaften berücksichtigt, so erscheint diese Zahl doch ungeheuer groß. — Es ist gewiß als ein Glück anzusehen, daß die ungeheure Mehrzahl dieser radikal-demokratischen Blätter, die sich meist durch einen pöbelhaft rohen Ton auszeichneten, bald wieder spurlos verschwand. Anderseits ist es bemerkenswert, daß auch eine der angesehensten und vornehmsten Pariser Zeitungen, das Journal des Débats, dem Revolutionsjahr 1789 ihre Entstehung verdankt. — Diese ungezügelte Freiheit war bekanntlich nur von kurzer Dauer, denn schon 1800, unter dem Konsulat und später noch mehr unter dem ersten Kaiserreich, wurde ihr ein Ende gemacht. Erst durch die Julirevolution von 1830 und dann, nach abermaliger Reaktion, nach Einführung der republikanischen Verfassung von 1848 erlangte die französische Presse ihre Freiheit wieder.

Die französische Revolution von 1848 hatte ihre bekannte Rückwirkung auf Deutschland. Vom 17. März 1848, dem Tage der Aufhebung der Zensur, datiert die großartige Entwickelung der deutschen Presse, die zunächst auch hier, entsprechend der hochgradigen Aufregung in dieser wildbewegten Zeit, einen sehr stürmischen und ungezügelten Verlauf nahm. Die unzähligen Zeitungen, die damals in dem einen Jahre 1848, besonders in Berlin und Wien, gleich Pilzen aus dem Boden schossen und in ihren Spalten einen wüsten Wirrwarr von Ansichten, Forderungen und Projekten entwickelten, bildeten zum allergrößten Teil nur eine ganz ephemere Erscheinung. Es war gewiß auch hier als ein Glück zu betrachten, daß Blätter wie „Der Demokrat", „Die Barrikade", „Berliner Krakehler" u. a. schon nach ganz kurzer Zeit wieder im Abgrund der Vergessenheit versanken, während nur das wirklich Lebensfähige bestehen blieb und sich in gesunder Weise fortentwickelte. — Von den Bedrückungen, denen die deutsche Presse in der Folgezeit, besonders durch das Stempelsteuergesetz von 1861 und die Konfliktsperiode der sechziger Jahre seit 1863 ausgesetzt war, wurde sie erst durch das Reichsgesetz vom 9. Mai 1874 endgültig befreit.

Auch in Südeuropa wurde der journalistische Aufschwung lediglich durch revolutionäre Einflüsse bedingt. So war es in Italien die demokratisch-revolutionäre Partei, welche die Entwickelung der Presse anbahnte, die sich in Italien erst nach der Bewegung von 1848, in Rom aber erst nach der Einnahme der Stadt am 20. September 1870 frei entfalten konnte. Auch in Spanien konnte das Zeitungswesen, nach unerhört schweren Bedrückungen, sich erst nach der Revolution von 1868 gedeihlich entwickeln. Indessen ist bis heute in diesen romanischen Ländern, ganz abgesehen von dem völlig rückständigen Portugal, die Presse weit hinter derjenigen der germanischen Länder zurückgeblieben.

Bei den besonnenen und kaltblütigen Skandinaviern ist der Werdegang ihrer Presse in weit ruhigeren Bahnen verlaufen. Allerdings konnten auch in Schweden erst nach der Staatsumwälzung von 1809 die journalistischen Kräfte sich freier regen, ein wirklicher Aufschwung trat aber, mehr allmählich, erst in den dreißiger Jahren ein. Das gleiche gilt von Dänemark, wo König Christian VII. bereits 1770 die völlige Preßfreiheit eingeführt hatte.

Ganz besonders interessante Erscheinungen zeitigte die russische Revolution von 1905 mit ihren Nachwirkungen, weil die Presse in Rußland unter einem besonders lange dauernden

und unerträglich harten Druck zu leiden hatte. Die erste russische Zeitung, die „Wiedomosti“, war schon 1703 von Peter dem Großen begründet worden; das zweite Blatt, die deutsche „St. Petersburger Zeitung“, erscheint seit 1727. Im übrigen konnte von einer Entwickelung der Presse im 18. Jahrhundert hier kaum die Rede sein. Nach einer kurzen, durch die Kaiserin Katharina II. hervorgerufenen Blütezeit der Revuen und Monatsschriften wurde nach der Thronbesteigung des Kaisers Paul diese Entwickelung fast auf den Nullpunkt herabgedrückt. Erst nach der Palastrevolution von 1801 kam unter der humanen Regierung des Kaisers Alexander I, wieder ein frischerer Zug in das russische Geistesleben, wesentlich begünstigt durch den unverkennbaren geistigen Aufschwung nach den Napoleonischen Kriegen. Mit dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus I., besonders seit 1828, beginnt aber wieder eine der düstersten Perioden des Zarenreiches, eine wahre Schreckensherrschaft gegenüber jeder selbständigen geistigen Regung. Unter dieser selbst nach russischen Begriffen reaktionären Regierung flüchtete der geniale Publizist Alexander Herzen nach England, wo er seit 1857 die russische Monatsschrift „Kolokol“ (Glocke) herausgab. Diese durch ihre feurige Beredsamkeit interessante Zeitschrift wurde überall in Rußland eingeschmuggelt, erzeugte allenthalben eine mächtige Bewegung und wurde auch vom Zaren Alexander II. gelesen, auf dessen Entschließungen sie nicht ohne Einfluß blieb. Indessen war das Preßgesetz vom 6. April 1865 nur eine Bearbeitung, keine wesentliche Umgestaltung der bisherigen Bestimmungen, und auch die Modifikationen von 1873 brachten keine Erleichterung. So haben bis 1905 die russischen Preßgesetze keine prinzipiellen Änderungen erfahren, nur die mehr oder weniger strenge Handhabung wechselte je nach der Leitung des Ministeriums des Innern.

In weit höherem Grade, als bei der großen französischen Revolution, machte sich in den letzten Jahren von der ersten russischen Katastrophe eine größere Regsamkeit in der russischen Presse bemerkbar, die zum großen Teil die immer mehr zunehmende Gärung der Geister widerspiegelte. So entstanden in dem kurzen Zeitraum von 1903—1905 etwa 400 neue Zeitungen und Zeitschriften. Durch den Ausbruch der Revolution wuchs ihre Zahl von 1350 zu Beginn des Jahres 1905 auf 2167 zu Ende 1912. In russischer Sprache erschienen davon 1078 bzw. 1585, in andern Sprachen 272 bzw. 682 (!). Die national-russische Presse hatte mithin in dem genannten Zeitraum von 7 Jahren um 47 % zugenommen, die fremdsprachige aber um 150 %. Von den in 19 verschiedenen Sprachen erscheinenden, nichtrussischen periodischen Druckerzeugnissen haben die polnischen, armenischen, jüdischen und lettischen den größten Zuwachs, um 214 %, erfahren. In dieser Statistik ist die ungeheure Zahl von Blättern, die 1905 entstanden, aber als nicht lebensfähige Eintagsfliegen rasch wieder verschwanden, natürlich nicht miteinbegriffen. So entstanden damals in Petersburg allein in acht Wochen 400 neue Blätter, darunter nicht weniger als 38 politische Witzblätter. Als besonderes Kennzeichen der intellektuellen und moralischen Anarchie, die damals herrschte, erschien das ins Ungeheure anschwellende Anwachsen der pornographischen Literatur, der durch den energischen Stadthauptmann von Petersburg, Dratschewsky, glücklicherweise sehr bald ein jähes Ende bereitet wurde. —

In der Hochflut der plötzlich auftauchenden, demokratischen und kosmopolitisch-liberalen Zeitungen erschienen, ähnlich wie z. B. auch in Berlin 1848 die Kreuz-Zeitung entstand, verschiedene streng-konservative und national gesinnte Blätter. So war auch die deutsche, ganz überwiegend konservative Presse Rußlands seit 1905 um 44 % gewachsen. Einschneidende Verfassungsänderungen pflegen eben auf alle Parteien und Weltanschauungen befruchtend, klärend und vertiefend einzuwirken.

Durch den Ukas vom 7. Dezember 1905 war die Preßfreiheit zwar im Prinzip zugestanden worden, aber schon durch das Preßgesetz vom 4. April 1906 wurde sie wieder erheblich eingeengt. Durch die wieder einsetzende Reaktion und rücksichtslose administrative Willkür war dann die Presse in den letzten Jahren vor dem Kriege in eine Lage geraten, die weit

schlimmer war, als zur Zeit der strengsten Präventivzensur. So hat auch 1911 eine in Tiflis erscheinende Zeitung, der „Tiflisky Listok“, ein Gesuch um Wiedereinführung (!) der Präventivzensur an die Oberpreß-Verwaltung gerichtet, weil damals die Redakteure beständig von Geld- und Gefängnisstrafen bedroht waren. Schon 1906 wurden in einem Monat 35 Zeitungen unterdrückt, 34 Zeitungen zur gerichtlichen Verantwortung gezogen und 64 Redakteure mit Geldstrafen belegt. Im ganzen wurden bis 1907 1007 Redakteure und Verleger bestraft und jährlich etwa 300 000 Rubel Geldstrafen erhoben. Im allgemeinen hat ja der Aufschwung der Presse durch diese rigorosen Maßregeln nicht behindert werden können, vielmehr wurde durch sie erst recht der Boden für die kommende zweite Revolution vorbereitet.

In der Türkei, wo die arabische und armenische Presse am stärksten vertreten ist, wurde durch die jungtürkische Revolution von 1908 zwar auch die Aufhebung der Zensur erlangt, doch ist die im ganzen noch schwach entwickelte Presse, namentlich die jungtürkische, in den letzten zehn Jahren in einer dauernden Abhängigkeit von den jeweilig leitenden Staatsmännern verblieben.

In Portugal, wo sich die Presse bis in die neueste Zeit in einer fast noch schlimmeren Lage befand als in Rußland, sind mit der Revolution von 1911 bis jetzt keine geordneten Zustände eingetreten, so daß sich die kulturellen Einwirkungen der seitdem fast chronischen Staatsumwälzungen noch nicht abschätzen lassen.

Die große russische Staatsumwälzung vom März 1917 vollzog sich ganz unerwartet über Nacht und versetzte die liberale Presse in eine recht eigentümliche Lage; sie, deren Lebenselement bis dahin die schärfste Opposition gewesen war, sah sich jetzt ganz unvermittelt in die Rolle einer Stütze des Staates und der Regierung gedrängt. In quantitativer Hinsicht war die Entwicklung der Presse jetzt nicht so bedeutend wie nach 1905, ihr literarischer Wert war jedoch größer. Von den revolutionären Neuerscheinungen war die von Maxim Gorki herausgegebene „Novaja Shisnjo“ („Neues Leben“), die dauernden Wert behalten dürfte, jedenfalls die bedeutendste. Die seit der Revolution von 1907 wieder fast völlig geknebelten Witzblätter ließen 1917 ihren politischen Leidenschaften wieder die Zügel schießen und ergingen sich namentlich in maßlosen Beschimpfungen der gestürzten Dynastie; an Roheit und Geschmacklosigkeit ist dabei Erhebliches geleistet worden. Nach der bolschewistischen Revolution vom Herbst 1917 kam es mit der Diktatur des Proletariats naturgemäß zu einer rücksichtslosen Unterdrückung der bürgerlichen Presse, wie selbst die finstersten Zeiten des Zarismus sie nicht gesehen hatten.

In Deutschland ist die Zeit seit den Vorgängen vom November 1918 noch zu kurz, um ein abgeschlossenes Bild von ihren Einwirkungen auf die Presse bieten zu können. Die auf dem Mistbeet des Radikalismus erblühten Pflänzchen, wie „Die Freiheit“, „Die Republik“ und „Die rote Fahne“ der Spartakus-Gruppe sind sicher auch nur als Eintagsfliegen zu bezeichnen. Die schwächste Seite der deutschen Revolution, ihr völliger Mangel an Originalität, tritt in dieser Presse besonders grell zutage. Namentlich „Die rote Fahne“ erscheint wirklich nur als ein Abklatsch der immerhin noch höher stehenden russischen „Prawda“. Für die nächste Zukunft erscheint die völlige Unterdrückung dieser radikalsten Elemente, wie das russische Beispiel zeigt, als eine Lebensfrage, wie für den Staat überhaupt, so auch für die gesamte deutsche Presse.

Die vergleichende Betrachtung aller europäischen Revolutionen zeigt uns, wenn wir von der wüsten Anarchie des Bolschewismus absehen, daß ihre Einwirkung auf die Presse, bei allen historischen und nationalen Verschiedenheiten, doch stets nach den gleichen sozialpsychologischen Gesetzen verläuft. Tröstlich erscheint dabei die Tatsache, daß bei allem, was die Revolution auf diesem Gebiet üppig ins Kraut schießen läßt, die Spreu vom Weizen doch immer sehr bald gesondert wird, alles absolut Schlechte so auffallend schnell zugrunde geht, während das wirklich Lebensfähige seinen dauernden Wert behält. Dr. H. v. Rosen



Ein Bekenntnis zur konservativen Idee

Thomas Mann hat in einem mehr als 600 Seiten langen Buche, das er „Betrachtungen eines Unpolitischen" (S. Fischer, Verlag, Berlin) überschreibt, dem geistigen Deutschland ein Bekenntnis zur konservativen Idee abgelegt. Er hat das dickleibige Werk, in dem Abhandlungen über Kunst, metaphysische Exkurse, politische Psychologie, Moralistik und Autobiographie sich in bunter Folge aneinanderreihen, während des Krieges geschrieben und im Frühjahr vergangenen Jahres, als noch kein Mensch die drohende Katastrophe ahnte, zum Abschluß gebracht. Aber während die meisten literarischen Erzeugnisse des Krieges durch das elementare Ereignis der Revolution von einem dunklen Abgrund verschlungen sind, gehört Thomas Manns Buch zu den sehr wenigen, die nichts von ihrem Wert eingebüßt haben, ja man kann sagen, daß es sogar durch die Umwälzung, die sich inzwischen vollzogen, an innerer Aktualität noch gewonnen hat.

Es ist ungemein bezeichnend und entspricht so recht dem deutschen Wesen, das dem Außenstehenden ewig ein Rätsel bleiben wird, daß ein Künstler vom Range Thomas Manns den Gewissenszwang in sich fühlte, die Seelenkrisis, die der Krieg in ihm hervorgerufen hat, in einem mühevoll ernsten, tief grüblerischen Bekenntnisbuch niederzulegen, das sicher einen großen Teil der Kräfte, die der rein künstlerischen Produktion hätten dienen können, aufgesogen hat. Er selbst nennt das einen Rechenschaftsbericht, den er der geistigen Öffentlichkeit schuldig zu sein glaubt und den ihm die Zeit, und zwar unweigerlich, „abverlangte".

Was diese Betrachtungen heute ganz besonders zeitgemäß macht, ist der Umstand, daß der Verfasser trotz der nationalistischen Hochstimmung des verflossenen Frühjahrs damals schon mit dem Triumph der Demokratie als mit einer nicht mehr aufzuhaltenden Tatsache rechnet und gewissermaßen im voraus als kultivierter Mensch den Notschrei gegen die von ihm befürchtete und erwartete Barbarei der demokratischen Zivilisation erhebt, die sich heute bereits in viel radikaleren Formen geltend macht, als selbst er mit der feinen Witterung seines Intellekts ahnen konnte. In einem Augenblick also, wo er die alten Grundmauern schon von den brandenden Wellen der demokratischen Idee untergraben fühlt, hält er dem sich heranwälzenden Neuen die Meinung entgegen, daß Demokratie, daß Politik selbst dem deutschen Wesen fremd und giftig sei. Er bekennt sich tief überzeugt, daß das deutsche Volk die politische Demokratie niemals wird lieben können, aus dem einfachen Grunde, weil es die Politik selbst nicht lieben kann, und daß der vielverschriene „Obrigkeitsstaat" die dem deutschen Volke angemessene, zukömmliche und von ihm im Grunde gewollte Staatsform ist und bleibt.

Für die Anhänger der Demokratie, die im ersten Rausch des Sieges den Konservativismus für abgetan und erledigt zu halten geneigt sein werden, mag es eine peinliche Überraschung sein, daß dem konservativen Gedanken in einem geistig so hochstehenden Volksgenossen wie Thomas Mann ein lebensfrischer Verfechter erstanden ist. Was er verteidigt, wofür er seine glänzenden Waffen einsetzt, das ist allerdings nicht jene eng umgrenzte, ringsum mit düsteren Palisaden ängstlich abgezäunte Domäne, wie sie die politische Partei der Deutsch-Konservativen unter dem alten Regime aufgerichtet und mit unbelehrbarer, halsstarriger, beschränkter Einseitigkeit vergebens zu behaupten versucht hat, sondern das ist der Konservativismus als Weltanschauung. Es war in diesen turbulenten Zeitläuften eine Notwendigkeit und es liegt ein nicht hoch genug anzurechnendes Verdienst darin, daß von berufener Seite der Öffentlichkeit überhaupt einmal wieder zum Bewußtsein gebracht wird, daß es einen geistigen Konservativismus gibt, der sich sehr wesentlich von den erstarrten und verkalkten Erscheinungsformen dessen unterscheidet, was jetzt gemeinhin mit einem überlegenen Achselzucken als „konservativ", d. h. als Sammelbegriff des Rückständigen und Entwicklungsunfähigen abgetan zu werden pflegt. Demgegenüber werden nicht wenige, die heute trostlos

und vergrämt auf verschüttete Werte schauen und vielleicht in ihrem innersten Glauben wankend geworden sind, eine Definition des konservativen Gedankens, wie sie Thomas Mann einem politischen Brief des greisen Friedrich v. Gentz an eine junge Freundin entlehnt, geradezu als eine Erleuchtung hinnehmen und sich daran aufrichten: „Die Weltgeschichte", so lautet diese altersweise Stelle, „ist ein ewiger Übergang vom Alten zum Neuen. Im steten Kreislauf der Dinge zerstört alles sich selbst, und die Frucht, die zur Reife gediehen ist, löset sich von der Pflanze ab, die sie hervorgebracht hat. Soll aber dieser Kreislauf nicht zum schnellen Untergange alles Bestehenden, mithin alles Rechten und Guten führen, so muß es notwendig neben der großen, zuletzt immer überwiegenden Anzahl derer, welche für das Neue arbeiten, auch eine kleinere geben, die mit Maß und Ziel das Alte zu behaupten und den Strom der Zeit, wenn sie ihn auch nicht aufhalten kann, noch will, in einem geregelten Bett zu erhalten sucht. Ich war mir stets bewußt, daß ungeachtet aller Majestät und Stärke meiner Kommittenten und ungeachtet aller der einzelnen Siege, die sie erfochten, der Zeitgeist zuletzt mächtiger bleiben würde als wir..."

Selbst der „Zivilisationsliterat", wie Thomas Mann diejenige geistige Gattung bezeichnet, die im kosmopolitischen Fahrwasser einer aus dem Westen stammenden Demokratie segelt, wird selbst in der Zeit des höchsten eigenen Triumphes die Daseinsberechtigung einer so gearteten konservativen Anschauung schwerlich bestreiten können, wenn er auch den Konservativen alten Stils, die engherzig jede Auffrischung und Erhöhung des konservativen Gedankens ablehnten und so, verblendet genug, sich selbst das Grab schaufelten, den Untergang mit allen Fasern seines Herzens wünschen mag.

Die Demokratisierung Deutschlands ist Thomas Mann gleichbedeutend mit der Entdeutschung. Dem Zivilisationsliteratentum, das sicherlich in dem Bestreben, Wertvolles zu leisten, auf dieses Ziel hinarbeitet, stellt er den Typ des Bürgerlichen, als dessen ausgeprägten Vertreter er selbst sich empfindet, entgegen. Denn das Deutsche und das Bürgerliche sind ihm eins. Wenn „der Geist" überhaupt bürgerlicher Herkunft ist, so ist der deutsche Geist bürgerlich auf eine besondere Weise, die deutsche Bildung ist bürgerlich, die deutsche Bürgerlichkeit human, — woraus folgt, daß sie nicht, wie die westliche, politisch ist, „es wenigstens bis gestern nicht war, und es nur auf dem Wege der Enthumanisierung wird..." Gegen die drohende gewaltsame Politisierung wehrt sich Thomas Mann als gegen etwas Wesensfremdes, und er nennt seine Betrachtungen die eines Unpolitischen, weil er im Gegensatz zu dem Fortschrittler, der stets das Neue erstrebt, durch sein Verhalten konservativ wirken will. Man kann eben, das ist sein Standpunkt, einen Fortschritt sehr wohl als unvermeidlich und schicksalsgegeben betrachten, ohne im mindesten gestimmt zu sein, mit Hurra und Hussa hinterdrein zu setzen. — —

In dieser Zeit, wo erstaunlich viele es für gut befinden, einer rasend überstürzten Entwicklung unter dem Bann der Massensuggestion zuzujauchzen und dadurch zu ihrem Teil beitragen, das unsinnige Tempo womöglich noch zu erhöhen, wird manch einer aus diesen Betrachtungen eines jedenfalls hochkultivierten Geistes Trost, Erhebung und Zuversicht schöpfen. Dies dürfte nicht zuletzt auf gewisse Kreise unserer Intelligenz zutreffen, die ohne einer ausgesprochen konservativen Richtung anzugehören, doch gerade jetzt aus ihnen selbst vielleicht dunklen Gründen eine konservative Opposition für notwendig erachten werden.

Konstantin Schmelzer



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Das große Schämen

Als Ende Oktober die Verhältnisse sich immer mehr zuspitzten, erfaßte mich eine immer wachsende Aufregung. Ich konnte nicht bei meinen Arbeitern, bei meinen Beamten vorbeigehen, ohne auf die ungeheueren Geschehnisse, die sich jetzt vollzögen, hinzuweisen, ohne sie aufzufordern, Farbe zu bekennen, sich jetzt in der furchtbaren Geisterschlacht auf die rechte Seite zu stellen.

Mich, der ich nie in meinen 60 Jahren an Volksversammlungen teilgenommen, jedenfalls nie in solchen gesprochen habe, drängt es unwiderstehlich, in meinem kleinen Amtsstädtchen, in den Ortschaften meines Dienstbezirks solche zu veranstalten. Ich laufe zu Pfarrern und Doktoren, Fabrikanten und sonstigen Honoratioren; viel Zustimmung und Entgegenkommen finde ich nicht. Endlich gelingt es nach erstmaligem Mißerfolg, auf den 2. November eine „vaterländische Zusammenkunft" zusammenzubringen. Es erscheinen etwa 45 Männerchen, meist Bekannte usw., sie sind in gedrücktester Stimmung, lassen drei Ansprachen, zwei von mir, eine von einem Pfarrer, über sich ergehen, schimpfen auf alles, klagen jeder eine andere Ursache als Grund an, trinken ihr Bier aus und gehen nach Haus: Allerseelenstimmung. Am folgenden Tage fand im größten Saale des Städtchens „große Volksversammlung" statt, veranstaltet von der sozialdemokratischen Partei: alle Plätze besetzt, viele stehen dazwischen, mindestens 450 Leute. Der Redner ist der Redakteur der soizaldemokratischen Zeitung aus der benachbarten Großstadt, Jude natürlich.

Und da ging bei mir der große Ekel und das große Schämen an. Wenn der Redner ein bezahlter Agent der Entente gewesen wäre, er hätte seine Worte nicht anders zu setzen brauchen. Alles was bei uns gut ist, wurde schlecht gemacht, das Schlechte besonders hervorgehoben; alles, was bei den Feinden schlecht ist, wurde übergangen, das Gute besonders herausgestrichen. Dazwischen noch handgreifliche faustdicke Lügen zur Verhetzung der Volksgenossen untereinander: Alldeutsche — Junker, und gegen Ludendorff, Kaiser und Fürstentum. Und wie hatte dieser stammesfremde, wüste Agitator seine Leute im Zug, wie spielte er auf ihnen, wie brüllten sie hurra und pfui, je nach Wunsch und je nachdem es vorgemacht wurde. Es war eine begeisterte, des Erfolges sichere Stimmung, und jeder von den 450 Teilnehmern schien für sich mehr Mut zu haben, als die 45 am Tage vorher zusammen. Und keiner der doch auch vorhandenen, mir persönlich bekannten Andersdenkenden ließ sich hören, und nur meine Pfuis in ihren Bravos und meine Bravos in ihren Pfuis, die aber mit großem Erstaunen und unwilligen Blicken aufgenommen wurden, zeigten, daß doch noch nicht alle mit den Tiraden einverstanden waren.

Selbstverständlich meldete ich mich sofort danach zum Wort. Hätte ich auf alles Falsche und Schiefe eingehen wollen, so hätte ich noch länger wie der Redner sprechen können und doch nichts erreicht. So beschränkte ich mich auf einzelne Punkte, suchte ihnen klar zu machen, daß ich doch auch noch gewissermaßen zum deutschen Volke gehöre, nun schon beinahe zwanzig Jahre unter ihnen wandle und ihnen ein Leben vorlebe, wie ich es für das richtige halte und an dem doch auch sie schwerlich viel auszusetzen hätten, um so mehr, als ich auch als Beamter mich nicht als Herrscher, sondern als Diener des mir anvertrauten Bezirks betrachtet und

danach gehandelt hätte. Ich mahnte zum Guten und warnte vor Überstürzungen und Unbedachtsamkeiten. Sie hörten mich ruhig an und ließen mich ruhig ziehen, später soll es immer wüster geworden sein.

Alles, alles, was meinem Leben höhere Freude und Inhalt verliehen, bricht zusammen. Wie war ich so stolz, ein Deutscher zu sein! In die frühesten Kinderjahre klingen die Worte der Mutter, die aus der Kleinlichkeit und dem politischen Elend der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf das kommende geeinigte Deutschland hinwies. Der Traum ward Wahrheit. Als 13—14jähriger Junge erlebte ich 70/71 und die Aufrichtung des Reiches, wobei zwei ältere Brüder mithalfen. Diese große Zeit und unser stolzes Deutsches Reich strahlt in Jünglings- und Mannesjahre; und wenn nicht alles wird, wie es hätte sein können, wenn nicht alle Blütenträume reifen, man braucht doch nur an das Elend von vorher zu denken, um sich des Großen und Guten, das man besitzt, dankbar bewußt zu sein.

Dann kommt der Krieg. Beginn und erste Jahre, wie ist es ein Stolz, Deutscher zu sein! Und nun das Ende! Wie seit alter Urzeit Tagen beginnt wieder der Bruderzwist, der Eigensinn, der Eigennutz, die Einbildungen und Illusionen, wir sind drauf und dran, uns selbst zu befehden und zu zerfleischen, bohren das Schwert in das Herz der eigenen Mutter, und hohnlachend fällt die ganze feindliche Meute über den Simpel, den Narren her. Wie schäme ich mich, ein Deutscher zu sein.

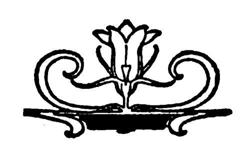
Keinem Menschen kann ich in die Augen sehen. Ist es ein Deutscher, dann muß er sich ebenso schämen wie ich, oder er gehört zu den andern, die das Furchtbare verschuldet haben, und die kann ich auch nicht ansehen. Ist es aber ein Fremder, nun, der lacht mich ja doch nur aus, verhöhnt mich, wie er es den ganzen Krieg über getan hat. Wie schäme ich mich, ein Deutscher zu sein, kein ander Gefühl habe ich, als das große Schämen.

Ist denn wirklich noch eine Hoffnung möglich und denkbar? Könige hätten wir sein können, und wir entmannen uns selbst und machen uns zu Heloten und Knechten. Den Goldklumpen haben wir in der Hand, und wir vertauschen ihn unter dem lebhaften Beifall unserer liebwertesten Feinde gegen eine schillernde Seifenblase und jubeln über das gute Geschäft. Eine Weltmacht hätten wir werden können, aber wir erklären: Um Gottes willen, die wollen wir ja gar nicht, die überlassen wir unsern stets guten Freunden, den Tschechen, Slowaken, Polacken usw.

Ist bei solcher Gesinnung wirklich noch Hoffnung möglich? Ich möchte glauben, die Dummheit und Simpelei ist zu groß, als daß ein wirklich ausgewachsenes Volk sie begehen könnte. Nur eines, das immer noch im Werden und Wachsen, in seinen Flegeljahren ist, kann in dieser törichten Weise den stolzesten Reichsbau blindwütig zerschlagen mit der Begründung, daß es auf und aus den Trümmern etwas sehr viel Schöneres und Stolzeres aufführen werde.

Und denken wir so, dann kann auch nach diesen entsetzlichen Stürmen die Ruhe der Entsagung, die Freude der Hoffnung und der Wille zum Neuaufbauen über uns kommen.

Forstmeister Krekel



Literatur · Bildende Kunst · Musik

Literatur und Nationalbewußtsein

Es kann leider nicht geleugnet werden, daß jene Stimmung der Augusttage von 1914, welche uns in so erhebendem Maße das deutsche Volk im geschlossenen Nationalbewußtsein zeigte, in weiten Volksschichten völlig vermißt wird. Und doch ist heute die Lage des Vaterlandes in einer weit höheren Gefahr, als in den Augusttagen 1914. Damals war man bereit und willig — wer hätte sich ausschließen mögen! wer hätte es gewagt, sich auszuschließen! — als Deutscher für die Wahrung seines Vaterlandes alles einzusetzen. Heute wird mit müden oder bitteren oder gleichgültigen Lippen betont: Es ist nun einmal so. Heute wollen die gleichen Kreise, welche mit leuchtenden Augen „Deutschland, Deutschland über alles" sangen, die bereit wie fähig waren, mit ihrem Blute für jeden Fußbreit deutschen Bodens einzutreten, Deutschland zerfetzen. Man spricht vom Zollbund — nach Westen. Man hat Bestrebungen — nach Osten. Man denkt in gewissen Kreisen nur noch an Prinzipien. Es wurde „von dem sogenannten Vaterlande" gesprochen, und dieser erschütternd trübe Ausdruck kam nicht aus den Kreisen der Spartakusleute.

Zu der einen traurig schweren Gefahr gesellt sich eine zweite. Schnell wie die Nacht zog sie heran. Man beginnt eine Doktrin aus dem Gefühl der Schwäche des nationalen Empfindens zu gestalten. Man geht den Ursachen nach und gestaltet sich seine Leitsätze. Man bürgert, um den Ausdruck zu gebrauchen, den Mangel, die Schwäche an nationalem Empfinden ein. Es sind gewisse leichte Defekte in dem staatlichen Empfindungsleben des deutschen Bürgers vorhanden, und daher... Wir werden also gewissermaßen wissenschaftlich geformt — entschuldigt. Wir können nichts dazu, wir sind nun einmal so. Es ist kein Makel, kein brennend rotes Mal auf unserer Stirne, es ist — eine deutsche Eigentümlichkeit. Eine nationale Eigenschaft. — — Man frage sich einmal, ob in den ersten zwei Kriegsjahren, ob in den Friedensjahren nicht eine herbe Kritik, nicht eine scharfe Ablehnung demjenigen erwachsen wäre, der die Worte Regnauds aus seiner „Allgemeinen Geschichte des französischen Einflusses in Deutschland" zu seinen eigenen gemacht hätte: „Die deutsche Vaterlandsliebe ist nicht aus der Liebe zur Scholle entsprungen, sondern das Ergebnis einer gedanklichen Arbeit, die sich mit geschichtlichen und philosophischen Studien befaßt hat. Sie ist ein Scheinbild." Wollen wir heute derartige Aussprüche nicht ebenso energisch, nicht ebenso verletzt, nicht ebenso scharf zurückweisen, wie wir dies früher, ja noch vor wenigen Monaten getan? Wollen wir entschuldigen, statt — anzuklagen, abzulehnen, auf eine rasche und radikale Besserung zu sinnen? Haben wir jemals notwendiger das heilige Gefühl der Liebe zu unserem Vaterlande bedurft als heute!?

Gewiß, der —, Defekt ist vorhanden. Wir Deutsche allein nur vermochten uns in einem Dreißigjährigen Kriege zu zerfleischen, eine Kultur begrabend, die Fugger und Hansa hieß. Die Reichtum war, Licht und Schönheit, Gemüt und Draufgängertum vereinend. Nur wir Deutsche haben ein 1806 und ein 1812 aufzuweisen. Nur wir wollten 1848 eine Reichseinigung für — Österreich. Gewiß. Geschichtliche Tatsachen lassen sich nicht biegen, lassen sich nicht umdeuteln. Aber weil uns aus einer Reihe von Gründen, die an sich vielleicht hohe Kulturtugenden sind (wir sind gerecht, empfinden objektiv, haben tausend Mitleidsgefühle für andere, üben das Verstehen und die Milde), jene Gefahren erwachsen, die uns niederdrücken, staatlich zerreißen

und zerreiben, gerade darum, weil wir zu gewissen Dingen hinneigen, sollten wir nichts eifriger tun, als Sorge dafür zu tragen, unser nationales Gefühl zu heben und zu pflegen.

Es ist die Stunde, welche nur die Ehrlichkeit kennen sollte. In dieser ernsten und in ihrem Ernste heiligen Stunde wollen wir fragen: Haben wir unser Nationalgefühl gepflegt? Wir müssen der Wahrheit gemäß antworten: Wir haben es nicht getan. Wir haben es so wenig getan, daß diejenigen Länder, welche aus ihren nationalen Instinkten heraus, aus ihrem völkischen Charakter heraus ein geradezu übertriebenes Nationalbewußtsein besitzen, uns hierin weit überlegen sind. Sie, die es nicht notwendig hatten, ihre Bevölkerung nationalistisch zu bilden, sie arbeiteten in unermüdlicher Emsigkeit daran, sich das Volk als ein Ganzes, eine gegen jeden Fremdstaat national abgegrenzte Einheit empfinden zu lassen. In dem Wesen des britischen Schulunterrichtes finden wir in reinster Prägung eine nationalistisch gerichtete Erziehung. In Frankreich hatte man die Ausbildung des Nationalempfindens zu einem System gemacht. Wo immer eine Volksanhäufung zu finden war, in der Schule, in den Kasernen, in den Theatern, in den Kinos, in den Tanzsälen, in den Universitäten, Akademien, überall rief man in zum System gewordenen Formen dem Volke zu: Ihr seid Franzosen, ein auserwähltes Volk, ein Volk zur Herrschaft geboren, eine kulturelle, wirtschaftliche Einheit Vor allem aber hat in beiden Ländern die Presse, die Literatur in jeder Form und in jeder Weise unermüdlich und unermüdet die Aufgabe übernommen, die vaterländischen Instinkte der Massen aufzurütteln und wachzuhalten.

Es ist durchaus unrichtig, glauben oder behaupten zu wollen, jene Aufklärung und unermüdliche Erweckung des nationalen Gefühls der Massen sei lediglich mit unsauberen Mitteln betrieben. Das heißt, auf dem Weg bewußter Fälschung und unter Anwendung verhetzender Tendenzen in Wort und Bild. Neben jenen hetzenden, lügnerischen Mitteln ist auch viel ernste Arbeit geleistet worden, eine Arbeit, welche, hätten wir sie ausgeübt, uns heute vielleicht von endlosem Nutzen sein würde! Erfüllt mit der heimischen Geschichte, der heimischen Literatur, verläßt der junge Engländer seine Schule. Der deutsche Abiturient kennt seine klassische Geschichte, die deutsche wenig. Der Engländer tritt mit dem Bewußtsein der Größe der Bedeutung seines Landes in das Leben ein, sein England, sein Staat. Der junge Deutsche hat viele Staaten. Der englische Junge lernt die Verwaltung Englands und erhält einen Einblick in die Verwaltung der Kolonien. Der deutsche Schüler hat keinen blassen Schimmer, wie bisher Reichs- oder Landesgesetze zustande kamen. Der englische Student muß Politik treiben, er hat seine regelrechten politischen Debatten-Abende. Dem deutschen Studenten nimmt man die „politischen Kindereien" übel. Und weiter. In Frankreich regnet es von billigen und dabei guten Geschichtswerken. Von den tausendfachen vaterländischen Erzählungen, Verherrlichungen französischer Zeitabschnitte des Knaben- und des Mädchenbuches bis zur aufgeputzten, umgoldeten Historiengeschichte, welche die kleine Schneiderin liest, bis zum billigen Geschichtsbande des kleinen Beamten, eine einzige nationale Erziehung des Volkes auf literarischem Gebiete. Der historische Geschichtsroman blüht, die Memoirenliteratur ist in Frankreich beheimatet. Die kleinen Blätter bringen in ihren Beilagen Geschichte, und wenn es auch nur eine pikante Darstellung über die Gewohnheiten eines Königsliebchens wäre. Und hier? Was hilft es denn, zu schweigen oder schönzufärben? Wir sind das Land, in dem jährlich die meisten Bücher bisher gedruckt wurden, das Land der meisten Tagesblätter, das Land des „Schulmeisters". Deutschland ist derjenige Staat, welcher die breiteste Volksbildung besaß, denn wir hatten 0,4 % Analphabeten und England 10 % und Frankreich 30 % vor dem Ausbruch des Weltkrieges. In Deutschland, einschließlich Österreichs, erschienen im Jahre 1913: 35 078 neue Werke, in England 12 379, in den Vereinigten Staaten 12 230 und in dem Lande, das alle Kultur für sich in Anspruch nimmt, 10 758 neue Werke. Und diesen schönen Ziffern gegenüber steht die traurige Tatsache, daß wir kaum Geschichtsbücher und geographische Werke besitzen, welche Volksbücher zu sein beanspruchen können! Es ist nicht möglich, dies zu leugnen.



Ja wir besitzen nicht einmal Werke dieser Art, welche dem Mittelstand und den höheren Ständen zugänglich sind. Die weiten Kreise können die vorhandenen Bücher und Schriften einfach nicht — bezahlen. Treitschkes Deutsche Geschichte kostet heute noch über 60 Mark, Jägers Geschichte der neuesten Zeit stellte sich im Frieden auf 20 Mark, Rankes Weltgeschichte war ebenso nur zu dem Preise von über 60 Mark zu erkaufen. Gute geschichtliche Biographien stellten sich ebenso teuer, die Biographie von Bennigsen kostete 30 Mark. Die Werke Friedrichs des Großen kosteten in der Originalausgabe rund 150 Mark. Sie sind allerdings für 8 Mark in der Volksausgabe vorhanden. Aber 8 Mark war vor dem Kriege auch kein Volksbuchpreis. Mit rein politischen Büchern ist es nicht anders. Reventlows Auswärtige Politik ist zum Friedenspreise nur für über 25 Mark zu erkaufen gewesen. Die nur für ein breites Publikum zugeschnittenen Monographien zur Weltgeschichte des Velhagen & Klasing-Verlages waren nur für 4 Mark zu haben (Bismarck, Die Kreuzzüge, Die Erfindung der Buchdruckerkunst, Friedrich der Große), die noch nicht 100 Seiten umfassenden Politischen Jahresübersichten Egelhaafs waren immerhin nur für 2 Mark in kartonnierter Form zu haben. Wie unerschwinglich teuer sind für das bescheidene Einkommen eines deutschen Beamten die Geschichte pflegenden Revuen und sonstigen Monatsschriften! Es ist nicht umsonst geradezu typisch, daß auch in dem Bücherschranke des Gebildeten und des Buchfreundes dazu die Rubrik Geschichte, Politik hochbescheiden vertreten ist. Wer kann mit Gehältern von 4—6000 Mark bei einer Familie sich Bücher von 20—60 Mark nur zu seinem Vergnügen kaufen? Für 60 Mark hatte man im Frieden schon seinen Sommeranzug.

Man sage nicht, die Bücher sind eben nicht billiger zu erhandeln. Unsere schöne Literatur ist doch teilweise geradezu in vollendeter Form staunenswert billig herausgebracht worden. Die Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte von Klee, 204 Seiten stark, kosteten in Leinwand gebunden 2 Mark. Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands, von Ziegler, 700 Seiten stark, waren im Leinenband für 5,50 Mark und Meyers Deutsche Literatur im neunzehnten Jahrhundert für den gleichen Preis bei gleicher Seitenstärke käuflich. Bei welchen Preisen konnte man unsere Klassiker kaufen! Wie billig waren gute Romane! Gewiß ist es erfreulich, daß diese Zustände herrschten, daß dem Volke eine billige geistige Nahrung geboten wurde. Dennoch ist vorhandener Vorteil keine Entschuldigung für vorhandene Nachteile. Und es ist eben ein schwerer Nachteil, daß eine nationale Bildung bei uns nicht gehandhabt worden ist. Wir haben unserem Volke nicht seine Geschichte in vielfacher Form übermittelt, um ihm zu zeigen, mit welchem Stolze man sich Deutscher nennen sollte. Wir haben ihm sich selbst nicht die Wahrheit erlesen lassen, daß wir, in einem von Natur armen Lande, nur dann eine lebenskräftige Stellung einzunehmen fähig waren, wenn wir im höchsten Maße Arbeit leisteten. Das höchste Maß von Arbeit war aber nur innerhalb der straffen Organisation zu erlangen. Wir hätten unserem Volke hundertfach zeigen müssen, von dem Geschichtsbuche in der Schule und dem Schmöker des vierzehnjährigen Jungen an, wie unheilvoll es für das deutsche Volk durch Jahrhunderte hindurch gewesen, wenn es die straffe Organisation lockerte, wenn es ermüdete, wenn es — auf fremde Hilfe wartete. Vernichtung wurde ihm stets, Armut, Elend. Wir haben aus staatlich so ungesundem, menschlich so schönem Idealismus so unendlich vieles an unserem Vaterlande gesündigt. Auch das hätte aus der Geschichte herausgelesen werden können. Wie beliebt ist in Frankreich, wie unbeliebt in Deutschland der historische Roman! Sind Gustav Freytags herrliche „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" zum Volkseigentum geworden? Nein, sie sind es nicht. In England enthalten die Schilling-Bibliotheken eine Fülle von politischen, historischen Stoffen. Wo sind die billigen Volks- und Hausbücher, welche gleiche Stoffe in die breite Masse hineintragen, in Deutschland? Gewiß, wir haben in der Göschen-Sammlung, die vor dem Kriege pro Band 80 Pfennig kostete, wir haben in der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt, die nur 1,25 Mark pro Bändchen kostete, Geschichtsbücher, auch politische Bücher. Wir haben in der Sammlung von Langewiesche-

Brandt, im Kriege geheftet pro Band 1,80 Mark, Geschichtsbücher. Wer aber kannte sie? Der Student, die Volksbibliothek. Göschen und die Sammlung Langewiesche waren überhaupt nur für die tatsächlich Gebildeten. Dazu waren es viel zu wenig Bändchen. Sie bildeten einen Anfang, einen erfreulichen Anfang, nicht aber mehr.

Möge es anders werden! Mögen so große und kapitalkräftige Verlagsanstalten wie Ullstein nicht eine Sammlung Romane zu Tausenden von Exemplaren und etwa 10 Bändchen Männer und Köpfe haben. Mögen die Hausblätter Daheim, Universum, Woche, Gartenlaube usw. ihren Lesern unermüdlich eine national gerichtete Lektüre bieten. Erziehe man das Publikum. Möge die Presse nicht die Milderungsgründe für unsere — nationale Eigentümlichkeit finden, möge sie brandmarken die Gesinnung, welche uns in das Verderben bringt. Not und Krieg, Elend und Armut überdauert das Volk als Volk, hat es die Kraft, hat es den heiligen und reinen Willen, ein Volk zu bleiben. War Polen nicht verloren? Sehen wir Polen nicht auferstehen? Lernen wir lieben in Haß und Qual, lernen wir lieben im zähen Willen die Scholle, die uns Vaterland heißt! — Möge die mächtige Stimme des Wortes uns hierzu helfen!

G. Buetz



Die Kunst als Neubildnerin des deutschen Volkes

(Berliner Theaterrundschau)

Als der gewaltigste Erlöser und Befreier kann dieser Krieg den Geist und die Kraft des deutschen Volkes, von dem wir einstmals sagten, es wäre ein Volk der Dichter und Denker, aus Gräbern wieder heraufführen. Was ist Kunst? Daß wir ganz anders heute darauf antworten lernen, als wie man vor dem August 1914 gewöhnlich zu sprechen pflegte, das wäre ein Sieg aller Siege, Gewinn aller Gewinne, den wir für uns aus den Feuersbrünsten, Blutbädern, dem Selbstvernichtungswahnsinn dieser Jahre dennoch heraufführen können — für uns, die Besiegten —, gerade darum, weil wir die Besiegten sind.

Eine Sintflut ging über die Erde dahin, — doch die Noah-Arche strandete an des deutschen Volkes Ararat. Und ein neuer Mensch steigt aus ihr hervor, um einen neuen Bund mit der Erde zu schließen. Die Ackerfurchen unserer Heimat aber sind es, in die er nun seine ersten Saaten streuen wird. Der neue Mensch, der seine höchste Bestimmung, all seinen Wert, seine ganze Kraft ganz gewiß nur darin erkannte, daß er Künstler, Dichter ist, daß ganz tatsächlich-wirklich alle realen und durch und durch notwendigen, die besten und wirksamsten, die fruchtbar schöpferischen Funktionen unseres menschlichen Leibes und Lebens hier auf Erden gerade unsere künstlerischen Funktionen, Fähigkeiten und Begabungen sind.

Nie, niemals aber kann eine ganze Welt in Waffen wider uns, alle Brutalität, Gewalt und Tyrannei eines Bluthund-Siegers unserer Volksseele auch nur ein Titelchen rauben von dieser natürlichen Macht in ihr, der Kunst, die alles Können ist, eines Könnens, das alle Kunst in sich einschließt, — mit denen du, Deutscher, leicht, ohne weiteres, von heute auf morgen das Joch zerbrichst, das sie glauben dir auflegen zu können, und deine Länder dir in Gärten wandelst, daß alle Völker nur zu dir kommen, um von dir zu lernen, was Staatskunst ist, wie Staaten mit Kunst allein aufgebaut werden müssen.

Und nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehre, Kind und Weib,
Laß fahren nur dahin,
Sie haben's kein Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben.

Das Reich des deutschen Geistes und der deutschen Seele, des Volkes von Dichtern und Denkern, dem von allem, was es besaß, nichts übrig geblieben ist, als seine Urkraft an Kunst, an dem lebendig-schöpferischen, idealisch-schauenden und vorbildlichen Geistesvermögen, welches die Natur und alle Wirklichkeiten unseres Lebens immer wieder höher, besser, edler, reiner zu gestalten, umzuformen und umzubilden vermag.

Die Völker der ganzen Erde verbanden sich wider uns, um, wie sie sagten, die Welt und uns zu befreien von der Herrschaft des preußischen, des deutschen Militarismus. Wohl, wir sind von ihm befreit und von unserem Nacken ist das Joch genommen. Der arme, arme betrogene Sieger hat die Welt und sich nur nicht vom französischen, englischen, amerikanischen Militarismus erlösen können. Die Fesseln, die von unserem Leibe abgefallen sind, — um so fester und belastender nun umschnüren sie ihn. Arm sind wir wieder geworden, ärmer noch als einstmals das Deutschland Goethes und Schillers. Damit wurden wir auch Antikapitalisten über Nacht, nolens volens. Die alten Machtgötzen des Schwerts und des Geldes haben es immer nur mit dem Sieger gehalten, und wir, die Besiegten, können auf lange Zeit hin nicht erwarten und glauben, hoffen und harren, daß sie uns mit ihrer Gunst und ihren Gaben weiter beschenken werden. Doch eine Macht kann uns niemand rauben, antasten, — Macht unendlich höher als die von Schwert und Geld: Macht des Geistes, Macht der Kunst.

Ist es vielleicht doch durch und durch richtig, daß wir Deutsche wirklich nichts anderes sind, als eben nur ein Volk von Dichtern und Künstlern, geborenen Idealisten, ewig unverbesserlichen Weltverbesserern? Freilich, freilich sind wir keine Politiker, taugen allem Anscheine nach nicht dazu. Eine geradezu groteske Unfähigkeit haben wir in dieser Hinsicht gewiß in diesem Kriege schon an den Tag gelegt. Wir sind vielleicht auch nicht, weder ein Volk von Krämern, noch ein Volk von Soldaten, — und alle imperialistischen Träume und Wollüste, die ganze Erde, sei es nur einem Schwerte oder nur einem Geldsack zu unterwerfen, sind gerade nur nicht aus deutschem Blut und Hirn hervorgewachsen. Kann als Fremdgut nachgewiesen werden — völlig zweifelsfrei —, das wir, wie so vieles, nur von außen her bezogen haben. War der Blut- und Eisen-Deutsche nicht doch nur eine Grimasse? Wir können ihn nicht spielen! Das militaristisch-kapitalistische Deutschland von 1871/1914, dieses amerikanisierte, veranglisierte Deutschland — war es vielleicht nicht doch nur Entstellung und Verzerrung, eine Sünde am heiligsten Geist unseres Volkes, Krankheit und Gift, unter denen unser Organismus nur tief gelitten hat und dahinsiechte? Hat uns eine Berliner W.-Kultur wirklich so viel Werte gebracht, daß wir ihrem Untergang heute salzige Tränen nachweinen müssen? Uns, nur uns, den Besiegten, schwemmte der Krieg den Schlamm von der Seele, mit dem die Menschheit sich bespritzte bei ihrem Tanz um die goldenen Kälber, damit wir wieder neu gesunden können und uns besinnen auf unsere höchsten und besten, die allein wirklich schöpferisch mächtigen, idealisch-künstlerischen Kräfte des deutschen Geistes.

Wohl stehen wir auch diesmal wieder bei der Verteilung der Erde abseits und sind genau dort, wo in den Schiller-Tagen der Deutsche als Poet vor Jovis Thron laut der Klage Ruf erschallen ließ. Klage? Nein, nein! Wir, die wahrhaft Befreiten, wollen es gern unseren Siegern überlassen, daß sie weiterhin dem ur-uralten vieltausendjährigen Wahnbild des Weltimperiums nachjagen, welches die Brandfackel ewigen, jeden und jeglichen Krieges unter die Menschen schleudert, und sich auch fernerhin unablässig darüber zerfleischen, wer von ihnen den größten Geldsack und das blutrünstigste Schwert sein eigen nennt. Wir Deutsche wollen indessen ruhig an die Arbeit gehen und für uns ein ganz anderes, neues, besseres Imperium aufbauen — das Reich der Kunst, nur noch fruchtbaren Schaffens und Handelns, wo allein die produktiven Hände Wert und Geltung haben, — Reich sorgloser, fröhlich-seliger Menschenkinder, die nur ganz und gar keinen Grund mehr haben, die alten Anbeter der Machtgötzen Schwert und Geld um ihre Erde zu beneiden. Suchen wir doch unseren Ruhm darin, daß die andern Völker auf uns hinweisen: Ecce posta! und freudig, gern, selbstverständlich das Joch deutschen Geistes

auf sich nehmen, weil es sich allein unter ihm nützlich, angenehm leben läßt, und weil's ganz und gar nur kein Joch ist.

Was ist Kunst? Kunst ist Leben! Daß alles Leben für uns zum Kunstwerk wird, daß Kunst und Leben, notwendig, symbiotisch-organisch miteinander verflochten, nur zwei verschiedene Worte für ein und dieselbe Sache sind, — auf dieses Wissen kommt es vielleicht für uns am meisten an. Unsere ganze menschliche Existenz hier auf Erden gipfelt in unseren Fähigkeiten, die möglich beste und höchste Lebenskunst für uns und durch uns zu verwirklichen. Sie ist die Kunst aller Künste, an der alle anderen nur Teile und Ausschnitte bilden. Wir sprechen von einer Arznei- und Feldherrnkunst, von Reit- und Kochkunst, von der Kunst des Schneiders, des Chemikers, des Politikers usw. usw., und jedes Gebiet unseres menschlichen Lebens, jedes Arbeitsfeld wird auf die höchste Fruchtbarkeit nicht durch das Wissen, sondern durch diese Kunst gesteigert. Für unser besiegtes und beraubtes, so jäh zusammengebrochenes Volk liegt die große Rettung nur darin, daß es auf allen Gebieten seine produktiv-fruchtbarsten, seine künstlerischen Kräfte in höchstem Maße jetzt entwickelt, und als zu seinem besten Führer auch wieder aufsehen lernt zu einem Geistesmenschen und armen Poeten, der allezeit achselzuckend nur herabblicken konnte auf jeden König, Fürsten und Schwertträger, und jeden Milliardär und König Midas: Was könnt ihr geben, ihr Armen? Was besitzt ihr an den durch und durch natürlich-wirklichen, allein wahrhaft gültigen Lebenswerten, die ich nicht sehr viel reicher, besser und sicherer besitze als ihr?

Eine Aufgabe, die gewaltigste und ernsteste, ist wieder heraufgewachsen für die deutsche Dichtung. Mit allen prophetischen Stimmen der höchsten Erhebung hat sie zu reden zu einem zerschlagenen und zertretenen, zu einem weinenden und verarmten Volk und seine Wunden zu heilen, es mit neuem Lebensglauben, aller Schaffenskraft und Schaffenswillen zu durchdringen. Im dichterischen, phantasievollen, idealischen und prometheischen Schauen besaß die Menschheit von jeher gerade die göttlichste Macht und Gabe, über alles, was gerade nur wirklich ist, sich hoch zu erheben, diese Erde immer wieder mit völlig neuen Dingen und Gütern zu bereichern, das was ist, besser und höher umzuformen und zu gestalten. Volk und Kunst nur müssen sich wahrhaft innig verbinden und einander gegenseitig verstehen lernen, — dann kann sich auf den Trümmern des alten Deutschlands gar bald, leicht und rasch der Bau eines neuen Reiches erheben, herrlicher und schöner als früher, in dem es sich leicht und glücklich leben läßt, wie wir bisher noch nicht gelebt haben.

* * *

Von neuem haben in der Kunst, in der Dichtung die Jungen den Alten den Fehdehandschuh hingeworfen, und wieder scheint, wie vor dreißig Jahren, zuerst nur ein Chaos und eine allgemeine Anarchie ausgebrochen zu sein. Aber in Wirklichkeit ist nur gar kein Grund vorhanden, daß die Kunst von gestern und von heute miteinander hadern und kriegen und sich gegenseitig die Existenzberechtigung absprechen. Es handelt sich nur um das Allernatürlichste, um den Fruchtwechsel, dessen Notwendigkeit jedem Landwirt für seine Äcker bekannt ist. Hie Impressionismus — hie Expressionismus, tönt es heute in den beiden entgegengesetzten Lagern. Letzthin aber sind es nur zwei neue Schlagwörter für alleräIteste künstlerische Stilunterschiede, und im Innerlichsten, Tiefsten handelt es sich wieder nur um die gewohntesten Erörterungen über das Wesen, die Formen realistischer und idealistischer Kunstdarstellung. Heute haben wir jedenfalls kein so großes Interesse mehr daran, daß uns eine naturalistische Poesie nur darstellen will, wie die Menschen wirklich sind. Die Wirklichkeit zeigt es uns augenblicklich allzu hart und deutlich. Unsere verwüsteten Äcker und Länder schreien um so lauter nach der neuen jungen Kunst expressionistisch-idealischer Schauenskräfte, die uns vorbildlich das Wesen eines neuen, besseren Menschen aufstellen können und uns Wege zeigen, wie wir zu einer höheren, schöneren und reineren Wirklichkeit doch noch aufzusteigen vermöchten. Zuletzt ist der Idealismus in der Kunst, der Wille der Steigerung und Vervollkommnung, der

Veredelung des ganzen menschlichen Wesens, der reformatorischen Umwandelung unserer Zustände hier auf Erden, doch die tiefste Magie, die schöpferisch fruchtbarste Kraft alles dichterischen Schaffens.

Aus den Bildern, welche in den Berliner Theatern in diesem dunklen Winter 1918/1919, und besonders im letzten Monat, über unsere Seele dahingingen, seien diesmal nur die stärksten herausgehoben, welche so wie eine Hoffnung und Verheißung über den trauernden Herzen des deutschen Volkes aufleuchten können und zu ihm von einer Kunst reden, die höchstes und bestes Leben sein will. Die Gefängnisse der Zensur öffneten sich, hinter denen so oft gerade der Aufschrei dieser lebendigen, die Seele aufrüttelnden Kunst erstickte. Daß Tolstois erschütterndste Tragödie, in welcher das tiefste Leiden des Dichters, aber auch die vieltausendjährige Tragik aller Menschheit weint, uns durch diese Zensur einmal verheimlicht werden konnte, wird für sie stets eine der schwersten Anklagen bilden. Fritz von Unruhs Drama „Ein Geschlecht", der Aufschrei des Entsetzens über den Greuel des Krieges, verhallte ungehört, trotzdem die Zuschauer gewiß der Anklage des Dichters die lebhafteste Zustimmung entgegenbrachten. Emil Rosenows soziales Drama von denen, „Die im Schatten leben", treuherzig naturalistische Schilderung des Lebens westfälischer Bergarbeiter, welches zwanzig Jahre lang hinter Schloß und Riegel lag, wirkte sogar etwas wie eine verstaubte Mär aus Urgroßmutterstagen. Eine sehr viel schwerere Zensur noch als diese polizeiliche lastete auf Immermanns „Merlin", dem bald hundert Jahre alten, der in diesem Winter zum allerersten mal das Bühnenlicht erblicken konnte, — aber auch eine Shakespeare-Wissenschaft, Shakespeare-Philologie hatten uns des Dichters Komödie „Maß für Maß", eines seiner reifsten, geistig tiefsten Werke, mit Acht und Bann belegt und als eine abscheuliche Verirrung des Genius gebrandmarkt. Friedrich Kayßler, der neue Leiter der „Volksbühne", zu dem man als zu einem geistigen Bahnbrecher größtes Vertrauen hegen kann, führte sich in würdigster Weise mit dem „Merlin" und dem Shakespeare-Werk ein. Möge er dem Volk die Wege weisen zu des Dichters Land, zu den Zauberinseln Prosperos, der auch einmal ein Besiegter war und seiner Krone beraubt ward, die Wege zur „Nova Atlantis", die als ewige Verheißung über der Dichtung Shakespeares glänzt und mehr als nur ein Phantasiereich sein will, nur hier auf Erden doch noch einmal verwirklicht werden möchte.

Von der Staats- und Regierungskunst spricht der Genius in „Maß für Maß", und was er unseren Politikern darüber zu sagen hat, das steht noch tausendmal höher als eine Wilson-Lehre. Wenn sein Geist über unseren Friedensverhandlungen schweben würde, dann könnten wir wirklich sagen, daß die ganze Menschheit mit einem ungeheuren Ruck vorwärts gekommen wäre. Zuletzt aber stimmt des Dichters Ideal durchaus überein mit dem seines großen Zeitgenossen Francis Bacon, des Vaters unserer modernen Naturwissenschaften, des Staatsmannes und Lordkanzlers unter Jakob I. Gegen den angeblich auf Recht und Gerechtigkeit gegründeten Wilson-Staat, seine Vergeltungslehren: „Liebe für Liebe, Haß für Haß, Gleiches mit Gleichem, Maß für Maß" erhebt der Dichter seine Stimme, und solche Rechtsmenschen spielen bei ihm als Shylock, als Herzog Angelo die gefährlichste Rolle. „Gesetz, euch Peitsch' und Zaum, stiehlt selber ungestraft." Gnade, Liebe allein können die Grundlagen menschlicher Gesellschaftsbildung abgeben, und wenn alle Glieder eines Staates, symbiotisch-organisch miteinander verflochten, sich einander nur gegenseitig zu helfen und zu fördern suchen, dann kann unser Herrschafts- und Machtstaat, der Staat einer absurden Vernunftidee von der Einheit und Gleichheit aller Menschenkinder, der Staat des Krieges aller wider alle, überwunden werden.

Leo Tolstois Lebenstragödie steht jetzt wie eine große schwerste Vernunfttragödie vor uns. In seinem hinterlassenen und unvollendet gebliebenen Drama „Und das Licht scheinet in der Finsternis" hält der Dichter mit seiner ganzen harten Wahrheitskraft ein unerbittlich Selbstgericht über sich ab. Wohl kein anderer hat so wie er gegen die Idole einer



jahrtausendalten Menschheit, gegen die Herrschaft des Schwertes und des Geldes, gegen Militarismus und Kapitalismus mit prophetischen Zungen gezürnt und geeifert. Auch in dieser Dichtung. Aber er hat seine Ideale nicht zu verwirklichen vermocht. Hier bricht er vor der Sphinx des Lebens zusammen, die Hände vor das Gesicht schlagend: „Ich löse es nicht, kann es nicht lösen." Er selber bringt nur das eine zum Ausdruck, daß er in einer Sackgasse steckt, aus der kein Ausweg. Für den Zuschauer gibt es da zuletzt immer nur einen Aufschrei: „Aber wo ist der Ausweg, der Ausweg?" In der Aufführung des „Deutschen Theaters" wirkte am innerlichsten und aufklärendsten die Szene, da sich der Nicolai Sarynzew, in dem der Dichter sich selber geschildert hat, auf seinem Sofa in Qualen windet wie eine arme Fliege, in seinen Vernunft- und Gehirngespinsten verwickelt, während der fröhliche Tanzzug des Lebens leicht und gleichgültig an seinen Schmerzen vorübergeht. Hat nicht dieses Leben zuletzt doch mehr Recht, als der asketische Dichter? Vielleicht schwemmte der Krieg uns beide zugleich fort, die großen Antipoden, Tolstoi sowohl wie Nietzsche.

Fritz von Unruhs Tragödie „Ein Geschlecht", mit dem uns die Gesellschaft „Junges Deutschland" beschenkte, ist zu sehr nur ein Aufschrei, eine düster aufglühende lyrische Vision, doch zu wenig Drama und sich bewegendes, handelndes Leben. Leider sind es diesmal zu sehr abstrakte Begriffe und reine Ideen, die schattenhaft grau und in Nebelgebilden über die Bühne hingleiten. Auch Fritz von Unruh verfiel hier der verhängnisvollen Verwechslung von künstlerischen Idealen und philosophischen Ideen, auf die man augenblicklich so häufig bei unseren Jüngsten stößt. Die Niobe-Gestalt im Mittelpunkt des Aktes, die Mutter, die ihre eigenen Kinder in den Opfertod schickt, ist ebensowohl eine Allegorie der Natur Heraklits, der agna mater genetrix, die alles Erzeugte auch wieder verschlingt, wie eine Verkörperung des göttlichen Staates, dem Leib und Leben darzubringen jeder Untertan schuldig ist. Aber aus den Blutbädern dieses Krieges wuchs herauf die Anarchie, und Sohn und Tochter, in blutschänderischer Liebe miteinander sich vermählend, schleudern alle Flüche auf das Haupt der Mutter, die so Widersittliches duldet. Der jüngste Sohn jedoch entfaltet die weiße Fahne und steigt zu Tal herab als Befreier der Menschheit von der Herrschaft des Militarismus. Als der erste Teil einer Trilogie soll die Dichtung gelten. Vielleicht wird dieser Jüngste der Gründer des neuen deutschen Staates, den Fritz von Unruh auf den Trümmern des alten für uns aufbauen möchte. Je mehr dieses in lebendig anschaulichsten, klaren und realen Bildern geschähe, um so besser.

Emil Rosenows Drama „Die im Schatten leben", im Palasttheater aufgeführt, erzählt uns noch von armen, demütig im Arbeitsjoch seufzenden westfälischen Bergwerksleuten, die selbst vom Streik noch nichts wissen, und im Jahr der glorreichen Revolution von 1918 recht atavistisch sich ausnehmen. Eine recht volkstümliche Ausgabe von Hauptmanns „Webern", „in usum Delphini" zugestutzt, atmet es alle freundlichen Reize einer Arbeiterkunst im Vorstadttheater und redet eine einfache, schlichte Sprache des Herzens. Herbert Eulenburgs Tragödie „Halbe Helden" im Schauspielhaus trägt gewiß alle Spuren der Anfängerjahre des Dichters an sich und schlägt sich noch herum mit allen Erinnerungen an Schiller, Kleist, Shakespeare, die in eines Epigonen lebhaft empfänglicher Seele hängen geblieben sind. Die religiös-idealistische, nachdenkliche und zartbesaitete Kunst Karl Rößlers entgleitet aber am ärgsten, wenn auch sie nach den Gewinnen theatralischer Gefühlsmacher schielt und Lustspiele nach Allerweltsmodengeschmack schreiben möchte. In seiner „Eselei" wollte sich der Dichter wohl zur Menge herablassen, aber auch er wurde zum halben Helden, nicht Fisch und nicht Fleisch. Nur allzu wenig von einer Natur und von einem Leben, und allzu wenig von einem idealischen Wollen leuchtet in den papierenen Blüten seines Humors und seiner Launen.

Von der Kunst, die uns vorbildlich zeigen kann, wie wir aufs höchste und beste zu leben vermögen, hat uns zuletzt doch nur Shakespeare ein ernstes Wort sagen können. Um so mehr darf man auch unsere Jüngsten darauf hinweisen, daß nur diese Kunst die Kunst aller Künste ist.





Antonie Adamberger

„Eine der lichtesten, anmutigsten und liebenswürdigsten Frauengestalten, die je durch unsere Literaturgeschichte gegangen sind", nennt Dr. Hans Zimmer am Schlusse seines Lebens- und Charakterbildes Antonie Adamberger. Der Mehrzahl der Leser wird in dieser Form sogar der Name fremd sein; erst in der vertraulicheren Form „Körners Toni" verbindet sich damit eine Vorstellung. Die Vorstellung einer jungen, blühenden, überschwenglichen Liebe, der die ersehnte Erfüllung durch Körners frühen Heldentod versagt blieb, die dafür von jener Romantik verklärt wird, die um jugendlich Verstorbenes besonders duftreiche Kränze windet.

Man hat lange überhaupt nicht viel mehr von Antonie Adamberger gewußt, als was Theodor Körners Vater in seinem schönen Nachruf auf den gefallenen Sohn von dessen Braut berichtet hat. Dabei war sie damals die beliebteste Schauspielerin des Wiener Burgtheaters, gleichzeitig die letzte Vertreterin einer Familie, die in drei Geschlechterfolgen an dieser Kunststätte geglänzt hatte. Der Vater Körner, der eine ritterliche Zuneigung zu dem schönen und edlen Mädchen gefaßt hatte, hat ihr diese Liebe über das Grab des Sohnes hinaus gewahrt. Die Mutter des Dichters dagegen hat sie wohl nie recht leiden mögen und hat nicht eben gut von ihr gesprochen. Freilich, wenn es zuträfe, daß Theodor Körner wirklich bereits über den Höhepunkt seiner Neigung hinweg war und, wie seine Mutter meinte, sich noch ganz von Toni losgesagt haben würde, so wäre es ein Vorwurf nur für ihn, den durch Flattersinn und Leichtlebigkeit Gekennzeichneten.

Erst durch seine Liebe zu Toni ist in diesen begabten, aber vom Geschick in jeder Weise verwöhnten Jüngling ein stärkerer Lebensernst gekommen. Und wenn man dem Dichter Körner aus den zehn Theaterstücken, die er vom Januar 1812 binnen wenig mehr als einem Jahre in seiner Begeisterung für die Schauspielerin Toni Adamberger allzu flüchtig geschrieben hat, kein großes Verdienst machen kann, so sind die lyrischen Gedichte, die er seiner Liebe zur Braut zu danken hatte, sein erstes, was nicht mehr bloß Literatur, sondern wirkliche Dichtung ist. Jedenfalls hat der Glückverwöhnte beim ersten Sehen an jenem 17. Januar 1812, an dem sie in seinem „grünen Domino" auftrat, sich für die schöne Schauspielerin entflammt, und ihre ruhige, vornehme Zurückhaltung hat bewirkt, daß es dem leicht Entzündlichen diesmal wirklich ernst wurde. Seine von Glück überströmenden Briefe an den Vater, nachdem er im Mai ihr Jawort erlangt hatte, sind bekannt. Der Feuereifer, mit dem er daran ging, sich einen sicheren Lebensbau zu zimmern, war ehrlich und nachhaltig. Und so möchten wir um Körners willen annehmen, daß die Vermutung der Mutter unbegründet war. Jedenfalls konnte Antonie Adamberger an seine Treue glauben, denn als er am 26. August zu Tode getroffen fiel, hatte er, wie Toni berichtet, „ihr Bild auf der Brust, einen Ring von ihr am Finger und ihre Briefe in der Tasche".

Toni hat dem verklärten Helden ein treues Erinnern gewahrt, aber sie war zu gesund, um ihr ganzes Leben einem sentimentalen Gefühlsdienste zu widmen. Sie hat noch vierundfünfzig Jahre gelebt. Zweiundzwanzig Jahre zählte sie, als sie den ein Jahr jüngeren Körner kennen lernte. Die Bekanntschaft fiel in die bewegteste Zeit ihres Lebens, als sie sich als Künstlerin vor die größten Aufgaben gestellt sah, und in hohem Maße war gerade diese Kunst das Bindemittel zwischen beiden gewesen. Antonie Adamberger war aber nie von diesem Kunstleben völlig ausgefüllt worden, und sie entsagte auf der Höhe der Triumphe dem glänzenden Dasein, um an der Seite eines Gelehrten ein schlichtes Leben als deutsche Hausfrau zu führen.

Dabei war sie ein echtes Theaterkind. Es ist ein Verdienst des Zimmerschen Buches, daß es dem anmutigen Bilde der Heldin einen breiten Rahmen gibt, auf dem ein gutes Stück Wiener Theatergeschichte sich abspielt. Schon die Großeltern Antonies, Karl Jacquet und

seine Frau Therese, gehörten von 1760 ab der Wiener Hofburg an. Wir haben gerade vom Schauspielerstand jener Zeit so sehr die Vorstellung der Ungebundenheit und unsoliden Lebensführung, daß es ganz gut tut, auch einmal in solche Verhältnisse hineinzusehen. Dieses Schauspielerehepaar hat sechzehn Kinder gezeugt und einen so musterhaften Hausstand geführt, daß die gewiß strenge Kaiserin Maria Theresia dafür die höchste Anerkennung und — das verband sie damit gern — vornehme Unterstützung übrig hatte. Jacquet selbst hat, nachdem er 1793 von der Bühne abgegangen war, noch zwanzig Jahre sich seines Ruhegehaltes erfreut und ist über achtzig Jahre alt geworden, hat ein halbes Jahrhundert im gleichen Hause gewohnt und wie ein Patriarch seine Theaterfamilie überwacht. Zwei seiner Töchter waren wieder Mitglieder des Burgtheaters geworden. Die älteste, Nanny, bald als unvergleichliche Liebhaberin gefeiert, die jüngere, Katharina, eine Heroine großen Stils, deren volle Entwicklung leider ein vorzeitiger Tod hemmte. Auch diese Mädchen erfreuten sich eines tadellosen Rufes, und vor allem Nanny war ein in zahllosen Gedichten gefeierter Stern Wiens. Schließlich sang ihr einer das Herz weg, und das war Valentin Adamberger, einer der besten Tenöre, die die deutsche Bühne je gehabt hat, der von Mozart hochgefeierte erste Belmonte in seiner „Entführung aus dem Serail". Auch dieses Künstlerpaar hat eine Ehe geführt, der die schönsten bürgerlichen Tugenden eigneten, die darüber hinaus aber auch von jenem künstlerischen Idealismus durchsonnt war, dem wir auch heute noch häufig bei Schauspielern begegnen. Die trefflichen Eltern ließen ihre Kinder früh verwaist zurück; Antonie war noch kaum vierzehn Jahre alt.

Die Familie und die Vormünder waren sich darüber klar, daß das auffallend schöne und begabte Mädchen, schon um der Familie als Stütze zu dienen, den Beruf der Eltern ergreifen müsse. Der Dichter von Collin, der bereits der Mutter treuer Ratgeber gewesen war, wurde auch ihr künstlerischer Wegweiser. Als Sechzehnjährige wurde sie offiziell in den Verband des Burgtheaters aufgenommen. Ihr Fach war das der tragischen und naiven Liebhaberin. Während sie 1807 in sechs Stücken zwanzigmal aufgetreten war, hat sie 1809 in fünfundzwanzig Stücken achtundsiebzigmal, 1810 in neunundzwanzig Stücken hundertundzwanzigmal gespielt. Und so steigert sich ihre Tätigkeit und ihre Beliebtheit immer mehr. Dichter, Publikum und Kritik sind einmütig in ihrem Preise, und daß sie auch von ihres Vaters Talent geerbt hat, beweist die Tatsache, daß Beethoven mit ihrem Vortrag seiner Clärchen-Lieder in Goethes „Egmont" vollauf zufrieden war. Ihr moralischer Ruf stand dem künstlerischen nicht nach. Fast jedes Jahr bringt ihr amtliche Auszeichnungen. So wird sie am 8. November 1814 davon verständigt, daß ihr „in Anbetracht ihrer schönen Talente, ihrer unermüdeten Verwendung und ihres ausgezeichneten sittlichen Betragens, welche Eigenschaften sie zu einer Zierde des Hoftheaters machten", eine Personalzulage von jährlich 500 Gulden verliehen worden sei. Man sieht, der Appellationsgerichtsrat Dr. Christian Gottfried Körner durfte diese Schwiegertochter getrost in die Arme schließen.

Am 17. Juni 1817 nahm Antonie Adamberger Abschied von der Bühne, um zwei Tage darauf dem hauptsächlich als Numismatiker bekannten Historiker Josef Arneth die Hand zum Ehebund zu reichen. Es spricht für die viel umworbene Schönheit, daß sie das äußerlich in sehr bescheidenem bürgerlichen Rahmen gehaltene Dasein an der Seite dieses schlichten Gelehrten wählte. Es ist ein ungemein reiches und gesegnetes Leben geworden. Eine Schar tüchtiger Kinder füllte das Haus, in dem Antonie mit vollendeter Grazie die jeder Tagesforderung gewachsene Tüchtigkeit der Hausfrau verband. Allen geistigen und künstlerischen Fragen wahrte das Ehepaar einen offenen Sinn, und in echter Menschengüte hat Antonie ihre Kraft immer für die Armen und Bedrängten bereitgehalten. Aus ihren Briefen und Aufzeichnungen, die ihr Sohn Alfred von Arneth in sein großes Erinnerungswerk eingearbeitet hat, spricht ein abgeklärter und zu voller Harmonie gelangter Geist, der auch dem Antlitz der Greisin eine Schönheit verleiht, dank der dieses Altersbildnis neben denen der gefeierten Schauspielerin

vollwertig zu bestehen vermag. Sie hat noch den Aufstieg ihrer Söhne erlebt, bevor sie am Weihnachtsmorgen des Jahres 1867 von der lieben Erde Abschied nahm.

Wir schulden Dr. Hans Zimmer aufrichtigen Dank für dieses schöne Lebensbild einer wahrhaft edlen Frau. Der Verlag (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) hat dem Buch (Pappband ℳ 7.50, Leinenband ℳ 9.—) eine schöne Ausstattung gegeben, durch die es zum Geschenk an Frauen und Mädchen noch in erhöhtem Maße geeignet wird. K. St.

Neues von Franz Stassen

Unter den Glückwünschern zu Franz Stassens fünfzigstem Geburtstag am 12. Februar dieses Jahres darf der Türmer nicht fehlen, der seit Jahren mit Buchschmuck von seiner Hand erscheint. Wir wollen indes die Gelegenheit nicht benutzen, um in grundsätzlichen Auseinandersetzungen des Künstlers Richtung zu erörtern oder gar zu verteidigen. Heute ist es ja schon wieder nicht mehr notwendig, sich so gegen den Ruf des „Literarischen" zu wehren. Die Phantasie ist nicht mehr verpönt, wie in den Tagen der tyrannischen



Franz Stassen — Faust und Wagner

Vorherrschaft des Impressionismus, und das Streben nach seelischem und geistigem Gehalt ist jetzt so zur Hauptsache geworden, daß der Expressionismus zu einer Art von Formlosigkeit oder doch Verleugnung des Natureindrucks gelangt ist.

Leute wie Franz Stassen werden von diesem Wechsel der Richtungen nicht berührt; sie stehen immer abseits auf ihrer eigenen Linie. Diese ist bei Franz Stassen von zielbewußter oder wir sagen wohl besser naturbedingter Geradheit von seinen frühesten Anfängen an. Selbst die kurze Lehrzeit bei einem Goldschmied war nicht abwegig. Der prachtliebende Sinn des Künstlers hat darin für das reiche Rahmen- und Schmuckwerk seiner Zeichnungen eine gründliche Schulung gefunden. Von den frühen Tagen auf der heimatlichen Kunstschule zu Hanau an über das akademische Studium in Berlin und München bis zur Gegenwart ist Stassen ein Poet gewesen. Von ungewöhnlicher Belesenheit in der Literatur, gründlicher Kenntnis der Geschichte, immer lebhaft angeregt durch philosophische und religiöse Fragen, ward ihm das Reich des bewußt Schönen zur Heimat. Die großen und lichten Gestalten der Poesie und Geschichte erfüllen seinen Geist, der in ihnen gleichzeitig Verkörperungen des tiefsten menschlichen Denkens, des heißesten Sehnens erblickt. Aus diesem Vorstellungskreise heraus h-t er gestaltet, mit Recht überzeugt, daß wenn es ihm gelänge, diese Gestalten zu verkörpern, er gleichzeitig sein Teil dazu beitrüge zur Lösung und Erfüllung jener Fragen und Wünsche, die der Urgrund alles dieses Schauens und Dichtens sind.

Ihr Besonderes erhält die Art Stassens durch seine Musikalität. Ich verstehe darunter nicht die eindringliche Beschäftigung mit den Gestalten der Wagnerschen Kunstwelt, der wir neben zahlreichen Einzeldarstellungen die großen Bildermappen „Tristan und Isolde“, „Parsifal“ und den noch in der Arbeit stehenden „Ring des Nibelungen“ danken. Dieses innige Verhältnis Stassens zu Richard Wagners Kunst, das das einzig vergleichbare Klingers zu Brahms an innerem Verwachsensein weit übertrifft, ist vielmehr bereits eine Folge. Ohne ausübender Musiker zu sein, ist Stassen eine urmusikalische Natur, was sich in seiner ganzen Art des Einempfindens in die dichterische Welt offenbart. Sie ist durchaus vergleichbar der des Musikers, der ein Gedicht vertont. Das Gedicht wird dadurch sein Eigentum, und das so entstehende Lied ist ein Neues. Die große Mehrzahl der aus dichterischen Stoffen gewonnenen Zeichnungen Stassens hat mit Illustration nichts zu tun. Das tiefe Erleben des dichterischen Kunstwerks setzt sich in Gesichte um, die nun als Bild vor uns treten. Eine gute Zahl der Zeichnungen Stassens wirkt auch auf den, der die dichterische Anregungsquelle nicht kennt, mit einer ähnlichen Kraft wie die von ihrem Text losgelöste Melodie eines Schubertliedes. An diese glücklichen Leistungen aber muß man sich halten, wenn man die Art des Künstlers charakterisieren will, nicht an das weniger Gelungene, dessen sich natürlich in den tausend Blättern, die er geschaffen, auch manches findet. Der ganzen Art dieser Zeichnungen nach entstand vieles auf Anregung von Verlegern, ist im Auftrage geschaffen, — die Kunst geht eben nach Brot. Aber kaum eine dieser Zeichnungen läßt das ungemeine Geschick der technischen Ausführung, die Leichtigkeit in Aufbau und Anordnung, die unbedingt sichere Raumbeherrschung und eine stets bereite Phantasie vermissen.

Jahre hindurch sah Stassen diese Buchschmuck- und Illustrationsarbeit als das Erwerbsmittel an, durch das er sich die freie Bewegung für seine größeren Werke und für die Malerei schuf. Auf diese Tätigkeit Stassens als Maler will ich heute nicht eingehen; es wird sich dazu wohl die Gelegenheit in Verbindung mit einer farbigen Wiedergabe eines seiner jüngeren Bilder finden. Aber mit großer Freude weise ich darauf hin, daß der Besitzer der Verlagsanstalt für vaterländische Geschichte und Kunst in Berlin in großzügigster Weise den Federzeichner Stassen für eine Reihe von Veröffentlichungen aufgerufen hat, deren Erwerb auch dem Minderbemittelten möglich ist. Ich habe schon im letzten Jahre auf die Werke „Martin Luther“ und „Deutsche Weihnacht“ hingewiesen. Jetzt, als eine Art von Geburtstagsgabe, sind zwei Mappen erschienen mit je sechs Tafeln (Preis ℳ 7.50). „Jesus“ heißt die eine.



Franz Stassen Sigyn und Loki

Sie zeigt Jesus als Sämann; „Herr, hilf mir", mit dem versinkenden Petrus; die Verklärung; den Einzug in Jerusalem; „Es ist vollbracht" und „Der Auferstandene erscheint den Aposteln". — Jesus ist bei Stassen ein kraftvoller Mann der Tat. Er ist auch ein Deutscher. Manches ist sehr eigenartig gesehen; so die Verklärung und wie Jesus in fast visionärem Zustande seinen Einzug in Jerusalem hält, mitten in der ihn freudig umtobenden Menge entrückt in das Gesicht des Schmerzensweges, den er kurz danach dahinschreiten wird. Die Darstellung des am Kreuze



Franz Stassen Storchenbotschaft

Hängenden besteht mit vollen Ehren in der langen Reihe der berühmten Werke, die diese schmerzliche Weihestunde der Menschheit verklären.

Die zweite Mappe heißt „Deutscher Glaube". Sie wird eröffnet durch ein Christusbild, das im ersten Augenblick etwas gewaltsam wirkt. Aber das Wort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich" weist uns den Weg zum göttlichen Lehrer. Verwandt ist das Blatt „Glaube, Liebe, Hoffnung". „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir" und „Was mein Gott will, das g'scheh' allzeit" sind ergreifende Ausdeutungen des innersten Gefühlsgehaltes dieser Choräle. „Nun ruhen alle Wälder" ist der vollrauschende Gottesdienst in der Natur. „Ein' feste Burg ist unser Gott" ein Bild voll energischer Kraft, gleichzeitig ein überzeugendes Bildnis Luthers.

Mit einem noch weiteren Liebhaberkreise haben dann wohl einige Buchveröffentlichungen zu rechnen, deren Erscheinen nahe bevorsteht. Das eine ist eine **Faust-Ausgabe** mit über 160 Zeichnungen, das andere trägt den Titel „Die Edda" und bringt germanische Götter- und Heldensagen, in Prosa nacherzählt von Hans von Wolzogen, mit etwa 50 Zeichnungen. Wir geben aus der Faust-Ausgabe den Osterspaziergang Fausts mit Wagner und aus der „Edda" das Bild, wie die treue Sigyn über dem bösen gefesselten Loki die Gifttropfen der Schlange auffängt. Bereits erschienen ist aus einer längeren, „Deutsche Kunst" betitelten Bücherreihe ein schmuckes schmales Bändchen: „Die Insel der Glücklichen". Es führt den Untertitel: Ein Buch der Freude, und vereinigt vierzig erlesene deutsche Gedichte von Goethe, Mörike, Eichendorff, Liliencron u. a., die, nach Stoff und Artung grundverschieden, doch darin zusammenklingen, daß sie alle auf den Ton des Glückes eingestimmt sind. Staffen hat fünfundzwanzig Zeichnungen beigesteuert, die auch für seine Stilgewandheit ein glänzendes Zeugnis ablegen. Zur Probe geben wir das Bildchen zu Mörikes köstlicher „Storchenbotschaft".

Wir wünschen dem Verlag guten Erfolg für sein großzügiges Unternehmen, dem Künstler Franz Staffen aber noch eine schöne Reihe geruhiger Jahre, in denen sich seine Schaffensfreude ungestört ausleben kann. K. St.

Sozialismus und Kunst

Ein Gang durch die Geschichte

Alle Kunst ist Werk des einzelnen, auch die sogenannte Volkskunst. Dieser Name rechtfertigt sich nicht, weil das Volk diese Kunst geschaffen hätte, sondern weil es sie sich im Nachschaffen zu eigen gemacht hat. Schon bei den Naturvölkern und zwar auch in ihrer ursprünglichsten Kunstform, dem Tanz, tritt die Gestalt des erfinderischen Schöpfers deutlich hervor. Und auch in jenen Fällen, wo eine Gesamtheit in oft jahrhundertelangen Zeiträumen an Geschehnissen und Gestalten herummodelt, bis sie zu Sagen und Helden werden, wo man also diese Gesamtheit gewissermaßen als Gestalter des Stoffes bezeichnen kann, bedarf es für die endgültige Erstellung eines Kunstwerkes eines Dichters. Die Volksepen sind nicht erst in ihrer letzten Formung, wie wir sie als Ilias, Odyssee und Nibelungenlied vor uns haben, das Werk eines einzelnen, sondern auch die dieser letzten Gestaltung vorangehenden Lieder sind Schöpfungen einzelner Dichter. So ist also alle Kunst das Werk von Individualitäten.

Immerhin zeigt uns der letzte Fall, wie der einzelne Künstler auch Schuldner der Gesamtheit ist. Wie im Volkslied die lyrischen Gedichte einzelner jene eigenartige Patina des unnachahmlich Sprunghaften und damit geheimnisvoll Reizenden erst durch das vom Volke „Zersungenwerden" erhalten haben, so vermag auch nur die Gesamtheit an großen geschichtlichen Ereignissen, mythologischen Überlieferungen und hervorragenden Menschen jene Arbeit des Abschleifens, Übertragens und Verbindens auszuführen, durch die schließlich die überragenden Heldengestalten, die elementaren Geschehnisse zustande kommen, die dann der Dichter in Gesängen feiert, die die Grundlage der Volksepen abgeben. Hier haben wir jenes Geben und Empfangen, jene wechselseitige Bedingtheit zwischen einzelnem und Gesamtheit, die die Grundlage alles sozialen Lebens ist.

In einer solchen Bedingtheit zur Allgemeinheit steht natürlich auch der selbstherrlichste Künstler. Wie körperlich, so lebt auch geistig keiner außerhalb der Welt, ist auch der Einsamste Glied der Gesellschaft, Glied vor allem seines Volkes. Die Völker im Sinne von Nationen sind die großen gottgeschaffenen Organismen der Menschheit. Viel mehr als im Materiellen sind sie im Geistigen gemeinsam bedingt. Das zeigt sich vor allem in der Gleichheit der Sprache. Die Sprachen sind ja nicht nur in ihren physiologischen Lauten, sondern ihrem Geiste nach verschieden. Die Gleichheit der Sprache bezeugt für die sie Spre-

chenden eine Gemeinsamkeit des Empfindens, der Fühlweise, vor allem auch der sinnlichen Anschauung der Dinge und des Verhältnisses dieser sinnlichen Wahrnehmung zum seelischen Erleben. Hinzu kommt dann die Gemeinsamkeit durch die Erlebnisse der Geschichte und die gleichgerichteten Lebensbelänge im Verhältnis zu den andern.

Dieser große Organismus Volk führt sein eigenes Leben, für das er Kräfte und Fähigkeiten aufzubringen hat. Die Künstler sind im Volkskörper gewissermaßen die feinsten Nerven für die Erlebnisse des Gefühls, der Empfindung und des sinnlichen Verhältnisses zu den Erscheinungen der Umwelt. Diese feinen Nerven, eben die Künstler, werden früher beeindruckt, antworten leichter und schneller auf alle Lebenserscheinungen dieser Gebiete. Durch die Fähigkeit, diesem Empfinden Ausdruck zu leihen, werden sie der Gesamtheit Wegweiser für die Art des Erlebens, Erlöser für unerkannte und deshalb quälende Empfindungen. Sie sind die Führer auf diesen Gebieten des Seelischen und vergeistigt Sinnlichen durch ihre Fähigkeit, ein von der Allgemeinheit nur dumpf Gefühltes zur allgemein faßbaren Gestalt zu bringen. So bedeutsam sie dadurch aus der Gesamtheit hervorragen, sind sie doch durch deren Erleben bedingt und auf ihr Mitleben angewiesen. In diesem Sinne ist der Künstler verfehlt, der von der Gemeinsamkeit nicht aufgenommen wird. Er muß infolge irgendwelcher Störung das Leben der Gesamtheit nicht richtig erfaßt oder nicht richtig wiedergegeben haben, oder seine Kraft reichte nicht zu, das Erlebte überzeugend zu gestalten.

Bis zur Renaissance gibt es eigentlich kein anderes Problem für das Verhältnis „Künstler und Volk". Und dieses eine Problem wird gar nicht empfunden, weil die soziale Stellung des Künstlers und der Kunst sich von selbst versteht. Das Kunstschaffen aller Zeiten und aller Völker von der Antike bis zur Renaissance gehört einem ausgesprochenen Stile an. Stil aber entsteht dadurch, daß ein der Gemeinsamkeit innewohnendes Empfinden die diese Gemeinsamkeit überzeugende und befriedigende künstlerische Ausdrucksform gefunden hat. Es ist also da kein Widerspruch zwischen Künstler und Gemeinschaft, noch zwischen Kunst und Gemeinschaft. Diese volle soziale Übereinstimmung äußert sich auch darin, daß der Künstler sich in die allgemeine soziale Ordnung einstellt und für sich keine Sonderstellung verlangt. Das ist nur möglich, weil der Künstler weiß, daß sein Werk von der Gemeinschaft verlangt wird. Er schafft nicht für sich, sondern für diese. Darum gibt es das Künstlertum als Beruf nicht. Der Künstler ist von Beruf Handwerker (bildende Künste), Kirchen- oder Gemeindebeamter (Musiker), Schreiber, Gelehrter (Dichter). Oder er fühlt sich ganz als Vertreter eines Standes, gibt den Gefühlen dieses Standes Ausdruck oder verwendet seine besondere Fähigkeit, um ihm zu dienen (Troubadour, Minnesänger und priesterlicher Dichter). Hier können wir sogar die Wildlinge und Bohemiens unterbringen, denn sie leben ganz zunftmäßig von Spaßmacherei oder sonstigen Unterhaltungskünsten (Spielleute und dergleichen).

Erst mit der Renaissance ändert sich dieses Verhältnis. Erkennen wir als ihren innersten Kern die Befreiung des Individuums, so wird aus diesem Recht auf Individualität sehr bald Individualismus. Schrankenloses Sichausleben, ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit, erscheint als höchste Lebensform; der Herrenmensch wird zum Ideal. Der Künstler steht in dieser Bewegung vornean. Er dient nicht mehr mit seiner Kunst; wenn er nicht durch sie herrschen will, so soll sie doch Herrscherin sein. Sie empfängt ihre Gesetze aus sich selbst; die Zwecke, mit denen sie verbunden wird, werden ihr unterjocht.

Äußerlich ist der Künstler der Gentiluomo, dem die nobile sprezzatura der Masse selbstverständlich ist. Er verzichtet bewußt auf Popularität. Ob bildender Künstler oder Dichter, ja auch als Musiker wappnet er sich mit dem Rüstzeug der Antike, so daß nur der gebildete Humanist ihn verstehen kann. Die Gemeinde der gebildeten Kunstliebhaber tritt für den Künstler an die Stelle des Volkes. Die Kunst wird deshalb schon jetzt wesentlich höfisch in den romanischen Ländern, in denen die Renaissance zu Hause ist. Das Volk darf nur zuschauen, wie die Großen genießen. In den romanischen Ländern, vor allem in Frankreich,

mündet diese Art ganz von selbst in den reinen Absolutismus ein. Die Künstler schufen für den Roi soleil, und er konnte als Patent die Erlaubnis verleihen, daß Unternehmer „vor dem Volke gegen Bezahlung selbst jene Stücke aufführen durften, die vor ihm gespielt worden waren". Nur England und, dank einseitiger Einstellung aufs Religiöse, Spanien entwickeln ein dem ganzen Volke gehöriges Theater. England hat überdies das Glück, daß ihm, als die Hochzeit seines Theaters vorbei ist, der Deutsche Händel eine neue Volkskunstform schafft in seinem Oratorium, in dem schon durch die ungeheuern Chöre die Gesamtheit reproduzierend beteiligt ist.

Aber es ist bezeichnend, daß jetzt überall jene Kunst als stärkste Betätigung des künstlerischen Geistes ausschaltet, die durch ihr ganzes Wesen zum Ausdrucksmittel des Kunstwillens des Volkes als Gesamtheit berufen ist: die Architektur. Selbst die gewaltig überkuppelten Kirchenbauten Italiens, geschweige denn seine stolzen Renaissancepaläste, sind nicht mehr in dem Maße Volksausdruck, sind nicht mehr in der edlen Weise populär, wie es die romanischen und gotischen Dome des Mittelalters, die gewaltigen Rathäuser und Belfriede in den Niederlanden gewesen waren. In den Niederlanden wie in Italien wird jetzt das Volk künstlerisch abgespeist durch festliche Umzüge, in denen ein ungeheures künstlerisches Vermögen für eine Augenblickswirkung vertan wird. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn das Volk, wenn die Gesamtheit noch an diesem Kunstwillen beteiligt gewesen wäre, wenn in dieser Kunst ein wahrhaft soziales Empfinden gelebt hätte. Aber das Volk war zum Schaupöbel erniedrigt, die Kunst in dieser Gestalt war eine andere Form der Circenses der römischen Kaiserzeit. In beiden waltet zuinnerst ein volksfeindlicher Geist; diese Kunst wird gespendet, weil die amüsierte Masse sich besser regieren läßt. Das war später auch das künstlerische Glaubensbekenntnis eines Metternich.

Und Deutschland?!

Bei einem sehr starken Volksbewußtsein brachte es Deutschland zu keiner überzeugenden Staatsform. In den Deutschen lebt von ihrem Auftreten in der Geschichte an stärker als in einem andern Volke, ein persönliches Freiheitsgefühl, als Recht auf die eigene Persönlichkeit, bei größter, zuweilen sklavischer äußerer Fügsamkeit. Im Deutschen lebt ferner stärker als in allen andern das Grundgesetz des sozialen Empfindens, in der Form der Anerkennung des Persönlichkeitsrechtes eines jeden einzelnen. Aber schwerer als alle andern schließt er sich zu einer Gesamtheit zusammen. Zu diesen Widersprüchen im Wesen des deutschen Volkes kommen nun für die Folgezeit die Einwirkungen schwerwiegender geschichtlicher Ereignisse und großer Kulturströmungen, so daß auch unser Problem „Kunst und Sozialismus" nirgendwo anders sich so nach allen Seiten hin spiegelt.

Deutschland hatte im Mittelalter hintereinander zwei fremde Kulturen verarbeiten müssen. Erst das orientalisch und romanisch belastete Christentum, danach das romanische Rittertum. Es war gelungen, beide einzudeutschen, und danach hatte es das deutsche Bürgertum zu einer eigenwüchsigen städtischen Kultur, das deutsche Bauerntum zu einer starken Lebenskraft gebracht. Das letztere hat künstlerisch im Volksliede einen alle Schichten des Volkes durchdringenden und umfassenden Ausdruck geschaffen; die deutsche Stadtkultur hat den Geist der Gotik am stärksten erlebt und am nachhaltigsten und umfassendsten in Lebensform umgesetzt. Es ist nicht schwierig, von dieser Kunst der gotischen Dome, der ihr verwachsenen Plastik, der deutschen Frühmalerei des 15. Jahrhunderts, die Bindeglieder zu schlagen zu dem Kunstgeiste, der in der altgermanischen Bronzekunst und der dekorativen Lust der Hallstattperiode waltet. Das ist dann immerhin eine Kunstgeschichte von dreitausend Jahren. Suchen wir für die unendliche Mannigfaltigkeit der Bestrebungen und Leistungen nach einer zusammenfassenden Formel, so werden wir sagen: Es ist das deutsche Verlangen, hinter die Idee der Welt zu kommen, indem alle ihre Erscheinungen als Einheit aufgefaßt werden. Der bequeme Dualismus des Romanen, der Erde und Himmel, Diesseitiges und Jenseitiges scheidet und sich für das Diesseitige an die schöne Erscheinungsform hält, genügt dem Deutschen

nicht. Für sein Gefühl ist Gott und Welt eins, und alle Erscheinung ist nur eine Mitteilungsform der hinter allem waltenden Idee des Göttlichen. Die deutsche Mystik hatte gerade im Verlaufe des 15. Jahrhunderts den tiefdringendsten Ausdruck für diese Weltanschauung gefunden. Es kann nichts Sozialeres geben, als diese Umbrüderung der ganzen Welt im Geiste der allseitigen Gotteskindschaft. Das ist nun auch der Angelpunkt der deutschen Kunst, am rührendsten und eindringlichsten zu verfolgen in der gerade in diesem Jahrhundert der Mystik heranwachsenden deutschen Malerei.

Es bedarf für uns im Zeitalter des Buches und der Zeitung immer erst einer etwas gewaltsamen geistigen Umsetzung, um uns klarzumachen, daß für die Zeit vor 1500 Architektur und bildende Kunst die eigentliche Volkskunst, ja das stärkste Bildungsmittel des Volkes sind. Wohl hatten einzelne Dichter tief gegriffen. Den mächtigen Einfluß z. B. der Sprüche Walthers von der Vogelweide bezeugt sein Gegner Thomasin von Zirklaria. Aber vor 1500 sind das Ausnahmen. Das Volk empfing im allgemeinen seine stärksten Eindrücke nicht durch das Wort, sondern durch das Bild und das Bauwerk. Man muß in den alten Dombaugeschichten nachlesen, wie die Gesamtheit an der Erstellung dieser gewaltigen Werke Anteil nahm. Ihre fast unbegreiflich hohe Zahl, ihre in keinem Verhältnis zum äußeren Bedürfnis stehende Größe zeigt, wie hier ein Wille die Gesamtheit ergriffen hatte, sich und sein Empfinden zu einem gewaltigen Ausdruck zu bringen. Nun aber teilte sich das Beste, was man hatte: die ganze Heilslehre des Christentums, weniger durch die Predigtrede in diesen Kirchen als durch die mit ihnen zur Einheit verwachsene Kunst der Plastik und Malerei, dem Volke mit. Als Biblia pauperum, als Bibel der geistig Armen, hat der Bildungshochmut diese plastische Welt bezeichnet, die sich bereits in den Torbögen der großen Dome ausbreitet. Sie setzt sich in den Wandmalereien der romanischen, den bunten Glasgemälden der keine Wandflächen mehr bietenden gotischen Dome fort. Bildertafeln und Bildwerke kommen hinzu. Mit welcher Inbrunst müssen die damaligen Menschen an diesem Bildwerk gehangen haben! Ist doch diese Schätzung, wie die spätere Reformationsbewegung zeigt, vielfach ausgeartet in eine Verwechslung des Bildwerkes mit dem dargestellten Gegenstand, so daß ein strengeres und nicht mehr so bildnerisch empfindendes Zeitalter darin Götzendienst erblickte. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß ein solches Verhältnis der Andacht, ein solcher Wille, vom Bildwerk die Heilsoffenbarung zu erhalten, der günstigste Boden war auch für ein Nacherleben des Kunstwertes, der in diesen Bildwerken steckte, vor allem für die künstlerische Kraft der Vermittlung des Ideengehaltes. Und gerade weil sowohl Plastik wie Glasmalerei einen billigen Naturalismus unmöglich machten, zur Stilisierung drängten, mußte eine von der nackten Wirklichkeitsvergleichung freie Kunstbetrachtung zum allgemeinen Volksbesitz werden. Wir erhalten die Bestätigung dafür in dem unerhört schnellen Aufschwung, den Holzschnitt und Kupferstich erfuhren und der ganz ungeheuern Verbreitung ihrer Erzeugnisse.

Diese beiden Kunsttechniken gaben nun endlich die Möglichkeit, das, was bisher nur an wenigen öffentlichen Plätzen in schwerem und kostspieligem Material des Steines und der Malerei hatte gezeigt werden können, in die Hände und den Hausbesitz jedes einzelnen zu bringen. Wir sehen die Entwicklung dem Gipfel zustreben um 1500 durch Albrecht Dürer, und es ist sehr bezeichnend, daß im zweiten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts der letzte deutsche Kaiser, in dem ein starkes Empfinden für das Wesen des deutschen Volkes mit dem Wunsche nach seiner staatlichen Größe sich einte, Maximilian, diese bildnerischen Mittel des Kupferstiches und Holzschnittes für die Herrlichkeit der deutschen Reichsidee auszunutzen strebte. Von staatlicher Seite war die soziale Kraft der bildenden Kunst niemals zuvor so erfaßt worden. Holzschnitt und Kupferstich als Bildnis, allegorische und satirische Darstellung bleiben dann, um das vorwegzugreifen, eines der stärksten Kampfmittel durchs ganze Reformationszeitalter; nun freilich meistens in Verbindung mit dem Wort, denn die Fähigkeit des Lesens hatte sich seit Erfindung der Buchdruckerkunst gerade im Zusammenhang mit den Religionskämpfen



in zuvor undenkbarer Weise verbreitet. Zu gleicher Zeit sehen wir gerade in der neuen Kirche das Schwergewicht der sozialen Kunstwirkung auf die Dichtung übergehen im Kirchenliede. Auch die deutsche Bibel darf man als Kunstwerk in Anspruch nehmen.

Inzwischen hatten sich für die sozialen Lebensbedingungen der deutschen Kunst bedeutsame Ereignisse vollzogen. Humanismus und gar Renaissance waren dem Deutschen wesensfremde Bewegungen. Aus der eigenen nationalen Volkskultur führten keine Wege dahin, und so mußte sich zwischen dem Volk und den Anhängern dieser Geistesströmungen eine Kluft auftun, die nicht zu überbrücken war, weil dem Volke einfach die geistigen Voraussetzungen zum Verständnis dessen fehlten, was den „Gebildeten" wertvollster Besitz wurde. Der Gegensatz zwischen Volk und Gebildeten ist für kein Gebiet so verhängnisvoll, wie für die Kunst. Der Künstler, in erster Reihe der Dichter, aber auch der Bildner, wendet sich naturgemäß an die geistig Höchststehenden seines Volkes, da er ja selber geistig hoch steht. Auch erfüllen die Gebildeten, die zeitweilig gleichzeitig die wohlhabenden Schichten sind, zuerst die Vorbedingungen der Reproduktionsmöglichkeit. Der Künstler wird also selbst dann, wenn er aus dem Volke stammt, die Ausdruckswelt der Gebildeten erstreben. Damit erschwert er dem Volke den Genuß seiner Werke, andrerseits entfernt er sich von den natürlichsten Kraftquellen der Kunst, die dem Boden des Volkstums entsprießen. Die deutsche Kunst hat unter diesem unglücklichen Zustande, der durch andere Ereignisse noch verschärft wurde, von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts aufs schwerste gelitten.

Aber schon um 1500 setzt das Übel ein. Zuerst bei der bildenden Kunst, in der Deutschland damals für kurze Zeit eine erstaunliche Kraft bewährte. Das Problem war die Auseinandersetzung mit der südländischen Renaissanceform. Wir wissen, wie selbst ein Dürer dadurch zeitweilig Gefahr lief, sein Deutschtum zu verlieren. Daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach diesen großartigen Leistungen in Malerei, Holzschnitt und Kupferstich, in Holz-, Stein- und Bronzeplastik, die ganze Herrlichkeit zu Ende ist, liegt an diesem Zerreiben der nationalen Kraft des deutschen Kunstwillens an einer fremden Form. Die bildende Kunst verlor den sozialen Rückhalt im Volke. Sicher wirkte diese Tatsache mit zur religiös verbrämten Kunstfeindschaft eines Teils der Reformatoren (Bilderstürmer) und der Bauernschaft. Es ist sonst gar nicht zu begreifen, wo diese Bauernschaft, der früher das Bild alles gewesen war, nun in den Bauernkriegen ihre rasende Wut gegen bildende Kunst herholte. Natürlich war die Empörung religiöser Art, aber die hätte sich eben gar nicht entwickeln können, wenn nicht eine seelische und geistige Entfremdung zwischen dem Volk und der bildenden Kunst vorangegangen wäre.

Aber das volle Elend bringt doch erst der Dreißigjährige Krieg. In seinem Gefolge entwickelt sich der dem deutschen Wesen ganz fremde Absolutismus. Erst jetzt erhält auch Deutschland eine Hofkunst. Sie wurde hier besonders verhängnisvoll, weil sie eine fremde Kunst war. In dem eigenen verwüsteten Lande war alle künstlerische Tätigkeit erstorben und es war viel bequemer, die Kunst fertig aus der Fremde zu beziehen, als sie aus Heimischem wieder langsam zu entwickeln. Wir sehen, wie sich das deutsche Volk weiter zerklüftet. Zum Zwiespalt zwischen humanistisch Gebildeten und Volk war die religiöse Spaltung gekommen; jetzt kam für alle Bildungsfragen noch eine neue Kluft dazu. Die Höfe und der ihnen nahestehende Adel bekannten sich zur französischen Kultur und Kunst und zur italienischen Musik. Alles, was vornehm sein oder tun wollte, mußte natürlich diesem Vorbilde nacheifern. Die der Kunst innewohnenden sozialen Kräfte haben in diesem Zeitraum in Deutschland nur negativ gewirkt.

Die Literatur erstirbt fast. Zwei, drei Werke ausgenommen, mag kaum der Gelehrte heute noch die damaligen Erzeugnisse lesen. In der bildenden Kunst, vor allem in der Architektur, wird trotz der erschütterten Geldverhältnisse erstaunlich viel geleistet, und wir haben auch eine Masse bedeutender Talente gehabt. Die Dientzenhofer und Balthasar Neumann gehören zu den genialsten Architekten aller Zeiten. Trotzdem ist diese ganze Barock-

und Rokokokunst, die auch in der Plastik viele hervorragende Leistungen hat, der deutschen Volksseele fremd. In katholischen Gegenden erfreut sie sich einer gewissen Beliebtheit als Kirchenkunst. Sie gibt aber ausschließlich das „Gloria in excelsis“, die prunkende Festesfreude; die religiöse Volksseele bekommt nichts von ihr. Die seit 1650 einsetzende religiöse Verarmung des katholischen Volksteiles in Deutschland, die bei einem Vergleich mit dem 14. und 15. Jahrhundert einem erschreckend entgegengähnt, beruht sicher zum großen Teil auf diesem völligen Versagen der Kunst. Die Kirchen sind Theaterbauten oder Festsäle, die in ihnen angebrachte Malerei und Plastik wendet alles zur äußeren Geste oder ist, wie bei den Jesuiten, durch gelehrte Allegorie dem Volke unverständlich. Die Kirchenmusik ist verwässerte Opernmusik. Erst in der Nachwirkung der Romantik mit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts setzt eine Besserung ein.

Glücklicher war der Protestantismus daran, dank der Musik. Das deutsche Kirchenlied war zu einer geistig-sozialen Großmacht geworden. Wir wollen nicht vergessen, wie es sich bis in die jüngste Zeit hinein bei abgesprengten Volksteilen als national erhaltende Kraft bewährt hat. Bis etwa um 1700 bleibt diese einstimmige Choralmelodie ein wahrhaft lebendiger, das ganze protestantische Volk sozial umschließender Kunstbesitz. Nachher wird der Choralgesang mehr bloß eine Kirchenübung, die auch gewohnheitsmäßig erschlafft, wie aus den Bemühungen kunstpolitisch veranlagter Geistlicher, z. B. des Hamburgers Rist, hervorgeht. Mitschuldig daran war bis zu einem gewissen Grade sicher die glänzende musikalische Entwicklung, die sich im Geleit des evangelischen Kirchengesanges vollzogen hatte. Die volkserzieherische Wirkung dieses künstlerischen Chorgesanges, der sich zuletzt in die gewaltige Kantatenliteratur steigerte und zu den herrlichen Passionen führte, ist kaum hoch genug zu veranschlagen. Hunderttausende haben diesen Kirchenchören angehört und sind so zu einer künstlerischen Reproduktionstätigkeit gelangt, die ein soziales Erziehungsmittel allerersten Ranges ist. Die stets gesteigerte instrumentale Begleitung dieses Gesanges bringt dann auch eine außerordentliche Verbreitung des Instrumentalspiels. Der instrumental begleitete Einzelgesang allerdings wird bald zum ausschließlichen Besitz der Gebildeten, vor allem der akademischen Kreise. Es war der große Schaden, daß dem volkstümlichen geistlichen Liede kein weltlicher Bruder erwuchs. Die deutsche weltliche Lyrik versagte dichterisch eben vollständig. Der weltliche Kunstgesang aber forderte in musikalischer Hinsicht einen wirklich durchgebildeten Liebhaber. In dieser Zeit, etwa von 1680 ab, hat sich der deutsche gebildete Mittelstand entwickelt, der künstlerisch ausschließlich durch Musik erzogen worden ist, durch diese musikalische Erziehung aber nicht nur für die spätere hohe deutsche Musikkultur, sondern auch für unsere Literatur empfangsfähig wurde.

Nur die Instrumentalmusik war allgemeines Volksgut, einesteils durch die aus altem Besitz entwickelten Stadtpfeifereien, andrerseits durch die an sich unsoziale Gesellschaftsspielerei der Standesherrschaften. Da jeder Adlige eine Art Hofkapelle haben wollte, wurde es zu einer Forderung für das Dienstpersonal, ein Instrument zu beherrschen. Das Theater dagegen und mehr noch die Oper waren höfische Sache und Fremdkultur. Die bildende Kunst bot dem Volke gar nichts mehr, die Literatur war gelehrter Zopf oder der Fremde nacheifernde Verspieltheit (Schäferpoesie, Anakreontiker).

Da um 1750 setzt endlich wieder ein bewußtes Streben nach Volkstümlichkeit ein, und zwar aus erzieherischen Gründen. Man sah die völlige Verarmung und Verrohung der untersten Volksschichten. Wen es überrascht, daß Berlin der Sitz dieser Bewegung ist (Berliner Liederschule), der denke an Goethes Wort, daß durch Friedrich den Großen unsere Kunst wieder einen nationalen Gehalt erhalten habe. Wir können ruhig sagen: auch unser Leben, und wir machen wieder die Erfahrung, daß das Nationale die Voraussetzung des Sozialen ist, weil es ganz von selbst nach den Quellen des Volkstums sucht. Schon Klopstock greift in diesem echten Volksempfinden zum Stoff der Erlösergeschichte, weil einzig für die Gesamtheit in Betracht kommenden. Mit ihm triumphiert in der Kunst die Herrschaft des Gefühls, was weder an Bildung noch Besitz gebunden ist. Der „Sturm

und Drang" versteht dann schon den Begriff „Volk" als Gegensatz zu der Oberschicht, die freilich in ihrer ganzen Lebensführung unnational ist. So ist der ganze Sturm und Drang in der Wahl seiner Probleme, in Gesinnung und Sprache eine national-soziale Revolution. Herder, Goethe, Bürger entdecken gleichzeitig Volkstum und Volkslied als Quellen der Kunst. Auch Bürgers Ballade entsteigt diesem Borne.

Die bildende Kunst ist so stark an den Besitz gebunden, daß sie sich nur langsam in breitere Schichten zurückfindet. Immerhin nimmt das Porträt im Bürgerhause zu, und es beginnt die Zeit der Silhouette, die jedem erschwinglich ist.

Am volkstümlichsten ist auch jetzt wieder die Musik. Zwar Gluck ist nur den Gebildeten zugänglich. Aber das Singspiel schafft einen volkstümlichen Ersatz für die Oper, und das einfache, auch ohne jede Begleitung singbare Lied findet in Nord und Süd ausgiebige Pflege. Dann wird dem Volkstum der Weg in die große Kunst erschlossen durch das Volkskind Haydn. Sein Sprachmittel ist die Instrumentalmusik. Wer irgendwie musikalisch begabt war, spielte damals ein Instrument. Es war ja für den Armen das beste Mittel, sich nebenbei einen kleinen Erwerb zu verschaffen. Die Zahl der „Gelegenheitsmusiken" war unendlich. Haydn bringt den volkstümlich deutschen Rhythmus und die deutsche Melodielinie in die größten Formen der Instrumentalmusik hinein. Umgekehrt wird durch diese volkstümlichen Urelemente auch die größte Musikkunst dem Volke verwandt und leicht zugänglich. Das ist wieder einmal eine Kunst, an der das ganze Volk, von der Hütte bis zum Kaiserpalast, Anteil nimmt. Wie bewußt national und volkstümlich zugleich unsere großen Musiker damals empfanden, zeigt Mozarts Verlangen nach dem Nationalsingspiel. Aber die innige Verbindung der Oper mit den Höfen ließ es trotz des Erfolges der „Entführung" noch nicht zur deutschen Oper kommen, und Mozarts Genie mußte auf dem Umwege über ein Vorstadttheater mit der „Zauberflöte" die erste romantische Oper und das ernste deutsche Lied auf die Bühne einschmuggeln.

Gleichzeitig bewirkten in der Literatur die von der französischen Revolution genährten Ideen einen Sprung, der für die Kunst verhängnisvoll sein sollte, weil wieder einmal übersehen wurde, daß der Urgrund aller Kunst der nationale Boden ist. Mit dem Humanitätsideal hängt der Klassizismus aufs engste zusammen. Die Wortverwandtschaft zwischen Humanität und Humanismus zeigt sich in der fremdgeistigen Unvolkstümlichkeit des Dichtungsinhalts und der von fremden Idealen genährten Form wirksam. Die bildende Kunst, die keinen eigenen neuen Inhalt aufbringt, verfällt vollends der fremden, nur dem Gebildeten verständlichen Form, und nur die Musik vermag auch jetzt das ganze Volkstum zusammenzufassen. Sie vermag eben, nach Schopenhauer, die Idee selber zu erfassen. Die Idee der Humanität aber: Entwicklung zum freien Menschentum, war gut deutsch; jedoch die Abbilder, an die sich Literatur und bildende Kunst banden, waren fremd. So wird der Musiker Beethoven zum großen Freiheitsverkünder des deutschen Volkes. Das urdeutsche Problem: „Durch Nacht zum Licht, durch Kampf zur sieghaften Freude", ist der Inhalt seiner Kunst, einer Volkskunst als Kunst der Gesamtheit im höchsten Sinne des Wortes. Beethoven legt alle Schranken nieder, die die Zeiten zwischen einzelnen Volksteilen aufgerichtet hatten. Die Verschiedenheit der Religion, der Stände, der Bildung, alles fällt weg. Hier ist wirklich einmal Gefühl alles, das Gefühl des Menschseins, Ziel ist die höchste Würde des Menschen: die Freiheit. Aber es ist deutsch empfunden, deutsch gesehen und deutsch gestaltet. Schon daß die Instrumentalmusik das Ausdrucksmittel ist, stellt diese Kunst in die ausgesprochen deutsche Linie ein. Das Nationale im höchsten Sinne des Wortes ist ebensowenig eine Begrenzung, wie die Entwicklung zur Einzelpersönlichkeit. Beides ist vielmehr Voraussetzung des ausgeprägt Charaktervollen, das von aller wirklich großen Kunst unzertrennlich ist.

Es ist die Errungenschaft dieser Zeit, den hohen sozialen Wert der Kunst als ethisches Bildungsmittel der Gesamtheit erkannt zu haben. Schillers Auffassung des Theaters als geweihter Tempelstätte, Beethovens Gestaltung des Konzertsaales zum Weiheraum für heiligste Erlebnisse liegen auf der gleichen Linie. Beide Künstler begegnen sich auch in der

Auffassung des Künstlerberufes als höchsten sozialen Erziehertums, für beide ist der Künstler der Hüter und Heger der Würde der Menschheit. Das aber bedeutet Verpflichtung des Künstlers an sein Volk und die Menschheit, höchste soziale Verantwortlichkeit.

Es war der verhängnisvolle Irrtum der Romantik, dieses sittliche Gesetz zu übersehen. Sie geriet dadurch von vornherein in einen unheilbaren Widerspruch. Sie erkannte das Volkstum als reichste Nährquelle und höchstes Ziel der Kunst, verkündete aber gleichzeitig die schrankenlose Ichherrschaft der künstlerischen Persönlichkeit. So ist die Romantik, die Schatzheberin alles künstlerischen Volksgutes, selber nie volkstümlich geworden, und wir Deutsche suchen heute noch nach der blauen Blume ihrer Sehnsucht. Ganz umsonst hatte freilich auch sie nicht gewirkt. Die Lyrik war endgültig entbunden, und in den Freiheitskriegen wurde sie Gemeingut des Volkes. Webers „Freischütz“ schuf die deutsche Oper. In der bildenden Kunst beginnt die Landschaft ein allen zugängliches Gebiet zu erschließen.

Seit dem Ende des dritten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts tritt der Sozialismus als politische Idee in das europäische Geistesleben. Er ist von vornherein wo nicht anti-, so doch anational und darum künstlerisch unfruchtbar. Nicht nur die mit den politischen Ideen der Zeit überfrachteten Romane des jungen Deutschlands, auch die „politische Lyrik“ bleibt unvolkstümlich. Die wenigen Gedichte, die ins Volk zu dringen vermögen und wirklich die Gesamtheit erfassen, erhalten ihren politisch-sozialistischen Charakter nur durch die äußeren Zeitverhältnisse, sind in Wirklichkeit aber Ausdruck großdeutschen Empfindens, also im besten Sinne national (Hoffmann von Fallerslebens in der politischen Verbannung entstandene Lieder). Und so verstehen wir es auch, daß es wieder die Musik ist, die die soziale Kraft der Kunst bewährt. Und zwar in zwiefacher Hinsicht. Das deutsche Chorlied beginnt seine Wirksamkeit und bringt, inhaltlich nicht sehr anspruchsvoll, die dauernden Ideen des Volksverlangens, die einfachsten Gefühle des Volksempfindens. In diesem Inhalt begegnen sich alle. Wichtiger ist, daß auch alle an der Ausführung dieser Kunst teilnehmen. Alle Volksschichten begegnen sich in dieser Chorgesangskunst. Der Besitz einer guten Stimme berechtigt zum Ritterschlag. Die großen Chorverbandstage schaffen ein gemeinsames deutsches Volk, lange bevor die wirkliche Reichseinheit entsteht, und die bei diesen Festen gefeierte Verbrüderung darf trotz der etwas alkoholischen Umräucherung in ihrer sozialen Bedeutung nicht unterschätzt werden. Leider ist diese Kunst nicht eben große Kunst.

Diese wird in überraschendem Maße noch einmal Bildungskunst. Die Architektur wird ganz Wissenschaft und gefällt sich in der schulgetreuen Wiederholung aller Stile der Vergangenheit. Auch die Historienmalerei und die romantische Sagenmalerei der Düsseldorfer setzt den Schulsack voraus. In der Musik ist die Linie Mendelssohn-Brahms und doch auch die an Schumann anschließende Klavierromantik Kunst der Gebildeten. Ihr entspricht in der Literatur die Neuromantik mit ihren historischen Epen und die Formkunst der Münchener. Es wird dabei viel Schönes geschaffen. Das gebildete deutsche Bürgerhaus entwickelt eine liebenswürdige Kultur. Die biedermeierliche Ausstattung steht, was nachher nicht wieder erreicht wird, mit den ökonomischen Verhältnissen in vollem Einklang; die Hausmusik hält sich auf vornehmer Stufe, und in der Malerei schafft die Bildniskunst Schönes und Charakteristisches. Aber alledem fehlt die Größe auch im Kunstempfangen. Aus der Malerei holt man sich das Genrebild, aber man sieht nichts von der stimmungsfeinen Landschaftskunst, die sich allenthalben in Deutschland entwickelt, mit hohen sinnlichen Werten der farbigen Empfindung. In der Literatur vermag der künstlerische Realismus nicht zum Erfolge durchzudringen, erst recht nicht, wenn er problematisch so beschwert ist wie bei Hebbel. In der Musik führt Richard Wagner seinen Verzweiflungskampf. Kein Künstler hat, wie er, die Kunst als soziale Lebensmacht auszunutzen gestrebt, keiner sie in solchem Maße als lebengestaltende Kraft empfunden. Er hat den Gedanken des Theaters als einer zu festlichem Genuß vereinigten Volksversammlung zu Ende gedacht. Verwirklichen konnte er davon nur den Festspielgedanken, und diesen nur, indem er ihn abseits des Lebens stellte.

Der siegreiche Krieg von 1870 bringt für das Verhältnis Sozialismus und Kunst einen Rückschritt. Der Materialismus triumphiert, der Geschäftsgeist bemächtigt sich auch des ganzen Kunstbetriebes. Der Begriff Volk wird gleichbedeutend mit Proletariat. Dieses organisiert sich und kämpft zunächst für politische und materielle Forderungen. Allmählich kommen in steigendem Maße die geistigen hinzu.

In der Kunst herrscht Alexandrinertum. Wissenschaft und Reichtum einen sich, um von überall her alles Erdenkliche zusammenzutragen. Der wahrhaft nationale Geist fehlt völlig. Die Kunst ist entvölkischt, selbst dort, wo sie sich patriotisch gebärdet. Vielfach wird die Forderung des Internationalen gerade für die Kunst auf den Schild erhoben. Wir Deutsche nehmen von überallher, von Romanen, Nordländern und Slawen, als ob wir gar nichts Eigenes hervorbringen könnten. Nur die Musik bleibt in beträchtlichem Maße national; sie bewährt auch am meisten sozialen Geist. Die „sinfonische Dichtung" zumal versucht gefühlsmäßig die Ideen der Zeit zu verlebendigen und sie dadurch für das Volk aufnehmbar zu machen. Dichtung und Malerei verstehen den Sozialismus stofflich und machen im Naturalismus und der Armeleutmalerei Gebiete kunstfähig, die man vorher gemieden hatte. Beides wird aber nicht volkstümlich, weil es ja im tiefsten Antriebe auch nicht aus mitfühlender Liebe, sondern aus einer Art von wissenschaftlichem Interesse geschieht. Erst mit Gerhart Hauptmanns Dramen setzt der Geist des liebenden Mitleids ein. In Uhdes und Gebhardts religiöser Malerei lebt ein verwandter Zug, und die Heimatkunst ist der in Liebe zur Scholle und zum angestammten Volkstum geläuterte Naturalismus. In alledem lebt echt sozialer und in gutem Sinne nationaler Geist. Aus demselben Geiste entwickelt sich auf allen Kunstgebieten die Bewegung „Kunst ins Volk". Das alles ist trotz zahlloser Mißgriffe wertvoll. Daß aber ein wahrhaft sozialer Geist in der Kunst wirksam zu werden beginnt, offenbart sich vorerst weniger in diesen Taten, als in einer Sehnsucht. Es ist die Sehnsucht nach Stil.

Man sucht nach Stil, man will für den Kunstwillen eine alle überzeugende Ausdrucksform schaffen. Entsprechend der vielfachen geistigen Zerklüftung findet man eine Masse Stile. Man gelangt meistens von außen her zu ihnen, glaubt sogar die Erlösung zu haben, als man im Material den Gesetzgeber erkennt. Eine die Zeit charakterisierende Sünde wider den heiligen Geist der Kunst. Allmählich gewahrt man, daß die Sehnsucht im Grunde einem Monumentalstil gilt. Der Größenbegriff der Masse sucht nach Ausdruck. Er findet ihn nicht, kann ihn nicht finden, denn Masse ist ein Niedriges; der Hochbegriff heißt Volk als Gesamtheit.

Der August 1914 bringt uns das Erlebnis dieses Begriffes, und damit ist trotz allem Übeln, was nachkam, die Voraussetzung für seine künstlerische Erfüllung gegeben. Ob sie uns zuteil wird?

Ungeheure äußere Umwälzungen haben sich im deutschen Staatsorganismus vollzogen. Die Kunstpolitik steht vor ganz neuen Fragen. Sowohl hinsichtlich der Rolle, die die Kunst überhaupt in diesem neuen Staatshaushalte zu erfüllen berufen ist, wie hinsichtlich der Wege, auf denen sie ins Volk dringen kann. Sehr vieles ist verschüttet und ungangbar geworden, Neues kann geschaffen werden. Es wird unsere Aufgabe sein, hier mitzusuchen und zu helfen.

Eines zeigt die Geschichte auf jeder Seite. Wahrhaft sozial, d. i. wirklich volkstümlich, ist immer nur eine nationale, eine im Volkstum wurzelnde Kunst gewesen. Nur für eine solche erfüllt die Gesamtheit die Voraussetzung der Reproduktionsfähigkeit, der wirklich fruchtbaren Aufnahme. In der Hinsicht kann uns das Erlebnis des Spätsommers 1914 nicht mehr verloren gehen. Wer damals den Begriff Volk in seiner Wunderkraft erlebt hat, der ist von dem faden Phantom Internationalität geheilt. Wir sehen es im politischen Leben an der überwältigenden Mehrheit der Sozialdemokratie. Hätte diese nicht 1914 erfahren, was Volk heißt, so würde sie jetzt niemals für die Nationalversammlung als Vertretung des Volkes eintreten, sondern nach ihren früheren Grundsätzen für eine Gewaltherrschaft des Proletariats. Wir dürfen also auch für unser geistiges Leben hoffen, daß wir von jenen Phantomen geheilt sind.

Dr. Karl Storck

Türmers Tagebuch

Das große Tollhaus an der Spree — die Zentrale der Reichszersetzung

Man möchte sich immer wieder die Augen reiben und von Schauern des Entsetzens geschüttelt fragen: Ist denn das alles Wirklichkeit? Oder ist es nicht doch ein wahnwitzig wüster Traum, ein Gaukelbild der Hölle? Ist das noch unser Deutschland? Kann das unser gesittetes, verständiges, liebes Deutschland sein? — Wir wissen nur zu gut, daß es kein Traum und kein Spuk, sondern bare, nackte Wirklichkeit ist, aber — unser Deutschland? — nein, das ist es nicht! Es ist ein aus allen Windrichtungen zusammengefegter, internationaler Kehrichthaufen, der seinen schweifenden Abhub in alle deutschen Gauen sendet, mit seinen betäubenden Gasen sie verseucht und vergiftet.

„Es gibt eine Stadt," schreibt das Mitglied des provisorischen bayrischen Nationalrates Alwin Saenger in der sozialistischen Wochenschrift „Die Glocke", „die man nach ihrem kulturellen Milieu die Stadt der Parvenüs nennen darf. —

Es gibt eine Stadt, die man — geistig bewertet — ein Weltstadtwarenhaus nennen darf. —

Es gibt eine Stadt, die man nach ihrem politischen Spiritus das preußische Byzanz nennen darf, und diese Stadt heißt **Berlin**, zurzeit **das große Tollhaus an der Spree**...

Die Tradition fehlt gänzlich. Gearbeitet wird enorm; der Takt hierzu ist der militärische. Der **Mensch** gilt nur noch als **Geschäftsobjekt** etwas. Die hier geübte Methode hat reichlich zu unserer internationalen Unbeliebtheit beigetragen. Und so gibt es keine Arbeits-, sondern nur eine Verdienstfreude und das trockene Abwickeln eines Tagesprogramms; den Schluß bildet die als geschäftliche Gewohnheit zu erledigende Sexualität, die grade so ‚vorgesehen' ist wie das Konsumieren eines Stehhalben bei Aschinger.

Zieht man den üblichen Klimbim einer Millionenstadt ab, so bleibt ein Straßenbild von spießerhafter Originalitätlosigkeit und zudem reichlich brutal. In keiner anderen Stadt macht sich das Gesindel trüber **Kriegsgewinnler** so **anmaßend und abstoßend** bemerkbar, namentlich, wenn sie gegen Mitternacht ihre und ihrer Gesponsinnen aufgeblähte Leiber besoffen durch die Hauptstraßen schleppen.

In der sogenannten Gesellschaft alternieren in dummer Schwatzhaftigkeit bemonokelte Jugend mit diplomatischen Fingernägeln, eingebildete Alltags-Deputaten, zweifelhafte Finanzmänner, Schriftgelehrte, die von ihrer literarischen Größe mehr überzeugt sind, denn von ihrer menschlichen Kleinheit; alle sind sie

behaftet mit dem souveränen und eitlen Dünkel, an dem großen Berliner Nabelstrang zu sitzen. Deutsch aber ist an und in dieser Stadt nichts, rein gar nichts. Ein künstlich aufgebautes Weltstadt-Treibhaus ohne nationale Organe. Ohne deutsches Erleben, ohne irgend eine geschichtliche Legitimität, die Hausgeschichte der Hohenzollern abgerechnet, erhebt diese Spreestadt den dreisten Anspruch, die deutsche Hauptstadt zu sein.

Im Frieden schon spielte sich die kaiserliche Residenzstadt als praeceptor Germaniae auf; im Kriege kam alles Unheil reichlichst von ihr. In den Tagen der von dem deutschen Volke im ganzen Vaterlande erkämpften Freiheit droht neues Verderben von der Stadt, die, ein Schlupfwinkel hirnloser und feiger Demagogen, die freche Anmaßung besitzt, die freie Nation schulmeistern zu wollen. Die Stadt, in der das Prachtexempel niedrigster Gesinnungslosigkeit, die Bezahlung von Revolutionären mit fremdem Gold soeben vor der Welt statuiert wurde und in der die elende Erbärmlichkeit zaristischer Lumpen in die Regierungspresse gewisser ‚Revolutionäre' in lebendigster Kraft übergegangen ist, hat für immer den nie zu Recht besessenen Anspruch verloren, eine deutsche Hauptstadt zu sein...

Die Berliner preußische Minderheit, die heute jeder sozialistischen Demokratie zum Hohn ein 70-Millionen-Volk terrorisiert, ist um ein Mehrfaches kleiner als die Minorität der Klassenherrschaft von gestern. Am sinnfälligsten ist dieser unverschämte Terror eines Dutzend Berliner Narren bei der Abstimmung über die Vorverlegung der deutschen Nationalwahlen in die Erscheinung getreten. Eine überwältigende Majorität des souveränen, freien, selbstherrlichen Volkes will in Ruhe und Ordnung möglichst frühzeitig eine verfassunggebende Versammlung, eine Minderheit von Besitzern von Maschinengewehren und Handgranaten erdreistet sich . . ., mit Gewalt ihre hirnrissigen Ideen der Mehrheit aufzuzwingen. Von kahlköpfigen Theaterdemagogen, die sich durch Phrasen in hysterische Veitstänze versetzen, von Idioten und Verbrechern verführt, treibt ein verschwindender Bruchteil der Soldaten in Berlin durch seine Taten Propaganda für den Einmarsch der Entente nach Deutschland. Redereien aus der Schwatzstube bürgerlicher Bierbankpolitiker bilden die geistige Kost dieser Verräter an der deutschen Arbeiterklasse. Ja wahrhaftig, es gilt nur das eine Wort: Verräter an der deutschen Arbeiterklasse. So verblödet können die Herren, die die revolutionäre Überzeugung nach Tagesdiäten bewerten, doch nicht sein, daß sie nicht ganz genau wissen: ein Sturz der heutigen Regierung bedeutet Auflösung, Zerfall, Chaos, bedeutet den Sturz der Arbeiterklasse in das Elend der Vernichtung. Die Herren Spartakiden, die — zum größten Teil vom Ausland importiert — heute die deutschen Bergarbeiter zum Streik und zur Zerstörung der deutschen Bergwerke auffordern, werden sich kaum einbilden, daß die ‚vogelfreien' Werksdirektoren aus der Zerstörung und dem Nichts genügend Kohlen für das Volk herbeifronden können. Und so weit wird die Einbildung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs denn doch wohl nicht gehen, daß sie meinen, wir in Bayern und im deutschen Süden würden uns von ihnen, ausgerechnet von ihnen, die Gesetze der Vernunft und des politischen Handelns vor-

schreiben lassen, wenn sie auf den Stühlen der absoluten Tribunen in der Wilhelmstraße sitzen.

Bald haben wir nun den täglichen Blödsinn der Berliner Tollhäusler satt. Wir wollen ein einiges deutsches Vaterland und Reich. Aber von Berliner Straßenrednern lassen wir uns nicht regieren. Unsere demokratische Bildung ist in der freieren Luft des deutschen Südens etwas gefestigter, als das republikanische Parvenutum der Berliner Gosse...

Ceterum censeo: Berlin muß isoliert werden, bis die Tollhäusler sich gegenseitig aufgefressen haben. Und über diesen Zeitpunkt hinaus hat es für immer aufzuhören, sich anmaßend deutsche Reichshauptstadt zu nennen... Im Interesse des kulturellen und gesicherten Gedeihens unseres Volkes haben wir Recht und Pflicht zur Stadt des Reiches einen Ort zu wählen, der dem deutschen Wesen und Nationalcharakter entspricht. Der terroristischen Zügellosigkeit einer marktschreierischen Berliner Minorität werden wir uns selbstverständlich beim Zusammentritt der Nationalversammlung in einer deutschen Stadt entziehen."

Wohin man hört, überall die selbe einmütige Einstellung, die selbe einmütige Empörung, ja bebende Wort gegen Berlin, gegen den „Berliner Geist". „Wo und wann immer während des letzten Krieges", äußert sich der volkswirtschaftliche Schriftsteller Arthur Dix in einer Armeezeitung, „von dem Versagen der Heimatfront die Rede war, da meinte man in weitaus erster Linie, wo nicht allein, den Geist von Groß-Berlin. Nirgends schossen Kriegsgewinnler und Schieber so üppig ins Kraut wie hier, nirgends war schalste Genußsucht in dem Grade entwickelt wie hier, nirgends hat man den Krieg weniger ernst empfunden wie hier. Wer während des Krieges lange Zeit draußen geweilt, den überfiel immer wieder ein moralischer Schüttelfrost, wenn er sich das Berliner Getriebe vergegenwärtigte. Keine Stadt Deutschlands war politisch so unreif wie die, die sich rühmen konnte, des Deutschen Reiches Hauptstadt zu sein.

Jetzt ist es mit dieser Herrlichkeit zu Ende. Es erscheint nahezu ausgeschlossen, daß die deutschen Stämme draußen sich betören lassen könnten, die Nationalversammlung in Berlin zusammentreten zu lassen. Fraglich genug ist es, ob es überhaupt noch zu dieser Nationalversammlung kommen wird, da Berlin es bereits dahin gebracht hat, daß an allen Ecken und Enden des Reiches Sonderrepubliken sich auftun wollen ... Der Berliner Geist hat unendlich viel dazu getan, daß Preußen-Deutschland im Ausland so unbeliebt war; und es ist wahrlich nicht erstaunlich, daß in dem Augenblick, in dem Berlin aufhörte, als Kaiserstadt die Reichseinheit zu symbolisieren, der knorrige Niedersachse, der fröhliche Rheinländer, der gemütliche Süddeutsche anfingen, sich von dem schnoddrigen Parvenu abzuwenden.

Man scheint in Berlin noch nicht begriffen zu haben, wie ernst diesmal der Ruf: ‚Los von Berlin!' aufzufassen ist; sobald aber Berlin seiner Bolschewisten nicht Herr wird, braucht es sich gar nicht zu wundern, wenn das übrige Deutschland es der dadurch bedingten Hungersnot ohne weiteres überläßt und in seinen einzelnen Bestandteilen seine eigenen Wege geht ... Jetzt kommt die Stunde, da sein ganzer Größenwahn zusammenklappt, und es darf sich über

den kommenden Abstieg zu einer beliebigen öden Industriestadt neben so vielen anderen nicht beklagen."

Überaus lehrreich ist eine Aussprache des Stuttgarters Johannes Fischer in der „Deutschen Politik": „Das stellvertretende Generalkommando bei uns in Stuttgart war viel peinlicher in der Anwendung der Aushebungsbestimmungen, als die preußischen entsprechenden Stellen. Man wurde bei letzteren viel leichter garnisonverwendungsfähig als bei uns, und so kam es, daß in den großen Industriewerken in Friedrichshafen, bei Daimler und Bosch große Massen norddeutscher Arbeiter zugeteilt wurden, während unsere eigenen Leute, weil sie k. v. gesetzt wurden, im Felde standen. Ähnlich war es auch mit der Anwendung und Durchführung der vielerlei Ernährungs-, Ablieferungs-, Rationierungsvorschriften. Das Volk war bei uns durchweg mehr mit Staatsgesinnung erfüllt, auch in der Verwaltung, darum nahm man all die Dinge — weil Volk und Staat viel mehr als Einheit gedacht und empfunden wurde — strenger. Niemand hätte darin bei uns etwas Unrechtes gesehen, wenn es durch das ganze Reich gleich geschehen wäre, aber so — bei den großen Unterschieden — verbitterte es und dies um so mehr, als Berlin dann noch so sehr der Mittelpunkt all der kriegswirtschaftlichen Zentralisation wurde, die sich im Laufe der Jahre herausbildete.

Als nun die Revolution einsetzte, die sich rasch vom Norden auch nach Süden ausbreitete, und die in unsere Verhältnisse mit einem, dem Süddeutschen vielfach fremden Geist eingriff, da rief das schon starke Verstimmungen hervor. Fast nirgends sind es bei uns bodenständige Elemente, die die Träger der Umwälzung sind. Was aber vor allem die Leidenschaften aufpeitschte, das war die Art, wie die neue Regierung, die sich ‚Volksbeauftragte' nennen, in Wirklichkeit aber nur Berliner Arbeiterbeauftragte sind, den Reichstag kaltstellten, den ganzen Reichsaufbau ignorierten und uns kurzerhand in den deutschen Einheitsstaat hinein verwursteln wollten. Und schließlich die absolute Unfähigkeit, gegenüber den wilden Umtrieben der Spartakusleute Ordnung und die Vorbedingung für einen möglichst raschen Frieden zu schaffen. Wir büßen wahrhaftig schon genug von der Starrköpfigkeit und Unfähigkeit der alten, in Berlin dominierenden Mächte, und es gehört sehr viel Reichstreue und zuverlässige deutsche Gesinnung dazu, wenn wir ehrlich und voll guten Willens bereit waren, gemeinsam dieses bittere Erbe anzutreten. Wenn aber die neuen Berliner Kräfte uns mit dem Rest an Lebensmöglichkeiten, der uns noch blieb, nun vollends ganz in ein hoffnungsloses Verderben hineinführen, dann müssen sie es sich selbst zuschreiben, wenn wir an Berlin und seinen Einfluß verzweifeln und so lange andere Wege einschlagen, bis dort die Vernunft und das Verantwortlichkeitsgefühl, daß solche bevorzugte Machtstellung, wie sie Berlin hat und sich anmaßt, wieder zur Geltung kommt. Wir halten Berlin die Treue, solange es irgend geht und noch einen Sinn hat. Aber wenn die Regierung lieber das deutsche Volk in den Abgrund stürzen will, als gegen Liebknecht und Genossen ihre Pflicht zu tun, so kann von uns niemand verlangen, daß wir da noch mittun."

Das ist eine sehr maßvolle und sehr loyale Sprache, die bestätigt, daß die

Schwaben nicht nur das „Furchtlos", sondern auch das „Treu" nicht zu Unrecht in ihrem Wappenschilde führen. Nicht alle deutschen Stämme haben diese ausharrende Geduld. Im Rheinlande ist man, das scheint nun leider nicht mehr zweifelhaft, zu einer Abtrennung entschlossen. Der Berichterstatter W. Scheuermann hatte Gelegenheit, mit führenden Männern der verschiedensten rheinischen Wirtschafts- und politischen Kreise zu sprechen, die ausnahmslos der Überzeugung waren, daß sich die Gestaltung einer von Preußen abgetrennten rheinisch-westfälischen Republik nicht vermeiden und nicht aufhalten lassen wird. Die allgemeine Volksstimmung sei für solch eine Abtrennung und Selbständigmachung. „Als der Gedanke das erstemal in jener Zentrumsversammlung vom 4. Dezember 1918, über die uns nach den Angaben der Teilnehmer der offizielle Drahtbericht ein ganz schiefes Bild übermittelt hat, vor sechstausend Männern aller Stände ausgesprochen wurde, antworteten minutenlange Jubelausbrüche und begeisterte Rufe: ‚Los von Berlin!' Die Entente, die sich den Kuckuck um die Vertragsbedingungen des Waffenstillstandes schert, läßt immer klarer erkennen, daß sie planmäßig auf die Schaffung eines neutralen Pufferstaates längs des Rheines hinarbeitet, von dem sich nur noch nicht vermuten läßt, ob er eine französische Schutzherrschaft oder ein englisches Dominium werden soll, oder ob und wie sich die beiden Verbündeten in den durch den Waffenstillstand ihnen unverhofft zugefallenen Raub teilen wollen. Was sie aber auch unternehmen werden, die rheinische Volksstimmung kommt der Entente zu Hilfe, solange sie einen festen Zaun gegen das rechtsrheinische, das „bolschewistische" Deutschland aufzurichten vermag. Die sogenannte deutsche Regierung aber könnte, selbst wenn ihre Kräfte durch den Stiefbruderzank zwischen Roten, Röteren und Rötesten nicht völlig gebunden wären, dem Rheinlande nicht helfen. Denn sie hat — gegen in Köln allein sechzigtausend wohldisziplinierte englische Soldaten — nichts zur Hand, als ohnmächtige papierne Proteste, und selbst die vergißt sie oft rechtzeitig abzugeben. Gegen alle die Völkerrechtswidrigkeiten, welche von den feindlichen Besatzungstruppen täglich in den rheinischen Städten begangen werden, hat sich die Berliner Regierung kaum zu einem lahmen Worte der Abwehr ermannt, und die gegen allen Sinn und Wortlaut des Waffenstillstandsvertrages verstoßende Abspaltung des Rheinlandes vom übrigen Deutschland hat ‚Berlin' wie eine Selbstverständlichkeit hingenommen.

‚Berlin hat uns vergessen, wir müssen selbst für uns handeln' — so sprechen sie auf allen Straßen von Köln, von Bonn, von Koblenz und Trier, überall. Oder sie sagen gar: ‚Berlin kann uns nicht helfen, sondern uns nur mit in den eigenen Sumpf reißen.' Diese Stimmung gegen Berlin ist elementar und fanatisch. Man kann sich von hier aus schwerlich ein Bild machen, wie furchtbar die Berichte über die Vorgänge in Berlin auf die Ruhigen und Verständigen draußen wirken. Man schämt sich in tiefer Seele, wenn man erfährt, daß die Kölner die Nachrichten über die blutigen Matrosenkrawalle am Heiligen Abend trotz allem, dessen sie ‚die Berliner' nachgerade für fähig hielten, zuerst für Fälschungen der Ententezensur gehalten haben, bis ihnen Augenzeugen die Richtigkeit bestätigen mußten. Nun wirkt alles, was aus ‚Berlin' kommt, fördernd auf die

separatistische Stimmung und fördert damit leider auch die Zertrümmerungspläne der Entente. ‚Ihr in Berlin'! ist eine Kampfansage, die jedem grimmig-feindselig entgegenflattert, der verlauten läßt, daß er aus Berlin kommt. ‚Ihr in Berlin, wo Spartakus den braven Soldaten die Waffen wegnimmt und sie dem Auswurf in die Hand drückt!' — ‚Ihr in Berlin, die ihr einen Parteibudiker, der seinen Namen nicht ordentlich schreiben kann, zum Minister und Herrn über Universitätsrofessoren und Erzbischöfe gemacht habt.' ‚Ihr in Berlin macht nichts als Unsinn, wir in unserer rheinischen Republik werden vernünftig bleiben und uns vernünftig einrichten.'

So liegt der Plan der zukünftigen Sonderrepublik als etwas Selbstverständliches in jeder politischen Unterhaltung. Man beschäftigt sich mit ihr wie mit einer neugemieteten Wohnung, die man nächstens zum richtigen Kalendertermin beziehen wird und mit deren Räumen man sich schon so vertraut gemacht hat, daß man in Gedanken bereits die Möbel stellt."

Weiter und weiter hinaus erweist sich die Zentrale des Deutschen Reiches als Zentrale der Reichszersetzung. Um die Jahreswende erklärte der Minister Ernst, daß noch „vor vierzehn Tagen" die Provinz Posen mit Truppen hätte geschützt werden können. Jetzt sei es nicht mehr möglich, auch nur eine Division zu ihrem Schutze aufzubringen, die deutsche Bevölkerung möge sich selbst ihrer Haut wehren! Wie aber lagen die Dinge in Wirklichkeit? Darüber gibt eine Zuschrift von unterrichteter Seite an den „Berliner Lokal-Anzeiger" nähere Auskünfte:

Seit Mitte November hat das A. O. K. Heimatschutz dauernd daran gearbeitet, einen Grenzschutz an der Posenschen Grenze und innerhalb des Regierungsbezirks Posen aufzustellen, aber seine Tätigkeit ist durch das Mißtrauen der Regierung, der A.- und S.-Räte und des Vollzugsrates behindert worden. Obwohl durch die Maßnahmen der A.- und S.-Räte die ehemalige deutsche Armee planmäßig vernichtet worden ist, ist es dem A. O. K. gelungen, in sämtlichen Provinzen einen ausreichenden Grenzschutz zu schaffen, nur in der Provinz Posen nicht, weil die Regierung von Anfang an erklärt hatte, sie könne es nicht zulassen, daß deutsche Truppen in den Regierungsbezirk Posen hineinkämen, da das die polnische Seele erregen würde. Die dauernden Notrufe aus der Provinz heraus sind ungehört geblieben. Um den 10. Dezember herum hat das A. O. K. mehrere Divisionen zur Verfügung gehabt, um den Grenzschutz wirksam durchzuführen. Um diese Zeit ist aber eine polnische Abordnung in Berlin eingetroffen unter Führung des Abgeordneten v. Trampczynski, und diese hat bei der Regierung erreicht, daß befohlen wurde, nur bodenständige Truppen dürften nach Posen hinein. Infolgedessen hat das A. O. K. auf die Entsendung seiner Divisionen verzichten müssen; die hingeschickten bodenständigen Formationen kämpfen jetzt zum Teil auf polnischer Seite! Herr Ernst hatte also recht, daß vor vierzehn Tagen noch vieles zu bessern gewesen wäre, wenn nicht die damals zur Verfügung stehenden Truppen abgelehnt worden wären. Rechtzeitige Entsendung hätte niemals so viele Opfer gekostet wie durch die neuesten Vorgänge in Posen gefordert worden sind.

Auf der Tagung der A.- und S.-Räte in Berlin war erklärt worden, daß der Grenzschutz unnötig teuer sei, weil beim Regiment „Augusta" 40 Offiziere und nur 200 Mann den Grenzschutz ausübten. Auch darüber wird im „Lokalanzeiger" Auskunft gegeben:

Die 2. Garde-Division wurde, als die polnische Gefahr und die Gefahr von Bandenplünderungen usw. in Schlesien akut wurde, vom Westen nach Schlesien geworfen. Bei der Bahnfahrt dorthin wurden die Mannschaften durch ‚Aufklärer' der A.- und S.-Räte zum Aussteigen veranlaßt und gingen zum größten Teil auf Grund von Urlaubsscheinen, die die A.- und S.-Räte ihnen ausgestellt hatten, nach Hause oder in ihre Kasernen. Einzelne Transporte, so Regiment „Augusta" und 2. Garde-Feldartillerie-Regiment, wurden später durch die Soldatenräte nach Berlin abgedreht. Auf Zureden ihrer Offiziere ging ein Teil der Truppen nach Schlesien; von der ganzen Division trafen dort schließlich noch 1200 Mann ein. So erklärt es sich, daß z. B. bei dem Regiment „Augusta" wohl 40 Offiziere pflichtgemäß dem Befehl, nach Schlesien zu gehen, folgten, aber nur 200 Mann in Schlesien eintrafen. In den Berliner Regimentern „Franz", „Alexander" und „Augusta" befinden sich bei den Ersatztruppenteilen je über 500 Mann, die wohl das tägliche Gehalt von 5 Mark, freie Verpflegung, Kleidung und Unterbringung genießen, sich aber weigern, irgend welchen Dienst zu tun, oder gar zum Grenzschutz Ost auszurücken. Sie beteiligen sich zum Teil an den Demonstrationsumzügen von Spartakus und empfangen dafür eine wesentliche Zubuße zum Gehalt. Frage: Was ist unzweckmäßig und unnütz teuer: die 40 Offiziere, die ihre Pflicht tun im Grenzschutz Ost, oder die 9000 nichtstuenden Soldaten in Berlin?

Selbst die „Frankfurter Zeitung" vom 3. Januar hielt diese Anklagen für „so schwer, daß die Beschuldigten um eine Rechtfertigung vor dem deutschen Volke nicht herumkommen werden". Von „Rechtfertigung" ist nichts zu hören gewesen, aber weitere schwere Anklagen sind erfolgt. So die eines Augenzeugen in der „Tägl. Rundschau":

„Der Deutsche fühlt sich verraten und verkauft. Wer steht denn hinter ihm? Etwa die jetzige Regierung? Was tat sie denn bisher für uns Deutsche hier in der Provinz Posen? Die sich zahlreich meldenden Freiwilligen zum Grenzschutz wurden nach Hause geschickt. Bei meinem Truppenteil hatten sich bereits im Felde sämtliche Offiziere und über $^1/_3$ der Mannschaften dem Grenzschutz zur Verfügung gestellt. Wir konnten aber abziehen. Soweit mir bekannt ist, war der Grund hierfür die Drohung der Polen, die Lebensmittelzufuhr nach Berlin abzuschneiden. Liefern die Polen jetzt etwa mehr? Schon seit langem bereiteten sie die jetzigen Ereignisse vor. Bei der Demobilmachung strömten die Polen auffallend zahlreich aus Westfalen, wo sie sonst ansässig waren, nach hier. Die Posener Volkswehr bestand zum größten Teil aus Polen. So schufen sie sich die Grundpfeiler für ihr jetziges Heer, bestehend aus Soldaten im gestohlenen preußischen Rock mit dem weißen Adler an der Mütze. Jetzt, nachdem sie unsere Waffendepots ausgeplündert und selbst Knaben bewaffnet haben, ziehen sie in Stadt und Land ihre Volksgenossen zum Heeresdienst

ein. In Schroda wurde das Denkmal Wilhelms I. umgerissen und unter dem Johlen der Menge von einem davorgespannten Ochsen durch den Straßenkot gezogen. Zum Schluß wurde das Denkmal mit einem Hammer bearbeitet und bespien! — In der Stadt Posen zogen sich die wenigen deutschen Soldaten der Garnison in ihre Kasernen zurück und verteidigten sich hier tagelang, rückten dann größtenteils mit ihren Waffen ab. Die Polen treten hier das Recht der Selbstbestimmung mit Füßen und denken gar nicht daran, die Entscheidung der Friedenskonferenz abzuwarten. Demgegenüber erklärt der Minister Ernst, die Deutschen hier sollten sich allein helfen! Kann es dann noch einen Deutschfühlenden geben, der einer solchen Regierung sein Vertrauen schenkt?"

Die Polen sind heute die Herren der Provinz Posen, aber damit sind ihre Träume — und warum sollten es bei der gegenwärtigen Reichszersetzung Träume bleiben? — noch lange nicht erfüllt. Von Danzig bis zur äußersten Grenze Oberschlesiens — ist die Losung. An der schlesischen Grenze von Glatz bis Troppau aber stehen die Tschechen — von Triest bis Danzig droht eine Union für sich selbständiger, aber militärisch und wirtschaftlich eng verbundener Slawenstaaten. Die Polen in Preußen, die Tschechen in Österreich haben von ihren deutschen Lehrmeistern mehr gelernt, als diesen gedeihlich ist. Und Rußland wird dann auch nicht zurückbleiben. Es wird bei seiner Fruchtbarkeit an Menschen und Naturschätzen, und bei seinem Nationalbewußtsein den Krieg und den Bolschewismus viel früher und schmerzloser überwunden haben, als Deutschland auch nur seinen Bolschewismus. Die verbündeten angelsächsischen Mächte hätten es dann allerdings erreicht, ihre deutsche und deutschösterreichische Schutzwehr gegen kommende vereinigte slawische Staaten von Osteuropa niederzutreten. Ja, ihre Schutzwehr, — nicht etwa, weil wir mit Willen eine solche waren, sondern weil wir nicht anders konnten, wenn wir uns selbst gegen die slawische Überflutung erhalten wollten. Dagegen hatten wir mit den Vereinigten Staaten von Amerika keine Reibungsflächen, mit England nur solche der Flottenverstärkung. Diese hätten vor dem Kriege ausgeschaltet werden können, nach dem Kriege sind sie — Loreley — ein Märchen aus alten Zeiten. Dank „unsern blauen Jungens", denen zumal, die nie „so blau" waren, an den Engländer ranzugehen.

Und der Bolschewismus ist auf dem Marsch. Nach dem Westen, nach Ostpreußen, nach — Berlin! Wer wird ihn aufhalten, nachdem Riga gefallen ist und die bolschewistische Rote Armee wohl heute schon Kurland durchstoßen hat? Die Welt hat jetzt so viel Wichtiges zu tun, da hatte man dann wenig Zeit, sich um das Grenzland im Nordosten zu bekümmern. Es war ja sowieso das aufgegebene Land.

Die deutsche Besatzungstruppe war an sich vollauf genügend, die Sowjetscharen in Schach zu halten. Aber diese Truppe begann zu zerbröckeln. Das Heimkehrfieber ergriff auch die 8. Armee, die zwischen Libau und Narva stand, und diese Seuche hat alles zerrüttet, hat dem Reiche Millionenwerte gekostet, hat ein blühendes Land dem Verderben preisgegeben, hat den neuen Hunneneinfall nach Westeuropa bis über die Düna vorbrechen lassen: in zwei bis drei Wochen

kann er, so urteilt ein aus Riga eingetroffener Deutschbalte („Stimmen a. d. Osten" vom 9. Januar), — über die Grenze Ostpreußens fluten.

Nur zögernd und dem eigenen Mut mißtrauend gingen die Bolschewiken zu Anfang vor. Noch steckte ihnen die Erinnerung an den Jahresanfang von 1918 in den Gliedern, als der deutsche Vormarsch das Land in 14 Tagen bis zum finnischen Meerbusen von ihnen säuberte. Aber siehe da, es waren andere Zeiten angebrochen. Pleskau wurde genommen, Narva fiel, und die Deutschen gingen zurück.

Über die Sowjettruppen wurde das Widersprechendste berichtet. Bald sollte es eine wohlausgebildete, drakonisch disziplinierte Armee von mehreren hunderttausend Mann sein, bald sprach man von lauter Banden und Gesindel, die militärisch nicht ernstlich in Frage kämen. Beides war unrichtig. Heute wissen wir: es gibt eine militärisch schlagfertige Rote Armee von einem Gefechtswert, den man noch im Sommer dieses Jahres als mittelmäßig bezeichnet hätte, der freilich heute, im Stadium allgemeinen Zerfalls, erheblich höher beurteilt werden muß. Diese Armee ist gut ausgerüstet und bewaffnet, ausreichend verpflegt und wird von Offizieren geführt. Soldatenräte und dergleichen gibt es in ihr nicht. Die Disziplin ist straff. Die Todesstrafe wird öfters verhängt. Dies ist die Rote Armee. Ihre Zahl läßt sich für den gesamten Schauplatz des Baltikums auf höchstens 20000 Mann veranschlagen. Auf Riga rückten zwischen Weihnachten und Neujahr nicht mehr als 4000 Mann von Norden und 1000 bis 2000 Mann von Osten an. Was sich sonst im Namen der Bolschewisten regt, sind in der Tat nichts als Banden, meist von geringer Zahl.

So steht es also mit der Sowjettruppe, und dennoch hat sie Riga genommen. Es konnte wider Erwarten geschehen, weil von drei Faktoren, die sich ihr entgegenstellten, alle drei sich von unerhörter Ohnmacht oder Tatenunlust erwiesen. Ohnmächtig waren vor allem die estnische und lettische Regierung, letztere im besonderen. Eine eigene bewaffnete Macht besaßen die Letten so gut wie gar nicht. Von den dreieinhalb Kompagnien, die sie eiligst formiert hatte, mußte eine auf Bitten der Regierung durch Deutschbalten entwaffnet werden. Ohnmächtig in einer Weise, an die zu denken einen mit Scham erfüllt, war auch die deutsche Besatzungstruppe. Nie ist ein Weihnachtsfest verhängnisvoller gewesen. Zum Fest wollte eben alles zu Hause sein. Und so haben sie eben Waffen und Heeresgut, Mut und Ehre von sich geworfen und sind nach Hause gestürzt. Ganz gleich, ob der Bolschewiki hohnlachend deutsches Reichseigentum vom Wege auflas, ganz gleich, ob sich ganze Verbände deutscher Truppen durch Rotgardisten entwaffnen, ausplündern und zum Lande hinausjagen ließen.

Die sogenannte Eiserne Division sollte helfen. Die Eiserne Division war aber kaum jemals auch nur eine Brigade, geschweige eine Division. Eisern war allenfalls die Geduld, die Ausdauer, die Mühe einiger Führer und jener tapferen Kompagnien, die seit Narwa in ununterbrochener Gefechtsfühlung mit dem Feinde Schritt für Schritt den Rückmarsch gedeckt haben. Aber die deutsche Heimat hat diese Braven nicht gestützt. Geschlossene Formationen, die allein hätten helfen können, wurden ein dutzendmal versprochen und blieben allemal

aus. Was die Führer zwischen Weihnachten und Neujahr um Riga herum an deutschen Truppen zur Verfügung hatten, war kaum mehr als ein Bataillon, zum Teil in völlig abgekämpftem Zustande.

In diesem Zeitpunkte erschien ein neuer, der dritte Faktor am Horizont: der Engländer. Ein englisches Geschwader ankerte auf der Reede von Riga, drei leichte Kreuzer legten am Dünakai an, sozusagen inmitten der Stadt. Ein Aufatmen ging durch die Bevölkerung: „England hat die Sache in die Hand genommen." — Jawohl, England! Als sich der Gefechtslärm von Norden her auf etwa 10 Kilometer der Stadt genähert hatte, machten die englischen Kreuzer Dampf auf und verließen dünaabwärts die unglückliche Stadt. Sie war ganz verlassen. Nur ihre treuesten Söhne kämpften noch für sie. In dieser Schicksalsstunde, schwarz wie die Nacht, hat sich noch einmal das deutsche Baltentum bewährt. War es sein Untergang, so ist er nicht ruhmlos, nicht ohne Ehren gewesen. Die deutschen Balten hatten auf Grund einer Vereinbarung zwischen der Lettländischen Republik und dem Generalbevollmächtigten des Deutschen Reiches eigene nationale Kompagnien gebildet. Zusammen mit dem brauchbaren Teil der Eisernen Brigade hat diese „Baltische Landeswehr" gegen eine an Zahl und Bewaffnung dreifach stärkere Übermacht Riga verteidigt. Zumal die Baltische Stoßtruppe, bestehend aus ehemaligen baltischen Kriegsfreiwilligen der deutschen Armee, hat „mit dem Geist von 1914" gekämpft. Aber der Feinde waren zu viele. Hilfe blieb aus. Die Last, die auf so wenige gelegt war, wurde übergroß. Nach einem letzten Verzweiflungskampf, den die Landeswehr am Seeeingang nördlich Rigas ausfocht, ist die stolze Stadt an der Düna in die Hände der Bolschewiken gefallen. Ihrem Einzuge hatte zuvor schon eine Brandfackel geleuchtet: die „inneren" Bolschewiken hatten geeilt, das deutsche Theater niederzubrennen.

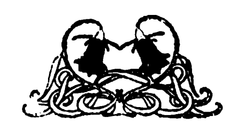
So ging Livland, so ging Riga verloren. Eine Streitmacht von 6000 Mann hat Riga erobert. „Vor diesen 6000 Mann", bucht die „Deutsche Politik", „hat die gesamte ehemalige 8. Armee das Weite gesucht. Das Heeresgut, das zurückgeblieben ist, ist unübersehbar. Aber was schlimmer ist: alle Achtung vor den deutschen Soldaten ist verloren gegangen. Die als Herren ins Land kamen, sind wie Diebe weggelaufen!

Das Ganze ist eine Tragikomödie, geschrieben aus Blut und Tränen... Man glaube aber nur nicht, es würde damit sein Bewenden haben. Wenn es so weitergeht, steht der Bolschewik an der Schwelle Ostpreußens. Meint man, er würde diese Grenze achten? Meint man, der Erfolg, der ihn so rasch vom Finnischen Meerbusen bis in die Nähe von Memel, Tilsit und Königsberg führte, werde ihn nicht weitertreiben? Ist Kurland dahin, so geht der Vormarsch auf Ostpreußen und nach Deutschland hinein.

Während diese Zeilen geschrieben werden, ist man dabei, die deutsche Reichshauptstadt, „das große Tollhaus an der Spree", von den Spartakushorden zu „säubern". Ehre und Dank den tapferen treuen Männern, die diese sie ekelnde Arbeit auf sich genommen haben, aber sie selbst glauben nicht, daß sie mit den bisherigen Erfolgen schon verrichtet sei. Zu lange hat die Regierung der Ebert-Scheidemann mit verschränkten Armen zugeschaut, wie sich die wüsten Gesellen

nicht nur der Straße, sondern auch der Waffen und Häuser bemächtigten, große Teile der Arbeiterschaft und des Militärs durch ebenso skrupellose wie ungehinderte „Aufklärung“ zu sich herüberzogen, selbst vor kurzem noch regierungstreue, ja zum freiwilligen Eingreifen sich anbietende Truppen verseuchten oder doch wankend machten. So wird Berlin bis zu einer radikalen Abkehr von dem mit der Revolution übernommenen „System“ der Arbeiter- und Soldatenräte, der Aufhebung der Kommandogewalt, überhaupt aller Autorität und Staatsgewalt die Hochburg des „politisch“ gefirnißten Verbrechertums, die Zentrale käuflichen Landesverrats und der Reichszersetzung bleiben. Liebknecht und Rosa Luxemburg sind zwar von ihrem Schicksal ereilt worden, ihre Anhänger werden den Kampf leichten Kaufes nicht aufgeben. Immer noch üben sie sich in Berlin in nächtlichen Schießereien, und an vielen Orten des Reiches herrschen sie noch unumschränkt. Erwarten sie doch die versprochene Hilfe ihrer russischen Bolschewikenbrüder, der Roten Armee. Inzwischen wird ihnen mit dem russischen Gelde die Zeit nicht lang und die Arbeit nicht schwer.

Mit weißer Salbe ist diese Seuche nicht zu bekämpfen, mit dem scharfen Messer des Chirurgen muß die Pestbeule aus unserem Volkskörper herausgeschnitten und die Wunde dann noch auf das gründlichste desinfiziert werden. Nur eine Regierung, die den Mut und den Willen hat, nicht nur nach der Macht zu rufen, sondern die Macht auch mit eiserner Faust zu gebrauchen, kann und wird dann aber auch der Seuche Herr werden. Ihr gefährlichster, ihr Hauptherd ist und bleibt aber bis auf weiteres „das große Tollhaus an der Spree“. Von dort hat sie ihren Ausgang genommen, hat sie die Kieler Matrosen, das Heimatheer, die Etappen zerfressen, ist sie selbst bis zu den äußersten Besatzungen im russischen Osten vorgedrungen und hat so die allgemeine Auflösung, Waffen- und Wehrlosigkeit herbeigeführt. Freilich ist sie von Hause aus kein deutsches Gewächs, sondern russisch-jüdischer Import. Um so schlimmer, um so beschämender!



Auf der Warte

Auf falscher Fährte

Mit der Ergebenheit des Widders Bellyn, der sich, wie's scheint, vorzüglich zum Wappentier der „Deutschen Republik" eignet, hat sich fast die gesamte deutsche Tagespresse wieder einmal von der Ententepresse und -diplomatie den Standpunkt in der Erörterung der „Schuldfrage" anweisen lassen. Kaum eine Zeitung schleudert den Unverschämtheiten der „Haltet den Dieb!" kreischenden Spitzbuben an der Themse und der Seine das Wort etwa von Erich Marks aus dem Anfang des Krieges entgegen: „Im großen gesehen ist er die Entladung einer Todfeindschaft, die unser Dasein verneint." Wohl oder übel muß man es da schon als eine Äußerung nationalen Empfindens begrüßen, wenn Otto Ernst in einer der heute bei uns üblichen Anrufungen Wilsons verlangt, daß ein neutrales Gericht das Karnickel feststellen soll, das angefangen hat. Dieser Mangel an Selbständigkeit kleidet die Herausgeber der meisten großen Zeitungen um so seltsamer, als sie im Jahre 1902 mit unverhohlenem Neid feststellten, wie verschieden man doch „höheren Ortes" die fremde und die eigene Presse einschätze. Damals hatte Prinz Heinrich die Herausgeber der großen amerikanischen Zeitungen mit kommandierenden Generalen verglichen. So würden sie hierzulande, bemerkten unsere Herausgeber, nicht eingeschätzt. Nun, von einem kommandierenden General verlangt man Selbständigkeit des Denkens und Handelns. Wo ist denn die hier in der Erörterung der Schuldfrage? Dem frechen Posieren der Dirnen an Themse und Seine als züchtige Jungfräulein, deren Kränzlein von dem gewalttätigen Herrn an der Spree bedroht gewesen sei, mußte und konnte durch Aufstellung eines langen Sündenregisters entgegengetreten werden. Und die Forderung, unsere führenden Männer einem englisch-französischen Gericht auszuliefern, mußte als Rückfall in längst entschwundene Zeiten dünkelhafter Barbarei gekennzeichnet werden. Im Jahre 427 ließen die siegreichen Spartaner den besiegten Platäern von einem spartanischen Kriegsgericht die Frage vorlegen, welche Dienste sie seit Beginn des Krieges den Spartanern geleistet hätten. Erst jetzt nach mehr als 2000 Jahren soll eine solche Verhöhnung des Rechts wiederholt werden von Nationen, die sich als Hüter der Zivilisation aufspielen. Und auch die Jagd auf Kaiser Wilhelm II. hat einen Vorgang nur in der Jagd des hysterischen Roms auf Hannibal. Soviel über die Verteidigung, wie sie hätte sein müssen. Männliches Selbstbewußtsein aber wäre weiter gegangen. Ein solches hätte sofort eine andere Schuldfrage aufgeworfen, hätte gefragt nach denen, die schuld sind an unserm Zusammenbruch. Das ist eine sehr bunt zusammengesetzte Schar. Nicht wahr, Herr v. Bethmann Hollweg? Und viele von den für diesen Zusammenbruch Verantwortlichen brauchen nicht erst rot zu werden, wenn diese Frage aufgeworfen wird. Uns Deutsche aber interessiert gerade diese Schuldfrage sehr viel mehr als jene andere. Denn ihre gründliche Erledigung allein kann uns wieder gesund und kräftig machen. H. H.

*

Herrn Rathenaus Prophetenblick

Herr Rathenau hat sich wieder einmal „interviewen" lassen: Nachdem er, so wird der „Köln. Ztg." geschrieben, einem englischen Berichterstatter gegenüber ausgeführt hat, daß Deutschland für Generationen ruiniert sei, hat er sich das Verdienst zugeschrieben, Ludendorff schon im Juli 1917 gewarnt zu haben. Er müsse Paris, London

und Newyork einnehmen, um den Krieg zu gewinnen. Daran anknüpfend erklärt Herr Rathenau mit Emphase, die einzige Schuld unseres Volkes sei, daß es glaubte, was man ihm sagte. Es ist nicht uninteressant, daran zu erinnern, was derselbe Herr Rathenau ein Jahr nach dieser Warnung Ludendorffs, nämlich im Juli 1918, in der „Frankfurter Zeitung" ausgeführt hat. (Frankfurter Zeitung, 5. Juli 1918, Nr. 184, Erstes Morgenblatt.) In einem „Sicherungen" überschriebenen Artikel heißt es:

„Frankreich steht vor der Gefahr, mit samt seinen Häfen und seiner Hauptstadt in unsere Hände zu fallen. Es ist müßig zu erörtern, ob das Land in solchem Falle es vorzieht, mit einer Exilregierung in San Sebastian oder in Portsmouth sich eine Okkupationsverwaltung nach belgischem Muster gefallen zu lassen, oder eine provisorische Regierung beauftragt, den deutschen Frieden zu unterzeichnen. Wichtiger ist das Verhalten unserer Seefeinde. Es ist hart für England, sich und der Welt einzugestehen, daß der Landkrieg verloren und Deutschland militärisch unbesiegbar ist. Eine tiefe Verzweiflung wird sich über Britannien senken; wo nicht Lloyd George, so wird die ungerechtfertigte Vertretung des französischen Anspruchs ihr zum Opfer fallen."

Das sagt derselbe Herr Rathenau, der sich nun der deutschen Öffentlichkeit gegenüber als den Mann aufspielen will, der alles vorhergesagt und vergeblich gewarnt habe. Wenn man das deutsche Volk vor allzu großer Leichtgläubigkeit gegenüber gewissen Leuten warnen soll, so kommt Herr Rathenau in erster Linie in Frage. Seine verschiedenen Schriften, die auf weitgehende Sozialisierung herauskommen, haben ein ähnliches Unheil angerichtet wie das Werk Naumanns' über Mitteleuropa. Daher wird Herr Rathenau auch mit Vorliebe von der Sozialdemokratie angezogen, wenn es gilt, für die Sozialisierungsbestrebungen bürgerliche Eideshelfer anzuführen. Auch ist es nicht Schuld des Herrn Rathenau, wenn er aus der Kommission für Sozialisierung wieder entfernt wurde; die Spartakusleute, denen er durch seine Effekthascherei die Wege geebnet, ließen eben den Mohr gehen, nachdem er seine Schuldigkeit getan.

*

Die Schuld der Sozialdemokratie

Keine künftige Regierung, am allerwenigsten aber eine sozialistische, schreibt Dr. Alfred Walter in der „Kölnischen Zeitung", kann sich der Verantwortung für die kommende Not praktisch entziehen. Das Volk wird stets die Regierung für die fortdauernden Mißstände verantwortlich machen und nie bereit sein, in Erkenntnis des Unabänderlichen geduldig zu darben und das bestehende Regime a conto des ehemaligen entlastet zu halten. Die Sozialdemokratie hat diese Lage zwar nicht verursacht, aber durch die Revolution unendlich verschärft. Ohne Revolution wäre vielleicht noch eine erträgliche Liquidation des Krieges möglich gewesen; jetzt ist der Zusammenbruch da. Es ist Schuld der Revolution und damit der Sozialdemokratie, wenn Wilson heute vor den imperialistischen Instinkten innerhalb des Verbandes zurückweichen muß..

Es ist Schuld der Revolution und damit der Sozialdemokratie, wenn die riesigen Werte von Volksvermögen, die im Heeresgerät und in den besetzten Gebieten steckten, verschleudert, geraubt und geplündert wurden, wenn sinnlose Wirtschaft und Finanzgebarung im Innern unser Geld völlig entwertet haben und immer ungesundere Vorstellungen vom Preis der Arbeit im Volke erzeugen. Das Bürgertum versäumt seine Stunde, versäumt vielleicht die Bereitschaft zu ungeahntem Aufstieg in einer nicht allzu fernen Epoche, in der der sozialistische Staatsgedanke durch sich selbst überwunden sein wird, wenn es sich heute nicht einheitlich und großzügig um das Ideal der individuellen Freiheit schart und den Schiffbruch des sozialistischen Systems aus seinen Fehlern vorhersagt.

Tragische Schuld führt die Sozialdemokratie durch Sieg zum Niedergang. Als im Oktober unter Wilsons Druck das Volk auf

Beseitigung des kaiserlichen Regimes drängte, war die Sozialdemokratie zu schwach, die vollständige Umbildung des Regierungssystems und den Waffenstillstand rasch genug zu erzwingen. Von russischem Gelde gespeist, von den Hütern des alten Regimes, die die Götter wohl schon mit Blindheit schlugen, unerkannt, reifte die Verschwörung der Unabhängigen und Spartakiden heran, deren Geschichte inzwischen Joffe ans Licht gezerrt hat. Daß die Sozialdemokratie darum wußte, kann rückblickend aus dem Vorgehen ihres Vertreters in der Regierung des letzten kaiserlichen Kanzlers mit Sicherheit geschlossen werden. Durch das zähe Zaudern des Kaisers und seiner Berater vor die Alternative gestellt, die Revolution an die kaiserliche Regierung auszuliefern und zu zertreten, oder mit der Revolution die Dämme aller bestehenden Ordnung zu zerschlagen und Deutschlands Schicksal einem unübersehbaren Abgrund zu überantworten, wählte die Sozialdemokratie, innerlich unfrei und besorgt um ihre radikale Gefolgschaft, die Revolution und zertrümmerte dadurch selbst die Grundlagen zur Verwirklichung ihres materialistischen Gesellschaftsideals. Denn Voraussetzung dafür soll nach Marx ja ein blühendes Wirtschaftsleben sein! Nun steht der siegreiche Sozialismus auf der Trümmerstätte seines Sieges und soll seinen beglückten Anhängern schönere, reichere, behaglichere Lebensmöglichkeiten bieten als das bürgerlich-kaiserliche Deutschland...

*

Der ungeheuerliche Betrug

Nicht Unzufriedenheit mit ihren Offizieren oder allgemeinen Mißständen hat den Anstoß zur Meuterei der Matrosen und damit zum weiteren Zusammenbruch gegeben, sondern diese Meuterei ist, wie Kapitänleutnant Erich Galster („Sydlitz") in der „D. Ztg." feststellt, das planmäßige Werk von Verrätern am eigenen Volk und von der feindlichen Propaganda gewesen. Beide Urheber rühmen sich jetzt öffentlich ihrer Leistung.

Und möglich ist diese Meuterei nur durch den ungeheuerlichsten Betrug unserer Mannschaften mit internationaler Verbrüderung geworden. Ein großer Teil der Leute, Masse wie Drahtzieher, auch auf Schiffen, die, wie „Seydlitz", von der Meuterei unberührt geblieben sind, hat sich tatsächlich bis zum letzten Augenblick mit einem durch keine Aufklärung zu entkräftenden Glauben der Erwartung hingegeben, daß die englische und französische Flotte nur auf die Meuterei in der deutschen Marine warte, um ebenfalls zu meutern und so den Krieg mit einem Schlage, ohne üble Bedingungen für Deutschland zu beenden. Nur so, und nicht etwa aus allgemeiner Feigheit, erklärt sich die wahnwitzige Auffassung der Mannschaften, sie würden, wenn die Flotte an den Feind ginge, „nutzlos" sterben...

Der Boden ist bereitet worden für die Möglichkeit dieses beispiellosen Betruges einmal durch die große Not unseres Volkes und eine Reihe tatsächlicher Mißstände, dann aber dadurch, daß mit Ausnahme weniger, von der alten Regierung selbst leider oft befehdeter Stimmen der internationale Zug in Presse und öffentlichem Leben, der den gesunden Sinn unseres Volkes untergraben hat, keine energischen Bekämpfer gefunden hat.

Jetzt ist der Betrug zusammengebrochen, das Vaterland wehrlos gemacht. Die Betrogenen sehen sich nach „Schuldigen" um, und die betrogenen Betrüger (und die wissentlichen erst recht) lenken mit Hilfe der ihnen zu Gebote stehenden Öffentlichkeit und mit viel Geschrei die Schuld von sich ab auf „das alte System" und auf die Offiziere, denen, als es noch Zeit war, die Betrogenen nicht glauben wollten.

*

Erkenntnis?

Für den aufmerksamen Beobachter der gegenwärtigen Entwicklung ist es keine freudige, sondern eine sehr bitter-schmerzliche Genugtuung, wenn er sieht, wie denen, die in selbstmörderischem Wahnsinn unser Deutsches Reich zertrümmern halfen, nun all-

mählich die Erkenntnis dämmert, was nicht alles unter den Trümmern begraben liegt. Eingeständnisse dieser Art sind auch dann wertvoll, wenn sie den Helfershelfern der glorreichen Revolution halb wider Willen und nur so nebenher entschlüpfen. So geht vielen allmählich ein Licht dafür auf, daß die Entente ihre während des Krieges oft laut genug angekündigten Kriegsziele, die auf eine Verwüstung Deutschlands hinauslaufen, bitter ernst nimmt. Vor noch nicht langer Zeit hat es diejenigen, die das öffentlich auszusprechen wagten, „Kriegsverlängerer“ genannt. Damals konnten wir uns noch gegen den Vernichtungswillen der Feinde wehren. Heute muß selbst das „Berliner Tageblatt“ eingestehen:

„Eine Macht, die wir diesem tollwütigen Machtrausch entgegenstellen könnten, besitzen wir nicht. Nur durch die Bekundung kraftvollen Lebenswillens und stolzen Selbstbewußtseins können wir den Gegnern klar machen, daß man die deutsche Republik nicht mit Füßen treten darf ... Früher war dieses Selbstbewußtsein reichlich vorhanden, wuchs es sich zur Selbstüberschätzung, zur Verkennung der fremden Kräfte aus. Heute, wo wir es brauchen, wo es nicht mehr eine militärische Untugend, sondern eine lebenerhaltende Volkstugend wäre, ist es allzusehr unterdrückt. Aber wie soll der Zukunftswille eines Volkes sich äußern, wenn jeder einzelne die Sorge um die nächste Stunde in sich trägt? Zu sicherem Auftreten gehört das Gefühl der Sicherheit.“ (Nr. 628.)

Vielleicht ist es von Theodor Wolff mehr verlangt, als er sittlich leisten kann, wenn man in diesen Ausführungen ein Gefühl dafür vermißt, daß er selbst dieses Selbstbewußtsein planmäßig untergraben hat. Aber die Erkenntnis dafür, was uns die Revolution an moralischen Werten gekostet hat, dämmert doch auch ihm. Leider kommt diese Erkenntnis zu spät!

Wenn sie wirklich eine solche und nicht nur eine vorübergehende „Entgleisung“ ist.

*

Revolutionsgewinnler

Der preußische Finanzminister Herr Simon, ein hervorragendes Mitglied der Unabhängigen Sozialdemokratie, hat kürzlich das Wort geprägt: es seien jetzt unter den Arbeitern viele der Ansicht, sie müßten Revolutionsgewinnler werden. Nach den Kriegsgewinnen der Industrie die Revolutionsgewinne der Arbeiter — keine Verurteilung, bemerkt die „Frankf. Ztg.“, könnte schärfer sein als diese Nebeneinanderstellung. „Es ist schon wahr, daß für viele, die sich noch immer stolz als die Träger der Revolution gebärden, die Revolution in Wirklichkeit doch nichts anderes ist als eine große Lohnbewegung! Nur immer höhere Löhne wollen sie, und das Interesse der Gesamtheit, das Interesse an der Demokratie, an einem freien deutschen Vaterlande, das sie aufbauen sollten, kennen sie nicht. Die rein materialistische Einstellung der Sozialdemokratie, die eben in der Erziehung ihrer Massen vielfach auch nur die materiellen Ziele in den Vordergrund schob, rächt sich jetzt bitter.“

*

Die Säuglinge des Bolschewismus

Es kennzeichnet die deutsche Revolutionsbewegung, daß sie an den nährenden Brüsten Mütterchens Rußland hängt. Der frühere Unterstaatssekretär im Reichsjustizamt Dr. Cohn, der ehedem juristischer Beirat der russischen Botschaft in Berlin und als solcher die besondere Vertrauensperson des Herrn Joffe war, hat ausdrücklich bestätigt, daß er die von russischen Parteifreunden durch Joffe für die Zwecke der deutschen Revolution zur Verfügung gestellten Geldmittel „gerne entgegengenommen“ habe. Seine, die Revolutionsmacher schwer belastende, durch Herrn Joffes bekannten Funkspruch erzwungene Aussage lautet: „Genosse Joffe hat mir das Geld in der Nacht vom 5. zum 6. November 1918 gegeben. Ich habe das Geld seinem Zwecke zugeführt, nämlich der Verbreitung des Gedankens der Re-

volution, und bedaure nur, daß es mir die Umstände unmöglich gemacht haben, die ganze Summe schon aufzubrauchen. Genosse Joffe hat mir 4 Mill. Rubel für die Zwecke der deutschen Revolution zur Verfügung gestellt.“

Aber nicht nur Geld, sondern auch geistiges Rüstzeug haben die deutschen Revolutionäre als Patengeschenk von ihren „russischen Brüdern“ entgegengenommen. Solange die Unabhängigen noch in der Regierung saßen, haben sie ihre mehr als intimen Beziehungen zur Sowjetregierung zu verbergen gesucht. Nachdem sie ausgeschieden waren und keine Gelegenheit mehr hatten, im Trüben zu fischen, trat ihr inniger Zusammenhang mit dem Spartakusbunde, der seinerseits nichts anderes als eine Filiale der russischen Bolschewisten ist, klar zutage. Daß der Berliner Spartakusaufruhr von Moskau aus geleitet wurde und unter persönlicher Regie des Chefs des bolschewistischen Propagandadienstes Radek-Sobelsohn vor sich ging, liegt auf der Hand. Vor und während des Aufstandes wimmelte es in Berlin von russischen Agenten. Wie schon die deutsche Umwälzung an sich ihrer Anlage nach russischen Ursprungs war, so trug insbesondere der Januarputsch in Berlin ausgesprochen russisches Gepräge. Nur zeigen sich die geistigen Träger der deutschen Bewegung als sehr klägliche Stipendiaten ihrer russischen Meister. Weiter als zur schülerhaften Nachäffung bolschewistischer Methoden reicht es nicht. Und selbst dazu braucht man noch Scharen russischer Einpeitscher!

*

Moskau in Berlin

Es ist nicht ohne Wert, auch nicht ohne Reiz, daß auch die „Frankfurter Zeitung“ als den Ursprungsort der deutschen Revolution und das Organisationszentrum der Spartakusbanden und der Unabhängigen Sozialdemokratie Moskau feststellt. Von dort aus hat Trotzki (Braunstein) den Agitator und Gehilfen Radek (Sobelsohn) nach Berlin entsandt. „Wie eng die Verbindungen mit Rußland waren, das zeigt der der Regierung in die Hände gefallene Telegrammwechsel, der in den letzten Tagen von Liebknecht mit Moskau gepflogen worden ist, das zeigen auch die Vorgänge in Berlin selbst. Zahlreiche Russen sind unter den Spartakuskämpfern unzweifelhaft festgestellt worden und jeder konnte sich mit eigenen Ohren und Augen bei der systematisch organisierten Straßenagitation überzeugen, wie stark dabei der russische Einschlag war. Die Aufrufe der Spartakusbande und der Unabhängigen um Ledebour und Däumig haben keinen Zweifel gelassen, daß der Spartakusbund nach einer gewaltsamen Entscheidung drängte. Die Vorbereitungen waren von langer Hand getroffen und der Beginn dieser Kämpfe war uns schon seit Wochen auf den Tag bekannt. In der Nacht vom 5. zum 6. Januar sollte mit raschem Ansturm Berlin in die Hände der Bolschewisten gebracht werden, um dann von hier aus das ganze Deutsche Reich zu erobern. Es ist nur nachträgliche Verteidigung, wenn jetzt die Schuld für das Blutvergießen auf die Regierung geschoben werden soll oder gar auf die Nichtsozialdemokraten. Wenn der Schlag gelungen wäre, dann hätten sich die Führer Liebknecht und Rosa Luxemburg genau so ihres Sieges gerühmt, wie es der ihnen nahestehende Cohn-Nordhausen getan hat, als Joffe der Welt verkündete, daß die deutsche Revolution mit russischem Gold vorbereitet sei.“

*

So ist es gekommen

Aus Kopenhagen wird der „D. T.“ geschrieben:

Eine deutsche Dame, die hier zu Besuch weilte, traf im Jahre 1916 in einer Gesellschaft mit Engländern zusammen. Da sie Englisch völlig beherrscht, wurde sie nicht für eine Deutsche gehalten, weshalb sich die Engländer in ihrer Gegenwart keinen Zwang antaten und ihre Ansichten frei äußerten. Im Laufe der Unterhaltung äußerte der eine: Die Deutschen können siegen, so viel sie wollen, verlieren werden sie den Krieg doch; sie werden an innerer Zersetzung zu-

grunde gehen; an ihrem Internationalismus und ihrer Sozialdemokratie. Und zwar sitzt in Kiel ein Dr. Struve, der unser bester Verbündeter ist. Er erreicht mehr als unsere sämtlichen Agenten, er hetzt derartig für unsere Zwecke, daß er für uns der wertvollste Verbündete ist.

*

„Vielleicht war es gut, daß wir den Krieg verloren?"

In der „Frankfurter Zeitung" widmet ein Mitarbeiter einen Artikel „der Jugend". Darin wird ausgeführt, daß die Jugend, die mit der vaterländischen, auf den Schulbänken gelernten Begeisterung, in den Krieg gezogen sei, durch ihn sehend geworden wäre. Da hätte sie erkannt, was man aus ihr gemacht und wohin man sie geführt habe. „Heiliger Zorn und große Verachtung kamen über euch gegen euch selbst und eure Verführer." Also Erziehung zu vaterländischer Gesinnung und vaterländischer Tat ist diesen Herrn verächtliche Verführung! Aber der Krieg habe der Jugend die Ketten abgenommen, sie zu freien Männern gemacht. Vorher hätte der Staat trennend zwischen ihr und ihrem Lande gestanden. „Der Staat, der allem Besten über den Kopf wuchs, für sich es in Anspruch nahm, der die Unschuld und Uneigennützigkeit gegenüber Menschen und Dingen zerstörte, das Leben durch seine Schablonen tötete, alle Einrichtungen durch Eigennutz vergiftete." So kommt der Verfasser zu der Frage: „Sagt doch, vielleicht war es gut, daß der Krieg uns kam?" Und er fährt fort: „Denket, wir hätten ihn gewonnen. Zum Unerträglichen hätte sich alles gesteigert, was es Drückendes gab. Durch tausend Stempel entehrte Sklaven des Staates wäret ihr geworden; vor jedem seiner Symbole hättet ihr tief euch verneigt. Sagt doch, vielleicht war es gut, daß wir den Krieg verloren?"

Soweit, bemerkt die „Kreuzztg.", versteigt sich also demokratischer Freiheitswahn, daß er all das Elend und die Schmach, die uns die Niederlage gebracht hat und in erhöhtem Maße noch bringen wird, für keinen zu hohen Preis hält für die angebliche Freiheit, die uns jetzt beschert worden ist. Wo ist denn diese Freiheit? Wir sehen sie nicht. Wir sehen vielmehr, daß wir seit Menschenaltern kein solches Maß von Unfreiheit in Deutschland gehabt haben, wie in den acht Wochen seit der Revolution. Wo war denn die Unfreiheit vor dem Kriege, die die „Frankfurter Zeitung" zur Genugtuung darüber veranlaßt, daß wir ihn verloren haben? ... Haben wir nicht gerade auch im Kriege erlebt, daß bei unseren Gegnern nahezu vogelfrei war, wer die Kriegspolitik der Gewalthaber nicht mitmachte, während unser Freiheitsbegriff jedem erlaubte, unsere Kampffront zu schwächen? Das schmerzlichste Unheil, das unser Volk betroffen hat, — ein Segen!

*

Herrliche Tage!

In einem der „Kreuzzeitung" vorliegenden „Aufruf des 21er Rates an alle Kameraden" aus Wilhelmshaven heißt es:

„Euch allen ist bekannt, wie ungeheuer schwer das Ansehen der Marine, der Revolution und des 21er Rates geschädigt worden ist durch das unverantwortliche Treiben derjenigen, die sich am heiligen Abend, nachdem sie sich betrunken hatten bis zur absoluten Besinnungslosigkeit, auf den Straßen der Stadt betragen haben nicht wie Menschen, sondern wie das Vieh. Abgesehen von dem Sachschaden, der durch Zertrümmern von großen Schaufenstern usw. verursacht worden ist, hat die Unbesonnenheit, die verbrecherische Leichtfertigkeit im Umgang mit Schußwaffen zur Folge gehabt, daß ein Mann, der Vater einer größeren Familie, angeschossen worden ist. Er liegt hoffnungslos darnieder. In den Lazaretten hat sich bei Beginn der Schießerei in der Torpedodivision der Schwerkranken eine solche Aufregung bemächtigt, daß verschiedene von diesen Rückfälle erlitten haben, zufolge derer ihr Leben in allerschwerste Gefahr gekommen ist. Das Abfeuern der Sternsignalpatronen hat ferner

zur Folge gehabt, daß sich die Kranken aus den Baracken aus ihren Betten ins Freie geflüchtet haben, weil die leicht gebauten Baracken Gefahr liefen, Feuer zu fangen von den fortwährend niedergehenden, nicht ausgebrannten Signalpatronen. In den Straßen sind die Marineangehörigen herumgelaufen, betrunken wie ein Stück Vieh, zum Teil nur notdürftig bekleidet. Ihre Bedürfnisse haben sie auf offener, verkehrsreicher Straße ohne Scham vor Passanten beiderlei Geschlechts verrichtet; sie haben sich damit gebrüstet, in schamlosester Weise ihre Kleider absichtlich in Unordnung gehalten zu haben. Auf dem Erdboden haben sie sich herumgewälzt und in den Rinnsteinen. Im Inlande fängt man bereits an, mit Fingern auf die Marine zu zeigen. Hier am Orte stimmt man Lobgesänge an auf das alte System, bei dem etwas derartiges nicht vorgekommen ist..."

Sozialdemokratischer Freiheitsbegriff

Haben wir uns auch im revolutionären Deutschland das Staunen und Verwundern abgewöhnt, so werden vielleicht folgende von der „D. T." (16. Januar) berichteten Tatsachen immerhin noch eines kleinen Aufmerkens wert sein:

Immer wieder gehen uns Nachrichten darüber zu, daß die Regierungssozialisten draußen im Lande einen Wahlterrorismus betreiben, wie wir ihn in Deutschland bisher noch nicht erlebt haben. Die Art, in der sie nationale Versammlungen stören, ist oft von einer Brutalität und Schamlosigkeit, die man doch nicht für möglich gehalten hätte. Im allgemeinen hat es keinen Zweck, auf Einzelheiten einzugehen; wir möchten nur zwei bezeichnende Beispiele des sozialdemokratischen „Kampfes mit geistigen Waffen" anführen. In einer Versammlung in Graudenz wurde, nachdem verschiedene Redner der Deutschnationalen Volkspartei wie gegnerischer Parteien, unter ersteren Herr Dr. von Koerber, schon unter großen Schwierigkeiten gesprochen hatten, Fräulein Dr. Schirrmacher, Danzig, in gemeinster Weise von den Sozialdemokraten unterbrochen. Dabei ertönten von sozialdemokratischer Seite Rufe wie: „Ihr sollt nicht reden, auch nicht in euren Versammlungen!" und: „Das nächste Mal bringen wir Maschinengewehre mit", usw. Wir heben nur diese Äußerungen hervor, weil sie für den Freiheitsbegriff der Regierungssozialisten besonders bezeichnend sind.

Für ihre Schamlosigkeit ist besonders bezeichnend, daß ein deutschnationaler Redner wie Herr v. Graefe-Goldebee in mecklenburgischen Versammlungen mit Rufen begrüßt wurde wie: „Drückeberger", „Feiger Hund", „Sie waren nie vorn!", „Sie Etappenschwein" usw. Wenn man sich vor Augen hält, daß Herr v. Graefe als alter Rittmeister bei seinem Regimente Leutnantsdienste getan, bei Beginn des Stellungskrieges als einer der ersten Kavallerieoffiziere sich zur Infanterie gemeldet, noch als Major freiwillig die 5. Kompagnie im Alexander-Regiment geführt hat, nur um in vorderster Linie mitkämpfen zu können, daß er an der Spitze dieser Kompagnie am 2. Mai 1915 bei dem Durchbruch von Gorlice-Tarnow schwer verwundet wurde, aber bereits im August zum Regiment zurückkehrte und Führer des 2. Bataillons wurde, erscheint die Niedertracht dieser Beschimpfungen erst im richtigen Lichte!

Revolutionäre Großzügigkeit

In Gotha sind beim Verkauf von Militärpferden an einem Tage nicht weniger als 26 Stück gestohlen worden. An einem anderen Tage waren sieben abhanden gekommen. „Jetzt wird nur noch im großen gemaust!" heißt es unter den Soldaten.

Großzügig arbeitet aber nicht nur der Bolschewismus in Deutschland, alles hat unter dem „neuen System" einen Zug ins Große bekommen, auch die Arbeit der Notenpresse. Leider nur ist das Ausland so rückständig, daß es mit unserem glänzenden Aufstiege zu den Gipfeln unserer russischen

Lehrmeister nicht Schritt halten kann oder will. Von der Preußischen Central-Bodencredit A.-G. wird folgende Bemerkung aus einem Schweizer Briefe mitgeteilt:

„Die Schweizer Banken übernehmen vorläufig den Einzug der fälligen Zinsscheine nicht mehr. Die verbrecherischen Putsche in Berlin verwüsten den deutschen Kredit mehr als ein verlorener Feldzug.“

Glückauf!

*

Eine pädagogische Schutztruppe für den Geist Adolf Hoffmanns

Man sollte es zwar nicht glauben; aber in dieser unglaublichen Zeit wird auch das glaubhaft: es gibt, wie die „T. R.“ berichtet, deutsche Lehrer, Volksschullehrer und Oberlehrer, also Leute mit Seminar- und Universitätsbildung, Jugenderzieher, denen ahnungslose Eltern ihre Kinder anvertrauen müssen, — die öffentlich sich zu dem Werke Adolf Hoffmanns bekennen. Also zu jenem Werke, von dem Gebildete aller Parteirichtungen und der verschiedensten Stellung zur Religion schaudernd abrücken! Daß es sozialdemokratische Lehrer gab, wußte man auch früher schon, und die vielen Äußerungen über Staat und Religion aus gewissen Ecken der Lehrerschaft erinnerten von Zeit zu Zeit deutlich genug daran. Die Stürme der Revolution haben diese sonst tiefer liegenden Strömungen aber heraufgewühlt, und so sind diese Kreise, die sich notgedrungen sonst mehr Zurückhaltung hatten auferlegen müssen, fast offen ans Licht getreten. Die sozialdemokratischen und religionsfeindlichen Lehrer organisieren sich jetzt. Im Blüthner-Saale waren sie dieser Tage in Berlin versammelt, beseelt von der „Freiheit“, die sie auch für die Religion wünschen, also der „Freiheit“, wie sie ihr würdiger Schutzherr und Vorkämpfer Adolf Hoffmann meint. Diese Lehrerschutztruppe für den Zehngebote-Hoffmann protestierte feierlich dagegen, daß Hoffmanns Erlasse, die „zur Sicherung menschlicher Grundrechte dienen“, auf Grund „reaktionärer Proteste“ abgeschwächt oder zurückgenommen werden und forderte ausdrücklich, daß der Erlaß vom 29. November 1918 über den Religionsunterricht in vollem Umfange wiederhergestellt bzw. aufrechterhalten werde. Die Herren Berichterstatter in jener Versammlung, in der es — zur Ehre der Lehrerschaft sei es gesagt — nicht an Widerspruch fehlte, waren ein Lehrer Pauli-Steglitz und ein Oberlehrer Dr. Lohmann. Adolf Hoffmann wird sich jetzt förmlich als „pädagogisch gerechtfertigt“ vorkommen!

Inzwischen hat er sein Amt niedergelegt, aber nicht auf die Person kommt es an, sondern auf den Geist, den religionsfeindlichen, zerstörenden Geist des Zehngebote-Hoffmann, der in seiner „pädagogischen“ Schutztruppe lebt und wirkt und sicherlich unter dem „neuen System“ auch weiter wirken wird.

*

Ein gesinnungstüchtiger Lehrer

In einer deutschen Quarta hat ein Lehrer (ein Studienassessor in Flensburg) eine Klassenarbeit mit folgendem Wortlaut zu übersetzen aufgegeben: „Die Soldaten haben sich viel tapferer gezeigt als jener Mann, der, Deutscher Kaiser genannt, glaubte, beinahe ein Gott zu sein, jetzt aber von allen Menschen verachtet werden muß, weil er feige sein Volk im Stich gelassen hat. Dieser Mann hat, hoffend, daß er die ganze Welt erobern werde, um ein zweiter Cäsar zu werden, die besten Söhne Deutschlands hingemordet und sein ganzes Volk unglücklich gemacht.“

*

Kein „Phantom“

Der Kultusminister Konrad Haenisch hat sich in dankenswerter Weise bemüht, wenigstens den gröblichsten kulturpolitischen Gewalttaten seines Kollegen Adolf Hoffmann die Spitze abzubiegen. Dennoch muß ernstlich vor der Annahme gewarnt werden, daß nun, nachdem Herr Hoffmann sein Amt niedergelegt und Herr Haenisch die Hände freibekommen hat, unter der sozialistischen Regierung ein anderer Kurs ge-

steuert werden würde. Wohl hat Herr Haenisch mit großer Offenherzigkeit die Erlasse dieser Regierung über die Kirche und die Pflege der Religion als kolossale politische Dummheiten gekennzeichnet, aber eben als politische Dummheiten und nur aus strategischen Gründen, nicht aus Gründen der inneren Überzeugung. Die Gegenaktion des Zentrums in Oberschlesien, in Westfalen und im Rheinland hat aufrüttelnd gewirkt, der Abmarsch der katholischen Arbeiterschaft aus dem Zentrumslager zur Sozialdemokratie ist ins Stocken geraten, seit die führenden Zentrumsleute ihren Gläubigen den „Popanz“ dieses „neuen Kulturkampfes“ an die Wand malen konnten. Da haben die „Grenzboten“ sehr recht, wenn sie ausführen, daß der „Popanz“ der Religionsfeindschaft unserer neuen Kulturverwaltung wahrhaftig nicht erst erfunden zu werden braucht.

„Mag Haenisch jetzt betonen, daß die Trennung der Kirche vom Staat vor der Nationalversammlung nicht vorgenommen werden wird, daß gewisse Maßnahmen, z. B. die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht schon jetzt gutgeheißen werden mußten, lediglich um größeres Unheil zu verhüten, das durch den Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte hätte angestiftet werden können, und daß er entschlossen ist, die Durchführung des Erlasses über den Religionsunterricht überall dort, wo sich ihr ernste Schwierigkeiten entgegenstellen, bis zur Entscheidung durch die Nationalversammlung aufzuschieben, so muß doch festgehalten werden, daß diese Konzessionen an die öffentliche Meinung doch nur aus Gründen der Staatsräson, d. h. im Interesse der sozialdemokratischen Partei gemacht werden, und daß selbst für den verständigen Haenisch die Erlasse als solche, ihrem geistigen Gehalte nach, durchaus aufrecht zu erhalten sind. Der Religionserlaß z. B. enthält nach seinen eigenen Worten nur Selbstverständliches, nämlich die Herstellung unbedingter religiöser Gewissensfreiheit für Lehrer und Schüler. Es braucht an dieser Stelle nicht ausdrücklich betont zu werden, daß man über die Gewissensfreiheit unreifer Kinder auch anders denken kann, daß für uns erziehen emporziehen bedeutet, auch dort, wo altkluges Selbstbewußtsein über letzte Dinge zu urteilen sich vermißt. Hier erst recht... Haenisch wird es nicht gelingen, durch Verurteilung und Rechtfertigung im eigenen Lager selbst unter Preisgabe seiner Person die naiven Selbstoffenbarungen des neuesten Kurses zu löschen und uns zu überzeugen, daß wir gegen ein Phantom im Kampfe stehen.“

*

Vaterland auf Kündigung?

Im „Berl. Tageblatt“ setzt sich Dr. Paul Nathan mit der „Jüdischen Rundschau“, dem führenden Organ der Zionisten, auseinander, das sich in einem längeren Aufsatz mit der Stellungnahme der Juden zur Nationalversammlung befaßt. Das jüdische Blatt unterscheidet zwischen Zionisten und Nichtzionisten. Die Zionisten hätten sich danach jeder Einwirkung auf die Politik zu enthalten, sie müßten gleichsam als desinteressierte Gruppe der deutschen Entwicklung kaltherzig gegenüberstehen. Eine beschränkte Teilnahme am öffentlichen Leben Deutschlands will das Organ nur insoweit gelten lassen, als dadurch die Nichtzionisten in das zionistische Fahrwasser gelotst werden. „Kein deutsches, sondern nur ein jüdisches Interesse vermag diese Teilnahme zu rechtfertigen, und wo das jüdische Interesse aufhört, da hört auch die moralische Berechtigung zur Aktivität auf.“

Dr. Paul Nathan ist freimütig genug einzugestehen, daß ein so rücksichtsloses Bekenntnis zum jüdischen Nationalegoismus es begreiflich erscheinen lasse, wenn die nichtjüdische Bevölkerung Deutschlands aus solchen Voraussetzungen die entsprechenden Folgerungen ziehe. „Fühlen sich zionistische Juden in Deutschland nur als ein Gastvolk, das wie ein fremder Hotelbesucher sich korrekt benimmt, soweit es erforderlich ist, und das alsdann fortzieht, wenn es ihm paßt und zwar ohne Heimweh für die flüchtige Unterkunftsstätte; dann wird man es auch dem Wirtsvolk zugutehalten müssen, wenn es den Gast als Gast behandelt und gegebenenfalls nicht

wartet, bis der die Unterkunftsstätte zu wechseln für zweckmäßig erachtet. Dem Kündigungsrecht des einen steht das Kündigungsrecht des anderen erklärlicherweise gegenüber, und eine bessere Rechtfertigung als durch solche Darlegungen kann die Parole der Antisemiten gar nicht finden, die da lautet: Heraus mit dem ‚Fremdvolk' der Juden aus Deutschland."

Es ist verständlich, daß Dr. Nathan als ehrlicher Ideologe sich gegen die Auffassung wehrt, daß die Juden nur ein Gastvolk unter uns seien. Leider ist der Teil unter den Juden, der so denkt wie Dr. Nathan, nicht überwältigend und es überwiegt die Gruppe, die das jüdische Interesse dem deutschnationalen in jeder Beziehung voranstellt. Das hat sich sowohl während des Krieges als auch jetzt nach der Umwälzung leider ganz zweifelsohne erwiesen. Z.

*

Ein neuer Balkan

Die Büchse der Pandora ist geöffnet: an Stelle der österreichisch-ungarischen Monarchie ist ein neuer Balkan im Herzen Europas, ein Gebiet des unaufhörlichen Bandenkrieges und der nimmersatten nationalen Begehrlichkeit getreten. Mit Waffengewalt, so wird der „Frankf. Ztg." aus Wien geschrieben, sucht jeder dem andern strittige Gebiete zu entreißen. Nur die Deutschen und Madjaren, einst die Träger des Systems und deshalb auch die am meisten Ausgebluteten, verzichten auf jede Eroberungspolitik. Sie sind die einzigen, die sich mit der Anrufung des Rechtes begnügen und von der Friedenskonferenz die Sicherung ihres unzweifelhaften Volksgebiets erwarten. Zwischen ihnen ist denn auch Friede und eine Übereinkunft, die gegenseitige Abgrenzung einer gütlichen Verständigung vor, auf oder nach der Friedenskonferenz zu überlassen. Alle anderen, peripherischen Völker führen Krieg nicht nur gegen die in der Mitte, an der Donau selbst wohnenden Deutschen und Madjaren, sondern auch untereinander. Es gibt keinen Punkt an den Sprachgrenzen — außer der deutsch-madjarischen — an dem nicht täglich Blut fließt.

Beginnen wir im Nordwesten. Die Tschechen kämpfen gegen die Deutschen, einseitig, weil die Deutschen keinen Widerstand leisten, aber die Polen kämpfen mit den Waffen gegen die Tschechen an der mährisch-schlesisch-galizischen Grenze. Dort geht es um das Kohlenbecken von Mährisch-Ostrau. Gegen die Polen kämpfen wiederum die Ruthenen (Ukrainer) um den Besitz von ganz Ostgalizien, das eine zumeist in den Städten wohnende polnische Minderheit hat, die wiederum mit Pogromen ihre starken jüdischen Minderheiten zum polnischen Bekenntnis zwingen wollen. In der Bukowina werden die Ruthenen von den Rumänen angegriffen, die sich des ganzen Landes bemächtigen wollen, trotzdem sie dort nur ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, und im Süden schlagen wieder die Rumänen sich mit den Serben um das gemischtsprachige, aber vorwiegend deutsche Gebiet an der unteren Theiß. Zwischen Serben und Kroaten sind auch die Flitterwochen der jugoslawischen Verbrüderung schon vorüber, und beide zusammen, sowie ihr dritter südslawischer Bruder, der Slowene raufen mit den Italienern um die Ostküste der Adria, um Triest, Fiume und das Gebiet bei Görz. Alle miteinander aber wollen den Deutschen und Madjaren abzwacken, was nur irgend begehrenswert erscheint: die Tschechen Deutschböhmen, Schlesien und Mähren den Deutschen, das linke Donauufer von Marchegg bis Waitzen den Madjaren und dazu einen breiten „Korridor" längs der Donau zu den Südslawen, die Polen Oberschlesien, die Ruthenen das Marmaroscher Komitat, die Rumänen ganz Siebenbürgen mit seinen Szellern und Sachsen, die Serben und Rumänen das vorwiegend schwäbische Banat, die Kroaten die madjarisch-deutsche Murinsel gleichfalls für den slawischen „Korridor" zwischen Deutschen und Madjaren, die Slowenen die südliche Steiermark und Südkärnten und endlich die Italiener ganz Südtirol bis zum Brenner mit den Deutschesten aller Deutschen in Bozen und Meran.

„Berliner Tageblatt"-Geist

Die angebliche Witzbeilage des „Berliner Tageblatts", der „Ulk", hat nach einem Interregnum der Anständigkeit sich selbst wiedergefunden und ist zu seinen früheren sattsam bekannten Gepflogenheiten übler Verunglimpfungen und Verhetzungen zurückgekehrt. Den Jahrgang 1919 eröffnet dieser durchaus nicht harmlose „Ulk", wie die „Nationalliberale Korrespondenz" festnagelt, mit einem „Scherz" von zweifelloser Gemeinheit. Er stellt zwei photographische Aufnahmen nebeneinander, von denen die eine eine Spartakus-Demonstration darstellt. Die Straße ist auf diesem Bilde „spartakusbesoffen". Das Gegenstück ist ein Bild aus den unvergeßlichen Juli- und Augusttagen des Jahres 1914 mit ihrer überschäumenden nationalen Begeisterung. Man sieht eine jubelnde Menge, die sich unter den Linden zusammendrängt. Hier ist die Gasse nach dem „Ulk" „kriegsbetrunken". Das Ganze trägt die Überschrift „Rausch" und ergibt dem Witzblatt zufolge die Lehre: „Mit Gebrüll wird nie etwas Gutes erreicht". Der „Humorist" des „Berliner Tageblattes" scheint keine Empfindung dafür zu haben, daß mit einer solchen Gegenüberstellung jedem nationalen Gefühl ins Gesicht geschlagen wird. Das begeisterte deutsche Volk mit den Spartakushelden auf eine Stufe zu stellen, ist eine Herabzerrung und eine Verhöhnung heiligster Gefühle und edelster Empfindungen. Jeder Deutsche, der nicht auf Spartakus schwört, wird dafür unzweifelhaft Verständnis haben. Es überrascht uns aber nicht, die Probe einer solchen unnationalen Gefühlsroheit im „Berliner Tageblatt" zu finden.

*

Maximilian Harden oder Isidor Witkowski?

Ein agrarisches Tschechenblatt, der „Vecer" (Abend), veröffentlichte im Dezember eine Unterredung mit Maximilian Harden in Berlin, der den Tschechen allerlei Schmeicheleien sagte. Dabei hatte er den Mut, die Errichtung eines großtschechischen Staates als ein Glück auch für die Deutschen zu erklären und den Tschechen die Hoffnung auszusprechen, „daß sie mit ihren Deutschen nicht so verfahren wie die Deutschen mit ihnen verfuhren".

Auch der charakterloseste Tscheche würde sich scheuen, sein eignes Volk so verleumderisch ins Unrecht zu setzen und dem Feinde so zu schmeicheln, wie es der Berliner Herostrat sich erlaubte — wenn der „Tscheche" Tscheche wäre. Leider macht es einem Herr Harden sehr schwer, an sein Deutschtum, also auch an seine innere Metamorphose zu glauben.

n.

*

Die deutschen Kriegsgefangenen

Beklagenswert ist das Los der deutschen Kriegsgefangenen, die seit Jahren in England, Frankreich und Italien unter schimpflicher Behandlung der gehässigen Feinde zu leiden hatten. Noch immer ist ihre Rückbeförderung nicht in Aussicht gestellt worden. Vielmehr befürchtet man in Deutschland, daß sie gezwungen werden, an dem Wiederaufbau der zerstörten Gebiete Nordfrankreichs und Belgiens zu arbeiten. Ende November hat zwar Staatssekretär Erzberger als Vorsitzender der deutschen Waffenstillstandskommission in seinen zahllosen Kundgebungen durch das allen Regierungen gefügige Wolffsche Telegraphen-Bureau diese Befürchtungen zu entkräften versucht, doch verstärkten sie sich wieder, als selbst Deutsche aus Elsaß-Lothringen und vom linken Rheinufer nach Nordfrankreich verschleppt wurden.

Ende November behauptete Erzberger, zugunsten unserer Kriegsgefangenen allerlei erreicht zu haben. Es werde die Heimbeförderung der in Holland und in der Schweiz internierten Kriegsgefangenen weitergehn, doch hat seither Frankreich Schwierigkeiten dagegen erhoben. Ferner würden alle Arbeitsverträge mit den deutschen Kriegsgefangenen unverändert in Kraft bleiben. Hätten diese Verträge etwa noch verschlechtert werden

sollen? Endlich werde die Zurückführung der deutschen Kriegsgefangenen in die Heimat bei Abschluß des Präliminarfriedens geregelt, was doch selbstverständlich ist.

In seiner Geschäftigkeit suchte Herr Erzberger den Anschein zu erwecken, als ob er zugunsten der deutschen Kriegsgefangenen irgend etwas erreicht hätte. In Wirklichkeit machte er nur Worte und hatte nicht das kleinste Zugeständnis erwirkt. P. D.

*

Eingesteckte Ohrfeigen

Gegen eine — auch nur in Deutschland denkbare! — vom Türmer so eindringlich wie vergeblich gekennzeichnete Übung wendet sich Theodor Fritsch mit einem scharfen, aber wohlverdienten „Protest gegen die gedankenlose deutsche Presse" im „Hammer":

„Ein großer Teil unserer in deutscher Sprache erscheinenden Presse gibt alle feindlichen Verleumdungen getreulich wieder, ohne nur ein Wort des Einspruchs dagegen zu erheben. So hat sie kürzlich eine von Müttern in Lille erhobene Anklage abgedruckt, worin unsere Soldaten und Offiziere der schandbarsten Handlungen gegen minderjährige junge Mädchen bezichtigt werden und wobei sogar behauptet wird, diese unsittlichen Ausschreitungen seien mit Unterstützung der deutschen Armee-Oberkommandanten und im Namen des deutschen Kaisers begangen worden! — Es ist ja offenbar, daß es sich hier um eines jener planmäßig fabrizierten Erzeugnisse der feindlichen Verleumdungs-Propaganda handelt. Warum aber drucken deutsche Blätter solche schamlose Beschimpfungen nach, ohne diese erbärmlichen Machwerke mit einem Wort der Verachtung zu kennzeichnen: als nichtswürdige Erfindungen, oder zum mindesten Entstellungen und Übertreibungen böswilliger Feinde?

Ich frage: Ist unsere Presse über die psychologische und moralische Wirkung solcher Verleumdungen sich nicht im klaren? Weiß sie nicht, daß sie dabei unser Volk und Heer in den Augen der Welt verächtlich machen hilft und den Feinden in erwünschter Weise in die Hände arbeitet? Müßte sie sich doch sagen, daß nun auch der unparteiische Mann im Auslande sprechen darf: Ich habe das in deutschen Blättern gelesen und kein Wort des Widerspruchs dagegen gefunden, folglich — geben die Deutschen selbst zu, daß die Beschuldigungen berechtigt sind...

Halten sie das vielleicht für objektiv? — Diese vermeintliche Objektivität ist blanke Verräterei. Wer gewisse Dinge stillschweigend hinnimmt, der billigt sie. Wer Ohrfeigen ruhig einsteckt, der ist nicht objektiv, sondern ehrlos. So oft die gehässige Auslands-Presse uns die Schuld am Kriege beimißt und davon redet, daß wir für unsere ‚Verbrechen' gestraft werden müßten, registriert die deutsche Presse diese infamen Verleumdungen gewissenhaft, ohne solche wohlberechneten Frechheiten nur mit einem Wort zurückzuweisen. Besitzt unsere Presse so wenig Verstand, um nicht zu erkennen, daß durch diese perfiden Beschuldigungen unserem Volke ein Schuldbewußtsein suggeriert werden soll, zu dem gar kein Anlaß vorliegt? ...

Diejenigen, die noch gesunden Sinn besitzen, müssen es sich zur Pflicht machen, überall ihre Stimme gegen den Wahnwitz der Selbstbezichtigung und Selbst-Entehrung zu erheben. Sie müssen ihren Blättern sagen, daß es ihre Aufgabe ist, das deutsche Volk zu verteidigen und zu rechtfertigen, nicht aber es zu beschuldigen und zu verleumden...

Es darf aber auch erwartet werden, daß die angeschuldigten Führer und Behörden nicht länger mit Schafsgeduld alles auf sich sitzen lassen, was ihnen die Bosheit der Feinde andichtet. Sie haben die Pflicht, sich zu rechtfertigen, — um der Ehre unseres Volkes willen!

Der Weltkrieg wäre anders ausgegangen, wenn die deutsche Sache politisch, diplomatisch und geistig nicht so hundsföttisch schlecht vertreten worden wäre. Es hat in Deutschland

an dem allerbescheidensten geistigen Rüstzeug gefehlt; — die deutsche Sache ist von innen heraus verraten worden — ob aus Unverstand oder Bosheit, das wird die Zukunft erst noch klar enthüllen."

*

Empfang heimkehrender Krieger

Eines der dunkelsten Blätter aus der Geschichte des Weltkrieges wird mit den unerhörten Fällen der Vergewaltigung heimkehrender Frontsoldaten durch Etappen- und Heimkrieger, nicht zuletzt Deserteure und andere Drückeberger angefüllt sein. In den „Berl. N. Nachr." schildert ein Soldat seinen Empfang auf der heimatlichen Erde:

„Als wir in der zweiten Hälfte des November aus Belgien nach Deutschland zurückkehrten — es war bestimmt worden, daß der Stab des Chefs des Nachrichtenwesens im Großen Hauptquartier nach Bad Nauheim kommen sollte — wurden wir auf dem Bahnhof von vier Juden, darunter zwei jüdische Offiziere, in Empfang genommen. Die erste Forderung, die man uns stellte, war die: alle Waffen abgeben! Wir sträubten uns erst — gaben aber um des lieben Friedens willen, und um etwas zu essen zu bekommen, nach. Als wir dann aus dem Bahnhof herauskamen, sahen wir zwei Maschinengewehre, von Kameraden bedient, auf uns Unbewaffnete gerichtet! — Erst nimmt man uns die Waffen ab, und dann richtet man Maschinengewehre gegen uns — auf Befehl des jüdischen Soldatenrats.

Ich möchte noch bemerken, daß der eine von den jüdischen Offizieren, die uns auf dem Bahnhof empfingen, früher beim Chef des Nachrichtenwesens Verpflegungsoffizier und bei Offizieren wie Mannschaften gleich unbeliebt war und die letzteren auf geradezu empörende Weise behandelte."

*

„Der Tag"

Schon vor dem Kriege ging durch Londoner Blätter das Märchen, wonach an Bord der deutschen Kriegsschiffe jeden Abend ein Trinkspruch auf den „großen Tag" ausgebracht werde, auf den Tag der Zerstörung Englands. In seinem Haßgedicht an England war Ernst Lissauer so unklug, die englische Verleumdung zu übernehmen, und dichtete:

„In der Bordkajüte, im Feiersaal
Saßen Schiffsoffiziere beim Liebesmahl.
Einer riß grüßend empor den Trunk,
Knapp hinknallend wie Ruderschlag, drei Worte sprach er:
‚Auf den Tag!' Wem galt das Glas?
Sie hatten alle nur einen Haß. Wer war gemeint?
Sie hatten alle nur einen Feind."

In London nahm man diese Verse als eine deutsche Bestätigung des englischen Märchens, und in ihrer Nummer vom 22. November gab die „Times" eine Schilderung der peinlichen Übergabe der größten und besten deutschen Kriegsschiffe in englische Gefangenschaft unter der Überschrift: „Der Tag".

Herr Lissauer hat sich dagegen verwahrt, daß mit diesem Gedicht seine poetische Entwicklung schon abgeschlossen sei. Seiner wahren Entwicklung sehe er jetzt erst entgegen. Im übrigen haben so viele die Mode mitgemacht, daß es ungerecht wäre, gerade Lissauer besonders zu belasten. Was dazu veranlassen könnte, wäre doch nur, daß er dieser Stimmung den leidenschaftlichsten, literarisch stärksten Ausdruck gegeben hat. Leidenschaft ist aber kein Tadel für ein lyrisches Gedicht. Man kann diese Stimmung in dieser Leidenschaftlichkeit „undeutsch" nennen, aber die Frage, ob wir uns dessen als einer unbedingten Tugend rühmen dürfen, läßt sich von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus beantworten. Auch der Erfolg der Sache spielt dabei mitunter ein nicht ganz untergeordnete Rolle. n.

*

Deutsche Hugenotten?

Es geht das Gerücht und wird neuerdings auch durch die Presse verbreitet, daß neutrale und sogar Staaten, die mit uns im Kriege standen, sich bemühen, deutsche Offiziere für ihre Dienste anzuwerben.

Ob da nicht, fragt die „D. T.“, manchem Gegner der Offiziere die Augen aufgehen, wenn er sieht, wie die militärischen Führer des besiegten Volkes vom Neutralen oder vom Feinde bewertet werden? Vielleicht hat es aber für das deutsche Volk auch eine Mahnung, diesen Strömungen nicht durch Entehrung und Entrechtung der Offiziere im eigenen Lande Vorschub zu leisten. Wertvolles Material für Nation und Staatswesen ginge verloren. Kein Volk, auch nicht in der Republik, wird auf Männer verzichten können, die so wesentlich zu seiner „einstigen“ Größe beigetragen und ihrem Lande bis zu den schwersten Tagen die Treue gehalten haben. Friedrich der Große hat nicht zum geringsten mit vertriebenen Hugenotten den Aufschwung Preußens begründet. Hüten wir uns, daß unter dem Druck unwürdiger Daseinsbedingungen nicht deutsche Hugenotten anderen Ländern ihre Kraft zur Verfügung zu stellen gezwungen werden.

*

Verlorene Liebesmüh — Boches bleibt ihr doch!

Nur mit einem Würgen im Hals, stellt die „Schlesische Zeitung“ fest, liest man die Berichte, die ein Mitarbeiter des Pariser „Matin“ zurzeit über seine Eindrücke in rheinischen Städten seinem Blatte übermittelt. „La Prusse rhénane fait ‚camerade‘“ ist einer dieser Artikel betitelt: Das preußische Rheinland fleht um Gnade. Vieles darin ist zweifellos Schwindel und Erfindung. Aber wenn der Franzose versichert, die Rheinländer nähmen die Okkupation nicht besonders tragisch und seien jetzt vor allem darauf bedacht, gute Geschäfte zu machen und namentlich den reichen Engländern viel Geld abzunehmen, so wird dies leider auch von anderer Seite bestätigt. Es sei komisch, schreibt der „Matin“-Mann weiter, mit wie begeisterten Hurras die deutsche Jugend überall die einziehenden Feinde begrüße, wie tiefe Knixe die jungen Mädchen machten. Diese allgemeine Unterwürfigkeit wirke so ekelhaft, daß er förmlich sich gefreut habe, als in einem Dorf ein zehnjähriger Junge ihm einen Haufen Schmutz nachgeworfen und ihn mit einer Kinderpistole bedroht habe! In Aachen sehe, man in den Auslagen der Spielwarenhandlungen nur englische und französische Zinnsoldaten, einem kleinen Kinder-Flugzeug habe man die französische Kokarde aufgepinselt.... Eine ungeheure Menge anonymer Denunziationen liefen deutscherseits bei den französischen Militärbehörden ein, einer suche den andern an Servilität zu übertreffen. Um sich das Wohlwollen der neuen Herren zu erschleichen, denunziere man den Freund und den Nachbarn. Überall singe man die Marseillaise....

Jedoch — und das ist der französischen Weisheit Schluß — der „boche en pantoufles“ sei nicht weniger hassenswert, als der „Prussien en bottes“. Dementsprechend wird in der ganzen Pariser Presse noch ebenso gegen Deutschland gehetzt wie früher, die Karikaturen sind noch ebenso gemein, der Ton noch genau so roh. Man hat die Losung ausgegeben: „Les Allemands restent des Boches“. Boches bleiben sie doch.

*

Zweierlei Kultur

Nach der Besitzergreifung Elsaß-Lothringens 1871 blieben die französischen Kriegsdenkmäler unberührt an ihren Stellen, u. a. das Standbild des Generals Kleber in Straßburg und des Marschalls Ney in Metz. Dagegen beeilten sich die Franzosen unmittelbar nach ihrem Einzuge, das Denkmal Wilhelms des Ersten in Straßburg umzustürzen, in Stücke zu schlagen, ja sogar den Bronzekopf des Denkmals an einem langen Seil durch die Straßen zu zerren. Wer nicht ge-

radezu blind ist, muß den klaffenden Unterschied zwischen der deutschen und französischen Kultur erkennen, und auch sonst wird man in Elsaß-Lothringen erfahren, daß die französische Herrschaft rückständig ist, nicht nur weil sie keinerlei Arbeiterversicherung kennt, sondern auch aus zahllosen anderen Gründen. Unter deutscher Herrschaft hatten die Aborte der Eisenbahnhöfe größere Reinlichkeit aufzuweisen als unter französischer Herrschaft die Bahnhöfe selbst.

*

„Das gefräßigste Räubervolk"

Im ganzen Verlaufe seiner Geschichte hat England nur Verteidigungskriege geführt. Eine gröbliche Unwahrheit begeht, wer da behauptet, daß das britische Weltreich nur ein Ergebnis von Ländergier oder Handelsgewinnsucht oder aus Eroberungslust hervorgegangen sei. Vielmehr ist nach den Untersuchungen von George Peel in dem Werke „The Friends of England" (2. Band, London 1905) das britische Weltreich sozusagen wider Willen entstanden, einzig und allein infolge der notwendigen Abwehr gegen die Störer des Weltfriedens, gegen Spanien und Frankreich, deren bedrohliche Ansprüche auf Weltherrschaft zurückgedrängt werden mußten. Auch in Amerika und in den beiden Indien habe England nicht aus Gebietserwerb, sondern aus zwingender politischer Notwendigkeit, nur im Interesse der nationalen Selbsterhaltung, festen Fuß gefaßt. Nach Abfall der nordamerikanischen Kolonien mußte Kanada aufgebaut werden. Um die Übergriffe Frankreichs zurückzuweisen oder ihm zuvorzukommen, sah England sich genötigt, das indische Reich abzurunden, Kapland und Australien zu nehmen. Unter dem Drucke des gleichen „antizipatorischen" Zwanges wurden die Engländer gezwungen, die Hand auf Ostafrika, Westafrika, Birma usw. zu legen, nur um die Angriffslust der Deutschen und Franzosen zu durchkreuzen. Wo immer sich die Engländer niederließen und Landgebiete nahmen, taten sie es nur notgedrungen, nur unter dem Drucke der Verhältnisse, nur um die Vorstöße der Ausdehnungspolitik anderer Staaten abzuwehren. Auch gegenüber den südafrikanischen Freistaaten war England in derselben Lage. Es wollte keine neuen Gebietsteile, keine Goldfelder, mußte aber schließlich das Unvermeidliche mit Würde tragen. So muß England aufs neue angeblich widerwillig sein Kolonialreich vergrößern!

In bezug auf die deutschen Kolonien äußerte unlängst der englische Kolonialstaatssekretär Long, England wünsche keine Ausdehnung seines Reiches. Leider gäbe es aber keine andere Lösung, als die deutschen Kolonien anzugliedern, damit für die Eingeborenen zweckmäßige Sorge sichergestellt würde.

In den Kreisen der heutigen Verbündeten Englands war man vordem mit der englischen Geschichtsauffassung nicht einverstanden. Der berühmte amerikanische Philosoph Ralph Waldo Emerson († 1882) nannte in einem seiner Werke die Engländer „das gefräßigste Räubervolk, das jemals dagewesen" sei. Dieses Urteil ist später von einem vielfach eingeführten französischen Handbuch der Geographie (La Terre illustrée, Paris 1907, 7. Auflage Seite 213) wörtlich übernommen worden. Vorläufig unterdrücken die heutigen Verbündeten Englands dieses Urteil, werden aber früher oder später darauf zurückkommen müssen.

*

Wien

Selten, schreibt Helene Hoerschelmann in der „Tägl. Rundschau", ist eine Stadt mit soviel Oberflächlichkeit und billiger Leichtigkeit abgetan worden wie Wien. Wenn der Deutsche es wüßte, wie überdrüssig dem echten, guten Altwiener dies Wien der deutschen Brille ist — das Wien des Wurstlprater und der G'müatlichkeit, des Fiakerhumors, des süßen Mädels, der Walzer, des Backhähndl und des Kaffeehauses! Als ob's wahrhaftig in dieser, an stiller Arbeitskraft, an Talenten und an Seele reichen Stadt nichts anderes zu loben gäbe als das mit dem fatalen, ironisch verliebten Lächeln abgestempelte „Wean"! Ich kenne Wiener, schwer arbeitende, grübelnde, trotz aller immer wieder durchbrechenden

sonnigen Heiterkeit tieferuste Männer — ich kenne Wiener Seelen von einer kristallenen Lauterkeit und einem von jeder utilitaristischen Strömung unberührt gebliebenen Idealismus, kenne Wiener von eckiger, herber Urwüchsigkeit, von wenig Worten und viel Innerlichkeit. Alle diese sind eben mit all diesen Zügen deutsch, im besten, tiefsten, zähesten Sinne. Sind es in den vier Kriegsjahren im Kampf gegen den verbissenen Ungarn, den tückischen, ihnen an Initiative und geschlossener Einheit überlegenen Tschechen immer bewußter und schmerzvoller geworden. Denn ihnen allen ward es klar, wo allein noch ihre Rettung lag.

Wenn man so Woche um Woche gelebt, in dieser Stadt und Natur, unter diesen Menschen im steten Geistes- und Seelenkontakt mit ihnen, drängte sich einem mit stetig wachsender Kraft die Überzeugung auf: hier gilt es Bestes zu retten — hier gilt es, die entgegengestreckte Hand fest zu ergreifen und große Werte vor dem Untergang durch feindliche Mächte im Innern und vom Westen her zu retten, ehe es zu spät. Ehe die slawische Gefahr wie eine Sturmflut die dann durch eigne Schuld eingerissenen Dämme durchbricht und damit Unseliges sich über die in unsern Tagen so schwer aufrechtzuhaltende deutsche Volkseinheit ergießt.

*

Bismarck für die Sozialdemokratie

Unter tausend Anhängern der Sozialdemokratie wird sich schwerlich auch nur einer finden, dem die nachstehenden Erklärungen Bismarcks über seine Stellung zu ihrer Partei bekannt sind. Wollen die Schriftleitungen der sozialdemokratischen Blätter, die doch ehrlich für Recht und Gerechtigkeit eintreten, nicht den Akt der Gerechtigkeit üben, daß sie ihren Lesern auch diese Aussprüche mitteilen? — Kein anderer als Bismarck war es, der am 9. Februar 1876 im Reichstage sagte: „In dem Sozialismus ist sehr viel Neues hervorgetreten; und viele von uns haben nie ein sozialistisches Blatt gesehen oder wenigstens nie aufmerksam gelesen und studiert, beobachten auch die Bewegung nicht, sondern beurteilen sie nur nach dem Hörensagen.“

Am 12. Juni 1882 auf den Vorwurf, er sei Sozialist geworden: „Sozialistisch sind viele Maßregeln, die wir zum Heil des Landes getroffen haben, und etwas mehr Sozialismus wird sich der Staat in unserem Reich überhaupt angewöhnen müssen. Sozialistisch war die Herstellung der Freiheit des Bauernstandes; sozialistisch ist jede Expropriation zugunsten der Eisenbahnen; sozialistisch im höchsten Grade ist die Kommassation, die Zusammenlegung der Grundstücke, die dem einen genommen, dem andern gegeben werden, bloß weil der andere sie bequemer bewirtschaften kann; sozialistisch ist die ganze Armenpflege, der Schulzwang, der Zwang zum Wegebau; das alles ist sozialistisch. Ich könnte das Register noch weiter vervollständigen; aber wenn Sie glauben, mit dem Worte Sozialismus jemand Schrecken einflößen zu können oder Gespenster zu zitieren, so sind Sie auf einem Standpunkte, den ich längst überwunden habe und dessen Überwindung für die ganze Reichsgesetzgebung durchaus notwendig ist.“

Zwei Jahre später, in der Diätendebatte vom 26. November 1884: „Die Sozialdemokratie ist so, wie sie ist, doch immer ein erhebliches Zeichen, ein Menetekel für die besitzenden Klassen, dafür, daß nicht alles so ist, wie es sein sollte, daß die Hand zum Bessern angelegt werden kann, und insofern ist ja die Opposition, wie der Herr Vorredner (Auer) sagte, ganz außerordentlich nützlich. Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe, wenn nicht sehr viele Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt bisher in der Sozialreform gemacht haben, auch noch nicht existieren.“

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Frühmesse — Fidus

Beilage zum Türmer



XXI. Jahrg. März 1919 Heft 9

Der Deutsche ohne Monarchie

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Was am Ende des Jahres 1918 die Lebensverhältnisse in Deutschland über Wasser hält, ist Amtstreue und Offiziersgeist. Als zwischen heute und gestern eine Revolution lag, war dem Gang des Uhrwerks äußerlich nichts anzumerken. Da kein zuständiger Befehl kam, der die Gewichte aushob, schlug der Pendel weiter. Namenloses Unglück ward verhütet, weil der einzelne unverändert tat, wofür er auf seinen Posten gestellt war. Ausfragern seine Privatempfindungen zu diktieren, war er nicht verpflichtet und gehörte nicht zu den Gepflogenheiten des Standes. — Ein Perpetuum mobile ist jedoch auch dieses feinempfindliche, genaue, starke Uhrwerk nicht. Die spannende alte Federkraft läuft zu Ende, und durch Auswechselung, Ersatz läßt sie sich nicht erneuern. Der Germane ist kein Franzose, der imstande ist, in eine Hülse aus Worten den lebendigen Odem seiner nationalstolzen Selbstbegeisterung hineinzublasen.

Alles menschlich Schöpferische beruhte auf der Zerlegung des Eigensinns in die Persönlichkeit und deren sich einordnende Selbstüberwindung. Nicht Hierarchie noch Sozialdemokratie wären zum Einfluß auf die Entwicklungen gelangt ohne die Disziplinierung des Willens und Dogmatisierung des Denkens. Wer vermeint, er habe das Anrecht zur Spötterei über die Stände der imperativischen Erziehung, für den sind auch die homerischen Bücher, die von der Selbstbezwingung

des Achill erzählen, von Hektors aufopfernder Adligkeit, von der Männlichkeit des Odysseus, dessen Gestalt die griechische Verschlagenheit ins Gemeinsinnige und Heldische erhebt, sind die Nibelungen und alle diese höchsten Dichtungen dann gleichfalls vergeblich und zu schade. Er mag sich mit dem Thersites begnügen, dem epischen Stammvater der Sophistik, und im geschichtlichen Teil mit den Lenkern des seelischen Ochlos, von Kleons Pöbelwitz bis zu Schmocks imitierten Brillanten in der Unterbietungskultur bei den Deutschen.

Der ausländische Maßstab für unsere nationale Kraft lag in dem legendarischen Nimbus, womit die für das richtige Staatswohl genau ausgewogene Monarchie zu den Völkern hinausstrahlte, das magische Wort, welches sie gefühlsrichtig in keine fremde Sprache übersetzten, der „Kaiser". Wer in den anderen Ländern und Erdteilen sich aufgehalten hat, dem kann auch der Weltkrieg nicht die Erinnerung daran verschütten. Was jene bei sich an Romantik des Hohen entbehren mußten, gaben sie dem Hohenzollerntum; den Träger dieser Krone ward die Freiwilligkeit nicht müde, mit allen Phantasien der Befehlsmacht, des Willens, der Deutschheit, der Genialität, der alltreibenden Schöpfertätigkeit und Initiative bis in einen kindlichen Märchenglauben auszustatten.

Nur zuviel, könnte jemand anmerken. Nein, nicht, wenn wir das Richtige verstanden hätten damit anzufangen, statt genau das Falsche. So aber, indem der Argwohn, der Neid, die Sorge, der Haß als Stimmung hindurchschlagen konnten, und nun sie ins Chimärische und Märchenschaudernde wuchsen, nahmen sie wieder zum Zielpunkt die monarchische Erniedrigung des Kaisertums und die Beraubung der Deutschen um die große Erziehungsschule ihres Militarismus. Ob vieles dabei unwissend, einseitig, verdreherisch und widerlogisch war, hier sahen sie die Wurzeln einer Kraft und Tüchtigkeit, die sie zur eigenen bequemeren Behauptung nun zerstören wollten. Noch immer läßt es ihnen keine Ruhe, eine Rückkehr von Elba zu fürchten. Daß das Ausland die deutschen Verhältnisse nach dem sah, was sein Nationalsinn uns neidete, bedeutet aber nicht, daß es kritisch und einzelkundig sah. Die breiteren Anschauungen der Völker, die sie voneinander hegen, sind immer auch anachronistisch, auch bei Politikern. Die unsrigen sind noch die leidlich bestunterrichteten, obwohl sich auch manche veraltete Type darunter befindet. Die Nationen begannen sich in die Arbeit der Hohenzollern und Bismarcks würdigend hineinzudenken, während bei uns die gesunde Pflege stetig fragwürdiger wurde. Selbst feinere Psychologen in der Entente nehmen an, der ihnen achtbarste Teil der Deutschen verhehle nur klüglich sein Planen und Hoffen auf den Kaiser. Sie wissen, verstehen noch nicht, weswegen man ihn persönlich am meisten satt bekommen konnte.

Mein Aufsatz im Februarheft 1911 des Türmer, „Das Schwinden der monarchischen Gesinnung", enthebt mich der Wiederholungen des früher schon Gesagten und dem Verdacht, als ob ich jetzt schärfer rede. Die Monarchie hätte desjenigen Vertreters bedurft, der als ein neuerer König Friedrich Wilhelm I. dem Staat, dem König, dem rechtlichen Bürger und kleinen Manne, der Einfachheit, dem sozialen Denken, der strengen Pflicht und Sachlichkeit Respekt verschaffte, eines Rocher de bronze wider die eindringende Streberei, Byzantinerei,

Bequemlichkeit, geistige Trägheit, Luxuswirtschaft, Veräußerlichung der Rang- und Titel-Einschätzung. Eine formell gedeckte sittliche Korruption, deren Pegelstand durch das darüber hier und da Erörterte ungenügend bezeichnet wird, hatte sich hauptsächlich über die Hinter- und Vordertreppen der Zentralinstanzen eingeschlichen. — Von diesen aus machten verschiedentliche Übel nach der Peripherie hin Schule. Wie die Reichskanzler dieses Regimes Wert darauf legten und aus „höheren" Veranlassungen auch legen mußten, von den Gesandtschaften erwünschte „gute" Berichte zu bekommen, so ging dasselbe System bis zu den Landräten hindurch. Das eine hat uns den Krieg einbrocken helfen, das andere die Überrumpelung am Schluß. In der Meinung, der loyalen und monarchischen Gesinnung belebende Nahrung zuzuführen, züchteten Hofschreiber, Scherlverlag und was derart zusammenwirkte, sie um zu einer veräußerlichten Neugier- und Schaulust, sogen ihr das Mark aus den königstreuen Knochen. Als schließlich die Revolution losputschte, war zwischen den Subalternitäten solcher Mittelschichten auch eine der unmittelbarsten Regungen die stumpfe Neugier, die Kolportierlust für alle gruselig-leckeren Gerüchte.

Wie im staatlichen Wesen, so breitete der „Geist strammer Disziplin und Erziehung", nur meist nach dem Höflingsmuster, sich auch über die privaten Groß- und Kleinbetriebe aus, alljeweils wo ein „Geheimrat" oder „Chef" angewedelt und hinter dem Rücken beklatscht werden konnte. Derartiges reichte auch in rechtsstehende Parteiorganisationen und das Geschäftsführerwesen hinein. Sicherlich hat das beigetragen, die konservative Kritik, woran es nicht fehlte, praktisch so formelverknöchert bleiben und sich nur Haß werben zu lassen. Auch von manchem Nationalen nahm man die Erkenntnis mit, daß in der berühmten „Organisation" der Anfang des Verläpperns und Privatversorgung stecke. Wo man gehofft hatte, klardenkende Männer vereinigten sich als eine geistige Eidgenossenschaft, war Korridorlaufen und lakaienhafte Namens- und Titeldevotion. Die Frage, ob der Herr Oberpräsident sein „persönliches" Erscheinen zusagen werde, konnte den Eindruck machen, wichtiger als die ganze Tagsatzung zu sein.

Der Baum des geschichtlichen Staates bedurfte einer gründlichen Karbolineumbehandlung und durchgreifender Verjüngung mit Säge und Neupfropfung. Für die Axt waren Wurzel und Stamm und Ertrag bei allem zu schade und unersetzlich. Was an pünktlicher, guter, rechtschaffener Verwaltung, an Sozialpolitik und sonstiger Fürsorge und ordnender Förderung geleistet wurde, übertraf noch immer die in Vergleich kommenden auswärtigen Staaten und Nationen. Doch es verfehlte die Wirkung der dankbaren Schätzung, der einenden und erwidernden Gesinnung. Wenn nicht Miene und Ton der freundlichen Meinung die Wohltat bringen, wenn die Behörde den Ausdruck ihrer Würde gar zu viel mit der Überhobenheit verwechselt und ihre Schreiberlehrlinge zu Flegeln erzieht, so zeugt sie zunehmende Erkaltung und Abneigung weiter. Dieses unglückliche neudeutsche Bestreben, daß wer Eindruck machen und sich gesellschaftlich weiterarbeiten wollte, mit aller Bemühung das Aussehen vermied, als habe er es nötig, irgend jemandem, vor dem er nicht gerade stramm stand, angenehm zu sein, dieser in Deutschland entstandene Plakat- und Charakterkopf der Widerwärtigkeit, den

man fälschlich für etwas von England Gelerntes hielt, hat wesentlich auch die gemeinsame Abneigung des Auslands miterzielt, die Fabeln über unsere junkerigen Zustände unterstützt, das Labyrinth der Irrtümer und Verwechslungen noch gemehrt. An Rechtlichkeit und Humanität im Grunde meist viel ärmer, verstehen die Ausländer von einigem Rang sie desto gefälliger als Verkehrsmünze auszugeben. — Obrigkeitliche und staatliche Volksgesinnung soll nicht hinter so und so viel Kunstschlössern liegen, sie soll durch das Ganze lebendig spürbar von oben bis unten durchgehen, und jeder, der in seiner Sphäre Achtung verdient, darf sie auch im Benehmen ihm gegenüber fühlen. Das achtet er wieder und dankt er mehr, als noch so viele „Verfügungen" und gesetzliche Rechte, die es mit ihm gut meinen. Das Elsaß hat man in Blüte gebracht, daß es selbst von Frankreich her bewundert wurde. Aber in der alamannischen Bevölkerung die heimische Stammesart zu verstehen und zum freieren Selbstgefühl aufzuschließen, hat man vernachlässigt; mit aller Kraft hätte man sie poussieren sollen, anstatt die Französlinge und die „riche Herre".

Man wollte von oben liberal und modern sein. Aber bis wo es hinunterreichte und wo es stecken blieb, das war der Orléanismus, die Parvenüwelt und Trugdemokratie des Geldes. An unsern Universitäten gibt es die einen studentischen Korps, die ihren Rang im Noblesse oblige des geforderten größten „Wechsels" suchen; andere wissen ihn ohne diese Hervorkehrung durchzusetzen, indem die Rekrutierung ihrer Füchse weniger behindert und in den Kriterien achtbarer ist. In gewisser Ähnlichkeit mit jenen ersteren hat der Enkel des alten Kaisers Wilhelm I. mittelbar den Zwang gefördert, den eine aufsteigende Plutokratie den vorherigen Kreisen auferlegt, wenn sie nicht zurücksinken wollen, als Kompromisse in den beiderseitigen Ansprüchen und in deren Ermöglichung. Das Gold und heraldische Eisen verschmolzen noch nicht, aber als Intarsia wurden sie zur gefälligen Verbindung. Je „großzügiger" eine Neugründung, desto sicherer konnte man die Namensverbrüderung des Alten Testaments mit dem Hochadel der Standesherrschaften und großen Fideikommisse lesen. Die großzügig wachsende neudeutsche Selbstgefälligkeit vertrug sich mit der Selbstwegwerfung im Hochgefühl des neuen „Amerikanismus", wobei deutlich genug das von Amerika zu lernende wirkliche Gute nicht der hauptsächliche Ansporn war. Die Einlenkung der auswärtigen Politik in die maßgebenden Richtlinien deutsch-internationaler Finanzgruppen spiegelte sich eine Fata Morgana vor, daß man im Freundschaftsverein mit einem ähnlich gelenkten Nordamerika die Welthandelsmacht, welche sich England in dreihundertjähriger, nie besinnungslos überhasteter politischer und wirtschaftlicher Arbeit geschaffen, durch Ausdrängung und Überflügelung bald absehbar entthronen werde. Der Draht nach England, den Bismarcks kühler, aber objektiver und rechnender Standpunkt während seiner ganzen Reichskanzlerschaft als nötig und nützlich begründet hatte, war durch zu viel Zickzack und Geraspel dran zerfeilt, als man zur Zeit vor dem Weltkrieg es zum soundsovielten Mal wieder mit ihm probierte. Anschein, soufflieртes Mißtrauen und Trug haben in beiden Nationen sehr vieles übertrieben und hinzusuggeriert, was bei uns einzugestehen nicht die größte Schande ist. Aber noch heute sieht man solche,

die lieber das Dreieck Deutschland, England, Frankreich politisch kapieren sollten, mit dem nutzlosen Sammeln von Anklagen gegen England beschäftigt.

Reich wollten wir werd'n,
Daß Gott erbarm —
Was wir hatten, han wir verlorn,
Jetzt sind wir arm,

summt es von fernher aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. — Viele der Arbeiter, dies wieder anders genommen, werden auch daran zu denken bekommen.

Im plutokratisierten Deutschland spaltete sich die Weltanschauung des Offiziersstandes. Die eine schwenkte in den Kompromiß mit ein, ergab sich der Nobilitierung der Kommerzien, von der Heimführung der Töchter bis zur Verzierung der besseren Aufsichtsräte. Ein anderer Rangteil machte sich der nationalen Politik zum Waisenvater, wurde zum merklichen Gegenpol der unter die Börse mediatisierten Zivilleitung. Das Volkstum, die Kolonien, die für den gesunden Ausgleich und Nachwuchs der Industriearbeiter notwendig zu erweiternde Siedlung, nach dem Bestreben des Großteils der Alldeutschen und anderer nationaler Verbände, wurden auch zu einem Inhalt des denkenden „Militarismus". Somit erregte dieser dort neu vermehrten Anstoß, wo die gedeihliche Zielarbeit mit der Entnationalisierung — ich sage absichtlich nicht Internationalisierung — Deutschlands und seiner lenksamen Bewohner zusammenfiel.

Ähnlichkeiten zwischen Neudeutschland und dem alten Karthago vervollständigen sich auch um dieses Profil. Karthago hält für seine auf die Interessen des Großhändlerrings gestellte Regierung und Politik ein Heer. Der von diesen Söldnern beschützte Reichtum wird aber niemals frei von der argwöhnischen Logik, sie möchten einmal auf ihr eigenes politisches Regiment verfallen, also namentlich infolge eines siegreichen Krieges, der ihre Bewußtheit verstärken müßte. Diese Gefahr wird beides, verringert und vergrößert dadurch, daß die Leitung des Heerwesens sich traditionell in den Händen der altvornehmen Familie der Hanno, Hamilkar, Hannibal befindet, der Nachkommen des alten Großagrariers Mago, der (gegen 500 v. Chr.) über den Landbau ein bei den Griechen und Römern noch lange geschätztes Buch verfaßte, eines der wenigen bekannten Zeugnisse karthagischer Wissenschaft. Die stete Beargwöhnung des Heeres ist der Schlüssel zu den nie endenden politischen Ränken, welche auch die Eifersüchte innerhalb jener Familie spielen lassen, zu den „unbegreiflichen" Gegenbefehlen der Heimatregierung während der Kriege, der Schlüssel dazu, daß man Hannibal mattsetzt in dem Augenblick, wo einzig der zähe römische Wille, „am Himmel der Götter und am Vaterlande" sich kein Verzweifeln zuzugestehen, noch nicht von Hannibal besiegt, Roms Hoheit in Italien zertrümmert ist. Karthago hat die innere Politik, die von Cannä nach Zama führt, gebüßt durch die Auslieferung fast aller Kriegsschiffe und der Elefanten, eine gewaltige Goldzahlung an Rom, volle Entschädigung des Massinissa, Aufgabe Spaniens und den Verzicht auf selbständige Kriegführung. Indessen die Handelsoligarchie und ihre Klientel haben auch so den durch diesen Ausgang befriedigten Vorteil herausgefunden. Nun erst war der Handel von allen Durchkreuzungen und Nebenbedingungen befreit, und als sich zeigte, daß

der von Rom geschonte Hannibal die politische Wiederaufrichtung betrieb, jagten sie ihn in die Abdankung und Verbannung. So gleicht die letzte Phase dieser Staatsgeschichte noch wieder dem altphönikischen Ursprung: man sucht rein ausschließlich Gewinn und Geschäft, und man macht sie, unter allgemeinen Handels-, Verkehrs- und Zollverhältnissen, die noch keinen neueren gleichen. Tatsächlich hat der karthagische Wohlstand und Reichtum sich von neuem rasch erholt. Man war zufrieden und durchaus pazifistisch. Nur daß nicht ebenso karthagisch auch die römischen Kommissare zu denken vermochten, die den Reststaat und seine Beziehungen zu den umzäumenden, jetzt mit Rom andauernd befreundeten Nachbaren überwachten. Das Kommissariat des Cato führt zu dem Ceterum censeo endgültiger Auslöschung dieses Volkes.

Zwischen Deutschland und England ist der punische erste Krieg zum hannibalischen geworden, und über diesen hinweg sorgte England vor, dem Unterlegenen nur den geschlossenen Handelsstaat, aber mit Hypotheken, die ihn so erdrücken müssen, übrig zu lassen. Demnach faßten die englischen Zeitungen, politisch geschult, als die ersten unter den feindlichen auch die sich aus diesem Vernichtungsfrieden ergebenden weiteren Folgen ins Auge. Sie forderten und verkündeten das nationale Verbot der deutschen Zuwanderung, die Fernhaltung der deutschen Weltverstreuung von London, vom britischen Königreich und Weltgebiet. Man duldete unsere händlerischen und kapitalistischen Landsleute schon vormals nicht gern, weil sie mehr oder minder unter anglisierender Tarnkappe ihrer Beteiligung und Unternehmung sich die alteingelebten Positionen des englischen Weltgeschäfts oder jüngere, wie in Transvaal, zunutze machten. Man will dem ungeduldigen Nebenbuhler nicht von Antwerpen bis Bagdad, von Südamerika über Afrika bis China seine Festsetzungen und Planungen zerstört haben, um ihm seine geliebten „offenen Türen" gastlich bei sich selbst zum Asyl zu bieten. Aus diesen Gedankengängen entspringt auch die Forderung von (bisher) zwei angesehenen Blättern, daß den Deutschen irgend etwas von Kolonien gelassen werden müsse.

Es ist bei uns selber nur rechtzeitiges Klarsehen und Vordenken, wenn beachtet wird, welche Antriebe zur Aufgabe der Heimat sich für verschiedene große oder sonst wertvolle Klassen unseres Volks ergeben werden. Schon strecken sich feinere Werberhände nach unseren Offizieren aus, und diese sind genötigt, sich das zu überlegen. Die Schreier und Giftköche werden wir behalten. Trotzdem nicht die Heimatgesinnung, auch nur auf ihre Art, sie zu uns weist. Die wenigsten erfahren wohl im nationalen Deutschland, welche geständnisselige deutsche Ausländerei und Nestbeschmutzerei sich derzeit an schweizerische Zeitungen drängt, in der Hoffnung, daß es da auch noch andere lesen. Wie nunmehrige Hochverantwortliche wenigstens auf diese Weise an den Beifall der geliebten Franzosen platonisch heranzukommen suchen, wie man als „Ministerpräsident" mit der Bettelhaftigkeit des Selbstreporters in der kühl den Raum dafür gewährenden „Neuen Zürcher Zeitung" andere süddeutsche Politiker persönlich anpetzt. Welche Lumpen sich da vor den sie verachtenden Schweizern von vormaligen nationalen Anwandlungen reinigen, den von ihrem Vaterlande durchlebten Krieg als eine

anfängliche „Sensation“ auch für sie bezeichnen und so auf allen jüdischen Ausdrücken, wie abgerichtete Affen mit der Drehorgel, klimpern.

Der Hang zum Vaterlandsverzicht, zur Weltverstreuung und Reisläuferei aller Arten, zur fremdsüchtigen Verpuppung wurzelt in gewissen tüchtigeren Ungenügsamkeiten wie in den Charakterschwächen der germanisch-deutschen Stämme. Wenn den englischen Angelsachsen und Normannen ihre insulare Umschlossenheit beizeiten die nationale Denkweise beibrachte, so wurde für nationale Gemeinsamkeit und zentripetale Richtungen der Deutschen am günstigsten die Monarchie. Je wie geschichtlich die Schalen der Königs- oder Kaiserbedeutung auf und ab steigen, wechseln die Zeiten der anstraffenden, sich volklich von selbst betätigenden Nationalität und der Germanisation weit über die Grenzen mit der Zerfaserung, dem Vonselbstzerfall, Abspaltungen ganzer Volksgebiete, widerstandsschwacher Ergebung in fremde Annexion und — bezeichnend — mit der Ansammlung des fremden gemeinsamen Hasses gegen ein deutsches Karthagertum, nicht allein der Hansen.

Die Werte, die mit der monarchischen Verfassung verloren gehen, werden sichtbarer werden bei sich vergrößerndem Abstand. Sie bedürfen dessen eher, als daß er ihnen schädlich ist. Zuletzt wurden sie, und desgleichen die würdigeren dynastischen Persönlichkeiten, aus dem Vordergrund gedrängt durch ein Getriebe, das im Verein mit dem Schranzentum jeder Sorte die Talmiseite des höfischen Wesens besinnungslos herauskehrte und nicht merkte, daß vom Bewundertwerden durch den Nähmädelgeschmack und in der „Woche“ der Weg zum „Simplizissimus“ der nächste ist. Wir waren dieses vormals aristokratischen Gemisches, das mit seinen zunehmenden Neu-Legierungen sich hochnäsig „die Gesellschaft“ zu benennen fortfuhr, reichlich überdrüssig geworden, dieser mit weibischen Goldketten am Handgelenk gezierten Rodel-Hoheiten oder Flanell-Großherzöge, die man dem Flirt der Bankierstöchter keine zeremoniellen Schwierigkeiten machen sah. Auf mancherlei Weise schien um die „steile Höh', wo Fürsten stehn“, ein charakterarmes Dandytum bestrebt, den Beweis seiner nationalen Überflüssigkeit zu führen, das denn schließlich auch als Genosse zu Klein-Glienicke auf dem Schloßturm eiligst die rote Fahne zu hissen vermochte, sicherlich nicht, um sich zum Philippe Égalité zu erbieten. Eitelkeit einer unter der Krone geborenen Preußin, sobald sie selber Hof hielt, möchte ein welfisches Hannover aus dem preußischen Staatsgefüge herausbrechen.

Die fortgeschrittene Aushöhlung der monarchischen Denkweise wurde bewiesen durch die Kurzfertigkeit, womit ein grober Puff sie mit über den Haufen warf. Die Streberei suchte sogleich vernehmlich ihren Anschluß beim Neuen. Dem eigentlichen Gefühl weithin im ganzen Bürgertum war der Umsturz der Throne nicht recht, aber zum unmittelbaren Handeln, auch nur Handeln-mögen, reichte es nicht mehr. Aus diesem Gefühl, als der unversehrten Wurzel, kann sich ein neu denkender Wille entwickeln. Um ein Regime, das sich seinerseits nicht auf die gefühlsrechte Volksführung verstand, auszuwechseln, ist es nicht not, daß deswegen die ganze Überlieferung den Schaden der Zerstörung mitleidet. Der Arbeitssozialismus ist durch Mißbrauch und Hetze auf das Geleise des ideellen Verfassungsstreits geraten. Er ist ein Kernpunkt unserer Wirtschafts- und Lebens-

haltungsfragen, und diese sind schon verwickelt genug, um sie durch politische Prinzipienverknopftheit weiter zu verwirren. Wir können nicht dauernd entbehren, was das Volkstum vor der zentrifugalen Neigung schützt und die Selbsterhaltung, die Wiedergeburt fördert. Wir brauchen das, was die gutsinnige Demokratie und den sozial gewillten Staat verhältnismäßig am vollkommensten verbürgen kann, als Schild wider die Sophistik, als Hochleuchte der Imponderabilien und Herzenswerte. Wir brauchen auch das, was das deutsche Leben und seine Bildung vor Verödung und zentralisierter Langweiligkeit, vor noch weiter auswuchernder Miß- und Profitkultur und Entkleidung von aller geschichtlichen Schönheit und Romantik bewahrt. Auch die letztere erfüllt in England, um das Königtum, um Parlament und Kommunen, ein nationales altrichtig verstandenes Bedürfnis und Dazugehören. Und noch kürzlich hörte ich einen sehr frei denkenden schweizerischen Herrn die äußere nichtssagende Erscheinung der Berner Regierung beklagen im Hinblick auf gewisse Fragen des geschichtlichen Sinnes im Schweizervolk.

Derzeit indessen kann jede politische Aussprache nur aphoristisch sein, das Zeitbild selbst ist rahmenlos und „futuristisch“ unentwirrbar. Ich hoffe noch manches von der Revolutionsepisode, u. a. daß noch mehr die Bedeutung der selbsttätigen Berufsvertretung oder Berufs-Räte für die öffentliche Vernunft begriffen wird, oder — ernstlich! — daß man die gewöhnliche Geschichtspaukerei in der Schule abändert. Endlich dann wird die Volks- und die Weltgeschichte die Wißbegierde reizen, man wird durch sie gebildeter und aufgeklärter werden wollen und lernen, es zu werden. Der Deutsche wird dann eine Anschauung gewinnen, wie die alten Freihälse dachten, wie sie ihren Stolz und ihre Treupflicht verstanden, wie sie den „Vordersten“, Fürsten im Volke, betrachteten und sein Erbe als Kuning von ihm verwaltet wissen wollten. Man könnte wieder zum Eigendenken gelangen, nachdem man so sehr der Pudel der Schlagwörter geworden ist, unter anderen auch des, daß nun die Monarchie „unwiederbringlich“ gestürzt sei, wie an allen Ecken und Enden unwissend und gedankenlos mit der Miene des alten Attinghausen hergesagt wird. Solange unser Zeitungsmichel nicht wieder unabhängiger wird, nachsinnend und eigenköpfig gescheiter wird, verdirbt ihn die Monarchie, wie sie zuletzt war, und er hilft sie verderben. Bis dahin wird er besser noch, nach dem griechischen Sprichwort, erzieherisch „geschunden“, durch so lehrreiche Mittel, wie sie ihm jetzt zuteil werden. Die selbstschöpferische Fähigkeit, die die Germanen auszeichnet, im Recht und Weistum, in der Spruchweisheit der Erfahrung, in gutsinniger Ordnung, die das Strenge mit dem Gönnenden vereint, ist in Deutschland erst verdrängt worden seit dem akademischen Studium der Juristen. Durch es und durch die meisten von ihnen sind das Begriffsdenken, der „Schimmel“, das Fremdmuster und die Begnügung damit zu uns gekommen und eingedrillt worden, die Bureaukratie, der Absolutismus, der Advokatismus und Parlamentarismus, und als letzte Folgerichtigkeit die Kopie der russischen Schablone. Vielleicht erfüllt nun sie die Wirkung, die Fremdsucht der politischen Entlehnung ans Absurde gelangt zu zeigen. Zunächst zwar sind wieder juristische Professoren und Politiker daran, für Deutschland einen „Präsidenten“ und eine blitzneue Verfassung, nach ameri-

kanischen und neuschweizerischen Rezepten, mit etwas Zusatz aus englischen Bills, in der Paragraphenretorte herzustellen.

Man könnte Triftigeres von England lernen, dessen Geschichtsgang und Volksähnlichkeit uns immer den nächsten Maßstab bietet, so wie ein älterer Bruder ihn in dem jüngeren findet, der weniger musikalisch veranlagt und bälder klug geworden ist. Die englische Revolution gegen Karl I. endete aber auch noch nicht mit der Rückberufung der untauglichen Stuarts. Dies wird nun nach Beendigung der durch Cromwells Tod entzügelten Unsinnigkeit und Anarchie die erfolgreiche Lehrzeit der Parteien, für ihre Klärung und nationale Zielgemeinsamkeit und für den Ausgleich mit dem Volksinstinkt, der immer monarchisch geblieben war und in dem republikanischen Versuch das allzu Unenglische herausfühlte. Der Oranier Wilhelm III. ist der geeignet Kluge, sich in die englische Geschichte und in die neuen Erringungen des Parlaments richtig einzupassen, und indem er letztere politisch und monarchisch ergänzt, hat er das Königtum in die Gesamtnation nicht nur dekorativ, wie immer gesagt wird, verankert.

Der deutsche Hochgekrönte, der auf Hammurabi und Ähnliches, was uns ironisch durch die Erinnerungen wirbelt, die Geschäftigkeit der Zeitgenossen und die „Sensationen" ihrer Bildung gelenkt hat, ist an Schiller, Fichte, am Freiherrn vom Stein und Ernst Moritz Arndt vorübergegangen. Bei ihnen sind den Deutschen die groß und nächstverständlichen Erkenntnisse zu finden, um den Volksstaat auf die germanisch wurzelnden dauernden Veranlagungen des Volkstums, die man nicht zerstören kann, auf ihre glücklichste Einsetzung zur Selbstbestimmung und ihre günstige Behütung vor den eigenen Schwächen zu begründen. Nur ein Zeichen des tiefwurzelnden volksgeschichtlichen Sinnes ist das derzeitig aufgetretene Begehren nach den alten Stammgebieten innerhalb des Reiches, Niedersachsen, Bajowarien, Franken. In dem Verhalten aber, welches die deutsche Gesamtheit, alles in allem genommen, während dieses Krieges und noch inmitten des Zusammenbruchs bewiesen hat, liegen die erneuten Zeichen ihrer nicht unwiederbringlich verlierbaren sittlichen Größe und auch die Verheißungen reifender öffentlicher Mündigkeit.

Ich schreite . . . Von Ernst Ludwig Schellenberg

Ich schreite durch ein großes ebnes Land;
darüber strömt, ein niegehörtes Wehn, die Zeit.
Weit,
weit mit mir wandern namenlose Wege,
in unerklärte Einsamkeit gespannt.
Und einmal steh' ich, wo der Himmelsrand
sich senkt zu einem ungesehnen Stege.
Dort zeigt ein Weiser:
Ewigkeit.





Junker Ottos Romfahrt

Roman von Rudolf Huch

(Fortsetzung)

Otto saß mit pochendem Herzen auf seinem Schemel. Vielleicht brachte ihn diese Nacht um die ewige Seligkeit. Vielleicht rettete sie ihn. Er wollte wieder mit Else fromm sein, keusch wie das Mondlicht. Sie knieten nebeneinander, dicht nebeneinander ...

Warum ließ sie ihn so lange warten? Sie mußte doch wissen, daß er einsam im Burghofe saß und wartete.

Werde nicht ungeduldig, Seele! Horch!

Das kam von außen!

Es war schon am Tore.

Wilde, heisere Stimmen riefen nach der Wache gewaltsam laut, als gäbe es etwas zu überschreien.

Er ging zu seiner Pforte, sie sollten ihn hier nicht finden.

Was wimmerte?

Die Stimme kannte er.

Ein Zorn erfaßte ihn. Wie hatte er den Knaben gewarnt! Die Knechte überbrüllten das Wimmern. Jetzt rührte es sich in der Burg.

Er kannte seinen Vater. Stehenden Fußes wurde das grausame Gelübde vollzogen. Aus dem Wimmern wurde ein Schrei, den die ganze Mannschaft nicht überbrüllt hätte. — Sollte er schlafen? Sollte er zusehen? Sollte er sich verkriechen? Er war schon am Tor und öffnete. Der Knabe schrie auf, riß sich mit Riesenkraft los und stürzte zu seinen Füßen.

„Junker, lieber Junker Otto, seid barmherzig! Holt Euer Schwert und stoßt es mir in die Kehle!“

Otto legte die Hand auf den glühenden Kopf und sagte zu den Knechten: „Der ist im Fieber. Ich nehme ihn auf meine Kammer.“

Sie sahen einander an: „Der Herr hat befohlen — —“

„So befehle ich neuerdings anders“, sagte Otto kalt. „Meinem Vater stehe ich Rede, ihr schweigt und gehorcht!“

Er ging mit Heinz die Stiege hinauf. Es war ein mühsames Gehen, der Knabe preßte sich an ihn und hörte auf kein Zureden. Er hatte sich geträumt, wer anders sollte sich an ihn pressen. So enthüllte sich nun Gottes Fügung!

Der Magister hatte sich den Mantel übergeworfen. Er war außer sich vor Angst: „Junker, wen bringt Ihr? Das war mißgetan, daß Ihr mich allein ließt. Wer stürmt? Der Stapelburger? Die Bauern?“

„Einen Kranken bring' ich“, sagte Otto. „Ihr sollt ihm den Puls fühlen.“

Der Magister trat heran: „Das ist der Heinz Jörg!“ Er fuhr zurück: „Junker, was tatet Ihr?“

Otto fühlte den heißen Atem des Knaben an seinem Ohr: „Es ist der Ahn, er will mich holen. Ihr müßt beten. Hört Ihr, wie er flüstert?

Hast du den letzten Schuß getan,
Holt dich Söhnlein der tote Ahn.

Betet ihn still! Er flüstert mir den Kopf entzwei."

Der Magister fuhr wie besessen in seine Kleider.

„Weh, die Pest! Ihr habt die Pest hereingeschleppt!"

Otto rieselte es kalt den Rücken herunter.

Der Magister schoß hinaus.

Der Knabe zitterte heftig und flüsterte unaufhörlich seinen Vers. War dies die Pest, so waren sie beide verloren. Der todbringende Atem des Kranken hatte ihn berührt.

Der Knabe schwankte. Otto führte ihn an sein Bett und sagte freundlich: Ruh' dich aus, Heinz, ich halte Wache. Das ist mein eigen Bett."

Der Kranke zuckte zurück: „Nicht, Junker, nicht! Euer Bett kommt dem armen Heinz nicht zu. Seht Ihr, wie mich der Ahn bedroht? Bitt' Euch, sagt ihm, daß er nicht mehr flüstert."

Er sträubte sich ängstlich.

Otto brachte ihn in das Bett des Magisters. Da lag er still und flüsterte.

Eine wilde Stimme von außen: „Magister, Ihr seid ein Narr!"

Der Knabe schrie auf: „Meine Augen! Stecht mich tot, um Gott, stecht mich tot!"

Schritte auf der Treppe. Unwillkürlich ergriff Otto sein Schwert.

Die Tür sprang auf. Es war sein Vater. Draußen standen zwei Knechte, die beiden, die den alten Jörge gehenkt hatten.

„Wo ist der Verbrecher?"

Ein gellender Schrei vom Bette her. Nun flüsterte der Kranke wieder den Vers.

Otto sah im Mondlicht, daß die Augen seines Vaters gläsern vorstanden. So standen sie, wenn er sich vorgesetzt hatte, nicht barmherzig zu sein.

„Vater, der Tod hat ihn gezeichnet!"

„So hab' ich Eile, mein Gelübde zu vollziehen."

„Vater, das ist wider Gott!"

„Ei, das ist wider Gott, daß ein Sohn den Vater will meineidig machen! Heraus mit dem Verbrecher!"

Da rief Otto außer sich: „Eh' ich so Unerhörtes dulde — —"

„Rabensohn!" schrie der Alte. Er zog sein Schwert.

Sie standen unbeweglich. Vom Bette her kam ein Laut unendlichen Glückes.

Der Knabe saß aufrecht im Bette. Seine Augen leuchteten. Er rief mit heller Stimme: „Ahn, wen führt Ihr bei der Hand? Heil, armer Heinz, es ist Dein Vater! Wie lacht er mich an! Das wußte ich nicht, lieber Ahn, wie so gut Ihr es im Sinne hattet. Bin nun nicht mehr der arme Heinz, bin — —"

Er fiel zurück. Sein Atem war ein Gurgeln. Der Burgherr wußte, was da geschah, er hatte viele Menschen sterben sehen. Schweigend wandte er sich und ging hinab. Die Knechte folgten. Otto blickte abwesend in den Mondschein. Nach

einer Weile sank ihm das Schwert aus der Hand und fiel rasselnd zu Boden. Da bedachte er, daß er nach dem Kranken sehen müsse.

Der war stumm geworden.

Otto setzte sich an das Bett. Die starren und glanzlosen Augen ängstigten ihn. Er drückte sie zu. Nun sah der Tode friedlich aus. Wie hatte den vor den Toten gegraut! Otto wollte nicht so töricht sein, sich vor diesem zu fürchten.

Wer flüstert?

Heinz mußte das getan haben.

Wenn es wieder flüsterte, hieß es achtgeben.

Es flüsterte: Das ist der Junker Otto vom Wolfstein, der hat mit dem Schwerte wider seinen Vater gestanden.

Der Tote hatte die Lippen bewegt. Er zog ihm leise die Decke über das Gesicht.

Es flüsterte fort. Also war es doch nicht der Tote gewesen. Er legte das Gesicht wieder frei.

Der böse Geist mußte noch im Gemach sein, der den armen Heinz gequält hatte. Bis ihm der Engel des Todes zu Hilfe gekommen war. Aber der war nun wieder mit der Seele entschwebt.

Man mußte sich wachhalten, daß einem der Dämon nicht im Schlafe die Seele stahl. Dabei war Otto sehr müde. Das war die List des Dämons.

Das Flüstern hörte nicht auf.

Der Mond ging unter, es wurde dunkel im Gemach. Nur das weiße Totengesicht war als ein matter Schimmer zu ahnen.

Otto fand, daß Heinz es gut hatte und überhaupt jeder, der schlafen konnte. Der Dämon flüsterte fort. Schlafen, schlafen. Mochten die Geister seine Seele zu Fetzen reißen, nur erst einmal schlafen. Er warf sich auf sein Bett. Seine Zähne schlugen aneinander. Er wickelte sich in seine Decke, aber das half nichts.

Der Dämon flüsterte fort. Er zeigte ihm Bilder, Bilder, immerfort Bilder. Jörge im Verließ, Heinz auf der Wiese im Mondschein. Jörge an der Eiche hangend. Elschen im Mondschein, den himmlischen Marmorsaal. An der diamantenen Pforte stand der Vater, das Schwert in der Hand, und wehrte ihm den Eintritt.

Da war auch die Klause bei den Feuersteinen. Die war aber nicht sein eigen, denn er lag ertrunken auf dem Meeresgrunde. Er wollte sich erheben, aber eine Welle stürzte über ihn, und als die zerflossen war, tauchte der Vater aus dem Wasser auf und türmte neue Wellen über ihn. Nun lag er still auf dem Rücken. Durch das Wasser hindurch sah er gerade in den himmlischen Marmorsaal. Ein Engel schwebte empor, der führte Heinz mit sich an der Hand. Gott mußte den armen Jungen lieb haben, die ganze Himmelsveste wurde ihm zu Ehren mit Rosen überstreut ...

Otto fragte verwundert: „Ist das schon das Morgenrot?"

Else rief in heller Freude: „Des soll Gott der Herr Dank haben, daß er das Fieber von Euch genommen hat! Herzlieber Junker, das ist das Abendrot. Bin schon beim Morgenrot hier gewesen, Ihr wußtet aber nichts von Euch!"

„Schon beim Morgenrot?“ fragte er.

Else lächelte: „Sie vermeinen, Ihr hättet die Pest. Frau Gräfin ist in Goslar, von den Herrn und Mannen wagt sich niemand in den Turm. Der Heinz soll Euch angesteckt haben. Ach Gott, das arme junge Blut. Seid nicht böse, Junker, mir ist noch weh ums Herz, wenn ich ihn anseh', so bleich und still.“

„Lieb Elselein,“ sagte er zärtlich, „das wär' ein rechter Dank, wollt' ich dir böse sein. Müssen sich übel schämen, die mir Treue verschulden. Keiner hat's gewagt, was ein zart Mägdlein wagt um Christi willen.“

Sie wandte sich zum Fenster und sagte fast unsanft: „Gehabt Euch nicht wunderlich, Junker Otto! Geschieht's um Christi willen, was braucht Ihr zu danken? ...“

Am Himmel begann das leuchtende Rotgold zu dunkeln. Bald schwand es hin. Zuletzt glühte nur noch ein schmaler Streifen im fernen Westen.

Im Gemach schimmerte das weiße Totengesicht. Otto wurde unruhig. Er fragte, ob der Mond noch nicht käme.

Else stand auf, um nachzusehen. „Hinterm Walde ist ein heller Schein am Himmel“, sagte sie. „Gleich wird er über den Feuersteinen aufsteigen.“

Sie kam zurück und bot ihm treuherzig die Hand: „Ade, Junker Otto, mein Amt ist aus. Liegt jetzt am Tage, daß Ihr kein Pestkranker seid. So mag Euer Herr Vater weitersorgen.“

„Elselein,“ rief er hastig, „bleibe bei mir, um Gottes willen! Sieh, wie der bleiche Mond ins Fenster blickt. Ein Dämon schläft im Gemach. Wenn der Mondschein ihn weckt, fährt er in den toten Heinz, daß er aufsteht und mir was antut.“

„Herzlieber Junker,“ sagte sie beschwichtigend, „das müßt Ihr nicht glauben, daß ein böser Geist besteht, wo eines guten Menschen Leib auf der Bahre liegt. Wär's anders, was vermöcht' ich arm Ding wider Dämonen? Will aber gern bleiben, weil Ihr es so haben wollt.“

Sie saß an seinem Bette und hielt die Hand auf seiner Stirn. Denn sie sah, daß er wieder im Fieber lag, wenn auch nicht so hart wie vorhin.

Der Mond zeichnete das schmale Spitzbogenfenster an der Wand über dem Toten ab.

„Siehst du den Dämon?“ flüsterte Otto. „Er schleicht an den Wänden. Hätt' ich nur nicht das Schwert gehabt! Sieh, Heinz bewegt den Kopf!“

Else blickte angstvoll hinüber. Der Mond stieg aufwärts. Bald mußte der Schein auf das wächserne Gesicht fallen.

„Die Toten liegen still“, sagte sie. „Nur das Mondlicht flimmert.“

Otto nahm ihre Hand, die auf seiner Stirn lag.

„Du zitterst“, sagte er argwöhnisch.

„Es ist eine kalte Nacht“, erwiderte sie.

Er zog sie, daß sie sich zu ihm beugte: „Komm in meine Decke, du kaltes Elselein!“

„Das ziemt sich nicht“, flüsterte sie mit versagender Stimme.

„Was wider böse Geister getan wird, ziemt sich wohl“, rief er heftig.

Sie blieb stumm.

Sein Atem ging heiß: „Willst du meinen Tod? Den Heinz hat er zu Tode geflüstert. Du bist rein, du mußt mich behüten. Nimm das Schwert, daß es zwischen uns liege!"

Sie war bleich wie der tote Heinz, aber sie gehorchte schweigend.

Allmählich wurden sie ruhig, weil Otto sich vor dem Dämon sicher fühlte und weil das Schwert zwischen ihnen lag.

Sie flüsterten miteinander und wurden wieder still. – – – —

Otto erwachte aus einem kurzen Schlummer.

Der Morgen dämmerte.

Else hatte sich aufgerichtet und blickte mit scheuen Augen auf ihn herab.

Das Schwert lag am Boden.

Er zog sie an sich und sagte mitleidig: „Du armes Elselein, das kann Gott nimmer vergeben, wie ich mein Gelöbnis mißachtet hab', dazu eines Toten Kammer entheiligt. So bist du nun eines großen Sünders Liebste geworden. Hinwiederum tröstet mich, daß du nicht selbst geschworen hast. Bist auch nicht um Liebe zu mir gekommen, sondern aus Barmherzigkeit."

Else hatte alle Scheu vergessen: „Herzliebster Junker, das müßt Ihr nicht sagen, daß ich nicht um Liebe gekommen wär', denn es tut mir weh. Dein Gelübde ist mein Gelübde, dein Frevel ist mein Frevel."

Er seufzte: „Ach willst du denn mit mir in die Tiefe fahren? Du armes Elselein scheidest dich von der Gemeinschaft der Seligen und gesellst dich zu den Unseligen, in alle Ewigkeit."

Else schmiegte sich an und flüsterte: „Wo du bist, da ist keine Verdammnis, wo du nicht bist, da ist keine Seligkeit. Herzlieber Junker, wie bin ich froh, daß Ihr mich bei Euch dulden wollt in der Ewigkeit! So froh!"

Sie gaben einander zärtliche Worte und vergaßen, daß sie nicht bis zum Ende aller Tage so liegen konnten.

Da kam ein gewichtiger Frauenschritt die Treppe herauf.

Else sprang entsetzt vom Bette und sah sich um, als suchte sie ein Versteck.

Otto sagte trotzig: „Haben sie uns ausgestoßen, was fragen wir nach ihrer Gunst? Sei ohne Scheu, Elselein! Meine Frau Stiefmutter soll wissen, daß wir zweie eins sind."

Else nickte lebhaft. Das wolle sie tapfer ausfechten.

Die stattliche Frau ging zu dem Totenbett und faltete die Hände: „Lieber Gott, erbarme dich doch seiner armen Seele! Das junge Blut."

Nun wandte sie sich zu Otto und betrachtete ihn mit dem prüfenden Blick der kundigen Leiterin eines großen Wesens.

„Hab's doch gedacht", sagte sie zufrieden. „Das wär' ein Wunder, wenn aus dem Magister Hasenfuß im Alter ein Löwe geworden wär'. Die mörderische Pest erweist sich als eine Grippe, und die hat dein gesundes Blut, Dank sei dem Herrn, schon ausgestoßen."

Otto wußte nicht zu antworten, da er sich auf einen Angriff, nicht aber auf mütterliche Fürsorge bereitet hatte.

„Wo ein Toter liegt, ist nicht gut sein", meinte die Gräfin und öffnete das

Fenster. „Gottes frische Luft wird dir nutzen und dem armen Jungen nicht mehr schaden."

Zuletzt kam Else an die Reihe: „Um einer Grippe willen hast du armes Mägdelein so lange wider die Sitte an des Knaben Bette gesessen. Wärst du nicht unser frommes Elselein, es wär' ein schlimm gefährlich Ding."

Else dachte nicht mehr an ein tapferes Ausfechten, sie hatte kein anderes Denken, als wie sie sich unbefangen gebe.

Da wurde aus dem runden, guten Matronengesicht ein steinerner Roland.

„Steht es so?" sagte die Gräfin hart. „Dein ist der Schade, hin ist das Kränzelein. Tut mir weh, denn ich hab' dich gehalten wie mein Kind."

Else fiel in die Knie, zog ihr Tüchlein und schluchzte.

Die Gräfin achtete ihrer nicht und wandte sich zu Otto: „So enthüllt sich nun dein frommes Gemüt! Wähnst du, Gott ließe das ungeahndet? Im Angesichte eines Toten!"

Da vergaß Otto, daß er sich eben selbst der ewigen Verdammnis schuldig erklärt hatte und antwortete widerspenstig: „Bin ich ein Sünder vor Gott, ist doch niemand in der Burg, der wehe über mich rufen darf. Weine nicht, du arme Else. Sollst eines redlichen Ritters Frau werden."

Else hörte auf zu schluchzen.

Die Gräfin sagte mißmutig: „Das ist eitel Dunst. Nur eine adlich Geborene kann auf dem Wolfstein gebieten."

Else nickte und weinte still vor sich hin.

Otto rief aufgeregt: „Was frag' ich nach der Herrschaft! Bin schon jetzt mancher Wissenschaft kundig. Brauch' nicht viel Zeit, um die Grade zu erlangen, Bei des Kaisers Majestät sind die vom Adel hoch angeschrieben, wenn sie die Grade haben. Bitt' Euch, Frau Mutter, liegt dem Vater an, daß er mich auf die Hochschule sendet!"

Else war ganz still geworden.

Auf die Gräfin blieb es nicht ohne Eindruck, daß ihr Schutz angerufen wurde. Am Ende schüttelte sie doch den Kopf: „Das wär' ein Fressen für die Lästermäuler im Lande! Seht an, würden sie schreien, wie hat's die Wolfsteinerin fein zu drehen gewußt! Ihr Theodulflein schluckt das Erbe und den Erstgebornen beißen die Hunde."

Otto wollte erwidern, aber Else sagte traurig: „Herzliebster Junker, laßt ab. Mir wär' bang. Einmal würd's Euch doch leid um den Wolfstein. Was hätten wir alsdann? Ein elend friedlos Leben."

Er sagte düster: „An die höllischen Abgründe wolltest du mit mir, vor der Fahrt an Kaisers Hof schauderst du zurück."

„So sind wir Frauen beschaffen", entschied die Gräfin. „Wohlan, Else, geh mit mir, dein Vater wartet. Kommt Zeit, kommt Rat. Braucht vorab niemand zu wissen, was hier gesagt ist, noch weniger was getan ist. Ich sende Knechte, daß sie den armen Heinz hinaustragen zu den Seinen. Danach wollen wir's weiter bedenken."

Das Gesicht des Toten erschien durchsichtig, der Körper zusammengeschrumpft.

Otto gemahnte sich, daß die Seele in Gottes Marmorsaal weile. Aber der Leib lag da in seiner Dürftigkeit, und das schmale Gesicht war das Bild unendlichen Leidens.

Die Knechte kamen und trugen den Toten hinaus. Nun war das Gemach von allen guten Geistern verlassen.

Das hatte er gewußt, daß nach dieser Seligkeit der Gang in die ewige Verdammnis anheben würde. Aber daß es so schnell gekommen war! Sollte das Glück jetzt schon auf ewig vorüber sein?

Er drückte die Stirn, die Augen, die Lippen auf die Decke, wo Elses Kopf gelegen hatte.

Der Magister kam und brachte eine Fleischbrühe von der Frau Mutter. Die lobte er über die Maßen und verglich sie mit den Frauen aus der Gens Cornelia.

Die Suppe war gut und kräftig. Otto fragte statt aller Antwort: „Hat die Frau Mutter auch eine Brühe für Elselein bereitet?"

Elselein sei wohl behütet bei ihrem Vater, die Frau Gräfin sei um den Herrn Gemahl bemüht. Der habe zwei Nächte und einen Tag hindurch in der Sakristei gebetet, nun liege er schwer an seinem Chiragra darnieder. Vielleicht ließe er jetzt wegen der Romfahrt mit sich reden.

Der Magister sprach hastiger als sonst und hatte statt seiner klassischen Würde etwas Gedrücktes.

Otto reichte ihm die Hand und sagte freundlich: „Lieber Magister, laßt Euch nicht leid sein, was mir den Himmel auf Erden gebracht hat!"

Da zuckte der Magister zurück. Otto fiel es wieder aufs Herz, daß sein Glück schon auf ewig dahin sein sollte. Es war ein bängliches Schweigen zwischen ihnen.

Plötzlich richtete Otto sich auf: „Herr Magister, ist des heiligen Vaters Gewalt so groß, daß er den Menschen von einem Gottesgelübde zu lösen vermag?"

„Solches erhellt aus den historischen Tatsachen", belehrte der Magister. „Ist auch von den Theologen nie bezweifelt und von den Päpsten nicht gar selten danach verfahren."

Otto sprang vom Lager auf: „Bitt' Euch, sendet mir einen Krug Wasser, daß ich mich reinige! Danach will ich mit meinem Vater reden."

Die Gräfin hatte den Gatten mit Arnikasaft gerieben und ihm einen Kamillentee gekocht. Nun war er in Schweiß geraten und hatte Linderung. Er war aber niedergeschlagen.

„Das ist unerhört auf dem Wolfstein," murrte er, „daß Vater und Sohn mit bloßen Schwertern widereinander stehen. Gott verhüte, daß es ruchbar werde. Könnt' uns viel Abbruch tun im Lande. Darum will's mir nicht in den Sinn, daß du nach Rom fahrest. Kann auch nicht verhehlen, daß mich all mein Beten und Kasteien nicht getröstet hat. Item, so hab' ich nach Goslar gesandt um eine mannshohe Wachskerze, frommt aber alles nicht. Plage mich mit Zweifel, ob nicht der Luther in manchem recht habe."

„Ei, das sind eben Zweifel", meinte die Gräfin. „Wenn man's recht bedenkt, wär's doch gut, wenn Otto nach Rom führe. Bringt vielleicht uns allen



Dämmerwellen Fidus

Beilage zum Türmer

eine Festigung im Glauben mit. Wär' keinem von uns zum Schaden. Auch ist noch eine Angelegenheit da, weiß aber nicht, ob es Otto genehm ist, davon zu reden."

„Darum bin ich hier", sagte Otto. In seinem gewohnten Zustande hätte sich der Graf heftig ablehnend verhalten. Nun meinte er nur, ein Verzicht auf das Recht der Erstgeburt dürfe nicht im Liebesrausch erklärt werden. Man müsse die Dinge reiflich überlegen.

Die Gräfin ersuchte den Magister um eine Unterredung. Sie hielt von Zeit zu Zeit moralisch kasuistische Erörterungen mit ihm.

Diesmal stellte sie den Fall auf: Ein Mensch in reiferem Alter wird von einem jugendlichen um einen Beistand ersucht, der aber ihn selbst in den Verdacht gewinnsüchtigen Handelns bringen könnte und dem der Bittende möglicherweise, es sei aber auch das Gegenteil möglich, dermaleinst beklagen würde. Wie soll sich jener reife Mensch verhalten?

Der Magister entschied nach scharfem Nachdenken: „Er soll es gehen lassen, wie's Gott gefällt."

Die Gräfin runzelte die Brauen und beurlaubte ihn mit einer Handbewegung.

Nun hauste Otto wieder mit seinem Magister zusammen. Er wartete auf den Entschluß des Vaters und sehnte sich nach Else. Die bekam er nicht zu sehen, sie lag an der Grippe danieder.

Jeden Tag ging er hinauf zu den Feuersteinen, um den verlorenen Psalter zu suchen. Den fand er nicht, aber eine Überraschung erfuhr er: die bösen Geister hielten sich fern. Da er einmal in der Dämmerung unbehelligt bergab gestiegen war, blieb er das nächste Mal absichtlich bis zur Dunkelheit oben. Er bedachte wohl, daß er Gott versuchte. Indessen was war da zu wagen? Tiefer als in die Verdammnis konnte er nicht stürzen. Wollte aber Gott ihn begnaden, so mochte er es auch auf diese Art verkünden.

Es wunderte ihn selbst, daß ihm heute, wo er um sein zeitliches und ewiges Schicksal anfragte, viel ruhiger zumute war als neulich.

Entschlossen und vorsichtig tastete er sich zu Tal: kein Dämon gab sich kund. Als er unten am Bache angelangt war, sank er in die Knie und dankte Gott. Wundervoll hatte sich's gefügt, daß seine Schwachheit selbst die Erlösung in sich getragen hatte; denn nur um Elses willen hatte Gott seine Engel gesandt, die nächtlichen Geister zu verscheuchen. Er wollte Else die Treue halten im Leben und im Tode.

Nun wich er dem Burgvogt nicht mehr aus. Er fragte nach Else und ließ ihr sagen, sie solle ihr Tränklein nehmen, wenn der Mond aufginge, da wirkte es am kräftigsten. So wußten die Liebenden, daß sie bei dem Aufgange des Mondes aneinander dachten.

Die ritterlichen Übungen betrieb er nach langer Pause mit Lust und war bald wieder, wie es sich für den Ältesten gehörte, den Brüdern überlegen.

Mit jedem Tage trat das Licht einen neuen Streifen seines Reiches an die Finsternis ab. Nur auf kurze Stunden gaben die Schatten der Berge den Wolfstein frei. Für Otto war aber die kahle Erde eine blumenübersäte Aue. Wenn

sich die Bäume im Wintersturme krümmten, klangen ihm der Vöglein Maienlieder im Ohr.

So lange er denken konnte, hatte er nicht unterlassen, seinem alten Magister zu beichten. Auch diesmal verschwieg er nichts. Der Magister hielt es für seine Pflicht, die Wonne zu dämpfen. Das Verhalten der Dämonen könne eine satanische List sein, ihn in Sicherheit zu wiegen und von seiner Romfahrt abzubringen. Die müsse er vor allem andern betreiben.

Das fuhr wie eine schwarze Wolke über seinen blauen Himmel. Ein Zweifel, ob der Einwand begründet sei, kam ihm nicht. Waren die ihm gewordenen Zeichen nicht sicher, so konnte nur der heilige Vater, das Gewissen der Welt, Sicherheit geben.

Er ging in wachem Traume umher und sann, ob nicht ein besseres Zeichen zu erlangen wäre. Die goldne Roma erschien ihm wie das Grab.

Der Mond ging jetzt in der Nacht auf. Otto hatte sich vorgesetzt, dann zu erwachen. Es gelang auch immer, denn sein ganzes Wesen war von Else ausgefüllt und der leiseste Anreiz ließ ihr Bild in ihm entstehen. War er nun aufgewacht, dann sah er sie, wie sie in ihrem weißen Nachtgewand den bittren Feiltrank geduldig schluckte und sehnsuchtsvoll in den Mond blickte. Am Ende ergriff ihn stets ein Zorn wider den Magister, daß der da lag und schnarchte.

Als das einige Tage so gegangen war, vermeldete ihm der Burgvogt, Else sei wieder wohlauf und lasse ihm danken für seinen Rat; das Mondlicht habe stärkere Heilkraft erwiesen als die Medizin.

Er antwortete, diese Nacht sei Vollmond, da wirke der Zauber am stärksten. Aber der Burgvogt strich seinen Bart und meinte bedächtig: „Mit Gunst, Junker Otto! Wenn Gott wiederum einen von uns mit Krankheit schlägt, mag der Vollmond sein Bestes tun. Für diesmal ist des Zaubers genug.“

Da argwöhnte Otto, es möchte sich hinter dem harmlosen Schlusse eine ernste Meinung verstecken und verzog sich in seinen Turm. Er war unzufrieden, daß er sich nicht offen erklärt hatte. Das kam, weil der Alte immer so ehrerbietig zu ihm sprach.

Ob Else wohl auch jetzt noch bei dem Aufgange des Mondes an ihn dachte? Er würde es merken an der Kraft, mit der ihm ihr Bild erschien.

Als er aufwachte, war der Mond hinter den Wolken. Ein rasendes Unwetter war losgebrochen. Der Sturm fuhr brüllend von den Bergen herunter. Zuweilen hörte man durch das Toben hindurch das Krachen stürzender Waldriesen.

Das Unwetter mußte ganz plötzlich vom Brocken her gekommen sein. Wenn es ihn überrascht hätte, als er in den Bergen war! Wäre er glücklich entronnen, das wäre ein Gottesurteil gewesen, dem wohl auch der Magister nicht widersprochen hätte.

Wenn er es jetzt noch anrief? Er richtete sich auf. Sein Herz klopfte.

Wenn es aber Todsünde war? Hatte je ein Mensch sich unterstanden, in diesem Toben einen Berg zu ersteigen? Raste nicht das wilde Heer durch die Lüfte, die Verdammtesten aller Verdammten?

Der Sturm jagte die Wolken. Eben wurde der Vollmond sichtbar.

Da war Else. Klar und rein trat ihr Bild hervor. Sie lächelte ihn an und sagte mit ihrer zärtlichen Stimme: „Herzliebster Junker, nun laßt gar Ihr es Euch leid tun?“

Otto stand im Burghofe. Es war noch dunkel. Er wußte, daß Else immer die erste am Brunnen war.

Da war sie.

Behutsam setzte sie die Eimer nieder, aber dann flog sie an seine Brust. Eine Weile hatten sie nur den einen Gedanken, daß sie wieder beisammen waren.

Else machte sich los und sagte, was zu sagen war: „Das ist ein Unwetter! Hab' die ganze Nacht gebetet, daß doch alle Christmenschen in Sicherheit sein möchten. Bis der Mond hervortrat.“

„Da hab' ich meines Otto gedacht“, ergänzte er. „Das wußte ich, lieb Elselein, denn ich habe dich leibhaftig gesehen im Mondschein. So weißt du auch, daß ich nun auf die Berge steigen will und Gottes Urteilsspruch anrufen.“

„Das war ich nicht“, rief Else erschrocken. „Das war gewiß ein böser Geist! Wie sollte Gott seinen Engel in diesen Höllenkessel senden? Nie sehen wir den Wolfstein wieder!“

„Nicht wir“, sagte er. „Mein war der Frevel, mein ist Gottes Probe.“

Sie schmiegte sich an: „Das ist unhold, daß du dich von mir scheidest in deinen Gedanken. Sind wir nun ein Leib und eine Seele geworden, so hab' ich teil an deinem Frevel.“

Er strich ihr das Haar: „Lieb Elselein, bin ich auch ein Kriegsmann, so rauhe Sitten hab' ich nicht, daß ich mein Mägdlein mit mir nähme unter die Höllengeister. Bete für mich, das ist, was du vermagst, und ist nicht wenig.“

Sie wandte sich ab: „Wär' ich eine vom Adel, ihr sprächet anders, Junker Otto!“

Da blieb nichts übrig, als daß er sie mitnahm. „Sind wir ein Leib, was brauchen wir zwei Mäntel? Meiner ist weit genug.“

Sie weckte des Torwächters Frau: wenn ihr Vater fragen würde, sie sei nach Goslar, wolle eine Pfanne kaufen; zu Mittag sei sie wieder zurück.

Es war noch dunkel. Niemand sah sie. Der Sturm raste so gewaltig, daß sie nur schrittweise vorwärts kamen.

Er wies auf einen Bergkamm und sagte ihr ins Ohr, denn sonst hätte sie nichts verstanden: „Das ist unser Pfad! Sieh, wie die Tannen sich krümmen! Du bist bleich, Else. Soll ich dich heimbringen?“

Sie schmiegte sich nur dichter an ihn.

An der Westseite, wo sie der Sturm am ärgsten packte, klimmten sie hinauf. Je höher sie kamen, desto schauerlicher klang über ihnen das Donnern des Sturmes.

Auf halber Höhe fragte er zum andern Mal, ob er sie heimbringen sollte. Er merkte aber, daß er sie kränkte.

Am Gipfel ergriff ihn ein Schrecken. Er rief in ihr Ohr: „Das ist die Orgel des Weltgerichtes. Sollen wir umkehren?“

Sie lächelte ihn an und erwiderte: „Ich fürchte mich nicht.“

Er sprach nicht mehr und klimmte mit ihr hinauf, so schnell es gehen wollte.

Da sie nun bei jedem Schritte gewärtig sein mußten, daß eine Tanne stürzte und sie erschlug, überkam ihn oben auf dem Kamm eine wilde Freude. Er rief: „Laß uns langsamer gehen, daß Gottvater nicht vermeint, wir wollten ihm entfliehen!“

So gingen sie langsamer.

Ein Krachen, Schlagen, Donnern. Sie standen betäubt und wußten nichts von sich.

Zwanzig Schritte vor ihnen lagen zwei Tannen quer über den Pfad. Wie schwache Stäbe hatte der Sturm die Stämme dicht über dem Boden gebrochen. Die breiten Äste bebten vom Sturz.

Sie gingen auf der windgeschützten Ostseite talwärts und waren still.

Endlich sagte Otto: „Wären wir schneller gegangen, wir lägen zerschmettert unter den Tannen.“

„So wären wir doch beisammen“, meinte Else.

Er fragte verwundert: „Du bist so ruhig, hast du dich nicht erschrocken?“

„Wir waren ja beisammen“, sagte sie nur.

„Wohl! Aber hätte Gott seinen Richtspruch wider uns gefällt, so hätte er nicht nur unsere Leiber zerschmettert, er hätte uns in die ewige Verdammnis gestürzt.“

„Wir blieben doch beisammen“, sagte sie zum drittenmal. „Kann da die Hölle sein, wo die Seelen einander liebhaben?“

Er meinte grübelnd: „Du sprichst wohl recht. Aber vielleicht muß eher in der Verdammnis alles Lieben vergehen.“

Sie sah ihn mit ihren blauen Augen an und bat: „Ach willst du denn immer von Tod und Verdammnis zu mir sprechen? Ich bin froh, daß wir beisammen sind. Mein Herzlieber, so sei doch auch ein wenig froh.“

Da fand er, daß sie recht hatte und sehr holdselig war. Er preßte sie an sich und war fast froher als sie, bis es ihr zu warm unter dem Mantel wurde und sie lieber Hand in Hand gehen wollte.

Als der Wald zu Ende war, stand die Sonne schon tief.

Else fragte bänglich: „Was soll ich nun meinem Vater sagen?“

Er antwortete: „Die Wahrheit!“

„Das wag' ich nicht“, meinte sie. „Es sei denn, du wärest dabei.“

Da verwunderte er sich abermals, daß ihr Mut so groß und so gering sein konnte.

Der Wind hatte nach dem Stoße, mit dem er die beiden Tannen umwarf, sein Stärkstes getan und allmählich nachgelassen. Nun schwieg er ganz.

Else wandte sich um und rief: „Hab' Dank, du wilder Wald! Das dacht' ich nicht, daß du mir zum Paradiesesgarten werden solltest!“

„Ei,“ sagte Otto, „das Paradies soll erst werden.“

Sie schüttelte den Kopf: „Daß ich deiner Liebe froh gewesen bin, das kann mir Frau Welt nicht rauben. So froh!“

(Fortsetzung folgt)



Evangelische Kirchensorgen

Von Christian Boeck

Die bevorstehende Trennung von Kirche und Staat hat darum so große Aufregung in kirchlichen Kreisen hervorgerufen, weil sie von kirchenfeindlicher Seite angekündigt wurde und deshalb zu befürchten stand, daß bei ihr unfreundlich und rücksichtslos gegen die Kirche bis zur Verletzung bestehender Rechte vorgegangen würde. Auf evangelischer Seite hat man im Innern schon lange mit der Trennung gerechnet, hat sie zum Teil herbeigewünscht, weil man von ihr den Fortfall lästiger Rücksichten und freie Bahn für das eigentliche Wirken der Kirche erhoffte. Allerdings dachte man an eine ordnungsmäßige Abwicklung und an eine gründliche Auseinandersetzung, an einen entwicklungsmäßigen geschichtlichen Vorgang, der vielleicht Jahre oder Jahrzehnte in Anspruch nehmen würde. Die Eisenbartsche Operation, die mit der Revolution angekündigt wurde, mußte auch die Anhänger des Trennungsgedankens erschrecken.

Aber auch wenn die Trennung nicht in der Form erfolgen soll, wie sie zuerst angedroht wurde, sie kommt auf jeden Fall so schnell, daß die einzelnen Fragen, die mit ihr zusammenhängen, nun sie plötzlich aus dem Zustand theoretischer Erwägungen in die Wirklichkeit umgesetzt werden sollen, ihre ganze Schwierigkeit enthüllen und vielleicht zum Teil noch schwieriger erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Vor allem sind es die Verfassungs- und die Finanzfrage, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der Wegfall des landesherrlichen Kirchenregiments und der weitere Ausbau der Synodaleinrichtungen kennzeichnen Nöte und Lösungsmöglichkeiten der Verfassungsfrage; Verteidigung der Rechte auf gesetzmäßige Leistungen des Staates und auf Selbstbesteuerung der Kirche, das sind wohl die wichtigsten Punkte, um welche die Finanzfrage sich gruppiert. Aber über all diese Einzelheiten hinaus erhebt sich erst die wichtigste und Hauptfrage, die man als **Kulturfrage** bezeichnen kann: Wird es der evangelischen Kirche möglich sein, sich als öffentliche sittliche Macht im Ganzen des Volkslebens zu behaupten, wird sie in irgend einem Sinne Volkskirche bleiben, oder wird sie sich in Sekten auflösen und eine Winkelsache werden? Sie hat Gegner genug, die ihr das letzte wünschen. Für unsere gesamte Volkskultur ist aber zu hoffen, daß es ihr gelingen wird, ihren großen Kulturberuf auch in Zukunft unter den neuen Verhältnissen zu erfüllen.

Es ist klar, daß zur Lösung dieser Kulturfrage eine richtige Durchführung der Verfassungs- und der Finanzfrage notwendig ist. Aber darüber hinaus ergeben sich noch besondere Forderungen, die zum Teil mit diesen Fragen in Verbindung stehen. Als eine dieser Forderungen kann man es bezeichnen, daß die evangelische Kirche danach zu streben hat, daß ihre **Pfarrer kulturell und geistig auf der Höhenlage** bleiben, die sie im Lauf der Jahrhunderte erreicht haben.

Diese Forderung erscheint zunächst vielleicht abwegig und einen Nebenpunkt zu sehr zu betonen. Doch das ist keineswegs der Fall. Man hat es der evangelischen Kirche freilich schon lange mit Recht vorgeworfen, daß sie vielfach nur eine

Pastorenkirche ist, daß sie es zu wenig verstanden hat, die Laien, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, zur Betätigung in ihr heranzuziehen, daß ihre Pfarrer es nicht vermocht haben, so volkstümlich zu werden, wie etwa die katholischen. Aber es ist doch keineswegs der Fall, daß diese Volksfremdheit und kirchenhandelnde Einseitigkeit in dem Bildungsgrad der Prediger allein begründet liegt. Sie ist ja auch bei den Reformierten nicht so groß wie bei den Lutherischen, und daraus geht schon hervor, daß sie ihre letzte Ursache anderswo hat, nämlich in der lutherischen Gesamtanschauung, soweit sie die Verkündigung und die Annahme des Wortes Gottes als die Hauptsache betont und in ihr den alleinigen Quell alles Glaubens und aller Sittlichkeit immer wieder aufzeigt, während die reformierte Anschauung von vornherein ganz anders ihr Augenmerk auf die Betätigung und Praxis des Lebens richtet. Es ist daher nicht anzunehmen, daß eine andere Bildung der Geistlichen, die sie etwa ihrer Höhenlage nach der durchschnittlichen Volksbildung annäherte, in diesem Punkte eine Änderung herbeiführen würde.

Nein, für die evangelische Kirche wird es immer von entscheidender Bedeutung sein, daß ihr Predigerstand im Besitze einer Bildung ist, die hinter der höchsten Bildung der jeweiligen Zeit durchaus nicht zurücksteht. Denn der evangelische Pastor ist nicht wie der katholische Pfarrer nur ein Verwalter heiliger Dinge, deren Wirksamkeit bis zu einem gewissen Grade unabhängig ist von der geistig-moralischen Persönlichkeit des Verwaltenden. Sie besitzt außerdem keinen höheren Klerus und keine Ordensgelehrten, die imstande sind, den Zusammenhang mit der Bildung der Zeit aufrechtzuerhalten, sie hat als einziges Organ, durch das sie ihre eigentliche Tätigkeit ausübt, nur das Pfarramt; die Heilsgüter, die sie weiterzugeben hat, haben keinen dinglichen Charakter, sondern haften in einem viel höheren Grade an der Persönlichkeit des Amtsdieners. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit dieses, daß ihre Diener ganz anders vorgebildet werden müssen, einerseits um sich das Heilsgut im Ganzen seiner menschlichen und geschichtlichen Beziehungen anzueignen, andererseits um es in den Bildungsströmungen der Zeit mit Nachdruck vertreten zu können. Das erfordert entschieden ein Teilhaben an der Zeitbildung, eine nähere und tätige Bekanntschaft mit den Weltanschauungskämpfen der Gegenwart, eine philosophische Bildung, die imstande ist, alle Zeitströmungen ihrem inneren Werte nach zu erkennen und sie mit der Religion in Verbindung zu setzen und die Religion ihnen gegenüber zu vertreten. Das Bildungsideal der Zukunft wird höchstwahrscheinlich ganz anders werden, als das der jüngsten Vergangenheit, und man kann sagen, noch der Gegenwart; die Bildung wird, scheint's, mehr in die Breite gehen, ihrem inneren Reichtum nach aber sinken und vielleicht weniger den Zusammenhang mit der Geschichte festhalten und historisch gerichtet sein. Das wird aber keine Bildungseinschränkung für den evangelischen Theologen bedeuten. Denn wenn selbst alle Welt auf eine historische Bildung verzichten wollte, so dürfte dennoch er es nicht. Denn die Religion, deren Diener er ist, ist eine geschichtliche, und wahrhaft imstande, sie weiterzugeben, sie ihrem Wesen nach darzustellen und zu verteidigen, wird er nur dann sein, wenn er Einblick in und Verständnis für die geschichtliche Entstehung und Entwicklung des Christentums hat.



Die Kirche muß daher aufs innigste wünschen, daß die **theologischen Fakultäten** in irgend einer Form erhalten bleiben. In irgend einer Form, denn es ist nicht mit Bestimmtheit darauf zu rechnen, daß der Staat, nachdem er sich von der Kirche getrennt hat, die theologischen Fakultäten ganz in dem Sinne erhält wie bisher, daß sie nämlich die Aufgabe haben, die Diener der Kirche wissenschaftlich heranzubilden. Er würde freilich seinem Wesen durchaus nicht entgegenhandeln, wenn er es täte. Er wird auch in Zukunft Kulturstaat bleiben wollen, und aus diesem seinem Beruf könnte er sehr wohl die Verpflichtung folgern, die Kulturaufgabe der Kirche dadurch zu unterstützen, daß er ihren zukünftigen Dienern eine wissenschaftliche Bildung vermittelt. Darum wäre das in einem ganz besonderen Sinne noch eine Kulturtat zu nennen, weil er auf diese Weise dafür sorgte, daß das Leben in der Kirche seinen Zusammenhang bewahrte mit dem allgemeinen Kulturleben. Der Staat hat wohl ein Interesse daran, daß die Kirche nicht wissenschaftlich und kulturell ein Sonderleben führe, das sich vielleicht gar mit der Zeit in Gegensatz zu ihm stellte. Aber wie gesagt, es ist nicht sicher, daß der Staat es nach der Trennung bei der alten Art der theologischen Fakultäten bewenden läßt.

Es fragt sich ferner, ob er noch gewillt sein wird, Religionslehrer auszubilden. Es hat sich gezeigt, daß die meisten Eltern die Beibehaltung des Religionsunterrichtes wünschen. Kann die Schule ihn unter solchen Umständen wirklich aus der Hand geben? Kann sie es zulassen, daß er neben der Schule her erteilt wird und ihr also das höchste und feinste Bildungsfach genommen werde? Sie würde sich in gewissem Sinne selbst dadurch schädigen. Wenn aber die Staatsschule den Religionsunterricht auch nur als fakultativen Lehrgegenstand beibehält, dann hat der Staat auch die Aufgabe, Religionslehrer auszubilden, und dazu bedarf er letzten Endes auch der theologischen Fakultäten. Diese blieben also bestehen, nun nicht als Anstalten zur Ausbildung der Pfarrer, sondern zur Ausbildung von Religionslehrern.

Aber es könnte sein, daß der Staat die Pflicht, christliche Religionslehrer auf besonderen Fakultäten auszubilden, nicht anerkennt. Dann also würden diese Fakultäten aufgehoben werden. Aber dann müßten doch Professoren der philosophischen Fakultät den Lehrauftrag erhalten, über Geschichte und Wesen des Christentums zu lesen. In einer Vorlesung über allgemeine Religionsgeschichte oder Religionspsychologie oder Religionsphilosophie ließe sich das Christentum so nebenbei doch nicht gut erledigen. Es ist doch ein zu wichtiger Gegenstand unseres gegenwärtigen Lebens und unserer Kultur, als daß die Wissenschaft von ihm neben der vom Buddhismus oder der von den Negerreligionen in einem Aufriß dargeboten werden könnte. Immer wird sich die Notwendigkeit ergeben, alle Fragen nach Wesen und Geschichte des Christentums im Zusammenhang zu behandeln. Die Bedeutung des Christentums erfordert dies, nicht nur weil es einer der wichtigsten Bestandteile von den Grundlagen unserer Kultur ist, sondern auch weil es eine der bedeutsamsten Triebfedern unserer Kultur darstellt. Es wird nicht möglich sein, das im Rahmen der Universität, wenn diese wirklich eine Universitas literarum bleiben soll, zu vernachlässigen.

So sehr demnach die Kirche danach streben muß, daß die theologischen Fakultäten für sie erhalten bleiben, sie wird, auch wenn dieser ihr Wunsch nicht in Erfüllung geht, ihre zukünftigen Diener zur Universität senden müssen, sei es, daß sie sich ihre wissenschaftliche Ausbildung in den Fakultäten für Religionslehrer oder in der philosophischen Fakultät erwerben. Freilich wird die Spannung zwischen Wissenschaft und kirchlicher Praxis, die heute schon bis zu einem gewissen Grade besteht und in mannigfachen Klagen kirchlicher Kreise über die moderne Theologie und die liberalen Professoren, die die theologische Jugend verderben, laut wird, in Zukunft noch größer werden, aber die Kirche darf diese Spannung nicht fürchten. Sie darf vor allem nicht, um ihr zu entgehen, ihre Priesterzöglinge nur in kirchlichen Anstalten, etwa neuzugründenden Predigerseminaren, heranbilden wollen. Es würde ein verhängnisvoller Fehler sein, wollte die Kirche die Ausbildung auf diese Anstalten beschränken und nicht auf einem Universitätsstudium bestehen. Das darf sich wohl die katholische Kirche aus den angedeuteten Gründen erlauben, nicht aber die evangelische, die schon durch ihre Entstehung mit den Universitäten verbunden ist — Luther war Universitätsprofessor, von der Universität Wittenberg ist die Bewegung ausgegangen —, die ferner auf das freie Gewissen und helle Gründe der Vernunft sich von Anfang an berufen hat und daher das Prinzip der freien Forschung in sich trägt, die schließlich aus demselben Grunde ganz besonders die Aufgabe hat, sich mit allen Geistesströmungen auseinanderzusetzen. Mögen die Lehrer an etwa neu einzurichtenden kirchlichen Seminaren noch so tüchtig sein, eine gewisse Abgeschlossenheit würde sich alsbald bemerkbar machen und der Charakter eines wohlbehüteten Treibhauses sich langsam herausbilden, der die hier gezogenen Pflanzen auf die Dauer unfähig macht, in der freien Natur des gesamten Geisteslebens zu gedeihen. Der Zusammenhang mit der nationalen Bildung wäre gelockert, und die Kirche würde in der Kulturfrage nicht bestehen und Gefahr laufen, geistig zu einer Winkelsache zu werden.

Ist es für die Behauptung der Kirche im modernen Geistesleben so wichtig, daß ihr Pastorenstand von der geistigen Höhe, auf der er heute steht, nicht herabsinkt, dann muß man außer auf die Vorbildung das Augenmerk auch auf die Besoldung der Pfarrer richten. Hier spielt die Finanzfrage am deutlichsten in die Kulturfrage hinein. Sie wird der Kirche sicherlich große Schwierigkeiten machen. Jetzt wird schon darüber geklagt, daß der theologische Nachwuchs sozial nicht mehr so mannigfach ist wie früher, daß insbesondere aus den führenden Volksschichten nur wenige sich dem Pastorenberuf zuwenden. Dieses Mißverhältnis würde sich noch verstärken, wenn die Besoldung der Pfarrer unter die durchschnittliche der akademischen Berufe sinken müßte. Gewiß soll nicht die hohe Besoldung den jungen Menschen anlocken, den Pastorenberuf zu erwählen, ideale Gesichtspunkte sollen hier ausschlaggebend sein für die Berufswahl, aber es ist nicht anzunehmen, daß diese idealen Momente verwirrt werden, wenn den Pastoren ein auskömmliches Gehalt zugebilligt wird, das sie verhindert, in ihrer Lebenshaltung unter die Stufe zu sinken, die sie bisher innegehabt haben.

Gerade die Pfarrerbesoldung ist es, zu der der Staat durch Gesetz laufend Zuschüsse geleistet hat. Bei einer Trennung werden diese Gesetze abgebaut werden. Wird die Kirche den Ausfall decken können? Es wird dann sicherlich manche

Kirchengemeinden geben, denen es sehr schwer fallen wird, die erhöhten Ausgaben aufzubringen, anderen wird es ganz unmöglich sein. Wird dann die Landeskirche oder, falls sie kommt, die Gesamtheit der deutschen Landeskirchen, etwa eine Reichskirche, in der Lage sein, durch Umlagen auf die Einzelgemeinden, zu denen die leistungsfähigsten natürlich am stärksten beisteuern müßten, den notleidenden Gemeinden genügend beizuspringen? Das sind Fragen, die sich nicht mit Bestimmtheit beantworten lassen. Sollte die Antwort „nein" lauten, dann müssen andere Mittel und Wege gesucht werden, und wahrscheinlich wird sie so lauten, denn Deutschland wird in Zukunft ein armes Land sein.

Dann wird nichts anderes übrig bleiben, als die Zahl der Pfarrstellen zu verringern. Das kann dadurch geschehen, daß ein Pastor zwei Stellen verwaltet, die früher von je einem Pastor besetzt waren, oder daß eine Gemeinde Tochtergemeinde einer benachbarten wird, wobei jene ein gewisses Maß von Selbständigkeit (Filialgemeinde) behält, eigene Kirche und eigenen Gemeindevorstand, oder gar eine Gemeinde wird einer anderen gänzlich zugeschlagen und verliert ihre Selbständigkeit. Das sind Notmaßnahmen, die in einzelnen Fällen kaum zu umgehen sein werden. In ähnlich schweren Zeiten, wie die sind, denen wir wahrscheinlich entgegengehen, in den Zeiten nach dem Dreißigjährigen Krieg, wo allerdings zu der Armut noch die Entvölkerung kam, hat man vielfach so handeln müssen. Man sträubt sich natürlich gegen diesen Gedanken, aber die bittere Notwendigkeit wird uns zwingen, ihn hier und da auszuführen. Es gibt in der Tat auch einige Landgemeinden, die bei geringer Flächenausdehnung an Seelenzahl so klein sind, daß wir es in Zukunft als Verschwendung von geistiger Kraft und Kapital werden ansehen müssen, wenn für sie ein eigner Pastor angestellt wird. Dem Gemeingeist dieser Parochien muß man es zutrauen, daß sie die Erträge ihrer Pfarrkassen teilweise dem größeren Verband der Gemeinden, der Landeskirche, zur Verfügung stellen, wie überhaupt ein größeres Sozialgefühl der Gemeinden untereinander zu erhoffen ist in der Form, daß die reicheren williger, als es zum Teil bisher der Fall war, allgemeine Ausgaben der Landeskirchen mit auf ihre Schultern nehmen.

Einen Vorteil kann die Beschränkung der Pastorenzahl mit sich bringen, nämlich den, daß vor allem in den Orten des größeren Pfarrsprengels, die vom Wohnsitz des Pfarrers entfernter liegen, Laienkräfte mehr als bisher zu kirchlicher Arbeit herangezogen werden. Es wäre auch die Bildung eines Diakonenstandes zu erwägen, d. h. geistlicher Hilfskräfte, die hauptamtlich oder nebenamtlich einen Teil der Pfarrtätigkeit übernehmen, die an des Pfarrers Stelle predigen, taufen und trauen. Vielleicht würde gerade die Not es auf diese Weise bewirken, daß die evangelische Kirche mehr und mehr aufhören würde, Pastorenkirche zu sein, vielleicht würde sich dadurch ein reicheres Leben in ihr entfalten, indem sie alle Kräfte, die ihr irgendwie dienen können, zu ihrem Dienste aufruft. Daß der Pfarrer auf solche Weise aus dem lebendigen Zusammenhang mit seiner Gemeinde gesetzt würde, braucht man nicht zu befürchten. Irgendwie müßte die Tätigkeit all jener Hilfskräfte seiner Kontrolle unterliegen, und die modernen Verkehrsmöglichkeiten werden es ihm gestatten, auch in einem räumlich ausgedehnteren Bezirk als bisher seine Amtspflichten auszuüben und seinen Gemeindegliedern zur Verfügung zu stehen.

Aber alle diese Sorgen, so schwerwiegend sie sein mögen, sind doch nichts gegen die Hauptsorge und Frage: **Wird die evangelische Kirche überhaupt zusammenhalten**, oder wird sie sich in einzelne Teile, in einzelne Richtungen und Sekten zerspalten? Wenn man die Natur und die Geschichte der evangelischen Kirche bedenkt, ist diese Sorge nicht gegenstandslos.

Die evangelische Kirche ist ja kein verfassungsmäßig einheitlicher Körper, wie etwa die katholische, die überall, in allen Ländern und Erdteilen, dieselbe ist unter ihrem einheitlichen Oberhaupt in Rom. Die evangelische Kirche besteht aus lauter einzelnen Landeskirchen. Jede Landeskirche hat ihre besondere Eigenart im Laufe der Geschichte entwickelt, in der Verfassung, aber auch zum Teil in der Art, wie sie die gemeinsame evangelische Lehre vertritt. Eine jede ist stolz auf ihre Eigenart und sucht diese eifersüchtig zu bewahren. Nun wird die Not der Zeit gebieten, daß sich die verschiedenen Landeskirchen in irgend einer Form zusammenschließen, natürlich unter Wahrung ihrer Eigenart und ihres Bekenntnisstandes. Das wird im allgemeinen wohl zu erreichen sein, obgleich das schon etwas Ungeheures gegen die früheren Zustände und Stimmungen bedeutet. Fiel es doch z. B. bedeutenden Kreisen lutherischer Landeskirchen schwer, mit unierten Landeskirchen eine gemeinsame finanzielle Verwaltung lediglich zum Zwecke der Pfarrerbesoldung einzugehen, bei der es sich nur um eine Art versicherungstechnischer Gemeinsamkeit handelte. Wie werden solche Kreise sich zu einer Gemeinschaft sämtlicher evangelischer Landeskirchen verhalten, die doch viel weiter gehen muß, wenn sie einen Zweck haben soll? Da werden manche partikuläre Bedenken zu überwinden sein.

Aber die eigentliche Sprengkraft, von der die evangelische Kirche bedroht wird, liegt in etwas anderem. Da sie im Gegensatz zur katholischen Kirche keine Instanz der Lehrautorität besitzt, die im Zusammenhang mit oder im Widerstreit zu der allgemeinen Kulturentwicklung die Weiter- und Umbildung der Kirchenlehre leitet, erfolgt in ihr die Auseinandersetzung des Lehrinbegriffs mit der allgemeinen geistigen Entwicklung unter höheren Spannungen. Schon bald nach Gründung der evangelischen Kirche setzten die theologischen Streitigkeiten ein, die nicht rein sachliche Erörterungen waren, sondern, weil es sich um die höchsten Seeleninteressen handelte, immer leicht dazu führten, dem Gegner das Daseinsrecht in der Kirche abzusprechen. Das Prinzip des Individualismus, das im Protestantismus liegt, begünstigt diese Neigung. So hat es immer diese Gegensätze und inneren Kämpfe gegeben, unter deren Einwirkung der gemeinsame Besitz eines einheitlichen Glaubensgutes verkannt und Abweichungen in der Lehre, der begrifflichen Ausgestaltung des Glaubensgutes, bis zum äußersten überschätzt wurden. Es ist nicht zu verwundern, daß in einer Zeit wie der unsrigen diese Gegensätze besonders entflammt waren. Denn die vielen durcheinandergehenden Geistesströmungen unserer Zeit, die den Ausbau einer gemeinschaftlichen Weltanschauung unmöglich machen, schaffen besonders viele Versuche zu Formeln, den Glaubensinhalt auszudrücken. Daher bestand auch ein besonders lebhafter Kampf der Richtungen untereinander, zum Schaden des kirchlichen Lebens. Dieser Kampf ging so weit, daß man nicht nur von zwei Richtungen, daß man in merk-

würdiger Kurz- und Schwachsichtigkeit des Glaubens und der Liebe sogar von zwei Religionen innerhalb der Kirche sprach. Wie soll das nun weitergehen, wenn das Band der Landeskirche, das alle vereinte und umschloß, bei der Trennung etwa gelockert wird? Wie soll sich das in Zukunft gestalten, wenn das ausgleichende Element des Staatskirchentums, das noch in den Konsistorien vorhanden war, wegfällt und die entschlossenere Richtung den Versuch macht, sich zum Alleinherrn in der Kirche zu machen? Werden die theologischen Streitigkeiten nun in neuer Kraft entbrennen und zu Scheidungen und Trennungen führen, die sich ja viel leichter werden vollziehen lassen? Das sind die rechten Kirchensorgen, hier droht der Kirche die größte Gefahr, von hier aus könnte sie in lauter kleine Teile und Fetzen zerrissen werden. Dann würde sie aufhören, eine öffentliche Macht in unserem Volksleben darzustellen, einzelne Kraftpunkte mögen sich dann hier und da bilden, aber im ganzen wäre die Sache, die die evangelische Kirche zu vertreten hat, zur Winkelsache geworden, in der Kulturfrage hätte die evangelische Kirche versagt.

Um eine Angelegenheit des Geistes und des Glaubens handelt es sich auf diesem Gebiet in erster Linie. Ist Geist und Glauben bei den führenden Kirchenmännern groß genug, um über die verschiedenen Ausdrucksmöglichkeiten des Glaubens die Einheit des Glaubens nicht zu verkennen? Das wird die entscheidende Frage sein. Gewiß spielt dann das Technische und das Verfassungsmäßige auch eine Rolle, hier greift die Verfassungsfrage in die Kulturfrage ein. Es lassen sich nämlich durch die Verfassung der Gemeinden und der Gesamtkirche verschiedene Möglichkeiten schaffen, daß ein brüderliches Zusammenleben der verschiedenen Richtungen gewährleistet wird. Aber es gehört schon ein rechter Wille dazu, um diesen Verfassungsweg zu betreten und nach einer Form zu suchen, unter der das, was zusammengehört, auch zusammenbleibt. Ob dieser ernste Wille vorhanden sein wird? Die Zeichen der Zeit mahnen dazu. So ist denn von Herzen zu wünschen und zu hoffen, daß wie im Deutschen Reich auch in der deutschen evangelischen Kirche das Zusammenhaltende und Einheitliche alles Zersetzende, Trennende, Fortstrebende, das so reichlich vorhanden ist in beiden, überwinde.



Landschaft · Von Ludwig Bäte

Liegt ein Dörfchen tief im Wiesengrund,
Von der Blütenbäume reinem Weiß umflossen,
Und die Sonne hat in breiter Flut
Sich auf aller Dächer mattem Gold ergossen.

Einer grauen Kirche schmaler Turm
Ragt versonnen in des Himmels tiefe Weiten,
Linden raunen dämmergrüne Pracht
Um die altersharten, ernsten Mauerbretten.

Ferne Höh'n in zartem Linienspiel
In dem Sonnenglaste sacht verblauen,
Und vom lichtdurchpulsten Himmelsraum
Frohe Lerchenlieder rinnend niedertauen.



Meilensteine

Skizze von Else Höffer

Sie hatten nur noch ein Gesprächsthema. Wenn ihre Unterhaltung sich einmal über die ödesten Alltäglichkeiten ihres Lebens hob, dann sprachen sie von ihr, von seiner geschiedenen Frau.

Zuerst im Rausch der Flitterwochen, da hatten sie sich natürlich so viel anderes zu sagen gehabt, da hatte keiner an das Thema gerührt, da hatte es abseits gestanden, wie ein verschlossener Schrein, der wohl tausend Möglichkeiten birgt, die aber momentan wertlos sind.

Als aber das Quellchen ihres Gesprächsstoffes dünner und fauler floß, da fingen ihre Gedanken an, um den stillen Schrein zu streichen, ihn scheu zu berühren, wie mit tastenden Fledermausflügeln. Heimlich zuerst. Da sagten sie sich zum ersten Male nicht mehr, was sie dachten, wenn sie schweigend nebeneinander saßen, da fingen sie an, Einzelleben zu führen, da wurde ihr zärtlicher Rausch eine Flucht vor den Grübeleien, wurde zur Medizin für eine schleichende Krankheit.

Sie brach den Bann zuerst. Sie öffnete den geheimnisvollen Schrein und ließ die Geister frei, die darin geschlafen hatten. Ihr kleines Herz konnte die Last der Gedanken nicht mehr allein tragen.

Sie saßen auf einer Terrasse über dem Luganer See und wollten sich der leuchtenden Farben freuen. Da brach es aus ihr hervor, und es klang wie eine Frage kindlicher Neugier: „Was ‚sie‘ jetzt wohl macht?“

„Ja“, sagte der Mann um einen Hauch schwerer, so als sei diese Frage das Selbstverständlichste, so als hätten sie schon stundenlang über „sie“ gesprochen.

Dann schwiegen sie wieder, aber sie atmeten leichter im Bewußtsein, ein Ventil gefunden zu haben für all das Unausgesprochene in ihnen. Keines wagte weiterzutasten auf diesem dunklen Wege, der Mann sagte einmal sogar: „Übrigens, wir wollen nicht darüber sprechen.“

Aber seine Stimme war so unsicher und konnte nicht überzeugen.

Dann kam es immer öfter und immer war es die Frau, die das erste Wort fand.

Wenn er sie küßte, fragte sie plötzlich wohl heiß an seinem Ohr: „Nicht wahr, du denkst an sie?“ Und wenn er mit zorniger Ungeduld verneinte, dann war sie auch enttäuscht, daß er vermochte, die andere, die er einst geliebt, so abzutun.

Ein fortwährendes Bohren und Prickeln war in ihr, zu erforschen, was er dachte, ob seine Gedanken wie die ihren in die Ferne schweiften und eine Einsame umstrichen.

Einmal sagte seine Frau in zärtlichem Überschwang: „Wie schön ist es doch, daß wir uns endlich haben, nach langem Kampf!“

Das Wort „Kampf“ elektrisierte ihn. Er fühlte ein köstliches Siegergefühl, er küßte sie heiß und empfand einen seligen Triumph, und blickte zurück auf die bestandenen Gefahren und überwundenen Leiden. —

Und da stockten seine Gedanken plötzlich vor einer erstaunlichen Erkenntnis. Wo war denn Kampf gewesen? Wann hatte er gelitten? Mit wem hatte er gekämpft, um wen geduldet?

Und da stand sie vor ihm, die Frau, die er verlassen hatte, weil sein Herz und seine Sinne sich an der rosigen, blonden Lieblichkeit einer andern entzündet hatten. Er sah sie in der Ruhe und dem Ernst ihres Ausdrucks, mit der großen Schlichtheit, die ihrem Wesen den Stempel gab, mit den Augen, die so tief in sich hineinsahen, und die auch in anderen Menschen nach dem Grund forschten. Mit den Augen, die so oft enttäuscht blickten, weil sie keinen Grund fanden. — —

Diese Frau, die ihm eine Last geworden, weil ihre Persönlichkeit schwer und heischend auf ihm wuchtete, weil sie immer in den Tiefen schürfte, weil sie immer etwas Besonderes, etwas Großes von ihm verlangte — —, diese Frau, die gar nicht begreifen wollte, daß das Leben tausendmal schöner war ohne all den Ballast, den sie mit sich schleppte und auch ihm aufbürdete. Die Frau, die nur langsam begriff, daß er an ihrer Seite unglücklich war, daß er nichts anfangen konnte mit all dem Reichtum, den sie ihm schenkte, daß er sich nach Lachen und Leichtsinn sehnte, nach Übermut und harmlosem Lebensgenuß. Er hatte angefangen, sich vor ihrem Ernst zu fürchten, er hatte ihre Gespräche verabscheut, diese Gespräche, die so fein und klug waren, die immer eine kleine Anstrengung von ihm verlangten. Er hatte zuletzt ihr Gesicht gehaßt, dies Gesicht mit den klaren, ein wenig strengen Linien, mit dem forschenden Ausdruck, der ihn so unsicher machte.

Er war vor ihr in sein Element geflohen, wo man lachte und nicht dachte, wo man plauderte und nicht sprach. Und er hatte sich rasch entzündet, er hatte sich verliebt — — in das Gegenteil dessen, was sie war. Er wollte glücklich werden auf seine Art.

Und er hatte sich auf den Kampf mit ihr gefreut. Sein ganzer Trotz war erstarkt an dem heimlichen Gedanken, daß sie ja die Stärkere war. — —

Er sah noch ihr blasses Gesicht, als er ihr alles sagte. War es um einen Schein bleicher geworden? Es blieb ganz unbewegt, und die Augen waren undurchdringlich. Er fühlte, wie diese Seele plötzlich alle Tore vor ihm verschloß, wie er draußen stand und nichts mehr wußte, nichts mehr ahnte von dem, was drinnen vorging.

Was war das für ein häßliches Gefühl gewesen. So dumm und jungenhaft kam er sich vor, und arm, bettelarm. Er fühlte, wie sie ihm fernrückte, wie sie wie eine ganz Fremde vor ihm, über ihm stand, und er begriff auf einmal nicht mehr, daß sie ganz sein eigen gewesen, daß diese stolze Seele um ihn geworben und ihm gedient hatte. — Er verlor sie völlig und sah, daß er sie nie besessen, weil er sie nie ganz durchdrungen hatte.

Ihr Gesicht rührte sich nicht, nur der Schatten schwerer Gedanken lag auf ihrer Stirn. „Ich habe es kommen sehen", sagte sie still.

„Wir passen nicht zusammen", sagte er trotzig. Da lächelte sie, ganz leise lächelte sie, ein wenig schmerzlich und doch so fern, so wissend. —

Das war ihr letztes Gespräch gewesen. Aber dies Lächeln fühlte er noch wie einen körperlichen Schmerz. Sie hatte sich aus seinem Leben ausgelöscht

wie ein Licht, nur ihr Lächeln war bei ihm geblieben. Was sollte das ihm sagen? Was wußte sie, das ihm verborgen war? —

„Sie“ war ihr einziges Gesprächsthema. Ihre Gedanken suchten die Frau überall und folgten ihr, wohin sie ging. Sie horchten begierig auf jede Nachricht, die aus ihrem Leben zu ihnen drang. Sie machten sich ein Bild von ihrem Leben, sie sahen sie in großer Einsamkeit, sie sahen sie mit blassem Gesicht und suchenden Augen wandern, wandern. — Sie wuchs für sie über das gewöhnliche Maß hinaus, sie wurde ihnen zur tragischen Gestalt, eine Trägerin eines großen Schicksals: der tiefsten Einsamkeit.

„Gewiß ist sie unglücklich!“ sagte der Mann zuweilen verzweifelt, und dann weinte die junge Frau vor Mitleid.

„Nein, sie ist nicht unglücklich“, sagte er dann wieder. „Sie braucht niemand, am wenigsten mich, sie ist sich selbst genug — — sie ist ja so reich —.“ Und sein Stolz litt, weil diese Frau sich so völlig von ihm frei machen würde, weil sie ihn ganz überwinden konnte, wie man ein Entwicklungsstadium überwindet. Und die junge Frau haßte die andere in solcher Stunde, weil sie ahnte, daß diese verachtete, vielleicht sogar nachsichtig belächelte, was ihnen Glück und Lebenszweck erschien.

Ihre Gedanken kamen nicht los von ihr. Wie eine Dritte ging sie mit ihnen durch ihren kleinen Tag, mit ihren sachten Schritten und dem wissenden Lächeln ging sie dicht nebenher.

Alles war von ihr durchdrungen. Der Mann fühlte, daß er oft unbewußt ihre Worte gebrauchte, daß er in Geschmacksfragen wählte, so wie sie gewählt haben würde. Was er sah, wurde von ihrem Geist beseelt, die Natur zeigte sich ihm, wie sie ihn hatte sie schauen gelehrt, das Leben weckte den Widerhall in ihm, der aus ihr einst so mächtig geklungen und den er in sich aufgenommen hatte — da wo es vorher leer gewesen. Und wie er sich seiner jungen, empfänglichen Frau mitteilte, mit jedem Wort, das er zu ihr sprach, merkte er, daß er ihr nur gab, was die andere ihm einst gelassen, daß sie von dem Reichtum der Verschmähten zehrten. Sie empfingen ihr Licht wie von einem fernen Gestirn, das sein Licht verschenkt und verschwendet, und nicht weiß, wem es leuchtet, wen es wärmt. Bei jedem Erlebnis fielen ihm kluge oder warme Worte ein, die sie einst gesprochen, er sah ihren beseelten Gesichtsausdruck, fühlte ihren großen Blick, der niemals leer sein konnte.

Und langsam verstand der Mann das wissende Lächeln, dies Lächeln, mit dem sie so still und stolz gegangen war. Dies Lächeln sagte ihm: Ich gehe, aber ich lasse meine Spuren in deinem Erdreich zurück. Du verstößest mich, aber ich bin in dir. Ich habe dich geprägt. Du bist mein Werk, meine Hand schuf mit am Bau deiner Seele. Ich gehe, aber du bleibst mein, mein Geschöpf, denn ich gab — und du nahmst.

Wie sein Schatten war sie neben ihm. Und er träumte davon, daß auch sie nicht von ihm loskommen konnte, und doch wußte er gleich: frei war sie von ihm, er hatte ihrem Wesen keine neue Linie, der Harmonie ihrer Seele keine neue Note geschenkt, und darum überwand sie ihn. Und wenn er ihr auch Schmerz

und bittere Enttäuschung bereitet hatte, in ihren formenden Händen wurde auch der Schmerz zum Reichtum, machte sie nur tiefer und weiser. Unberührt war sie an ihm vorübergegangen, wenn sie auch Jahre als sein Weib neben ihm gelebt hatte.

Seine junge Frau quälte ihn mit ihrer kindlichen Neugier, immer mußte er ihr von der anderen erzählen, und er baute ihr mit seinen Worten einen Altar und wußte nicht, daß er den jungen Frohsinn neben sich zerbrach. Er wußte nicht, daß er verglich, aber er fühlte, daß er darbte, da ihm die Nahrung fehlte, die ihm aus einer blassen Hand so überreich geboten worden. Er mußte jetzt geben, — einer, die weniger besaß als er, — und er merkte, wie bald er sich erschöpfte, daß der tiefste Grund in ihm leer war, seitdem niemand ihn mehr speiste. —

Und aus dem Mangel an eigenem Erleben heraus wuchs die Sehnsucht in ihnen, teilzuhaben an dem Leben der anderen, an dem Leben, das so reich und bunt war, daß es auch sie noch beglücken konnte. Dafür wollten sie sie aus der traurigen Einsamkeit erlösen, wollten sie lieben, ihr danken. — — Sie träumten und planten wie Kinder.

Da hörten sie, daß sie sich verheiratet hatte. Sie hatte einen Gatten gefunden, dessen Name allein ihnen eine Gewähr für seine Bedeutung und Größe war, — einen Gatten, der auch ihr geben konnte, der die Fülle ihres Wesens schätzen würde.

Und sie waren wie vernichtet. Es war ihnen, als hätte man ihnen alle Hoffnungslichter ausgelöscht. Sie fühlten sich verlassen, steuerlos trieben sie ihre Bahn.

Und sie begriffen, daß sie ihr nichts gewesen wie kleine Meilensteine an einer Straße, die aufwärts führte. Meilensteine, die man kaum zählt im flüchtigen Vorüberschreiten.



Der Einsiedler · Von Günther Lehmann

Er schaut von seinem hohen Felsenhang
Der Menschen schattenhaft Vorüberfliehn,
Der Wälder Wachsen und der Ströme Ziehn
Und der Gestirne ewig gleichen Gang.

Er ließ das Staunen und das heilige Grau'n.
Er deutelt nicht mehr an dem Weltenplan.
Er hat kein Wort für was ihm aufgetan.
Alles verging vor seinem großen Schau'n.

Sein Fleisch verdorrt, sein Blut entschwindet sacht.
Die Winde wühlen in dem greisen Haar.
Er fühlt es nicht. Er schaut. Und tausend Jahr'
Sind vor ihm so wie diese eine Nacht.



Vergesellschaftung des Wirtschaftslebens · Von Max A. Tönjes

Die Revolution hat als das wichtigste Schlagwort das von der „Vergesellschaftung der Betriebe" geprägt. Das Schlagwort ist nicht von heute oder gestern, sondern lebt bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert in dem Programm von Karl Marx. Es beherrscht die Massen erheblich mehr, als alle die ungeheuer wichtigen politischen Fragen, die in der allernächsten Zukunft zu lösen sind. Die hohe Politik ist beinahe ganz zu den Akten gelegt, obgleich von der Lösung der elsaß-lothringischen, polnischen, kolonialen und Völkerbundsfragen für die deutsche Zukunft unendlich viel abhängt. Für die hohe Politik haben die Massen aber nie viel Verständnis gehabt. Um so größer ist das Interesse für die innere Politik, die je länger desto mehr zur Sozialpolitik wurde und von jetzt an wohl noch mehr in diese Richtung kommen dürfte. Was bisher als Programm der Revolution verkündet worden ist, hat bereits einen derartigen Umfang, daß drei Reichstage vollauf damit zu tun haben würden.

Aus den bisherigen Äußerungen der Vertreter der Regierung geht nicht einwandfrei hervor, ob die geeigneten Betriebe zugunsten des Reiches oder der Angestellten enteignet werden sollen. Offenbar ist aber vorerst an eine Enteignung zugunsten des mit einer ungeheuren Schuldenlast beladenen Reiches gedacht, denn es war von Monopolen die Rede, und es wurden Handels- und Industriezweige genannt, die bereits den Charakter von Privatmonopolen trügen. Dem Reiche müssen, soll es seinen alten und den geplanten neuen Verpflichtungen nachkommen, Einnahmen zufließen, wie wir sie in ähnlicher Höhe nie gekannt haben.

Soviel dürfte feststehen, daß der Gedanke der Vergesellschaftung der Industrie nicht wieder verschwinden wird und daß es darum im allgemeinen Interesse liegt, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, und daß sich auch jene Kreise in diesen Gedanken hineinleben müssen, die ihm noch fremd und abweisend gegenüberstehen. Der Gedanke lebt und wird, wenn nicht alles täuscht, auch weiterleben.

Diese Umwandlung unseres Wirtschaftslebens ist, wie jeder Wechsel im Wirtschaftsleben, mit den schwersten Gefahren verknüpft, denn sie stürzt unser ganzes Erwerbsleben auf den Kopf und bedeutet zugleich einen Sprung ins Dunkle, denn die kleinen, dazu noch fehlgeschlagenen Versuche früherer Jahrzehnte zählen nicht mit. Eine weitere Gefahr ist die, daß das Ausland vorläufig diesen Schritt nicht mitmachen wird. War der Gedanke der Vergesellschaftung auf dieser Hoffnung aufgebaut, so dürfte er ein ähnlicher Trugschluß sein wie die Hoffnung auf die Revolutionierung der feindlichen Völker. Solange namentlich England und Amerika nicht in den gleichen Bahnen wandeln — über den Ausgang der englischen Arbeiterbewegung läßt sich heute noch kein sicherer Schluß ziehen —, ist die Gefahr, die für das deutsche Volk in der Vergesellschaftung steckt, so ungeheuer groß, daß gar nicht genug zur Vorsicht gemahnt werden kann, denn unter den Fehlern in der Wirtschaftspolitik leidet das ganze Volk. England hat seinem Freihandel

seinen gesamten Bauernstand zum Opfer gebracht; ein ähnlicher Versuch würde uns, wie dieser Krieg gelehrt hat, für alle Zeiten völlig wehrlos machen, da wir dann in wenigen Wochen auszuhungern wären. Die Sozialisierung der Betriebe kann aber noch verhängnisvoller wirken, da sie unter Umständen für drei Viertel des deutschen Volkes Hunger und Entbehrung oder Auswanderung bedeuten würde, wenn nämlich die Vergesellschaftung die Wettbewerbsfähigkeit nicht nur im Auslande, sondern vielleicht auch im Inlande untergraben würde. Daß bei falscher Anwendung dieses Gedankens das schlesische Weberelend der sechziger und siebziger Jahre in ganz anderen Ausmaßen wiederkehren kann, darf unter keinen Umständen übersehen werden. Bei richtiger Anwendung und bei Ausbreitung der Sozialisierung über die ganze Erde kann daraus natürlich großer Segen erwachsen, wenn man in reichlichem Einkommen den größten Segen oder gar das Paradies auf dieser Welt glaubt sehen zu müssen.

Bevor der Gedanke der Vergesellschaftung eingehender erörtert wird, und dazu gehören, wie kürzlich in den Verhandlungen der Arbeiterräte in Berlin sehr richtig bemerkt wurde, Fachleute, sei in ganz groben Umrissen eine Bilanz des Deutschen Reiches aufgestellt.

Unter Berücksichtigung der durch den Krieg vermehrten Belastung der Städte, Kreise, Provinzen, Einzelstaaten und des Reiches, wird man auf eine Steigerung der Schulden des deutschen Volkes auf etwa das Dreißigfache kommen. Diese Schätzung dürfte kaum zu hoch sein, eher zu niedrig, besonders wenn man berücksichtigt, daß die Jahre nach dem Kriege infolge von Notstandsarbeiten usw. noch große Summen fordern werden. Dazu kommen die Summen, die die Kriegsrenten erfordern. Eine weitere Verschlechterung unserer Bilanz wird dadurch herbeigeführt, daß wir mit dem Verlust der hochwertigen elsaß-lothringischen Eisengruben rechnen müssen, was unsere Schwerindustrie auf das empfindlichste treffen muß. Was wir im Osten verlieren, steht noch nicht fest, bedeutet aber eine Einbuße an Steuerkraft, die noch vermehrt wird, wenn die tschechischen und polnischen Wünsche auf Schlesien auch nur teilweise erfüllt werden. Ob wir überhaupt Kolonien behalten werden, wissen wir nicht. Aber auch der günstigste Fall, nämlich daß uns einiges herausgegeben wird, bedingt nahezu völligen Neuaufbau der dortigen Wirtschaft, was ohne große Summen nicht möglich ist. Auch über unsere Schiffahrt sind wir im unklaren. Verlangen unsere Feinde den Ersatz der versenkten Schiffe, so sind auf Jahre hinaus irgendwelche Gewinne aus dem internationalen Frachtengeschäft nicht zu erwarten, ja wir werden die Frachten, und sie werden nicht niedrig sein, ans Ausland zahlen müssen. Dadurch werden die Rohstoffe, die wir so nötig wie das liebe Brot brauchen, noch teurer als sie bei dem Stande unserer Valuta ohnehin schon sein werden. Zu alledem kommt der völlig zerstörte Außenhandel, der vor dem Kriege rund 20 Milliarden jährlich betrug.

Man wird zugeben, daß diese Bilanz geradezu furchtbar ist, selbst dann, wenn Deutsch-Österreich tatsächlich zum Reiche kommt und im übrigen das Reich zusammen bleibt. Berücksichtigt ist dabei auch noch nicht, daß wir vielleicht sehr große Entschädigungen an die Feinde werden zahlen müssen.

Das kann der Staatsbankerott sein, wie der sächsische Arbeitsminister Schwarz angeblich behauptet hat, es braucht es aber nicht. Herr Schwarz soll dieses Urteil mit der Annahme von 200 Milliarden Schulden und 300 Milliarden Volksvermögen begründet haben. Beide Ziffern muß man mit einem Fragezeichen versehen. Daß alle Schulden des deutschen Volkes, in seinen Einzelverwaltungskörpern wie in dem Reiche selbst, mit 200 Milliarden bezahlt wären, ist kaum anzunehmen. Andererseits besagt die Summe von 300 Milliarden Volksvermögen fast gar nichts. Die Summe ist entweder viel zu hoch oder zu niedrig. Rechnet man die Werte aller Sparkassen, Börsenpapiere und des Grundbesitzes, so erkundige man sich bei einem erfahrenen Bankfachmann, um wieviel unser Volksvermögen allein seit Oktober verloren hat. Eine weitere Abschwächung unserer Industrie bedeutet weiteren Verlust an Volksvermögen. Die Kursverluste infolge der Waffenstillstandsverhandlungen sind mit 50 Milliarden kaum zu hoch bemessen.

Was ist denn eigentlich Volksvermögen? Das ist doch wohl die Summe, die ein Volk zum normalen Zinsfuß verzinsen kann. Diese Verzinsung ist aber seine Arbeitsleistung. Sie ist nun um die Opfer, die der Krieg gefordert hat, vermindert; sie wird weiter vermindert durch die Bevölkerung, die in den von den Feinden vom Deutschen Reiche losgerissenen Landesteilen wohnen. Bei der Berechnung der Arbeitskraft ist aber nicht nur eine Verlustspalte vorhanden, sondern auch eine Gewinnspalte, die nicht übersehen werden darf. Auf der Gewinnseite stehen einmal die Erfindungen, die der Krieg geradezu geboren hat. Es sei dabei nur auf die Gewinnung des Stickstoffes aus der Luft, auf den Ersatz der Baumwolle in den Geschossen durch andere Stoffe usw. hingewiesen. Es muß auch erwähnt werden, daß die restlose Ausnutzung der Steinkohle durch Verkokung noch Werte birgt, die auch nicht annähernd übersehen werden können, aber jährlich Hunderte von Millionen bedeuten werden. Es müssen aber auch die industriellen Erfahrungen des Krieges auf die Gewinnseite gestellt werden. Die Leistungen unserer Industrie sind während des Krieges durch Anwendung neuer Methoden vervielfacht worden, denn nur dadurch wurde der Widerstand an den Fronten gegen die Industrie der ganzen Welt möglich. Gerade diese Tatsache muß uns den Mut geben, unser Wirtschaftsleben wiederum gegen die ganze Welt neu aufzubauen. Es kommt aber nicht nur auf die Arbeitskraft an, die zum mindesten der, die wir vor dem Kriege besaßen, gleichwertig ist, besonders wenn wir noch die während des Krieges auf hochwertige Arbeit geschulten Frauen hinzurechnen, auch bei pfleglicherer und menschlicherer Ausnutzung ihrer Arbeitskraft.

Viel wichtiger, ja bei der Berechnung des Volksvermögens allein möglich, ist die Arbeitsleistung. Die Arbeitsleistung setzt aber Arbeitsmöglichkeit voraus, und dazu gehören zunächst Rohstoffe, sodann aber auch Absatzgebiete. Mit den Rohstoffen sieht es schlecht aus, das ist allgemein bekannt und zwar nicht erst seit den Tagen der Revolution, denn sonst wären alle Bezugsscheine und Beschlagnahmungen nicht nötig gewesen. Sie zu beschaffen und zu vernünftigen Preisen zu beschaffen, muß die Hauptsorge der deutschen Abgesandten bei den Friedens-

verhandlungen sein. Als Absatzgebiet für die Erzeugnisse unserer Industrie kommt sowohl der innere wie der äußere Markt in Frage. Wenn uns der innere Markt auch scheinbar sicher ist, so ist doch zu beachten, daß auch hier die Wettbewerbsfähigkeit bestehen bleiben muß, denn die Hauptursache des schlesischen Weberelends war doch, daß England dank seiner überlegenen Maschinen in Deutschland billiger liefern konnte als die deutschen Weber. Der Außenmarkt ist beinahe noch wichtiger, denn er bringt neues Geld ins Land, und das ist dringend nötig, schon um unsere Valuta wieder einigermaßen vernünftig zu gestalten. Der Außenmarkt ist aber, wie bereits gesagt, in den Kriegsjahren völlig verloren gegangen. Amerika und Japan haben die Kriegszeit gehörig ausgenutzt, und es bedarf rastloser und mühevoller Arbeit, den Außenhandel wieder aufzubauen.

Zur Wiedergewinnung des Außenmarktes sind aber nicht nur Rohstoffe nötig, sondern auch konkurrenzfähige Preise. Die Rohstoffe werden auf Jahre hinaus sehr teuer sein, da unser Geld so ungeheuer entwertet ist und wir vorerst keinerlei Gegenforderung an das Ausland haben werden. Es ist zu hoffen, daß uns unsere Bodenschätze wie Kali, Kohle und Eisen die Guthaben schnell wiedergewinnen, wobei zu beachten ist, daß durch den Verlust der Reichslande unser Kalimonopol durchbrochen und unsere Eisenerzeugung erheblich vermindert wurde. Zunächst würde die Industrie, wird sie um politischer Augenblickserfolge willen nicht völlig verarmt, nach dem Auslande sogar mit gewissen Verlusten arbeiten müssen, um den Markt wieder zu gewinnen. Auf die Dauer können wir aber nur wettbewerbsfähig bleiben, wenn die Preise gesenkt werden können, was nur durch Verbilligung der Lebenshaltung und eine dadurch ermöglichte Herabsetzung der Löhne erreicht werden kann, wobei durchaus noch nicht an Hungerlöhne gedacht zu werden braucht. Wir müssen damit rechnen, daß in England, Frankreich und Amerika, wo auf Jahre hinaus noch völlig freie Wirtschaft bleiben wird, die Löhne sehr bald wieder gesenkt werden, zumal dort die Preise für die Lebensmittel nach dem Einsetzen der freien Schiffahrt wohl bald sinken werden. Bei uns ist die Senkung der Löhne sehr viel schwerer, nicht nur deshalb, weil bei uns der Achtstundentag eingeführt ist, der wohl noch auf längere Zeit durch den Vier-, Fünf- oder Sechsstundentag ersetzt bleiben wird, und weil auch bereits hier und dort sehr hohe Minimallöhne festgesetzt worden sind, sondern weil die aus dem Auslande bezogenen Lebensmittel sehr sehr teuer sein werden. Diese Senkung der Lebensmittelpreise und der Löhne ist aber nicht nur wegen des Verkaufes ins Ausland, von dem wir die Rohstoffe erwerben müssen, ein unbedingtes Erfordernis, sondern sie ist auch für die Gesundung unseres Wirtschaftslebens nötig, denn nur dadurch kann die Flut von Papiergeld, in der wir auf die Dauer ertrinken müssen, abgedämmt werden. Löhne, wie sie jetzt gezahlt werden, lassen sich eben nur so lange aufrechterhalten, wie die Aufträge und Gewinne entsprechend sind. Der Fabrikinhaber oder die Gesellschaft kann nur bis zum Konkurs bezahlen, das Reich kann und darf aber noch lange nicht so weit gehen, soll nicht ein Ende mit Schrecken eintreten. Die Hauptaufgabe der Finanzverwaltung muß sein, den Wert unseres Geldes sowohl im Inlande wie im Auslande wieder zu steigern.

Um die Finanzlage des Reiches zu bessern, sind neuerdings Verfügungen erlassen worden, die Kriegsgewinne restlos zu erfassen. Über die Berechtigung dieser Forderung ist kein Wort zu verlieren. Es widerspricht jedem Empfinden, daß ein Teil der Bevölkerung im Schutze der heldenhaften Heere Riesengewinne erzielte, während Millionen ihr Leben für das Vaterland ließen oder doch in ihrer Existenz ganz erheblich gegen Anfang August 1914 verschlechtert wurden. Man gebe sich aber keinen Illusionen über die zu erzielenden Summen hin. Man bedenke, daß der größte Teil der vom Reiche aufgenommenen Milliarden in Arbeitslöhnen steckt, die steuerlich als Kriegsgewinne in irgendwie nennenswertem Maße nicht mehr zu fassen sind. Immerhin sind auf diesem Wege Milliarden für das Reich zu retten, weshalb man ihn unbeirrt gehen soll.

Sodann ist vorgesehen worden, die Vermögen der reichen Leute zur Abbürdung der Kriegslasten zu verwenden. Auch dieser Weg ist gangbar und muß gegangen werden. Die reichen Leute werden ganz erheblich bluten müssen, aber man wird darauf achten müssen, daß man auf diese Weise die reichen Leute nicht einfach abschafft, denn dann besitzen auch sie keine Steuerkraft mehr. Die großen Vermögen sind übrigens nicht überflüssig im Wirtschaftsleben, denn die Vermögen liegen ja nicht untätig als Banknoten im Geldschrank, sondern arbeiten, sei es im Grundbesitz oder in der Industrie oder in den Anleihen der Gemeinden, Einzelstaaten und des Reiches. Haben wir keine großen Vermögen mehr, so ist natürlich kein Geld zu neuen Unternehmungen vorhanden. Man denke dabei beispielsweise an die Ausnutzung von Patenten, die bei verminderten Gewinnaussichten für die Erfinder ins Ausland abwandern und damit für das deutsche Volk verloren gehen. Bei der Ausprobierung solcher Patente sind Verluste sehr häufig, aber die Gewinnmöglichkeiten regen immer wieder die Kapitalisten an. Daß der Staat als solcher Patente ausprobiert, ist nicht ratsam und offenbar auch nicht beabsichtigt, da bei der Sozialisierung immer nur an „reife“ Betriebe gedacht wird. Über eine Reihe von Jahren verteilt und in vernünftigen Grenzen gehalten, ist natürlich eine stärkere Heranziehung des Besitzes zur Abwälzung der Schuldenlast durchaus möglich und ratsam.

Eine Vergesellschaftung der Industrie schließt die Gefahr ein, daß sie in ähnlicher Weise fiskalisiert wird, wie die jetzigen Staatsbetriebe, aber diese Gefahr kann überwunden werden. Fraglos ist aber der Zeitpunkt für eine weitgehende Sozialisierung sehr ungünstig, denn Sozialisierung heißt nicht nur Beteiligung am Gewinn, sondern auch am Verlust, und wir müssen damit rechnen, daß auch sogenannte Dividendenungeheuer auf Jahre hinaus mit Verlust arbeiten werden. Diese Verluste kann die Industrie, solange sie sich in nicht zu weiten Grenzen halten, tragen, das Reich aber nicht. Es kommen also nur Betriebe in Frage, deren Gewinn geradezu garantiert wird. Dazu gehören in erster Linie die Bergwerke, zumal es dem gesunden Empfinden überhaupt widerspricht, daß die Bodenschätze einzelnen zur Ausbeute überlassen werden. Das geplante Elektrizitätserzeugungsmonopol bedeutet nur die Fortsetzung der bereits in weitem Ausmaße begonnenen Elektrisierung des Landes.

Im übrigen erstické man die private Initiative nicht. Es gibt Wege genug, um die Allgemeinheit an den Gewinnen teilnehmen zu lassen. So kann man beispielsweise durch Gesetz das Reich ohne Rücksicht auf die Steuer direkt am Gewinn beteiligen, sobald dieser einen bestimmten Prozentsatz überschreitet. Daß dabei nicht schematisch verfahren werden darf, daß das Reich nicht einfach den einen bestimmten Prozentsatz, sagen wir fünf Prozent, überschreitenden Gewinn erhalten kann, sondern daß dem Privatkapital ein Interesse am Gewinn erhalten bleiben muß, liegt auf der Hand. Trotzdem kann das Reich in steigendem Maße am Gewinn beteiligt werden. Da die Unterlagen für die Gewinnberechnung ziemlich leicht nachprüfbar sind, so ließen sich sehr hohe Gewinne für das Volk erzielen, ohne daß das Reich Gefahr laufen würde.

Die Sozialisierung wird meines Erachtens kommen; die Art der Durchführung wird über Gedeih und Verderb des schwergeprüften Volkes entscheiden. Nicht durch Verordnung auf Grund eines schon ehrwürdigen und unter ganz anderen Verhältnissen entstandenen Programms kann sie durchgeführt werden. Daran muß die Elite der Wissenschaft und der Praxis mitarbeiten, wenn das ohnehin zerrüttete Wirtschaftsleben nicht völlig vernichtet werden soll.



Alte Häuser · Von Grete Massé

Grau und gestorben stehn sie, schmal gezwängt
Und eingekeilt in arme Seitengassen.
Vorspringend, eine finstre Braue, hängt
Das Dach hinab. Die Sonnenstrahlen lassen

Den Schlaf der blinden Fenster ungestört,
Sie blitzen nicht und flimmern nicht im Lichte.
Nur in der Regenrinne hört, wer horchend hört,
Tropfen der Alten klagende Geschichte.

Jedoch zur Nacht, wenn hohl der Uhu krächzt
Und Mondlicht geistert am Gesims, am Pfosten,
Erwacht es drin und tappt und seufzt und ächzt,
Knarrt über Stiegen, rückt Riegel, die rosten,

Wiegt Wiegen, blättert in Folianten, singt
Und haucht und flüstert mit versagenden Kehlen,
Bis einsam Mitternacht vom Turm verklingt. —
Die alten, toten Häuser haben Seelen!



Warum ...?

Von Clotilde Brettauer

Wie man vielleicht in eine lichte Wolke greifen möchte, mit behutsamen zarten Fingerspitzen und in zitternder Angst, daß sie unter der Berührung zerflattere, so nehme ich deine Briefe in meine Hand.

Sind es Monate her oder Jahre — oder war es erst gestern, daß ich sie in diesen Lederkasten versenkte, so wie man etwas Liebes einsargt?

Flüchtige Worte, zwischen aufheulenden Granaten mit blassem Stift aufs Papier geworfen. Lehm und Schmutz des Schützengrabens klebt daran. Und Blut und Treue.

Die blassen Buchstaben werden immer mehr verblassen. Doch wenn das Licht meiner Augen ertrunken wäre in der Flut der ungeweinten Tränen, es stünde trotzdem Wort für Wort vor diesen blinden Augen.

Von dem ersten jubelnden Schluchzen: „Mutter, leb wohl! Was uns das Schicksal auch bringen mag, wir gehen der großen Läuterung entgegen" — bis zu dem Brief, der der letzte geblieben.

Der aller-, allerletzte...

Und mir ist, als müßte ich von dieser schmerzdunkeln Erde, aus tiefster Muttereinsamkeit zu dem sternenbesäten Himmel hinauf deinen Namen rufen und rufen, bis du mich hörst, und dir Antwort geben auf die unausgesprochene Frage, die in Not und Tod geboren, den Weg gefunden von dir zu mir.

Das Ungeheuerlichste, das je die Welt durchwühlt, hat Knaben zu Männern gewandelt. An der Größe der unseligsten Zeit sind sie emporgewachsen.

Auch wir Mütter sind Heldinnen geworden nach dem Beispiel der Söhne. Aber hat es nicht selbst für die vielgepriesenen Gracchen-Mütter Stunden gegeben, wo ihre starken Herzen schwach waren und die Augen naß, um ihre herrlichen Kinder?

Wir Mütter sind der Erde verwandt. Was unserm Schoß entsprossen, bleibt ewig ein Teil von uns.

Wir zogen euch nach durch Meere von Blut, über Berge von Leid, einen schützenden Wall zu bauen aus lauter betenden Mutterherzen.

Um dich? Um einer andern Mutter Sohn?

Ach, die Söhne draußen sehen uns alle an mit den Augen des einen, um den wir weinen.

Nein, nein, wir haben euch nicht zur Welt gebracht, damit ihr andern Müttern ihre Söhne tötet oder durch sie zu Krüppeln werdet! Und haben unsere Töchter nicht vermählt, damit sie Waisen gebären!

Soll alles Lüge sein, was wir euch lehrten, von Menschenliebe, von Brüderlichkeit und Gerechtigkeit?

Da ihr hinausgezogen in das große Kämpfen, habt ihr geglaubt, daß ihr nichts anderes zu verteidigen hättet, als das Vaterland. Und habt erfahren müssen,

daß es Wunden gibt, die tiefer sitzen und weher schmerzen, als die der Feind geschlagen.

Wie einsam mögt ihr oft gewesen sein, in eurem Schützengraben, trotz aller Kameradschaft.

Und doch: Ihr habt es ja gefühlt, daß wir bei euch sind in euerer Einsamkeit. So wie ihr es damals fühltet, da wir die kleine, fieberheiße Kinderhand in unsern Mutterhänden hielten.

Wir waren bei euch in Nächten, die so endlos waren, als wäre die Sonne gestorben.

Nächte von Monaten.

Nächte von Jahren.

Wir haben die Zähne aufeinandergebissen, um nicht laut hinauszuschreien in das erbarmungslos Dunkle: „Nein! Nein!"

Und sind dann wieder still dagelegen in ohnmächtiger Armseligkeit.

Wir haben beten wollen, wie wir als Kind gebetet, mit frommen Lippen und aus frommem Herzen, aber kein Wort, kein Wort war inbrunstheiß genug.

Und trotz allem haben wir auf das Wunder gehofft:

Daß ein Morgen kommt, an dem die Sonne leuchtet wie nie zuvor, und aus Millionen und Millionen Menschenkehlen ein einziges Danken durch die Welt schluchzt.

Frieden — —!

Frieden auch für ihn, den unsere Gebete einhüllen, die Schreie der gequälten Herzen beschützen sollten, weit, weit über Berge und Meere hinweg.

Ob sich in solchen Nächten die Mutterherzen nicht gefunden haben, von Nord und Süd, aus Ost und West?

In gleicher Not die Freundes- wie die Feindesmütter, um ihn, der einer Mutter Sohn.

— —

Und doch wird einmal, einmal Frieden werden.

Kein Frieden, wie wir ihn erträumt.

Kein Frieden mit Jubeln und Fahnenschwenken.

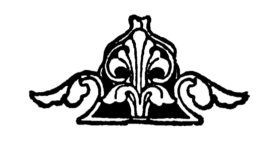
Allzuviel Leid ist über die Welt gegangen.

Und doch wird einmal Frieden sein und aller Haß begraben.

Andere, die nach uns kommen, werden die Sonne wieder leuchten sehen, und den Himmel sich wölben über eine friedenbegnadete Welt.

Sie werden wieder lachen können und sich freuen.

Und dafür, dafür bist auch du gestorben, mein Sohn.



Rundschau

Arbeiter als Autoren

Nicht von jenen auf belletristischem Gebiet versuchsweise tätigen, mehr oder minder begabten Angehörigen des Arbeiterstandes wollen wir hier reden. Die gab es vereinzelt immer, seit unsere allgemeine Volksschulbildung zur Einführung gelangte. Und zuweilen wurden auch deren Erzeugnisse in irgend einer volkstümlichen Sammlung vereinigt und gedruckt. Oder auch, es schrieb hier und da ein Handarbeiter Lebenserinnerungen oder gar einen selbstbiographischen Roman, der Verfasser wurde durch einen Zufall entdeckt, ein Schriftkundiger überarbeitete das Ganze, schrieb ein Vorwort dazu und die Zeitungen nahmen Kenntnis von dem durchaus nicht alltäglichen, für unser Kulturleben im übrigen aber ziemlich belanglosen Fall. Was hier einer kurzen Betrachtung unterzogen werden soll, das ist die auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machende literarische Tätigkeit einzelner in der modernen Arbeiterbewegung aufgehenden Personen proletarischen Standes.

Die Beschäftigung mit den Problemen der Arbeiterbewegung und deren Grenzgebieten ist es, die in neuerer Zeit viele zur schriftlichen Behandlung irgend eines einschlägigen Themas gereizt, ja gedrängt hat. Wir meinen jene Kräfte, die mit vollem Recht die Bezeichnung Schriftsteller und Autor verdienen: die Verfasser der deutschen gewerkschaftlichen Veröffentlichungen. Wohlgemerkt, der gewerkschaftlichen! Denn gerade in die Betriebe der Gewerkschaften sind bis jetzt Akademiker so gut wie nicht gedrungen, während die geschichtlichen und politischen Veröffentlichungen der sozialdemokratischen Partei weitaus noch wissenschaftlich vorgebildete Personen zum Verfasser haben.

Die wissenschaftlichen Publikationen der deutschen Gewerkschaftsbewegung! Gar mancher den Dingen Fernstehende wird vielleicht mit einem Lächeln auf den Lippen die Nase rümpfen. Trotzdem ist es so. Und zwar auch hier nicht ohne eine gesunde Entwicklung. Wenn früher die schriftstellerische Tätigkeit der Gewerkschaftsbeamten sich lediglich auf die Abfassung eines einfachen Jahresberichts und die Überarbeitung des Berichts von der jährlichen Verbandstagung beschränkte — Sachen, aus denen dann die jungen Doktoranden sich für ihre auf volkswirtschaftlichem Gebiet sich bewegenden Abhandlungen zuweilen einen Teil ihres Stoffes holten —, so hat sich das Arbeitsgebiet in den letzten Jahren wesentlich erweitert. Größere geschichtliche und volkswirtschaftliche Abhandlungen über einzelne Berufe und Erwerbszweige, über gewerkschaftliche und mit diesen verbundene politische Fragen erschienen in rascher Reihenfolge. Die Literatur wurde so reich, daß es heute selbst für einen eine nationalökonomische Vorlesung besuchenden Studenten keiner besonderen Anstrengung mehr bedarf, um auf diesem Gebiet brauchbaren Stoff zu finden.

Die Anfänge des wissenschaftlich schaffenden Autors innerhalb der deutschen Gewerkschaftsbewegung lagen in der Abfassung kleiner Kampf- und Streitschriften gelegentlich von Streiks und Aussperrungen. Dem Unternehmertum gegenüber suchte man hier, gestützt auf wirtschaftsstatistisches Ziffernmaterial und ähnliche Grundlagen, die Berechtigung der erhobenen Forderung nachzuweisen. Zum andern bildeten gewerkschaftliche Jubiläen oder ähnliche Vorgänge den Anlaß zur Abfassung einer kleinen geschichtlichen Broschüre, in der die Fehden und Kämpfe des Verbandes mit mehr oder weniger Können, mehr oder weniger vollendet dargestellt wurden. Gewiß war hierbei manches selbst gewöhnlichen Ansprüchen unzulänglich Scheinende

zu finden. Schema, Form und Stil wiesen einfache Spuren auf. Aber was schadete es! Waren es doch die überall schweren Anfänge eines Neuen, Werdenden, das, in der Not geboren, sich durchzukämpfen suchte.

Dieser von autodidaktisch gebildeten Gewerkschaftsführern gehandhabte Journalismus hat jedoch heute bereits seine Lehrjahre hinter sich und genügt in seinem Schaffen in vielen Fällen den Ansprüchen der Wissenschaft. Es ist äußerst interessant, die in letzter Zeit erschienenen gewerkschaftlichen Veröffentlichungen zu verfolgen. In erster Linie wird natürlich das geschichtliche Gebiet beackert. Etwa zwanzig größere Veröffentlichungen liegen hier aus den letzten Jahren vor. Die großen Zentralverbände der Bauarbeiter, der Bergarbeiter, Buchbinder, Schmiede, Steinarbeiter und Töpfer haben dickbändige Verbandsgeschichten herausgegeben, die, was Sammlung, Sichtung und Verarbeitung des Materials betrifft, zum Teil als mustergültig bezeichnet werden müssen. Andere Organisationen sind mit der Vorbereitung bzw. Abfassung ihrer Lebensgeschichte beschäftigt. In den fraglichen meist mehrbändigen Werken aber ist eine Unsumme von wertvoller Arbeit aufgespeichert. Die einzelnen Geschichtsbücher behandeln jeweilig die Früh- und Blütezeit des in Frage stehenden Handwerks mit seiner ökonomischen Grundlage, um dann ausführlicher auf die Lage der Gehilfenschaft und zuletzt, was die Hauptsache ist und sich gleich einem roten Faden durch das Werk überhaupt zieht, auf die organisatorischen Bewegungen der Gehilfen einzugehen. Eine starke und liebevolle Berücksichtigung der wirtschaftlichen Grundlagen und der Konjunkturabschnitte des einzelnen Handwerks durch den Verbandsgeschichtsschreiber erwies sich meist als dringend notwendig, da das eine ohne das andere wenig verständlich erscheint. Die Arbeit des Geschichtschreibers setzt bekanntlich eine umfangreiche Forschertätigkeit voraus, und besonders bei dem Eindringen in die vielfach noch sehr graue Zunftzeit stößt er leicht auf Lücken; es bedarf daher einer ebenso fleißigen wie gewissenhaften Schürfarbeit, um genügend brauchbares Material zutage zu fördern. Aber auch die Gesetzgebung mußte hierbei berücksichtigt werden, ja, soweit sie von irgendwelchem Einfluß auf die organisatorischen Bestrebungen der Arbeiter des in Frage kommenden Berufs gewesen, fand sie meist eingehendere Behandlung. In der Hauptsache aber sind die Kämpfe zwischen Unternehmern und Arbeitern geschildert. Nicht episodenhaft, wie das in Gelegenheitsbroschüren zuweilen geschah und auch heute noch geschieht, sondern in ihrer Folgeentwicklung; wie sich eines aus dem andern ergab und wie es die Organisation beeinflußte, festigte oder auch zeitweilig zerstörte. Daneben erscheint jedes Jahr manche gute Spezialarbeit über Tarifverträge, Ferienverhältnisse der Arbeiter einzelner Berufszweige usw. Das Material hierzu wird in der Regel mit Hilfe des über alle Städte verbreiteten Organisationskörpers gesammelt und darauf durch den Bearbeiter kritisch gesichtet.

Über die Notwendigkeit solcher Arbeit braucht hier kein Wort verloren zu werden. Zum andern aber sind gerade die in den in Frage kommenden Organisationen groß gewordenen, an erster oder zweiter Stelle stehenden Führer die besten Kenner der Organisation. Jahrzehntelang haben sie diese beobachtet, viele Urkunden und Dokumente sind durch ihre Hände gegangen, so daß sie mit dem Stoff viel vertrauter wurden, als ein vor diese Aufgabe gestellter Akademiker es nach längerem Einarbeiten hätte werden können. Freilich gibt es auch gewerkschaftliche Verbände, denen es an einer zur Geschichtschreibung reifen Feder mangelt, und die sich seit Jahren mit der Frage befassen, wen man mit der Arbeit beauftragen und ob man hierfür einen Privatgelehrten werben solle. Die Töpfer z. B. haben lange diesem Brauch gehuldigt, bis sie dann doch ihren Verbandsvorsitzenden mit dem Amt betrauten, der auch eine ganz brauchbare Arbeit lieferte.

Sehr erfreulich ist es, daß die staatlichen Archivbehörden, die früher dem Nichtakademiker gegenüber sehr zugeknöpft waren, in neuerer Zeit auch den genügend beglaubigten proletarischen Schriftstellern, sofern diese die Beschäftigung mit einer wichtigen Arbeit nachweisen,

entgegenkommen. Ja auch, wie es in der vor einigen Jahren erschienenen mehrbändigen Geschichte der deutschen Steinsetzerbewegung in bezug auf die Leiter des Preußischen Geheimen Staatsarchivs und des Archivs der Stadt Berlin rühmend erwähnt wird, dem forschenden Autor mit guten Hinweisen dienen. Ähnliches besagt eine kurz vor dem Kriege erschienene geschichtliche Veröffentlichung über die Braunschweiger Rademacher vom Jahre 1790, die „als eine lehrreiche und ergötzliche Begebenheit aus den Akten des Preußischen Staatsarchivs von dem Vorstand des Deutschen Holzarbeiterverbandes an den Tag gebracht worden ist". Auf Einzelheiten der verschiedenen Publikationen einzugehen würde an dieser Stelle zu weit führen. Erwähnen möchten wir nur, daß auch aus der Feder des von der derzeitigen Regierung zum Generalbevollmächtigten für das Baltikum ernannten zweiten Vorsitzenden des Deutschen Bauarbeiterverbandes, August Winnig, der zum Kreise der „Glocke"-Leute gehört, bereits einige literarische Arbeiten vorliegen. Insbesondere eine wertvolle Arbeit über die großen Lohnkämpfe im Baugewerbe im Jahre 1910. Ferner darf auch die Arbeit des Leiters des Korrespondenzblattes der Generalkommission der Deutschen Gewerkschaften, Paul Umbreit, nicht übersehen werden. Steckt doch in diesem Organ mit seinen statistischen Sonderveröffentlichungen eine reiche und reife Arbeit. Noch mancher andere, den jetzt die Revolution an eine beachtenswerte, maßgebende Stelle gehoben hat, wäre zu nennen — doch, wie gesagt, das würde zu weit führen.

Die sonst sehr schwer zu überschreitenden Kampflinien zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer überbrücken sich bei der gegenseitigen Bereitstellung der benötigten stofflichen Grundlagen leichter, und wer die einschlägige Praxis kennt, weiß auch, daß sich in den Zentralbüros der großen deutschen gewerkschaftlichen Verbände gar mancher das Gebiet furchende Professor oder sonstige akademische Bürger einfindet, um eine Auskunft oder einen Rat in irgend einer hier am meisten behandelten Frage zu erlangen.

Was der wissenschaftlich geschulte Akademiker dem Arbeiterautor gegenüber voraus hat, das ist in der Hauptsache eine bessere Beherrschung des Formalen. Hier kann der Arbeiter von jenem nur lernen, denn Form und Stil des Buches reden heute auch bei den Arbeiterlesern ein starkes Wort mit. Natürlich sind auch sonst die Grenzen gezogen: die sprachlichen Kenntnisse im Bunde mit einem umfassenderen Allgemeinwissen bieten dem akademisch gebildeten Autor manchen Vorteil. Aber, wie gesagt, es machen sich nur die tüchtigsten unter den Arbeiterführern an die hier skizzierte Arbeit heran.

So wird auf diesem Gebiet von Angehörigen des Arbeiterstandes ein gut Teil wertvoller geschichtsforschender und literarischer Arbeit geleistet, die, sehr willkommen, eine beträchtliche Lücke ausfüllt und auf die wir im allgemeinen nur stolz sein können. Während des Krieges allerdings ruhte diese Arbeit vielerorts, zumindest ward sie sehr eingeschränkt. Man ließ es beim regelmäßigen Erscheinen des Verbandsorgans, des jährlichen Kalenders und der Jahrbücher bewenden. Für Sonderveröffentlichungen war wenig Zeit und Spielraum. Für die Zukunft aber ist wohl mit einem weiteren Erstarken der Gewerkschaftsorganisationen zu rechnen. Dies würde dann auch eine stärkere Pflege der vorstehend angedeuteten populär-wissenschaftlichen Literatur zur Folge haben.

Josef Kliche



Goethes politische Überwachung in Rom durch das Wiener Kabinett

Auf der Flucht nach Italien wechselte Goethe seinen Namen und reiste als Johann Philipp Möller über die Alpen. Er wollte in dem Lande der deutschen Dichtersehnsucht inkognito weilen, nirgends als nordischer Bär erkannt werden, sondern als Italiener mit Italienern verkehren, um aller gesellschaftlichen Pflichten, die ihm zu Hause das Leben oft beschwerlich, ja unerträglich machten, los und ledig zu sein. Er wollte frei sein, frei in seinen Bewegungen, in Handel und Wandel, frei von allen Rücksichten, die seine gesellschaftliche Stellung am Hofe eines deutschen Fürsten mit sich brachte, und, um mit Herder zu sprechen, wie „ein Künstlerbursche", wie „ein Artifex" ganz nach seinem Wunsch und Willen leben und sich ausleben und ausdehnen. Er wollte auch einmal schwimmen und nicht immer waten, er wollte die Totalität des menschlichen Mikrokosmos von der erhabensten Höhe bis zur niedersten Tiefe durchlaufen. So seinen römischen Aufenthalt einzurichten, ungebunden die Stadt mit allen Herrlichkeiten an Natur und Kunst genießend in sich aufzunehmen, war ihm Bedürfnis und Gebot seiner Lebensweisheit. Er legte denn auch italienische Kleidung an und lernte den Italienern ihre eigentümlichen Gebärden und Bewegungen ab. Das Inkognito, das er für seinen römischen Aufenthalt wählte, machte ihn indes verdächtig und trug dazu bei, daß seine politische Überwachung von dem vom Grafen Kaunitz geleiteten Wiener Kabinett angeordnet und ohne Skrupeln ausgeführt wurde. Die hauptsächliche Wurzel des Mißtrauens, das die kaiserliche Regierung ihm entgegenbrachte, war aber der Glaube, daß der Herzog Karl August, der nach Friedrichs des Großen Tode das Haupt der gegen die kaiserliche Oberherrschaft gerichteten Bestrebungen der Reichsfürsten war, die Wahl eines preußischen Prinzen als Kurfürsten von Mainz betreibe, weil man fürchtete, der regierende Kurfürst werde bald sterben. Tatsächlich wurde die Wahl des Reichsfreiherrn von Dalberg als Koadjutor auch mit Hilfe der preußischen Regierung durchgesetzt, und Dalberg schloß sich dem Fürstenbunde an. Graf Kaunitz glaubte, daß Goethe, der mit dem preußischen geheimen Rat Marchese Antici, dessen polnische Abtei sich nach Preußen erstreckte, mit dem Berliner Hofe in einem geheimen Einverständnis stehe, zum Träger einer den genannten Plan fördernden politischen Mission an den Vatikan ausersehen sei, und ordnete nun seine Überwachung durch den österreichischen Geschäftsträger an. Dies war der Kardinal Franz Graf zu Herzan und Harras, zu Prag 1735 geboren, erst Gesandter an dem Hofe von Parma, dann Uditore della Rota in Rom, Inhaber der ehrenvollen Stellung eines Protector Germaniae und kaiserlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, bis er durch die Stürme der französischen Revolution von Rom vertrieben wurde. Er starb 1804 in Wien. Seit Anfang Januar 1787 hatte er auftragsmäßig Goethe überwacht, worüber er zuerst am 3. März an Kaunitz berichtete: „Herr Göthe hat sich 2 Monate hier aufgehalten: er trachtete unbekannt zu bleiben und änderte deßwegen seinen Namen in jenen Möller, unter welcher Aufschrift auch seine Briefe an ihn gekommen. Er soll wenige Gesellschaften besuchet haben, einige Male war er bei dem jungen Fürsten von Lichtenstein, und mein deutscher Sekretär, welcher in einem Gasthofe mit ihm bekannt geworden [wahrscheinlich in der Osteria Campanella im Teatro di Marcello nahe der Tiberinsel. Goethe besuchte bekanntlich diesen Weinladen gern; zu seinem Andenken wird er deshalb auch bis auf den heutigen Tag „Goethekneipe" genannt.], sagte mir, daß er vermuthe, seine Absicht sey, eine Reise-Beschreibung zu machen, und daß er ihm einige Stücke aus seinem Tagebuche vorgelesen, wo er über die Inquisition, die gegenwärtige Regierung und das große Elend Roms sehr scharfe und bissige Anmerkungen macht. Er wohnte hier bei dem deutschen Maler Tischbein und mit eben diesem ist er nach Neapel gereiset. Ich habe meinem Sekretär, auf dessen Rechtschaffenheit ich mich verlassen kann, aufgetragen, daß er

bei seiner Zurückkunft, die wahrscheinlich bald erfolgen dürfte, sich mit jenem in einen näheren Umgang setzen soll, um hiedurch im Stande zu seyn, mit Sicherheit ein wachsames Auge auf seine Aufführung und allfällig geheime Absicht tragen zu können, wo sonach Ew. Libden das, was immer zu meiner Kenntniß gelangen wird, unverweilt zu berichten die Ehre haben werde."

Drei Wochen später weiß der Kardinal bereits Näheres über Goethe zu berichten. Er schreibt am 24. März: „Was ich inzwischen von dem Herrn Göthe in Erfahrung gebracht, ist: daß die Briefe, die sein Fürst an ihn geschrieben, unter seiner eigenen Aufschrift waren, nämlich, An Herrn Göthe, geheimer Rath des Herrn Herzogs von Sachsen-Weimar, er hatte auch einen starken Briefwechsel mit verschiedenen Gelehrten, und seiner Mutter in Frankfurt, von welch letzterer mein deutscher Sekretarius einen Brief in seine Hände bekommen, und ich hier beilege. Die Ursache, die er angegeben, warum er Niemand wolle vorgestellet, noch in eine Gesellschaft eingeführet werden, wäre, weil er keine Garderobe mit sich führe, noch sich eine anschaffen wolle; dann, weil er beschlossen, sich ein Studium aus dem zu machen, was Rom einem Gelehrten, der zugleich so sehr Kunstliebhaber ist, darbietet, und endlich weil er in einem oder längstens zwei Jahren mit seinem Fürsten wieder zu kommen hoffe. Er ließ sich öfter verlauten, daß gedachter Herr Herzog dieses Jahr nach Rom gekommen seyn würde, wenn ihn nicht Umstände daran gehindert hätten, indessen sey ihm dessen Unterbleibung nun aus der Ursache lieb, daß er nun im Stande seyn werde, ihm bei dessen Aufenthalte in Rom den Cicerone zu machen. Sein Umgang hier war fast einzig mit deutschen Künstlern, in deren Gesellschaft er die hiesigen Gallerien, Antiquitäten und übrigen Merkwürdigkeiten wiederholt und jedesmal mit großer Aufmerksamkeit besah. Er machte die Bekanntschaft des schon seit einer geraumen Zeit hier anwesenden Berliner Professors Moritz, in dessen Gesellschaft er die umliegenden Örter besuchte. Der Maler Tischbein hatte ihn bei seinem großen Freund und Gönner, dem Herrn Russischen Rath Reifenstein eingeführt, bei dem er öfters speiste und sehr vertraulich war, und der Antiquarius Hirt, welcher öfters im Hause des jungen Herrn Fürsten Lichtenstein ist, hatte ihn überredet, sich bei diesem, jedoch mit ausdrücklicher Verbietung aller Etiquette vorstellen zu lassen, wo er dann nachher auch öfters hinkam, zu Mittag speiste, und vom gedachten Herrn Fürsten in die hiesige Arkadische Versammlung eingeführt und als Mitglied unter dem Namen Megallio akklamirt wurde, von welcher Zeit an er sich auch Herr Göthe oder Herr Geheimrat Göthe nennen ließ. Er verfertigte mit eigener Hand mehrere Zeichnungen, arbeitete an einer neuen Ausgabe seiner Werke in 8 Bänden, und vollendete sein angefangenes Trauerspiel Iphigenia, welches Herr Abbate Tacchi, Ajo des jungen Herrn Fürsten Lichtenstein nun in das Italienische übersetzet, um es auf einem der hiesigen Theater vorstellen zu lassen. Er wird mit Ende dieses Monats, oder Anfang des künftigen, von Neapel zurückerwartet, und sich dann über das Petersfest hier aufhalten, in welcher Zwischenzeit er sehr wünschet, eine Gesellschaft zu finden, mit der er eine zweite Reise nach Neapel, und von da nach Sicilien machen könnte; dann wollte er mit Anfang des Julius seine Rückreise nach dem Vaterland entweder durch die Schweiz, und sodann nach Frankfurt und Mainz, um seine Mutter und Freunde zu sehen, oder aber wozu er mehr Lust zu haben scheint, über Wien antreten."

Der von der Frau Rat eigenhändig geschriebene Originalbrief liegt noch den Akten bei. Wahrscheinlich meinte Herzan, Kaunitz werde an diesem — politisch ganz belanglosen — Schreiben eine besondere Freude haben. Der Graf ließ indes den Brief ruhig bei den Berichten liegen, und das war gut, denn er wäre sonst wahrscheinlich verloren gegangen. Es ist der aus Frankfurt vom 17. November 1786 datierte herrliche Brief, der da lautet: „Lieber Sohn! Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können, als dein Brief aus Rom. Jubiliren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen, wie du bist, mit deinen Kenntnißen, mit deinem großen Blick vor Alles was gut, groß

und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reiße auf sein gantzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen, und nicht allein dich, sondern alle die das Glück haben in deinem Wirkungskreiß zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergern im Gedächtniß bleiben: ‚wenn dein Wolfgang nach Maintz reiset, bringt er mehr Kenntniße mit als andere, die von Paris nach London zurückkommen' ... Vor ungefähr 4 Wochen schriebe Fritz von Stein, er wäre deinetwegen in großer Verlegenheit, kein Mensch, selbst der Hertzog nicht wüßte wo du wärest, — jedermann glaubte dich in Böhmen usw.... Von meinem innern und äußern Befinden folgt hier ein genauer und getreuer Abdruck. Mein Leben fließt still dahin wie ein klarer Bach. Unruhe und Getümmelt war von jeher meine Sache nicht, und ich danke der Vorsehung vor meine Tage. — Tausend würde so ein Leben zu eintönnig vorkommen, mir nicht, so ruhig mein Körpper ist, so thätig ist das was in mir denket, — da kann ich so einen gantzen geschlagenen Tag gantz allein zubringen, erstaune, daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Röttin, und mehr als vergnügt und zufrieden seyn braucht man wohl in dieser Welt nicht." Der wunderbar anmutende Brief schließt mit einem sehr berechtigten Zweifel: „Lieber Sohn! Da fällt mir nun ein unterthäniger Zweifel ein, ob dieser Brief wohl in deine Hände kommen mögte, ich weiß nicht, wo du in Rom wohnest, du bist halb in oonito (wie du schreibest). Wollen das beste hoffen, du wirst doch, ehe du kommst, noch etwas von dir hören lassen, so glaube ich jede Postschäße brächte mir meinen eintzig geliebten, — und betrogene Hoffnung ist meine Sache gar nicht."

Der infolge der Unkenntnis der Adresse keine Angabe der Wohnung enthaltende Brief von Goethes Mutter war wahrscheinlich dadurch in die Hände des Kardinals gelangt, daß man den Adressaten unter seinem wirklichen Namen nicht kannte; man wird daher zur Beförderung die Hilfe des kaiserlichen Gesandten, des „Beschützers von Deutschland", in Anspruch genommen und in solchen Fällen Briefe an diesen ausgehändigt haben. Eine Unterschlagung der harmlosen Zeilen würde bei dieser Voraussetzung nicht zu leugnen sein.

Am 24. März machte Herzan die Personen namhaft, welche „in das von dem Preußischen Hof in Absicht habende Wahlgeschäft zu Maynz einen Einfluß haben dürften". Es sind dies der preußische Resident Abbate Ciafani, der Maynzische Advokat Farina, der bei dem spanischen Botschafter Graf Mahoni in Dienst gestandene Abbate Sgrilli, „dessen sich jetzt erwähnter Kurfürst in etwelchen Fällen bedienet", der Herr Göthe und vielleicht der Herr Marchese Antici, „der Preußischer Geheimer Rath ist und ein Theil seiner großen Abtei, die er in Polen hat, sich in jene Staaten erstrecket".

Goethe ist bis zum Ende seines römischen Aufenthaltes von Herzan genau und streng überwacht worden. Ein Stein ist dem Kardinal, der nicht müde wurde, auf des Altmeisters vermeintliche Mission, die dem Vatikan unangenehm sein müßte, hinzuweisen und die Moral und gefährliche Lebensweisheit des Dichters des Werther zu betonen, wohl vom Herzen gefallen, als er am 16. April dem Meister der damaligen Diplomatie melden konnte, Herr Göthe werde künftigen Sonnabend seine Rückreise von der ewigen Stadt nach Weimar antreten. Freilich war dieses Behagen nicht von Dauer, denn einige Monate später, am 30. August, vernahm er, daß „der bekannte Herr Göthe diesen Winter wieder hierher komme".

B. Münz



Ein Reichsamt für Grenz- und Auslanddeutschtum

Eine Frage von unabsehbarer Bedeutung rollt Hadubert in der sozialistischen Wochenschrift „Die Glocke" auf (Berlin SW. 68). Die sehr nachdenkliche, sehr trübe Betrachtung gipfelt in der Forderung eines Reichsamts für das Grenz- und Auslandsdeutschtum. Der Verfasser hat den Krieg im deutschen Elsaß erlebt und — noch eben vor dem großen Zusammenbruch — an der äußersten Nordostecke des größeren Deutschlands gestanden, das für eine kurze Spanne traumhafte Wirklichkeit geworden war. Wie hat sich das alles geändert! „Nun habe ich an einem grauen Novembertage von der Stadt Gottfrieds und Erwins, deren verwelschte Bürgermädchen sich fiebrig zum pomphaften Einzuge der Welschen rüsteten, mit trübem Blick Abschied genommen. Kaum gehört in dem schrillen Getöne der innerdeutschen Wirren dringen die Notschreie der deutschen Blutsbrüder aus dem Baltenlande herüber, deren Hoffnungen neben den unseren am Boden liegen. Und jetzt — der erste rieselnde Schnee fällt auf das Grab des bismärckischen Deutschlands, des friderizianisch-wilhelminischen Preußens — spreche ich mit deutschen Männern und Frauen in unserer Ostmark, denen der Boden unter den Füßen wankt, denen all ihres Lebens, denen der Väter und Vorväter Arbeit in Trümmer sinkt.

Warum ich dies scheinbar Auseinanderliegende hier zusammen aufführe? Weil es die eine große deutsche Not, das Schrumpfen und Welken des deutschen Machtwillens ist, die all darin sich äußert, im Bröckeln der Marken in Ost und West so gut wie in der Lähmung des Reichsgedankens im Innern. Gewiß ist die Treue zum Reich und zum Deutschtum im Osten viel stärker als im Westen. An der vorbildlichen nationalen Zähigkeit des Deutschbaltentums kann sich das Elsaß wie die Pfalz ein Muster nehmen. Aber auch im Elsaß krampfen sich heute deutsche Herzen genug in bitterem ohnmächtigem Schmerz. Ich denke nicht allein an die eingewanderten Beamten, die sich vor Jahrzehnten aus heimatlichen Banden lösten, um Reichsländer zu werden. Heute können ihre Kinder, denen der Elsässer die altdeutsche Herkunft nicht vergißt, sich heimatlos neuen Wurzelgrund suchen. Kleinlichkeit und Zaghaftigkeit versperrt ihnen vielerorts ihren schweren Weg. Und doch werden ihn auch viele deutschgesinnte Altelsässer und Altlothringer gehen müssen. Schon vor dem Kriege waren breite Kreise des Reichslandes, insbesondere sein tüchtiger Volksschullehrerstand, gut deutsch gesinnt und dadurch Frankreichs Klerus und seiner Bourgeoisie ein Dorn im Auge. Und ich weiß auch von Männern und Frauen genug, die im Krieg und durch den Krieg von lauen und halben zu festen und stolzen Bekennern ihres elsässischen Deutschtums geworden sind. Sie sind es vor allem, auf die sich nicht sowohl der Franzosen als vielmehr ihrer eigenen verwelschten Landsleute giftigster Haß sammelt. Ihre Heimat war von je das klassische Land der Angeberei. Davon wissen unsere Militärbehörden in diesem Kriege ein Lied zu singen. Vor der Rache der bislang niedergehaltenen Französlinge werden die deutschgesinnten Reichsländer in Scharen ihre schöne Heimat verlassen müssen.

Wie groß diese Zahl der Rückwanderer aus dem ehemaligen Reichslande anzusetzen ist, läßt sich heute schwer übersehen. Während die beherrschende Sorge der elsaß-lothringischen Bourgeoisie ist, die äußerst mißliebigen ‚Schwowe', die von jenseits des Rheins eingewanderten Altdeutschen, so bald wie irgend möglich loszuwerden, scheint es mit dieser Austreibung nach neueren Zeitungsberichten den Franzosen nicht allzu sehr zu eilen, die davon eine Entvölkerung des Landes und eine Lahmlegung seines Verwaltungs- und Wirtschaftslebens befürchten. Immerhin werden sich die Zustände doch aller Voraussicht nach so gestalten, daß jedem aufrechten Deutschen der weitere Aufenthalt in Elsaß-Lothringen unerträglich werden muß. Nur wer sehr eng wirtschaftlich an das Land gebunden ist, dazu natürlich jenes charakterlose

Gesindel, dessen Wahlspruch das Ubi bene, ibi patria ist, wird sich auf die Dauer dort halten können. Die besten Kräfte des reichsländischen Deutschtums werden in das Mutterland zurückdrängen. Es wäre ein verhängnisvoller Fehler, wenn wir ihnen nicht dieselbe warmherzige Aufnahme zuteil werden ließen, mit der das besiegte Frankreich nach 1871 seine getreuen Alsaciens und Lorrains empfing. Es gilt jedenfalls, rechtzeitig auf die große und schwere nationale Aufgabe aufmerksam zu werden, die aus der Versorgung des zurückflutenden Deutschtums aus West und Ost dem Reiche und den Einzelstaaten erwächst.

Denn natürlich wird sich der gleiche Vorgang im Osten wiederholen. Aus denjenigen Teilen der Ostmark, die beim Friedensschluß an Polen fallen dürften, aus dem Baltikum ferner und aus Innerrußland, werden zahlreiche deutsche Familien nach dem Mutterlande zurückverdrängt werden, deren Lebensaufgabe durch die politische Neuordnung erledigt ist. Die rechtlichen Versorgungsansprüche, die sich für die Betroffenen daraus ergeben, werden zu jenen Fragen gehören, auf die die Friedenskonferenz ihr Augenmerk mit besonderer Sorgfalt wird richten müssen. Elementare Billigkeitsrücksichten sprechen dafür, daß die Männer, die ihre Lebensarbeit im öffentlichen Dienste der künftig vom Reiche abzutrennenden Gebiete geleistet haben, ihrer Altersversorgungsansprüche nicht verlustig gehen dürfen, daß zu deren Tragung vielmehr jene Gebiete verpflichtet bleiben, auch wenn sie nicht mehr zum Deutschen Reich gehören. Unseres Erachtens hätten die Staaten, deren Oberhoheit diese Gebiete künftig unterstehen, für die ordnungsgemäße Übernahme und Durchführung dieser Versorgungsverpflichtung durch die annektierten Gebiete die Bürgschaft zu übernehmen. Verwickelter dürfte sich die Liquidierung mannigfacher lebenslänglicher Anstellung von öffentlichen und privaten Beamten gestalten, deren weitere Amtsführung durch die veränderten politischen Umstände unmöglich geworden ist. Auch hier wird das Reich für die Abfindungsansprüche der Betroffenen mit allem Nachdruck einzutreten haben.

Wichtiger aber noch ist die Frage der Verwertungsmöglichkeiten für die deutsche Arbeitskraft, die durch die politische Umordnung Europas und der ganzen Welt frei wird. Das Problem der Unterbringung dieser Grenzdeutschen wächst hier mit der Frage der Auslanddeutschen zu einer nationalen Kernfrage ersten Ranges zusammen. Gewiß hat dieser Krieg durch seine furchtbaren Verluste an Leben und Volksgesundheit das frühere Überangebot an Arbeitskräften stark heruntergedrückt. Andererseits darf man sich die dadurch freigewordene Arbeitsgelegenheit nicht allzu groß vorstellen. Zunächst wird sich die einmal eingeführte Frauenersatzarbeit nicht mehr auf den Stand vor dem Krieg zurückdrücken lassen. Die Frau wird sicher nicht alle Stellungen räumen, die sie sich während des Krieges errungen hat. Ferner wird die Schwächung unseres Wirtschaftslebens durch den schlechten Frieden Unternehmungsgeist und Arbeitsmöglichkeiten lähmen. Da dieser Friede statt der erhofften Verbreiterung des deutschen Raumes in der Welt vielmehr eine weitere Zusammendrängung des Deutschtums bringt, wird das alte Übel nicht behoben, sondern verschlimmert. So ergibt sich das außerordentlich schwere Problem für Reich und Einzelstaaten: Wie soll dieses peripherische Deutschtum im verengten und verkümmerten Kernlande untergebracht werden?

Es muß untergebracht werden. Von dieser festen Forderung hat die Erörterung auszugehen. Es darf nicht, zurückgestoßen, sich selbst überlassen, der Vernichtung und völkischen Entfremdung anheimfallen. Aus dem großen Scherbenhaufen der deutschen Existenz muß der nationale Stolz und Zukunftsmut gerettet werden, sonst sind wir verloren und sinken zur Rolle der Graeculi, zur Stufe von Kulturlakaien und Lohnsklaven des Angelsachsentums herunter. Das Glück hat die Deutschen nicht vereint. Der verknöcherte bürokratische Obrigkeitsstaat, der heute zerbrochen ist, hat manche wertvollen Glieder des deutschen Volkes — es waren nicht die Schlechtesten, denen das Ducken und Strammstehen schwer fiel, die nicht für Kadavergehorsam und beschränkten Untertanenverstand geboren waren — in die Fremde hinausgetrieben. Die große Bedrohung im Weltkrieg hat endlich das deutsche Volk in aller Welt fest zusammen-

geschlossen, nun soll uns das Unglück erst recht zu einer unlöslichen Einheit verkitten. Wir hoffen und vertrauen, daß die Loslösungsneigungen der letzten Wochen eine vorübergehende Ermattungserscheinung unseres völkischen Lebens sind. Den feigen Wahnwitz, der sich durch Trennung von dem weltberüchtigten (jetzt aber auch über alles Maß und Recht geschmähten! D. T.) Preußentum den Folgen der Katastrophe entziehen will, wird der Gang der Ereignisse bald ad absurdum führen. Es ist traurig und tief beschämend, daß deutsche Politiker sich erst von der feindlichen Presse sagen lassen müssen, wie durchsichtig und verächtlich dieses jämmerliche Manöver ist. Das Deutschtum in der ganzen Welt ist vom ersten Kriegstage an vom giftigen Hasse unserer Feinde bespien worden. Welche ‚Schuld' tragen die Wolgadeutschen oder die Deutschbalten, tragen die meisten der Deutschen in Amerika, England und Frankreich an den ehrgeizigen Plänen und Zettelungen der Umgebung Wilhelms II.? (Der Standpunkt des Türmers in diesen Fragen ist den Lesern bekannt. D. T.) Und doch bedeutet das Deutschtum für das Empfinden der Welt eine untrennbare Einheit. Und keine archivalischen Indiskretionen werden an der Tatsache etwas ändern, daß die siegestrunkene Entente heute, wo sie die Macht dazu hat, das gesamte Deutschtum zur Verantwortung ziehen wird. Wenn uns dieses furchtbare Erlebnis heute schon einen Segen bringen kann, so ist es der einer unendlich vertieften und verfestigten Einigung des Weltdeutschtums, wie sie aus dieser seiner weltgeschichtlichen Gesamthaftung erwachsen muß. Dieses Bewußtsein gesteigerter völkischer Solidarität muß zugleich den Hintergrund bilden für jede Erörterung von Hilfe und Beistand, die wir dem verdrängten Deutschtum der Grenzgebiete schuldig sind.

Auch wir werden — mit unendlich mehr Grund als die Bolschewisten — den kommenden Frieden ‚mit geschlossenen Augen' unterschreiben. Wie sie werden wir ihn in dem Bewußtsein schließen, daß er für unser lebenskräftiges, zukunftsicheres Volk nichts Endgültiges bedeuten kann. Und wenn unsere Feinde es sich nicht selber sagen, so werden wir es ihnen — ungeachtet des augenblicklichen Erfolges — sagen müssen: je fester sie uns die Glieder verschnüren, je unbekümmerter um die Lebensnotwendigkeiten eines Achtzigmillionenvolkes sie uns drosseln und würgen, desto eher wird eine Empörung der erst jetzt wahrhaft verelendeten Massen — sei es bei uns, sei es sonstwo in der Welt — dieses System der Völkervergewaltigung hinwegfegen, das grausiger und unheilvoller ist, als es der ‚preußische Militarismus' in seinen schlimmsten Träumen und Phantasien ersonnen hat. Allen feindlichen Haßgesängen und Verleumdungen zum Trotz haben wir (hatten wir! D. T.) uns durch die enorme Leistung unserer vierjährigen Selbstbehauptung gegen diese Übermacht die ungeheuere Achtung der Welt gewonnen, von der noch der furchtgeborene Drakonismus ihrer Friedensbedingungen lebendiges Zeugnis ablegt. Diese Achtung verscherzen wir, ihre Sympathie gewinnen wir nimmermehr, indem wir durch liebedienerische Selbstbezichtigung uns ihnen verächtlich machen. Wiedergewinnen und behaupten kann diese Achtung das Deutsche Reich nur noch durch den Stolz und die Würde, mit der es sein Unglück trägt und sich auch in seiner Erniedrigung noch als Hort und Anwalt des gesamten Deutschtums in der Welt bekennt. Die moralische Flucht vor der Verantwortung, die auf der gleichen Stufe wie die Steuerflucht der Parasiten des Krieges steht, kann man nur brandmarken, nicht bestrafen. Dort muß durch äußere Zwangsmittel, hier kann nur von innen her der Zusammenschluß und das Solidaritätsgefühl unseres Volkes gestärkt werden. Darüber hinaus aber muß schon die Nationalversammlung, die dem endgültigen Frieden vorausgehen wird, den festen Willen des deutschen Volkes bekunden, als geschlossene Gesamtheit sein bei aller äußeren Machtlosigkeit gewichtiges Wort in die Wagschale der Friedensverhandlungen zu werfen.

Die Mitentscheidung, die dem Grenz- und Auslandsdeutschtum bei der Neuordnung der deutschen Verhältnisse durch die Nationalversammlung zugebilligt werden muß, wird alsdann den einschneidendsten Präzedenzfall für eine spätere staatliche Organisierung der

nicht auf dem Reichsboden wohnhaften Deutschen bieten. Denn eine Aussendung des Deutschtums in alle Welt wird auch später wieder erfolgen. Zwar wird das stimmungsmäßige Vorurteil unserer Feinde und des größten Teiles der Neutralen es unseren Volksgenossen noch auf lange hin erschweren, in der Fremde wieder festen Fuß zu fassen. Insbesondere wird der Konkurrenzneid des Angelsachsentums selbständigen deutschen Wirtschaftsunternehmungen im Auslande durch tausend kleinliche Schikanen den Weg auch dann vorlegen, wenn alle Sperrmaßnahmen offiziell aufgehoben werden sollten. In abhängigen Auslandstellungen aber wird man die Mitarbeit des Deutschtums sehr bald wieder suchen, weil man seine Tüchtigkeit, seinen Fleiß und seine moralischen Qualitäten einfach nicht entbehren kann. Dieser Aufgabe, der Welt als ‚Kulturdünger' zu dienen, werden wir uns bei der Beschränkung unseres heimatlichen Bodens auch gar nicht entziehen können. Die Aufgabe ist aber, die Beziehungen des Binnendeutschtums zum Grenz- und Auslandsdeutschtum auf eine völlig neue Grundlage zu stellen, sie staatsrechtlich zu unterbauen und für die Beziehungen zu den Deutschen in fremden Staatsverbänden wenigstens feste kulturelle Bindungen zu finden. Der Ernst dieser organisatorischen Aufgaben kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Es ist das tatkräftige Streben maßgebender Kreise des feindlichen Auslandes, uns äußerlich auf den Stand vor 1806 zurückzuwerfen. Sollte eine Zersplitterung Deutschlands auch nur vorübergehend zur Wirklichkeit werden, so kann sich sehr schnell auch seelisch jenes aufklärerische Weltbürgertum bei uns wieder einstellen, das ernsthaft zweifelte, ob die Deutschen überhaupt eine Nation seien. Und in weiter, hoffentlich nie erreichter Ferne droht der Niedergang nach griechischem Vorbild oder gar die welthistorische Tragik Ahasvers, des in alle Welt zerstreuten vaterlandslosen Judentums, wobei uns als Ersatz für die nationale keine Glaubenseinheit den Zusammenhalt unseres Volkes verbürgen würde.

Die Bedeutsamkeit des Auslanddeutschtums ist erst in diesem Kriege voll erkannt worden, zu einer Zeit freilich, wo das Problem des Grenzdeutschtums noch gar nicht bei uns aufgetaucht war. Mit der Schaffung des deutschen Auslandmuseums in Stuttgart ist der Anfang eines kulturellen Zusammenschlusses des Weltdeutschtums gemacht worden. Die erste Aufgabe, die sich die neue Gründung stellte, war es, das Interesse für die Deutschbalten in der reichsdeutschen Öffentlichkeit zu erwecken. Die Fülle kränkender Mißachtung, die das Deutschbaltentum auch nach seiner nationalen Feuerprobe zu Beginn des Weltkrieges in Deutschland erfahren hat, wäre wohl bei kaum einer anderen Nation möglich gewesen. Auch die nationalen Sympathien für die stammverwandten Flamen sind erst während des Krieges erwacht. Beide Grenzstämme müssen mit dem deutschen Siege auch die herrlich aufgeblühten Hoffnungen ihrer nationalen Erstarkung begraben. Dafür scheint uns der Krieg wenigstens den Zusammenschluß mit den Deutsch-Österreichern zu bringen, die bisher die einzige zahlenmäßig bedeutsame und territorial kompakte deutsche Irredenta bildeten. Gerade jene Grenzdeutschen, die in ausdauerndem Kampf gegen vordrängendes Slawen- und Romanentum die Eigenschaften der völkischen Zähigkeit durch Generationen großgezüchtet haben — Eigenschaften, die der großen Masse unseres Volkes in bedauerlichem Maße mangeln — müßten in Zukunft, wenn im engeren Vaterlande für sie keine Verwendung ist, an exponierte Außenposten entsandt werden, wo sie sich weiterhin als Pioniere des Deutschtums bewähren können. Die richtige Verteilung der Kräfte aber braucht Zeit. Einstweilen bedürfen zahllose Rückwanderer wenigstens vorläufiger Versorgung im Mutterlande. Vielleicht wäre es nicht unzweckmäßig, eine eigene Zentrale von Reichs wegen zu schaffen, die sich mit dieser unendlich wichtigen Aufgabe befaßte. Schon das Bestehen einer solchen würde allen jenen Deutschen den Rücken steifen, die noch immer an bedrohten Posten für ihr Deutschtum einstehen und von schweren Zukunftssorgen in ihrer Entschlußfähigkeit und ihrem nationalen Widerstande gebrochen werden. Die Erklärung, die der (gewesene) Staatssekretär Dr. Solf abgegeben hat, daß die treuen Elsaß-Lothringer im Mutterlande allenthalben offene Herzen und Türen finden sollen, darf nicht

auf dem schnell vergilbenden Papier der Tageszeitungen bleiben und durch den Bureaukratismus der einzelstaatlichen Ämter wirkungslos gemacht werden. Es darf nicht im Jahr der deutschen Revolution, die uns von unsern nahezu chinesischen Zuständen im ‚Berechtigungswesen' hoffentlich befreit hat, in den Paragraphen verstaubter Examensordnungen und Anstellungsbedingungen nachgeblättert werden, wenn es gilt, einem im reichsländischen oder ostmärkischen Dienste durch Jahre und Jahrzehnte bewährten Beamten, sei er Pfarrer, Lehrer oder Jurist, eine Tätigkeit zu schaffen und ihn mit seiner Familie vor dem Hungertod zu bewahren. Auch das berechtigte Prinzip des Vorrechts der Landeskinder darf nicht überspannt werden, sondern muß irgendwie mit der nationalen Ehrenpflicht aller deutschen Stämme gegenüber dem Grenz- und Auslanddeutschtum ins Gleichgewicht gebracht werden. Wie die Zeitungen melden, machen die Franzosen im Elsaß bereits ganze Arbeit und setzen kurzerhand das ganze deutsche Lehrerpersonal ab. Dringende Hilfe ist also erforderlich. Zur Stillung unmittelbarer Not müßten daher diesem Reichsamte nicht unbedeutende Mittel zur Verfügung stehen, auch wäre alsbald — vielleicht in Verbindung mit privaten Finanzinstituten — eine eigene Darlehns- und Unterstützungskasse für verdrängte Deutsche einzurichten.

Ein Reichsamt für Grenz- und Auslanddeutschtum müßte unter Fühlungnahme mit der neugegründeten Zentralstelle für Elsaß-Lothringer im Reich und mit den bestehenden Verbänden, wie Verein für das Deutschtum im Auslande, Ostmarkenverein, Deutsch-Baltische und Deutsch-Flämische Gesellschaft, Auslandmuseum, Elsaß-Lothringische Gesellschaft (zu Kriegsbeginn suspendiert, müßte aber unter Leitung des verdienten Gründers Professor Wilhelm Kapp wieder ins Leben gerufen werden) usw., alle Vorarbeiten schleunigst in Angriff nehmen, um womöglich schon der Nationalversammlung Vorschläge vorzulegen, wie die staatsrechtlich-politische und darüber hinaus die rein kulturelle Bindung des Grenz- und Auslanddeutschtums an das Reich verfassungsmäßig auszugestalten wäre. Unsere leitenden Männer sind in dieser Zeit mit Aufgaben überhäuft. Diese Aufgabe gehört zu den allerdringlichsten und darf nicht durch scheinbar näher liegende in den Hintergrund geschoben werden."



Weinende und lachende Tiere

Seelische Erregung findet beim Menschen zwei typische Ausdrucksformen: das Weinen und das Lachen, und beide sind mit dem körperlichen und geistigen Leben des Menschen so eng verknüpft, daß sich wohl keiner von uns ein Dasein ohne Lachen und Weinen vorstellen könnte. Ob unsere Urväter, die ersten Menschen oder menschenähnlichen Lebewesen, die Fähigkeit des Lachens und Weinens besaßen, wissen wir nicht, aber wir können es jedenfalls annehmen, wenn sie auch zweifellos Freude und Kummer in viel ursprünglicherer Art äußerten, als wir es heute selbst bei gänzlich unzivilisierten Menschenrassen finden.

Das Weinen, durch Nervenerregung hervorgerufene Zusammenziehungen gewisser Gesichtsmuskeln und damit verbundene mehr oder weniger reichliche Tränenabsonderung sowie Atemveränderungen, speziell erhöhte Ausatmung, ist eine Erscheinung, die wir in dieser Art nur beim Menschen antreffen. Kleine Kinder pflegen bekanntlich in den ersten Monaten tränenlos zu schreien, es scheint demnach, daß die Tränenabsonderung, d. h. die nervöse Reizung der Tränendrüsen als Begleit- bzw. Teilerscheinung des Weinens eine gewisse primitive körperliche, vielleicht aber auch geistige Entwicklung voraussetzt, mit anderen Worten, möglicherweise eine erst später erworbene Eigenschaft darstellt, woraus wir dann auch den Schluß ziehen könnten, daß die ersten Menschen schmerzliche Erregung eher durch klagendes, aber tränenloses Schreien, als durch Weinen oder Schluchzen kundgaben.

Daß anderseits Tränenerguß durchaus nicht immer zum Weinen führt, weiß jeder aus eigener Erfahrung. Seelische oder körperliche Schmerzempfindung läßt häufig genug nur Tränen in unsere Augen treten, und diese Erscheinung, die, ohne den Charakter des Weinens anzunehmen, also nur in einer Absonderung von Tränen besteht, finden wir denn, so merkwürdig es klingen mag, auch bei einigen höheren Tieren. Freilich müssen wir hier vor allem anderen streng unterscheiden zwischen dem Tränenerguß, der als Begleiterscheinung organischer Störungen, besonders bei Erkältungen aufzutreten pflegt und den tatsächlich aus irgend einem Schmerz vergossenen Tränen, zumal da wir die Fälle der erstgenannten Art, die übrigens sehr häufig sind, von vornherein ausschließen wollen.

Das Weinen der Tiere unterscheidet sich von dem des Menschen also schon wesentlich dadurch, daß sich nur wenig, bisweilen aber auch gar keine Muskeltätigkeit oder Atemveränderung wahrnehmen läßt; es besteht dann einfach in einer Absonderung von Tränen, die in der Regel auch von keinerlei Lautäußerung begleitet wird. Beobachtet wurde es bis jetzt nur bei einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Tieren, und damit ist denn auch die Zahl der biologisch wertvollen Erfahrungen auf diesem Gebiete noch nicht allzu groß. Ältere Berichte erzählen freilich oft allerhand rührende Beispiele, wie etwa von Kühen, die man weinen sah, als sie ihren altgewohnten Stall verlassen mußten, doch sind derartige Angaben immer mit etwas Vorsicht aufzunehmen.

Sichere Beobachtungen liegen zunächst vom Elefanten vor. Wilde indische Elefanten werden oft, nachdem sie eingefangen sind, um Fluchtversuche zu verhindern, festgebunden, und in diesem Zustande, der sie mit einem Male wehrlos macht und jeder freien Bewegung beraubt, kommt es nun häufig vor, daß ihnen reichliche Tränen aus den Augen fließen. Tiefe Niedergeschlagenheit nach starker Aufregung scheint bei Elefanten auch sonst bisweilen Tränenerguß zu bewirken. So berichtete mir auf meine Anfrage ein durch einen langjährigen Umgang mit Tieren reich erfahrener Fachmann folgende hübsche Geschichte: Ein junger bösartiger Elefant seiner Menagerie hatte sich als Kameraden ein junges Schaf erwählt, an das er sich mit der Zeit so gewöhnte, daß er es beständig um sich haben mußte. Eines Tages jedoch war er in besonders übler Laune und als ihm das Schaf einen vom Publikum gespendeten Apfel wegschnappte, warf er es zu Boden und durchbohrte es mit seinen Stoßzähnen. Erst als das Tier tot vor ihm lag, kam er zur Besinnung — er zitterte am ganzen Leibe, und seine Augen standen voller Tränen.

Auch an Affen kann man manchmal eine Art Weinen konstatieren. Schon Humboldt berichtet, daß den südamerikanischen Springaffen, wenn sie in heftiger Angst sind, Tränen aus den Augen fließen, und dieselbe Erscheinung sollen auch verwundete Paviane sowie die Wanderaffen zeigen, allerdings als nur selten beobachtete Ausnahme. Mit ziemlicher Sicherheit hat man dagegen das Weinen von Seebären und Robben festgestellt, die, namentlich wenn sie verfolgt werden, Tränen zu vergießen pflegen. Brehm erzählt ferner, daß die Weibchen der Seebären, wenn sie auf der Flucht ihre Jungen verloren, unter Tränen nach ihnen suchten, eine Erscheinung, die wohl kaum Glauben fände, wenn man sie nicht auch bei Elefanten, Giraffen und Kamelen beobachtet hätte. Endlich gehört hierher auch ein Bericht Sven v. Hedins, der an seinen Kamelen häufig die Beobachtung machte, daß sich ihre Augen kurz vor dem Tode mit großen Tränen füllten, was man übrigens gelegentlich auch bei dem mit den Kamelen nahe verwandten Lama sehen kann.

Außer bei den Säugetieren scheint das Vergießen von Tränen zur Erleichterung körperlichen oder geistigen Schmerz- oder Angstempfindens im Tierreiche nicht vorzukommen. Alte Sagen geben uns freilich manche seltsame Kunde von weinenden Tieren, so von Delphinen oder dem sonderbaren, schon seit mehr als zweihundert Jahren völlig ausgestorbenen taubenähnlichen Vogel, dem Dodo oder Dronte der Insel Mauritius, der gleichfalls geweint haben soll, wenn man ihn verfolgte und einfing. Wozu er, nebenbei gesagt, wohl auch allen Grund

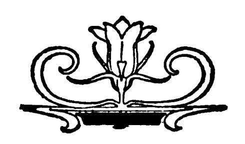
gehabt hätte, denn er wurde von den Entdeckern der Insel, den Portugiesen und Holländern, in einem Zeitraum von kaum einem Jahrhundert bis auf das letzte Exemplar vertilgt. — Und was knüpfen sich schließlich nicht für zahlreiche Geschichten an die berühmten „Krokodilstränen"! Da aber leider fast alle dieser von der Volksphantasie so hübsch ersonnenen Beispiele jeder brauchbaren Unterlage entbehren, so müssen sie unbarmherzig ins Reich der Fabel verwiesen werden.

Fast noch seltener als das Weinen gelingt es, bei Tieren einen Ausdruck des Lachens wahrzunehmen, doch läßt sich nichtsdestoweniger auch hierüber manches Interessante sagen. Als Lachen im menschlichen Sinne kann der Ausdruck allerdings kaum bezeichnet werden, aber man hat, namentlich an Affen und Hunden, in Zuständen freudiger Erregung einen Gesichtsausdruck festgestellt, der in so auffallendem Gegensatz zu dem Ausdruck des Schmerzes oder Schreckens oder auch der normalen Gemütsstimmung steht, daß er füglich als Lachen oder noch besser als Grinsen aufgefaßt werden kann. Bei manchen Affen — jungen Schimpansen und Orang-Utans z. B. — kommt überdies ein kichernder Laut hinzu, besonders wenn man sie in den Achselhöhlen kitzelt, wofür sie, ebenso wie der Mensch, äußerst empfindlich sind. Darwin gibt an, daß hierbei die Mundwinkel deutlich zurückgezogen werden und die Augen lebhaft glänzen, so daß man tatsächlich den Eindruck eines Lächelns erhält. Durch Zurückziehen der Mundwinkel und Entblößen der Zähne äußern auch manche Paviane und Makaken Vergnügen und Befriedigung.

Das Grinsen der Hunde schließlich ist eine Erscheinung, die Hundefreunde wohl aus eigener Anschauung kennen werden. Ähnlich wie bei den Affen werden auch hier die Mundwinkel zurückgezogen, wobei sich die Oberlippe in die Höhe schiebt und die Eckzähne freilegt, während gleichzeitig die Ohren nach hinten gelegt werden. Biologisch bemerkenswert ist hierbei die Tatsache, die auch schon Darwin erwähnt, daß der Gesichtsausdruck des Hundes, wenn er z. B. in ein Freudengebell ausbricht, keine Spur von Grinsen zeigt, wenn es auch häufig dem Bellen gewissermaßen als Einleitung vorausgegangen ist. Um alltägliche Erscheinungen handelt es sich natürlich auch hier nicht, sondern nur um mehr oder weniger häufig beobachtete Ausnahmen, weshalb wir das Lächeln und Grinsen der Tiere ebenso wie das Weinen auch keinesfalls als rein instinktive Vorgänge betrachten dürfen.

Überhaupt ist das Gebiet der Tierpsychologie stets mit einiger Vorsicht zu betreten. Man wird nämlich, wie kaum anderswo, gerade hier so leicht verlockt, das zu glauben, was man gern glauben möchte, und damit ist gewöhnlich auch schon der erste Schritt getan in den Irrgarten der Phantasie, den die moderne Naturwissenschaft bis aufs Messer bekämpfen muß.

M. A. von Lüttgendorff



Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Ein schmachvolles Kapitel"

Unter dieser Überschrift las ich im Januarheft das kurze Charakterbild über den ehemaligen Kronprinzen. Auch sonst sehe ich, wie überall in Zeitungen das Privatleben des einstigen deutschen Kronprinzen vor der Öffentlichkeit dargelegt wird, bisweilen in einer Art, daß man sich fragt, was soll das? Was nützt das? Weshalb muß jeder Faux-pas bis ins kleinste an die Öffentlichkeit gezerrt werden?

Ich habe den Kronprinzen besser als jeder andere in Charleville ungefähr 2½ Jahre beobachten können. Ich darf von mir behaupten: ich war dort „Mädchen für alles", der Vertraute vieler, auch des kronprinzlichen Hofmarschallamtes. Was der Kronprinz in Stenay getrieben hat, weiß ich nicht, will es auch nicht wissen. — Es ist richtig, morgens und nachmittags machte er nur Stippvisiten beim Generalstabe. Weshalb auch mehr? Irgendwelche größere Initiative ergreifen? Das geschah im Großen Generalstabe. Oder mit seinem Chef des Stabes selber arbeiten? Die Ordonnanzen in den Vorzimmern erzählten es sich, wie befremdend er dem einstigen Thronfolger gegenübertrat und sich einfach verleugnen ließ, wenn ihm der Besuch des „Führers der Heeresgruppe" nicht paßte. — Kronprinzenlos.

Er hat seine Soldaten nicht geliebt? Wo er nur konnte, trat er mit ihnen in Berührung, soweit ich das in Charleville beobachten konnte. Für jeden Feldgrauen hatte er einen Gruß, mochte es bei Truppenvorbeimärschen, mochte es einzelnen Urlaubern gegenüber sein: er hatte ein Wort für alle. Ich habe ihn in Kantinen, in französischen Estaminets mit den Feldgrauen scherzen und lachen sehen. Für abgekämpfte Divisionen schlug sein Herz. In scharf gehaltenen schriftlichen Befehlen forderte er alle Etappenformationen auf, den Frontkameraden während der Ruhezeit die komfortablen Quartiere zu überlassen. Es ist nicht geschehen, wenigstens zum größten Teil nicht — Kronprinzenlos.

Persönlichen Mut soll er nicht gehabt haben? Ich konnte ihn einst beobachten, wie er bei einem größeren Fliegerangriffe — und sie waren in letzter Zeit nicht selten — ruhig das elektrische Licht anzündete und das Schauspiel, am offenen Fenster stehend, beobachtete. Ich glaube, er hätte nicht eine Minute gezaudert, mit seiner Armee Tod und Gefahr zu teilen, aber er — durfte es nicht. Wie schon seine Mutter seinen schwächlichen Körper vor jedem Luftzug ängstlich hüten ließ, so wachte die Umgebung über ihn, daß er seinen „Fuß nicht an einen Stein stieß": er war ein königlicher Gefangener in goldenen Ketten — — Kronprinzenlos.

Er soll mit schuld sein am unglücklichen Verlauf der Dinge? Vielleicht; jedoch den Verhältnissen stand er nicht blind gegenüber. Wenn er auch in seinem jugendlichen Temperament — denn Leben war alles an ihm — „Immer feste druff!" in die Welt hinausgerufen hat, so ist er es doch mit gewesen, der schon nach der verlorenen Marneschlacht 1914 an maßgebender Stelle geäußert haben soll, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei. Aber man hat nicht auf ihn gehört, ihn sogar noch geschulmeistert. Oft hat er das geäußert zu Vertrauten, welche er im geheimen suchen mußte, und zwar weit unter einem Leutnant — Kronprinzenlos.

Weil seine ganze Stellung und Macht in militärischen Dingen gleich Null war, sein Geist aber nach Beschäftigung suchte, trieb er Sport, veranstaltete Feste, bei denen in Ruhe befindliche Truppen ihre Ablenkung und ihre Erholung fanden.

War er allein, dann trieb er Musik oder zeichnete oder legte seine Ansichten über aktuelle Fragen schriftlich nieder; denn ohne Beschäftigung war er nie. Er war solide, ein Glas Rotwein mit etwas Sekt vermischt bei der Tafel, ein kleiner Likör morgens beim zweiten Frühstück, das genügte ihm, wie auch seine einfache Wohnung in einem Landhause, welches er noch mit seinen Adjutanten teilen mußte. Offiziere seines Hauptquartiers haben weit unkriegsgemäßer gewohnt und „gelebt" — Kronprinzenlos.

Sein Herz gehörte französischen Weibern? Wie arm, wie liebeleer war sein Leben! Um seine stillen Schäferstündchen beneide ich ihn nicht. An seinen Worten Vertrauten gegenüber konnte man es merken, wie einsam er war in seiner „Größe" unter uns Menschen. In solchen Stunden konnte man in sein Herz schauen. Dann legte es sich wie ein schimmernder Schleier auf seine blauen Augen, stoßweise quälten sich die Worte aus seinem zerrissenen Innern hervor. — Kronprinzenlos.

Gewiß, er liebte die Weiber, wenn ich den Ausdruck beibehalten darf. Für alle hatte er ein Wort der Höflichkeit — bisweilen zu weitgehend für ängstliche Charaktere —, mochten es Französinnen, mochten es deutsche Helferinnen sein. Es schien ihm ein Bedürfnis zu sein, frohe, heitere, lebenslustige Mädels um sich zu sehen. Auf offener Straße schäkerte er mit ihnen und bevorzugte hie und da die schönsten. Dabei benahm er sich allerdings bisweilen wie ein seiner Bonne entlaufenes Kind — honny soit qui mal y pense!

Der Kronprinz hat in Stenay die Franzosenkinder mit Kuchen und Schokolade bewirtet? Ich habe zu derselben Zeit im Großen Hauptquartier einer Weihnachtsfeier beigewohnt, in der ebenfalls Franzosenkinder mit Leckerbissen traktiert wurden; beides war im ersten Kriegsjahre, da aßen Feldgraue auch noch kein Dörrgemüse. Weshalb wird solch ein liebliches Idyll herangezogen, um den damaligen Erben der Kaiserkrone herabzuziehen? — Kronprinzenlos.

Es war der Zug seines Herzens, wo es galt, Unterdrücktenlos zu lindern. Die Maßnahmen der Etappenverwaltungen waren oft brutal der Zivilbevölkerung gegenüber. Diese vielen Sünden aufzuzählen, steht mir nicht an. Aber eins muß ich sagen: Oft erschien der Kronprinz als Deus ex machina. Mehrere Male ist er in die französischen Magistratssitzungen von Charleville gegangen. Er hörte sich die Klagen der Stadtväter an, griff zu, wo die persönlichen Menschenrechte der Franzosen mit Füßen getreten wurden. Er hatte nicht dieses ernst Kaiserliche an sich wie sein Vater, sondern sein ganzes Benehmen, sein Verkehr mit anderen atmete Frohsinn, Heiterkeit und Übermut. Bei unsern strengen Militärs und marmorkalten Exzellenzen hat das sehr viel Kopfschütteln erregt. Anders bei gebildeten, angesehenen Franzosen, die sich oft gesprächsweise über ihn äußerten: „Hätten Sie den Kronprinzen vor dem Kriege nach Paris geschickt! Er hätte auf den Boulevards den Schönen die Köpfe verdreht, auf den Sportplätzen den Siegern Beifall gezollt und in den Klubs die Pariser Hochwelt geschmeichelt — und dann wäre vielleicht manches anders gekommen."

Dr. Appens

* * *

Anmerkung der Schriftleitung. Da die vorstehenden Ausführungen die tatsächlichen Angaben des Warte-Artikels nicht bestreiten, sondern nur einer menschlich milderen Auffassung Gehör zu verschaffen suchen, erübrigt sich ein Eingehen auf Einzelheiten. Dagegen müssen wir die Auffassung des Verfassers, als habe der Artikel die Absicht verfolgt, das Privatleben des früheren Kronprinzen ohne Not an die Öffentlichkeit zu zerren, als durchaus ungerechtfertigt zurückweisen. Erst der von Holland aus unternommene Versuch, die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms auf Kosten des Vaters, Ludendorffs und des Generalstabs herauszustreichen, machte uns die Erörterung von Dingen zur Pflicht, mit denen wir uns ungern genug befaßt haben.

Literatur · Bildende Kunst · Musik

Alte Gärten

In dem Knabenmärchen „Der neue Paris“ in „Dichtung und Wahrheit“ öffnet sich dem jungen Goethe ein Pförtchen in der „schlimmen Mauer“. „Es schien niedrig, aber der Spitzbogen darüber hätte den größten Mann hindurchgelassen. Braunes, uraltes Holz war mit breiten, sowohl erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beschlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichsten Vögel saßen, ich nicht genug bewundern konnte.“

Das Märchen ist manchem begegnet, er ist einmal mit wachen Augen in das Märchenland seiner Jugend gegangen. Nur die Pforte hat er später nicht mehr wiederfinden können und von den Erlebnissen in den grünen Gärten kann er nichts mehr erzählen. Wie man im Herbst nur noch die Sehnsucht und die Erinnerung an die lasse Weichheit eines Frühlingsregens hat, und nicht mehr fühlt, wie es war, wenn die Luft und die Bäume und die Erde dufteten. Es ist ein Garten, der verschlossen ist. Ein paar Menschen nur finden das kleine Gartentor wieder, ihnen leuchtet jedes Erlebnis ihrer Jugend in lebendigen Farben. Wenn sie von ihrer Kindheit reden, ist es uns anderen, als würde uns die Pforte wieder geöffnet und versunkene Stunden voll heimlicher Süße fangen wieder an zu leben.

Es gibt nur sehr wenige Bücher, in denen dies Jugendleben eingefangen ist — wir haben genug Geschichten einer Jugend, übergenug, aber eben tote Geschichten —; Gottfried Keller natürlich ging durch die Zauberpforte unter den Älteren, Hermann Hesse unter den Jüngeren. Unter den paar Büchern, die zu nennen wären, steht Wilhelm v. Kügelgens Buch: „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“.

Das Buch ist bekannt — immer zu wenig bekannt —, es hat den Namen des bescheidenen Malers in die Literaturgeschichte getragen zwischen die Namen, die nicht vergessen werden. Es ist voll von dem sachten Duft der Kindheit, von einem zutraulichen Humor, einer lebendigen Frömmigkeit und tiefer Wärme des Fühlens.

Ludwig Richter hätte die Zeichnungen dazu machen müssen. Aber als Ludwig Richter das Buch von Kügelgen las, litt er schon an einem Augenleiden, das ihn zwang, Kohle und Griffel aus der fleißigen Hand zu legen. So wirkte das Buch von Kügelgen ein anderes: Ludwig Richter schrieb die „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“. Deutlich ist der Einfluß des Werkes von Kügelgen zu spüren, deutlich aber auch, daß der Band Erinnerungen von Richter den von Kügelgen nicht erreichen kann — wie Kügelgen sich mit dem Zeichner und Maler Ludwig Richter niemals messen könnte.

Trotzdem gehören die beiden Bücher zusammen. Wie die beiden Menschen, die sie geschrieben, stehen sie beieinander und geben mehr, als ein einzelnes es könnte. Ein Stück verklungener Zeit wird von zwei Menschen beschrieben, die von gleicher Anlage des Geistes sind, zufällig in der gleichen Stadt aufwachsen, durch eine verschiedene Jugend gehen, die des Reichtums und die der kleinen Leute. Das eint sich zu einem Ausdruck, der stärker ist, als ein Buch oder ein Bild ihn vermitteln kann. Das liebe, leuchtende Leben unserer Großeltern steht vor uns. Wir gehen die „schlimme Mauer“ unserer Zeit entlang, und plötzlich öffnet sich uns die Pforte in freundliche alte Gärten schöner Zeit.

Nicht daß damit das törichte alte Lied von der guten alten Zeit gesungen werden sollte, die Epoche, in der die beiden Freunde lebten — Richter ist 1803 geboren, Kügelgen 1802 —, trägt genug des Faulen und Stagnierenden an sich, nicht daß etwa das ungebärdige Vorwärtsdringen unserer Tage herabgesetzt werden sollte, nein, aber ein Zusammenhang mit einer tausendjährigen Vergangenheit deutschen Bürgertums, den wir fast verloren haben, war noch vorhanden, da Kügelgen und Richter schrieben.

Diese Bürger und Bauern, Künstler und Pfarrer sind nicht mehr lebendig, wie diese Bürgerhäuser vergangen sind und diese Pfarrgärten umgebrochen. Und mit ihnen ist eine Epoche gegangen, die zuletzt an eine große Vergangenheit angeknüpft hat, eine Epoche, die uns den letzten historischen Stil gab, wie sie zum letzten eine Gefühlsart kannte, die mit den behaglichen Dingen, der vielen Zeit, der Postkutsche und der Einfachheit unwiederbringlich dahingegangen zu sein scheint.

Bei Kügelgen finden wir die Beschreibung eines Pfarrgartens der Eltern seines Hauslehrers: „Lorchen nahm mich bald bei der Hand und führte mich durch die Hintertür des Hauses in den Garten, dessen Schönheit mich höchlichst überraschte. Die abendliche Kühle, die einem hier entgegenduftete, durchwürzt vom Wohlgeruch der weißen Lilien, die nie gesehene Fülle zierlicher Zentifolienblüten waren nach der heißen Fahrt auf staubigen Chausseen so erquicklich, daß man denken konnte, ins Himmelreich versetzt zu sein. Der Garten mochte in der Tat recht schön sein. Von hohen Mauern eingefriedigt, glich er jenen traulichen Klostergärtchen, deren Hauptreiz in ihrer Heimlichkeit besteht. Im Rücken hatte man das Pfarrhaus mit seinen Nebengebäuden, rechts lief eine Langwand der altersgrauen Moritzkirche hin, mit ihren Spitzfenstern und Strebepfeilern, deren tiefe Winkel mit Syringen und anderen Gesträuchen ausgepflanzt waren. Dem gegenüber erhoben sich ein paar mit Efeu verkleidete Brandmauern benachbarter Gebäude, und geradeaus war es ein Teil der alten krenelierten Stadtmauern, der das Ganze von der vorübergehenden Saale abschloß. Das Innere des Gärtchens war seiner altertümlichen Einfassung ganz angeschlossen. Rechtwinklige, mit Buxbaum eingefaßte Kieswege, an die sich blumige Rabatten schlossen, durchschnitten die üppigen, hier und da mit Zwergbäumen bestandenen Erdbeer- und Gemüsequartiere; um das Lusthäuschen, das sich an die obberegte Stadtmauer lehnte, standen in Kübeln Myrthen, Oleander und Lorbeerbäumchen. Wir gingen den breiten Hauptweg hinunter und traten in das kleine Gartenhäuschen. Ein süßer Blumenduft erfüllte das kleine Gemach, und auf dem Tische stand ein Tellerchen mit Erdbeeren, die Lorchen vorsorglich für mich gepflückt hatte. Sie lehrte mich auch, die zarten Früchte mit steifem Grashalm spießen und zierlich verspeisen, und half selbst dabei getreulich. Dann erkletterten wir miteinander die Stadtmauer, uns umzublicken. Wir nahmen Platz an der alten, halbverfallenen Schießscharte, aus deren Gestein eine Fülle wilder Blumen, Kamillen, Kampanulen und wilder Salbei hervorwucherten, und waren bald die besten Freunde."

Wie ein Gegenstück mutet die Erzählung Ludwig Richters an, von dem Garten hinter dem kleinen Kramlädchen seiner Verwandten. „Es stand am Ende des Gartens ein uralter Birnenbaum, zwischen dessen mächtigen Ästen ich mir einen Sitz zurechtgemacht hatte. Manche Stunde verbrachte ich träumerisch in dem grünen Gezweig, um mich die zwitschernden Finken und Spatzen, mit welch letzteren ich zur Zeit der Reife die Birnen teilte, die der alte Baum in Unzahl trug. Von diesem verborgenen Aufenthalt überblickte man den ganzen Garten. Mit seinen Johannis- und Stachelbeersträuchern, den Reihen wild durcheinanderwachsender Rosen, Feuerlilien, Brennender Liebe, Lack und Levkojen, Hortensien und Eisenhut, Nelken und Fuchsschwanz — wer nennt alle ihre Namen?! Dann zur Seite die Gemüsebeete, und über die Gartenmauer hinüber die gelben Kornfelder und die fernen Höhen von Roßthal und Plauen! Das war nun mein Bereich, wo ich mich einsam oder in Gesellschaft von Spielgenossen oder tätig beim Begießen der Gruppen des Kopfsalates, der Zwiebeln und Bohnen beschäftigte."

Das sind die Gärten, in denen die Jugend der beiden Freunde ging. Man fühlt, die beiden Bücher gehören zusammen, wie die beiden Menschen zusammengehörten.

Wir gehen entlang an der „schlimmen Mauer“ harter Zeit. Hier ist ein Schlüssel! Geht durch die Zauberpforte für ein paar Stunden in die Gartenheimat schöner Zeit.

Rolf Brandt



Um Goethe

Mancher, der für sein starkes Kriegserleben in Goethe den Gefühlsgenossen nicht gefunden hat, wird sich in dieser Zeit wieder zu seiner instinktsicheren Weisheit zurückfinden, die für die Menschheit von Revolutionen nichts erwartete, sondern nur in der Evolution die Gewähr einer glücklichen Entwicklung sah. Es liegt in dieser Erkenntnis auch eine Quelle der Beruhigung, ja der zuversichtlichen Kraft, und wenn man sich in der harten Kriegszeit zu Goethe flüchten mochte, um einmal zu vergessen, so geht man jetzt zu ihm, um daran zu denken, daß diese Evolution auch durch keine äußere Gewalt zu verhindern ist, daß vorhandene Kräfte wohl zeitweilig zurückgedämmt, verschüttet und ohnmächtig gemacht werden können, daß sie aber doch immer wieder einmal zum Durchbruch kommen müssen. Gerade in so gewalttätigen, den natürlichen Verlauf der Dinge verbiegenden Zeitläuften wirkt die Beschäftigung mit Goethe doppelt heilsam, der in unvergleichlicher Weise durch seine eigene Person den Segen der natürlichen Entwicklung vorlebt, so einzig schön zeigt, wie höchste Bildung zur Kultur aus dem innigsten Anschluß an die Natur folgt.

Jedes beliebige Werk Goethes verkündigt nach irgend einer Richtung hin diese Wahrheit. Aber wenn es überhaupt für Goethe gilt, daß die Gesamtheit seines Schaffens und Lebens das beste seiner Kunstwerke ist, so stimmt noch mehr für seine Stellung zu jeder einzelnen Lebensfrage, daß man sich nicht an einen einzelnen Ausspruch halten darf, sondern die Gesamtheit seiner Äußerungen heranziehen muß. Das ist nun selbst für den guten Kenner der Werke, wozu in diesem Falle auch alle Briefe und Gesprächsäußerungen zu rechnen sind, unmittelbar aus den Werken heraus nicht durchführbar. Bei allen Biographien aber und wissenschaftlichen Abhandlungen schiebt sich ein anderer dazwischen. Von diesem Standpunkte aus erkennt man den vollen Wert eines Unternehmens, wie es nun mit dem dritten Bande des „Goethe-Handbuches“ glücklich zum Abschluß gebracht worden ist. Ich habe seinerzeit beim Erscheinen des ersten Bandes auf Art und Einrichtung dieses bedeutenden Werkes eingehend hingewiesen und brauche das hier nicht zu wiederholen.

Es ist dem Herausgeber Julius Zeitler in Verbindung mit vierunddreißig Mitarbeitern gelungen, trotz aller in den Kriegsverhältnissen liegenden Erschwerungen den großangelegten Plan durchzuführen und die 2196 Artikel durchweg auf der Höhe wissenschaftlicher Gründlichkeit und sachlicher Zuverlässigkeit zu halten. Wenn man im Stichwortverzeichnis das eine und andere vermißt, so findet man es sicher jetzt in dem noch beigefügten Register, das noch einmal den ganzen Stoff zum Teil unter anderen Gesichtspunkten ordnet. Ich kann dem ernsten Goethefreunde, dem, der gern mit Goethe leben möchte, nicht dringend genug den Erwerb dieses Goethe-Handbuches anraten, an dem der Verleger (J. B. Metzlersche Buchhandlung, Stuttgart), nach den Vorworten zu schließen, einen weit übers Buchhändlerische hinausgehenden Anteil hat. Die drei Bände kosten in Leinen gebunden 66 ℳ, in Halbleder 90 ℳ.

Auch für den guten Kenner Goethes überraschend wirkt die Sammlung von Vorstufen, Fragmenten, Plänen und Zeugnissen, die Paul Merker unter dem Titel „Von Goethes dramatischem Schaffen“ herausgegeben hat (Leipzig, Phil. Reclam, 5 ℳ). Der Herausgeber hat alles zusammengetragen, was der Dramatiker in Goethe vorübergehend geplant,

skizziert und in ersten Entwürfen niedergelegt, nicht aber endgültig fertiggestellt hat. Nur weniges davon ist Gemeingut geworden. Der Urfaust ist heute jedem vertraut und sogar auf die Bühne gebracht. Der Urgötz ist zahlreichen Ausgaben beigegeben, und auch die Prosafassung der Iphigenie wird gelegentlich schon von einem Gymnasiasten zum Vergleich herangezogen. Darauf kommt es also nicht an, auch nicht auf das, was sonst an Halbfertigem dargeboten wird. Auch von den fertigen dramatischen Arbeiten Goethes ist der Zahl nach ja nur ein kleiner Bruchteil bekannt. Viel wichtiger und genußreicher ist es, diesen urschöpferischen Geist dauernd am Werke zu sehen. Wir werden diese stete Arbeit gerade beim Dichter oft nicht gewahr, während wir für die leichtesten Skizzen des bildenden Künstlers ein aufmerksames Auge haben, und in seiner eingehenden Tabelle über Goethes dramatisches Schaffen zählt Merker über hundertfünfundzwanzig Werke auf. Gewiß ist manches davon uns nur als ein gelegentlich erwähnter Titel bekannt. Damit ist nicht gesagt, daß die innere Arbeit des Dichters nicht bereits weit gediehen war. Wieland berichtet, daß Goethe noch zwei Jahrzehnte später den Aufbau des Cäsar-Dramas genau darstellen konnte, das er in der Straßburger Zeit geplant hatte. Es bereitet jedenfalls einen eigenartigen Genuß, diesen nimmermüden Geist auch nach dieser Richtung des objektivierenden Gestaltens der Welt dauernd am Werke zu sehen, und der Goethefreund wird sich das Buch um so lieber in seine Bücherei einstellen, als die ausgiebige Einführung Merkers sich zu einer wertvollen Gesamtdarstellung des dramatischen Schaffens Goethes ausgewachsen hat.

Ein zwiespältiges Gefühl vermag ich dagegen nicht zu verwinden gegenüber Wilhelm Bodes „Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen“ (Berlin, E. S. Mittler & Sohn; geh. 9 ℳ, geb. 11 ℳ). Der Geschichtsforscher einer Zeit wird ja immer ein wichtiges Kriterium dieser Zeit in der Art finden, wie sie sich ihren Großen gegenübergestellt hat. Andererseits wird auch der Biograph dieser Großen ihre Wirkung auf die Umgebung berücksichtigen müssen und in den Zeugnissen darüber ein wichtiges Hilfsmittel für seine Charakteristik finden. Aber schließlich ist das alles doch von untergeordneter Bedeutung. Die Taten der Großen sind es, auf die es ankommt. Goethe selbst hat es als das Zeichen des genialen Menschen hervorgehoben, Werke hervorzubringen, die von Dauer sind. Was will demgegenüber der flüchtige Eindruck des Tages bedeuten? Aber immerhin, an sich soll der Wert aller dieser Zeugnisse, obgleich sie oft nicht mehr sind als Klatsch, nicht bestritten werden. Verwahrung lege ich nur dagegen ein, daß daraus populäre Bücher gemacht werden. Ist es schon ein Unglück, daß bei uns oft mehr Biographien von Dichtern gelesen werden, als deren Werke, mehr Literaturgeschichte als Literatur, so scheint es mir ganz vom Übel, die Allgemeinheit in das längst versunkene Tagesgerede hinein-, oder besser hinabzuziehen. Was liegt schließlich daran, wie Meier und Müller diese und jene Handlung Goethes aufgefaßt haben; sechs Wochen später haben sie vielleicht anders gedacht und geredet. Jede Zeit wird ihren Goethe haben, und wenn er schließlich zu einer mythischen Gestalt werden sollte, so wäre das ein viel geringeres Unglück, als wenn wir dahin kämen, mit Meier und Müller aus ihrem Geiste heraus zu sagen: er war unser. Ich habe das Gefühl, daß eine derartige Beschäftigung mit einem Künstler uns von seinen Werken wegführt. Der vorliegende Band umfaßt die Jahre 1749 bis 1803. Er zeugt, wie alle Werke Bodes, von gründlichem Fleiß und großer Herausgebergewandtheit.

Dieselben Vorzüge sind seinem Buche „Goethes Sohn“ nachzurühmen (Berlin, E. S. Mittler; 7,50 ℳ, geb. 10 ℳ). Es ist eine Biographie, so wie man über August von Goethe eine Biographie schreiben kann. Er steht im Schatten seines Vaters, in gewissem Sinne auch der Mutter, und an der Seite seiner Gattin. Es war sein Schicksal im Leben, daß man immer mehr dieser anderen dachte, wenn man mit ihm zu tun hatte, und folgerichtig ist es nun auch so in der Biographie. Es ist ein Lebensbild von einer gewissen müden Traurigkeit. Ich denke an ein Wort Goethes zu Eckermann: „Der Mensch muß wieder ruiniert werden! — Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist.

Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Da aber hienieden alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen anderen. Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre. Raffael in fast gleichem Alter. Byron nur um weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu tun übrig bliebe." Was Goethe hier vom Einzelmenschen sagt, gilt auch von Familien, von ganzen Geschlechterfolgen, ja von Völkern. Das Wort zeugt für seine wundervolle Kunst, das scheinbar Harte nicht nur fassungsvoll zu ertragen, sondern ihm auch den Mut zum Weiterschaffen abzugewinnen.



Kunst und Politik

Berliner Theaterrundschau

Das politische Lied — pfui, das garstige Lied, rast zurzeit zum wildesten Orkan angeschwollen, bluttriefend, männermordend, länderverwüstend über unsere in Krieg und wüstestem Aufruhr zuckende Erde. Um nur nichts von den wilden Fanfaren zu hören, stopfen sich Menschen gewaltsam die Ohren zu, verhängen die Fenster, schließen die Läden und greifen zum Buch. Das Theater, das ganze Reich der Kunst, wurde zu einer Zuflucht und zu einem Asyl, wohin man sich flüchtete, um, wenn auch nur auf Stunden, die Not und den Jammer, das Entsetzen zu vergessen, die mit den aufs höchste entfesselten politischen Leidenschaften über die Menschheit hereingebrochen sind.

Abwehrend steht an den Pforten der Kunst ein Goethischer Geist, der nur dem Politiker den Eintritt zu ihr verwehren möchte. Und auch die Nova Atlantis Shakespeares, die Zauberinsel Prosperos, das Reich der Kunst und einer neuen Menschheit erschließt sich allein denen, die von der Politik einmal völlig Abschied genommen, ihre Königskronen verloren haben, und von allen Herrschafts- und Machtträumen gründlichst geheilt wurden. Zwischen Kunst und Politik herrscht von jeher ein ururalter Zwist. Wer ist der Berufenere, der Bessere, daß er den Menschen als Führer vorangeht und für sie das Ideal, das Vorbild aufstellt, wie sie hier auf Erden leben und miteinander Gemeinschaft halten sollen, — der ihnen sagt, was für sie der beste Staat ist? Ist es der Künstler? Oder ist es der Politiker?

Unsere Zeit hat schon alle Ursache, die alte Frage noch einmal wieder, ganz von vornherein, von Grund aus neu zu untersuchen und zu beantworten. War die Menschheit wirklich so gut beraten, als sie ihr Leib und Leben der Fürsorge politischer Geister überließ und überantwortete, und mit der Führung ihrer Staaten und Gemeinschaften, aller ihrer öffentlichen Geschäfte immer nur Politiker betraute? Aus den Greueln, den Blutbädern und Brandstätten eines Dreißigjährigen Krieges wuchs einmal ein ganz neuer Geistesmensch herauf, der nur nicht mehr fähig war, all die religiös-dogmatischen Kreuz- und Querfragen, die Entzünder dieses Krieges, als wichtigste, höchste Lebensfragen und Ideale zu betrachten, für die man Leib und Leben hinopfern mußte. Mit dem Dichter lernte er sprechen: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst! Aus Religion!" Wäre es vielleicht die Lehre und der Kulturgewinn, die wir aus diesem Kriege und dieser Revolution ziehen sollen, daß wir auch allen politischen Konfessionen nicht minder energisch den Rücken kehren und mutatis mutandis mit Schiller reden: „Welche Politik ich bekenne? Keine von allen! Aus Staats-, aus Gemeinschaftsgefühl."

Am leidenschaftlichsten, gefärbt mit allem Haß und Groll der Parteien, klang uns diesmal von der Bühne her das politische Lied entgegen aus eines wilden Alten Mund. Aus langer, langer Kerker- und Gräberhaft der Zensur war endlich auch Björnsons Drama vom „König" auferstanden, ein Tendenzdrama von echtestem Schrot und Korn, — Testament und Bekenntniswerk eines Glühenden, eines Fanatikers, der immerdar die beiden so widerspenstigen Rosse Kunst und Politik unter ein Joch, vor seinen Wagen zwingen wollte. So widerspenstig wie nur eben möglich aber fahren sie in dieser Königs-Dichtung bald auseinander und bald widereinander. Ein Werk tiefsten Wirrwarrs gerade, und die Tragik, die Pistolenschüsse, das Massaker, mit denen alles endet, nur ein Ausdruck tiefster Ohnmacht, der Hilflosigkeiten, Verzweiflungen. Der Dichter und der Politiker, die beiden Seelen in der Brust Björnsons, können sich einander nur nicht verstehen und liegen sich gegenseitig am erbittertsten in den Haaren. Sie verderben sich einander das Konzept und werfen sich Knüppel zwischen die Beine.

Aus dem Björnsonschen Drama zucken auch Stimmen herauf, Liebknecht- und Rosa Luxemburg-Stimmen, Flammen eines unentwegten Revolutionarismus, der nur nicht paktieren und Konzessionen machen will. So nachdrücklich wie nur eben möglich greifen sie uns heute an den Hals und zwingen sich uns als höchst gegenwärtig-aktuelle Mächte auf. In Björnsons Drama dreht sich alles um die Frage: Monarchie oder Demokratie? von der man uns sagt, daß dieser ganze Krieg eigens nur dazu entbrannte, um sie zur Entscheidung zu bringen. Eigentlich sollte man meinen, die Dichtung des alten norwegischen Skalden, so eng verwurzelt mit der unmittelbarsten Tagespolitik, müßte uns aufs stärkste erregen und fanatisch in Brand setzen. Aber die Theaterbühne hat doch wohl wieder eine ganz andere Akustik und Optik, als wie ein Parlamentssaal. Merkwürdig war vielmehr, wie das Björnsonsche Drama bei seiner Auferstehung im Lessingtheater alle Erwartungen auf sensationelle Erregungen, Ausbrüche politischer Begeisterungen enttäuschte, und umgekehrt fast überlebt, veraltet, vormärzlich, vorsintflutlich anmutete.

Im Mittelpunkt des stilistisch so bunt wie möglich schillernden, bald mystisch, bald positivistisch, symbolistisch, allegorisch und alltäglich-naturalistisch hin und her redenden Werkes steht „der König", ein höchst sympathischer junger Herr, — vom rein menschlichen, durch keine Politik verdorbenen Standpunkt aus der tüchtigste, der vortrefflichste Mensch, der in dieser Dichtung daheim ist. Er hat mit der Königslüge und allen Ideolatrien von einem Gottesgnadentum wirklich radikal aufgeräumt, und weiß, daß er nichts als ein Mensch ist, wie jeder andere auch. Doch einer von der Art, für die, wenn sie auf ihrem Sterbelager von sich sagen: „Denn ich bin ein Mensch gewesen", dieses sehr viel mehr und Besseres bedeutet, als wenn sie nur Könige gewesen sind. Nur mit seinem Volke will er gehen, fühlt sich mit ihm ein Herz und eine Seele, und er darf schon von sich sagen, daß er wirklich und wahrhaftig jenseits aller politischen Parteien steht. Die große Frage: Monarchie oder Demokratie? hat sich offenbar für ihn als völlig gleichgültig, wert- und interesselos für die Menschheit herausgestellt. Denn dieser Björnsonsche „König" macht auch Verse, ist ein Dichter, stammt also aus Geisterreichen her, wo man schon immer mit den Politikern auf gespanntem Fuße lebte. Hier hat man es stets mehr mit der Liebe gehalten, und auch bei Björnson stellt sich Eros ein, um alles schlicht einfach zu gutem Ende zu führen, und Monarchie und Demokratie zu innigstem Herzensbunde miteinander zu vereinigen. Nur ein Verlangen besitzt der König. Er möchte Klara, die Tochter des Demokratenhäuptlings, des Professors Ernst, der für die Freiheit als Märtyrer dahinging, die strengste, gläubigste Republikanerin, als sein ehelich Weib heimführen. Die beiden heiraten sich denn auch, trotz aller Proteste der Politiker auf der rechten und linken Seite des Hauses. Am tiefsten fühlt sich das Volk gekränkt und beleidigt über das Crimen laesae majestatis, das vom König selber begangen wurde, indem er nicht, wie es sich allein für ihn geziemt, eine Prinzessin heiratete, sondern ein ganz gewöhnliches Menschenkind, aus der eigenen, aus des Volkes Mitte.



Glück bringt allerdings diese Ehe dem König nicht. Klara stirbt, von den rächenden Geistern ihres republikanischen Vaters in die Verzweiflung gejagt, er selber erschießt sich zum Schluß, und auch sein innigster Freund, Glaubens- und Gesinnungsgenosse, der Fabrikbesitzer Grau, wird in einem zwischen Monarchie und Demokratie veranstalteten amerikanischen Duell gottesgerichtlich niedergeknallt.

Schuld an all diesem Mord und Totschlag aber trägt allein der alte grauhaarige Demokrat und Republikaner Flinck. Er schießt den Grau, seinen ehemaligen Schüler, Freund und Liebling, als politisch Abtrünnigen im amerikanischen Duell nieder, beschwört über Klara die rächenden Geister des Vaters und hetzt das Volk wider sie auf. Schlimm — schlimm ist's nur, daß der Dichter diesen wüsten Gesellen ernst zu nehmen und sich mit ihm teilweise sogar zu identifizieren scheint. Wie die reine Idee, wie ein abstrakter Begriff, als das demokratische Prinzip, die republikanische Theorie an sich, spukt er über die Bühne. Nur keine Kompromisse! Nur keine Könige, die Demokraten sind! Über alles die Idee, die Theorie! Fiat justitia, pereat mundus! Mag die Menschheit darüber zugrunde gehen, wenn nur das demokratische Prinzip anerkannt und die republikanische Staatsform überall eingeführt wird. Wenn man dem Björnsonschen König rein menschlich alle Sympathien entgegenbringt, hat man bei dem Demokraten Flinck nur das eine Gefühl, daß er der reine Ahriman, bloß ein Geist der Zerstörung ist, der in dem Drama weiter nichts als alles kurz und klein schlagen kann.

Wofür uns Björnson, der Politiker, der Agitator wider alle Monarchie gewinnen möchte, der Dichter ruft in uns alle flammenden Proteste dagegen wach. In seinem Drama spielt schon das Volk, der Demos, eine allertraurigste, widerlichste Rolle, und man hat nur das eine Gefühl: wenn nur das nicht zur Herrschaft kommt! Am unklarsten bleibt, was eigentlich Björnson der monarchischen Lüge als republikanische Wahrheit positiv entgegenstellt, und was das eigentlich ist, die Republik, von der er spricht, worin die besteht, — was für Vorzüge sie denn vor der Monarchie voraushat. Die ganze Welt ist schon wie ein einziger Parlamentssaal! Rechts, im asiatischen Osten, die äußersten konservativen Parteien, die ältesten theokratisch-absolutistischen Despotenstaaten, — auf der äußersten Linken, im Westen die Vereinigten Staaten, die Demokratie. Dazwischen die Mittelparteien. Aber für die Menschen, die da Untertanen sind, macht es wohl so große Unterschiede überhaupt nicht aus, unter welcher Staatsform sie gerade leben, und diese übt nur auf das wirkliche Leben einen wesentlichen Einfluß überhaupt nicht aus. Überall dieselben Klassen- und Standeseinrichtungen, die gleichen Gegensätze von Armen und Reichen, Regierenden und Regierten, Ausbeutern und Ausgebeuteten, Arbeitern und Schmarotzern. Und wenn der amerikanische Demokrat nur kein Chinese sein möchte, so protestiert auch der Konfuziusjünger aufs lebhafteste dagegen, Europäer und Republikaner zu sein. Augenblicklich stehen auch wir Deutsche etwas verdutzt da, nachdenkend über die großen Errungenschaften des neunten Novembers. Der neue Geist, die neue Regierung, die soziale Republik, — schon flüstern sie uns leise ins Ohr: Getrost, getrost, es bleibt alles beim alten, Ruhe ist wie die erste Bürger-, so auch die erste Arbeiterpflicht. Und auch Spartakus muß man nur das Szepter in die Hand geben. Dann wird auch er von revolutionären Leidenschaften am gründlichsten geheilt, und auch er wird bald bekennen: „Ruhe, Ruhe über allen Wäldern. Es bleibt alles beim alten."

Auch Karl Sternheim ist als lächelnder Philosoph nur gerade dieser Meinung. Er steht, als ein Björnson in völliger Umkehrung, dessen politischen Ideolatrien als recht atavistischen Geistesverfassungen mit aller Skepsis und einem boshaft satirischen Grinsen gegenüber. In seiner politischen Komödie „Tabula rasa", die uns Dr. Altmann im Kleinen Theater bescherte, macht er tabula rasa mit allen Politikern, und hat seine Freude daran, als Molière mit ihnen umherzuspringen und es ihnen unter die Nase zu reiben, daß sie nur Quacksalber sind am ewig-kranken Leib der menschlichen Gesellschaft. Sternheim deutet uns geschichtsphilosophisch die Revolution vom 9. November dahin aus, daß sie nichts zu ändern

gedenkt. Fürchtet euch nicht, es geht alles seinen alten Gang weiter. Er variiert sein Lieblingsthema und spottet des Sozi, der in der Theorie und in der Idee wildester Hasser des Kapitalismus, roter Gegner der Bourgeoisie ist, weil er in der Praxis nichts so heiß begehrt, als auch am Geldtisch zu sitzen und in allen seelischen Verfassungen, Wünschen und heiligen Sehnsüchten mit dem Bürgersmann aufs innigste übereinstimmt. Den Wilhelm Ständer, den ehemaligen Glasbläser und Schwinger der roten Fahne, der allmählich nach oben heraufrückte und selber regierungsfähig wurde, selig sich weiß im Besitz seiner still ergaunerten Kapitale, nimmt Sternheim unter seine kritische Lupe. Eine dünne, dürftige Handlung soll nicht mehr als Canevas sein, den er mit allen flimmernden Rede- und Dialogstickereien überdeckt. Wohl ist auch die Sternheimsche Kunst mehr ein Denken als ein Dichten, und sie weiß besser zu reden als zu bilden. Nur der Kopf spricht zu uns, doch kühl, kühl bleibt die Seele, und nichts regt sich im nervus sympathicus. Ihr Tisch ist schon eine von aller Natur reingefegte, höchst abstrakte Tabula rasa, auf welcher uns keine Menschen, sondern politische Ideen und Parteidoktrinen serviert werden. Wilhelm Ständer ist der ganz ins Molière-Typische prokrustesartig gestreckte, höchst verallgemeinerte Politiker an sich, dem Politik ein anderes Wort für Geschäft bedeutet. Dieses läßt sich unter den Fahnen der verschiedensten heiligen Ideen, im monarchischen und demokratischen, kapitalistischen und sozialistischen Lager gleich gut betreiben, im Autoritäts- wie im Freiheitsstaat, — und Wilhelm Ständer ist der ganz Tüchtige, der die Fahnen auch immer zur rechten Zeit zu wechseln weiß, heute das sozialistische, morgen das individualistisch-egoistische Rößlein sattelt — je nachdem. Mit gutem kritischem Witz hechelt Sternheim die Schein- und Trugwelt politischer Ideen, Doktrinen und Theorien, angeblicher höchster Menschheitsideale durch. Freilich immer auch ein kritischer Snob mit einem höchst überlegenen suffisanten Lächeln, dem der nervus sympathicus in der Kunst, der fruchtbar-schöpferische Geist, die positive idealbildende Kraft, wie es wohl anders und besser gemacht werden könnte, weiter keine Sorge bereitet.

Wie Karl Sternheim, so dichten all unsere Dramatiker, die letzthin mit neuen Werken über die Berliner Bühnen gingen, die Karl Schönherr, Georg Kaiser, Wilhelm Stücklen, Rolf Lauckner, Walter Eidlitz, am besten mit Kopf und Hirn und kühler, skeptisch-kritischer Vernunft. Sie betreiben mit höchster Inbrunst und Leidenschaft Sozialpolitik und wühlen mit dem Seziermesser im kranken Organismus des Menschen unserer Zeit. Was sie als Seelenbefunde uns zu geben haben, ist recht traurig und spricht gerade nicht für unsere Kultur. Als Ärzte verstehen sie sich zum Teil sogar nicht übel darauf, über die Krankheiten, an denen wir leiden, eine zutreffende Diagnose auszustellen, sie richtig zu beschreiben und wissenschaftlich zu rubrizieren. Leider haben sie Heilmittel nicht vorzuschlagen, und nur von einem idealischen Vermögen war in diesen Dramen noch immer nichts zu verspüren. Wir flüchten uns zur Kunst und ins Theater, um dieser Welt der Politiker zu entrinnen, die ein Tollhaus geworden ist. Aber wie in einem Tollhaus geht's auch in diesen Dramen zu, und auch unsere Kunst hat uns noch immer nichts zu sagen von der neuen Welt, dem besseren Staat und dem neuen besseren Menschen, die aus der Sintflut dieses Krieges geboren werden könnten und werden sollten.

Georg Kaiser, Stücklen, Schönherr filmen wild drauf los und jagen in toller Hetzjagd, atemlos „von morgens bis mittags" das „Narrenspiel des Lebens" mit dramatisch-theatralischen Peitschen und Geißelhieben über die Bühne. Georg Kaiser erzählte im „Deutschen Theater" in seinem Drama „Von Morgens bis Mitternacht" vom armen Narren, dem betrogenen Betrüger, dem jämmerlich Enttäuschten, der da plötzlich von dem allgemeinen großen Wahn befallen wird, daß, wer nur Geld hat, damit auch Herr der Welt ist und alle Schätze, Güter und Gewinne sich erkaufen kann. Der grauköpfige Bankbeamte, der all die Jahrzehnte in treuer Pflichterfüllung dahinlebte, macht eines Tages im Rausch einer Illusion den Griff in die Kasse. Aber von all den Genüssen, Seligkeiten, Ehren, die er damit zu erringen dachte, wird ihm nichts zu teil, und so macht er denn gar bald als Selbstmörder mit einem Schuß

seinem Leben ein Ende. Von gleicher Rasse und ein ebenso Enttäuschter ist der Arzt in Schönherrs „Narrenspiel des Lebens“, der immer nur ein armer Arbeits- und Berufssklave war, ein Maschinengeschöpf, ein Streber und Egoist, ein Berufsehrgeiziger, und sich selber um das Glück, um die Liebe und alle wirklichen Daseinswerte und Daseinsfreuden betrogen hat. Der wunderlichste Narr jedoch ist Wilhelm Stücklens Warenhausbesitzer „Purpus“, ein in der Homunkulus-Retorte hergestellter sonderbarer Heiliger, der offenbar von Kantischer, Hegelscher Lektüre grenzenlos konfus gemacht, nur das Weib an sich, das absolute Weib, die Einheit in der Mannigfaltigkeit sämtlicher Weiber, als Ehegattin heimführen will. Diesen transzendenten metaphysischen Frauenlogos, das Urweib, das alle Frauen zugleich ist, glaubt der Warenhausbesitzer wirklich, inkarniert in Fleisch und Blut, gefunden zu haben. Sein erotischer Geschmack ist allerdings offenbar sehr kümmerlich entwickelt, und für ihn verkörpert sich das höchste Ideal und Wesen der Frau in einer kleinen, frechen Berliner Range vom Tanzboden, an der ein Durchschnittseuropäer so gar nichts Ungewöhnliches zu entdecken vermag und die man am besten nur mit den Handschuhen anpackt. Sie will auch gar nichts von Purpus wissen und zieht ihm ihren Luden vor, was den armen transzendenten Liebhaber in Verzweiflung und Tobsucht stürzt. Stücklen und Purpus scheinen in Kant und Hegel Führer zu einer Ars amandi zu sehen. Das hat außer ihnen noch niemals einer getan, und so erübrigt es sich, über derartige tollhäuslerische Bühnen- und Dramen-Einfälle und Erfindungen weiter zu reden. — Rolf Lauckner ist jedenfalls von einem besseren Geschmack, der ihn davor bewahrt, solche Exzentrik-Sprünge wie Stücklen aufzuführen. Ein stiller Narr ist auch sein Friseurgehilfe, der von indischer und buddhistischer Theosophie betört, im tiefen naiven Glauben an sich selbst als Gesundheitsbeter und Messias die Welt beglücken möchte, wegen seiner Eisenbartkuren ins Gefängnis wandert und schließlich wieder arm und kümmerlich ins Grab sinkt. Der Titel „Sturz des Apostels Paulus“ wirkt schon etwas blasphemisch. Gerhart Hauptmanns „Emanuel Quint“ in noch verkümmerterer und schwindsüchtigerer Ausgabe. Zwischen halb ironischer, halb rührend-empfindsamer Deutung schwankt der Dichter unentschieden hin und her. Leider war auch der Walter Eidlitzsche „Hölderlin“ im Schauspielhause ein bißchen zu sehr vom Idealistengeblüt dieses Laucknerschen Friseurgehilfen und poetischen Schwärmers. Auch er endet kläglich wie dieser, — und allen Grund hat man schon, dagegen zu protestieren, daß uns solche Gestalten wie der Eidlitzsche Hölderlin mit großer Pose und stilvoller Handbewegung präsentiert werden: Ecce poeta!

Julius Hart



Wirklichkeitskunst

Vorbemerkung der Schriftleitung. Dieser Aufsatz wurde zwar schon 1907 geschrieben, aber er ist als Notruf gegen den öffentlichen Zeitgeist auch heute noch nicht veraltet. Und wenn Fidus' Worte auch im Grunde die Ideen der neuesten Expressionisten schon vorwegnehmen, so zeigt doch ein Vergleich z. B. seiner eigenen Art mit der irgend eines dieser Neuesten, wie sehr Theorie und Praxis voneinander abweichen können, oder wie weit deutsche Seelenkunst und internationale Spielereien oder meinetwegen auch ehrliche Stammeleien voneinander entfernt sind. Wird das Gefühl des deutschen Volkes nach seiner „Verselbständigung“ nun besser zu unterscheiden lernen zwischen echt und eitel, zwischen völkisch und klüngelhaft?

* * *

Fast zu keiner Zeit hat das Wirken wahrhaft schaffender Künstler, auf der Ebene des Sichtbaren, mehr unter der Feindlichkeit der öffentlichen Meinung, heutzutage der Presse, gelitten als eben heute. Und deshalb war es auch nie so nötig, daß sich die Werte-

schaffenden bisweilen energisch wehren gegen die Bevormundungen, Verleumdungen, Herabdrückungen, wenn nicht Verheimlichungen, in denen sich manche Wertebemessenden und öffentlich Stempelnden gefallen. Man kann ja die Wirkung des herrlichsten oder wenigstens ernst-problematischsten Kunstwerks mit Worten und Witzen vernichten, selbst wenn es vor Augen ist, wieviel mehr aber wenn es dem Volke erst durch Geschäfts- und Parteischranken hindurch zugänglich ist und innerhalb dieser schon von vornherein gerichtet wird. Welcher schaffende Künstler ist denn in der praktischen Lage, sein Werk unbedingt vor die Öffentlichkeit zu bringen, oder gar die Versuche eines Strebens, das über kleine und immerhin verwertbare Einzelwerke hinausgeht, das vielmehr unser Gesamtdasein sichtbar schöner gestalten möchte. Gerade diejenigen Künstler, die noch einen Hauch von der Forderung Schillers, nein aller bessern Geister verspüren, die also gar keine individuellen Schrullen, sondern einen volksfreundlichen, gesunden Idealismus, kurz in Wahrheit künstlerische, deutsche „Tradition" haben, müssen sich bis zum Ekeln immer wieder von der Presse und Ausstellungsverbänden die tendenziösesten Terrorismen der zeitweilig herrschenden Eintags-Kunstanschauungen gefallen lassen. Wahrlich, ein Riese — oder ein Kapitalist — muß der sein, der das überdauert und seiner Art — der einzig berechtigten „Tendenz" — treu bleibt und doch noch ein wenig durchdringt. Welch doppelt starker Charakter, gewiß auch als Künstler, muß er sein, wenn er wirken will, wie ganz das Gegenteil von „weltflüchtigem Träumer".

Doch zur Sache — ich will ja nicht klagen, sondern beleuchten.

Die älteste und sinnwidrigste Forderung unserer Gegner ist „Wirklichkeitskunst", wenn sie auch lange nicht mehr so keck oder im andern Sinne als früher erhoben wird. — Es ist eigentlich lächerlich, die Nachempfindenden überhaupt Forderungen aufstellen zu lassen, die sie doch nur irgendwelchen bis dahin stärksten, meist ausländischen Eindrücken entfühlt haben und nun den heimischen Entwicklungen führerhaft entgegenstellen! — Nun, haben denn Wirklichkeit und Kunst etwas miteinander zu tun, außer als polare Ergänzungen des Bewußtseinslebens? Auch der Impressionismus im weitern Sinne, der nun einmal die Scheuklappe gegen formschöpferische Kunst geworden ist, hat doch mit Wirklichkeit nichts zu tun. Gerade er verwahrt sich gegen das „Ding an sich" und beruft sich auf den Schein, der einzig unser Auge, wie unsere Seele angehe. Aber schon Schein und Schein kann etwas ganz Verschiedenes sein, und die moderne Erklärung der sichtbaren Kunst als bloße Augenlust ohne jegliche Beziehung zu Inhalt und Lebensbegriffen stellt sich, wenn anders denn technisch gemeint, als Unsinn heraus. Ich kann mir als Dekoration an der Wand noch einen bloß dekorativen, inhaltslosen Farben- oder Linienzierat als optischen Genuß vorstellen, als tieferes Seelenerlebnis keineswegs. Vollends aber wäre es in Wirklichkeit und in der „Wirklichkeitskunst" nicht einerlei, ob z. B. das Auge wunderbare blaue Berge sieht oder den ebenso schönen „Farbenfleck" einer blauen Papierkulisse hinter einem Garten. Es kommt eben doch nicht nur auf die „sinnliche Erregung der Netzhaut" an, sondern auf den Wirklichkeitsbegriff, der dem Gehirn vermittelt wird und damit der Seele — kurz auf den Inhalt.

Also bei aller Wertschätzung, ja Benutzung der neuen, optischen Anschauungsweise und Technik lernt der geistigere Künstler doch einsehen, daß es sich beim Impressionismus um ein neues Wirkungsmittel, aber nicht um ein neues Wesen handelt. Ein neues Beobachten, Anschauen und Wiedergeben, bei bestem Können, ist noch lange keine Befriedigung unserer allgemein menschlichen tiefsten Gefühls- und Erkenntnisbedürfnisse, die doch unbezweifelt für viele durch eine religiöse, eine gedankliche oder eine musikalische Kultur befriedigt oder wenigstens angeregt wurden. Soll aber die sichtbare Kunst ein weniger tiefer Kulturfaktor bleiben?

Was ist denn für unser Bewußtsein mehr Wirklichkeit und Wichtigkeit: die virtuose Beäugung von Gegenständen und seien sie noch so großartig, ja eine ganze stoffliche Welt! — oder die Erregung, die Befriedigung, die Erhebung — kurz die „Unterhaltung" unserer Seele? Selbst alle „ernsten Lebensfragen" sind doch nur Mittel zu diesem Zwecke: zu leben um unserer

Seele willen — nicht um die Erde zu düngen — wenn wir dies auch nebenher tun. Was ist alles Genießen auch der Kunstschlemmer anders? Ist nicht die Formel l'art pour l'art, die von unsern Gegnern aufgegriffen wurde, nicht im Grunde gleichbedeutend mit l'art pour l'âme, die Kunst um der Seele, um des Menschen willen? und nicht um eitler Könnereien oder gar machtpolitischer „Zwecke" willen?

Welche Kunst ist denn mehr Wirklichkeitskunst: die, welche in Schillers Sinne der allgemeinen Sehnsucht nach einem erhöhten Denken, Empfinden, ja Leben tastend oder gar führend entgegenkommt — oder die Virtuosität, die heute diese, morgen jene Finesse als den Gipfel des Könnens und des guten Geschmacks ausspielt und die getragen wird von der literarischen Macht ihrer volksentfremdeten „Kenner" und Interessenten?

Ich gebe zu, daß es leicht ist, mit Worten zu kämpfen, auf beiden Seiten — vorausgesetzt, daß die Übermacht den Gegner wenigstens zu Worte kommen läßt, wo sie ihn schon im Tun hemmt. Ich weiß auch, daß grundsätzliche Verschiedenheiten kaum aufzustellen sind, denn bei aller Festlegung der Begriffe kommt es in der Anwendung doch immer auf gradweise verschiedene Auffassungen an, die in den schaffenden Charakteren begründet liegen. Auch der Impressionismus setzt an die Stelle der ältern Begriffsprobleme das „Gefühl für die Natur" und entspinnt seine Technik einer innigen Versenkung in Schönheiten oder Eigentümlichkeiten der Erscheinung, er haftet nicht mehr technisch am Stoffe und inhaltlich nicht am „Stofflichen". Ich spreche auch nicht gegen ihn oder irgend eine tatsächliche Kunstbetätigung, sondern gegen den bornierten Terrorismus eines großen Teiles unserer Kunstkritik und ihrer Nachbeterschaft, die sich in seine Einseitigkeit und Äußerlichkeit verbeißt und blind, ja gewalttätig gegen anderes sich gebärdet. Deshalb will ich deutlicher und einzelhafter, scheinbar persönlicher sein.

Was ist es denn eigentlich, das die beiden großen Gegensätze von idealem Schaffen und Virtuosität unterscheidet, und das auch die als deutsch und sinnig oder gigantisch empfundene Kunst gegen die klugen Feinheiten der heute empfohlenen Ausländer unterschied? Es ist der fundamentale Unterschied gleich dem von Genie und Talent. Das Talent will „Kunst", das Genie aber — — Leben! Das Talent liebt die Erscheinungen, hätschelt das Können, spielt sich vor den Menschen damit auf, ist egoistisch, seine Leistungen und Bestrebungen sind technisch, für Kenner. Das Genie aber ist ein Mensch mit einem großen Herzen, es liebt die Menschen, es will ihre Seelen berühren, es lauscht deshalb auf die ihren, wie auf seine eigene und sucht die Brücken der aufrichtigen, einfachsten Gefühlsverständigung. Dazu war ihm von jeher die Kunst, als feinste Blüte menschlicher Geistestätigkeit, das erhabenste Mittel, sei es in Wort, Klang oder Bild. Auch das wollende Genie treibt l'art pour l'art, aber aus tiefern Gründen und mit tiefern Mitteln. Es will nur die Seele erregen. Dies alles ward von den Gebildeten immer zugegeben, und wird es heute noch, soweit Dichtung und Musik in Betracht kommen. Vor der sichtbaren Kunst aber, die man bisher so mißverständlich die „bildende" nannte, macht man halt, wenigstens tut es die tonangebende Kunstbetrachtung. Die Kunst für das Auge soll plötzlich — denn es war ja nicht immer, nein noch nie so — eine geist- und seelenlose, „interesselose" sagt der Wissenschaftler, Virtuosität und Spielerei sein — widrigenfalls sie als unzeitgemäß, unkünstlerisch, tendenziös und dilettantisch verdächtigt oder ignoriert wird. Unter dem geistlosen Feldgeschrei „Kunst kommt von Können" wütet man gegen die edelsten Regungen deutscher Künstler an, und damit gegen einen mächtigen Faktor der Geistesentwicklung. Im allgemeinen tut man dies sophistisch verleumdend begrifflich, im einzelnen aber sucht man Idealisten, die von unserm Volke schon erkannt waren, ja tote, wie Cornelius, Schwind und Böcklin, wieder zu vernichten oder aufstrebende zu verheimlichen oder herabzudrücken. Wenn bei deren vordringender Kraft nichts mehr zu verschweigen ist, wird lächerlich oder klein zu machen versucht mit den unsachlichsten Mitteln. Wie oft z. B. habe ich es erfahren — und wie oft vielleicht nicht erfahren —, daß meine „Diefenbachische" Vergangenheit und irgendwelche tatsächliche oder zugemutete „Sonderlichkeit" in Weltanschauung und Lebensweise

— absolut nicht individuellen Bestrebungen — als Mittel benutzt wurden, um meine Arbeiten als unkünstlerisch, tendenziös oder dilettantisch zu verdächtigen. Mit einer einhelligen, fast komischen Geflissentlichkeit aber suchen selbst diejenigen, die an meinen Werken heimliche Freude fanden, sich ängstlich zu verwahren, in denselben irgend eine ernstere Bedeutung oder Kraft anzuerkennen. Wie oft hat man mir die Attribute süß, weich, weichlich, ja schwächlich, „ohne männliche Wucht" zugeschrieben, indem man hartnäckig auf meine allerfrühesten „Naturkinder" verwies und meine spätere Entwicklung ignorierte. Wie oft hat man aus gleichem Grunde mein tatsächlich vielseitiges Darstellungsgebiet noch heute eng und einseitig genannt! Die ersteren Charakterisierungen könnten ja wahr sein, aber es stehen ihnen drolligerweise die ganz entgegengesetzten öffentlich gegenüber — allerdings meist von Nichtkritikern, von Menschen, die bereit waren, ihre Gesinnungen zu bekennen. Ich führe diese Gegensätze nur an, um zu zeigen, wie sehr es heute zum guten Tone gehört, einen Idealisten von vornherein zu einem guten Menschen, aber schlechten Musikanten, jedenfalls zu einem Schwächling zu stempeln — weil man sich heute, vermeintlich im Geiste Nietzsches, in Wahrheit im Geiste des brutalen Materialismus, der Güte, der Reinheit, der schenkenden Liebe, kurz aller eigentlich positiven, schaffenden Tugenden schämt oder diese wirklich unterdrücken will.

Fühlen denn diese Sünder gegen den tiefern Zeitgeist nicht, daß sie sich, selbst wenn unser Können überschätzt ward und unsere Werke in die Rumpelkammer der Zeit wandern sollten, daß sie sich in der Geschichte des Geistes — falls Zeitungspapier in dieselbe hineindauert — ein Denkmal niedriger Bildung und schmählicher Gesinnung setzen, indem sie all dem Hohn sprechen, was nicht nur von je her die Antriebe zu höchster Kunst gegeben hat, sondern überhaupt der Inhalt höherer Kultur war, als der der kapitalistischen und höchstens noch sybaritischen (schlemmerhaften) Weltanschauung? Denn was diese Großstadtjournalisten zugleich mit unsern Arbeiten lächerlich machen wollen, aber mit Erfolg nur bei einer blasierten Lebewelt machen können, sind Anschauungen und Bestrebungen einer natürlicheren, feineren Kultur, die auf dem Einklang aller führenden Geister der Gegenwart und Vergangenheit beruht. Seit wann war es lächerlich, daß man auch indische Philosophie kennt, daß man die Gigerlmode nicht völlig mitmacht, daß man hygienisch und natürlich lebt, möglichst fern vom Beaffsteakzwang und der American Bar, daß man das Leben mehr liebt als den Mord, auch bei Tieren, daß man ringenden Menschen mehr beizustehen sucht, als angesehenen zu schmeicheln, daß man auch mal für die historische Würdigung von Märtyrern eintritt, die wie z. B. mein Meister Diefenbach vor 20 Jahren für das gesteinigt wurden, was heute, unter dem smarten Import als Echo vom Auslande her, anerkannte Faktoren unserer hygienischen und ästhetischen Kultur geworden sind — ja, daß man sein eigenes Schicksal seinen Überzeugungen hintansetzt? Ist eine Kunst heute schon deshalb verdächtig, weil ihre Vertreter nach Edlerem ringende Menschen sind und in ihr Bekenner ihres Ringens? Sind die großen Werke jeder Kunst von jeher nicht Bekenntnisse gewesen — oder bloße Formspielereien, Nervengymnastik? Wenn sie Spiel waren, so doch jedenfalls ein göttliches Spiel schöpferischen Geistes, das allerdings nicht tendenziös materiellen, sozialen und Tagesfragen diente, aber ebenso weit von kleinlicher Virtuosität, inhaltlicher Begrenzung und „Interesselosigkeit" entfernt war, die von einer müßigen Kritik vorgeschrieben worden wären. Die bloßen Namen Goethe, Beethoven und Michelangelo zeigen uns solche Bekenner durch die verschiedenen Künste, und der Richard Wagners zeigt sogar einen Versuch, diese Künste zu vereinen in gleichem Dienste. Was verpflichtet uns zu dem schwächlichen Pessimismus, die s i c h t b a r e n Künste von nun ab für den Tummelplatz sterilen Virtuosentums erklären und ihnen die Entwicklungsmöglichkeit absprechen zu lassen, dereinst die geistige Bedeutung der h ö r b a r e n zu erreichen? Wer hat denn solchen grundsätzlichen Wertunterschied dieser zwei Kunstgattungen zu bestimmen? Wenn das Abendland auch infolge einer tausendjährigen Verdammung der „Augenlust" und noch heute durch eine Moral der herrschenden Häßlichkeit und Unreinheit, ja Unreinlichkeit in bezug auf sichtbare Sinnlichkeit verbauert ist, während dem Aufschwung der Tonkunst nichts „Moralisches" im



Wege stand — so ist damit noch nicht gesagt, daß die sichtbare Kunst diese versäumte Entwicklung nicht nachholen könnte, um völlig parallel, wenn auch in den entsprechend andern Grundgesetzen neben der Musik und Dichtung als seelischem Ausdrucks- und Entwicklungsmittel einherzugehen? Liegt es nun nicht sehr nahe, anzunehmen, daß sich alsdann die sichtbare Kunst ebensoweit nach Technik und Inhalt über der allerdings erst kürzlich wieder erneuerten Naturnachahmung erheben wird, als es die Musik schon jetzt tut? Wer nimmt denn zeitweiligen Rückfall in naturnachahmende „Programmusik" noch ernst? Ich meinesteils langweile mich auch an sichtbarer Naturmalerei, in welcher „Stilisierung" auch immer, in dem Grade mehr und mehr, als ich mit der wirklichen Natur und ihren, auch malerischen Studien gesättigt werde, und sage es gleich rund heraus, daß ich nie weder nach „optischen Täuschungen" noch nach impressionistischen Effekten getrachtet habe, anders als beim „Studieren" — nicht aber beim „Schaffen". Ich will alsdann keine „Natur durch mein Temperament" geben, sondern mein Temperament, nein: mein Wollen, Fühlen und Einsehen durch Sinnbilder der Natur — aber eben solche der Natur und nicht irgend einer vorgekauten, traditionellen Begriffs-Allegorie, wie sie leider in dem Gewande moderner Technik sich bei eben deshalb sehr rasch angesehenen Symbolisten wieder hervortut. Ja, wir gehen sogar noch weiter und suchen das „Gewollte" auf einer der Form und Farbe ureigensten Ebene zu gestalten, auf der der subjektiven Innenschau — völlig entsprechend der Ausdrucksweise der Musik, die Tongebilde gibt, und nicht die profanen Stimmen der Außenwelt. Was dabei herauskommt, ist in geistigerer Weise das, was uns technisch und angewandt auf einer praktischen Ebene als „rein dekorativ" schon einigermaßen geläufig ist. Das ist keineswegs „übersetzte Musik" oder irgendwelche Vermischung und Verwischung der Kunstgebiete, sondern gerade erst die Konsequenz des erst heute klarer werdenden Begriffs: sichtbare Kunst. Dort ward das Gefühl an sich hörbar in Wort und Ton in der Zeit, hier sichtbar in Linie und Farbe im Raume. Der Gefühlsinhalt kann gewiß ganz derselbe sein und insofern von Übersetzung wohl gesprochen werden, aber die Ausdrucksmittel sind auf beiden Wegen völlig selbständig und rein den akustischen oder optischen Verständigungsbahnen entsprechend, viel mehr als es in der gestrigen — nein überhaupt bisherigen Kunst der Fall war. Denn beide Kunstgattungen entlehnten und kommentierten noch ihre Motive gegenseitig um so mehr, je früher wir zurückgehen. Man malte zeitliches Geschehen und sang — räumliche Begriffe, nämlich Geschichten, statt Töne und Rhythmen. Gerade die Kunstgeschichte zeigt, daß die reinliche Sonderung der Kunstmittel erst, allerdings unter Schwankungen oder in Wellen anstieg, allmählich zunimmt und daß deshalb die auseinandergehenden Entwicklungsmöglichkeiten und „Reinkulturen" beider Kunstarten erst in der Zukunft liegen und damit ihre stärksten Ausdrucksmöglichkeiten. Mag nun die Wortkunst und bald darauf die Musik schon ihren einstweiligen historischen Höhepunkt erreicht haben seit dem vorigen Jahrhundert, die sichtbaren Künste haben solchen seit dem Griechentum und der Gotik noch nicht wieder gehabt. Ist es nun nicht wahrscheinlich, daß eine Kurve der allgemeinen Geistesentwicklung anheben könnte, in der den sichtbaren Künsten wieder einmal eine führende oder erfüllende Rolle zufällt, nachdem man genug gesprochen und gehört hat? Deuten nicht alle Zeichen der Zeit darauf hin? Man kann sich doch schon eine geistige oder praktische Anregung gar nicht mehr denken ohne sichtbare Verdeutlichung, ohne bildlichen Nachdruck, ohne „Appell" an das Auge, von der wissenschaftlichen Demonstration bis zur geschäftlichen Reklame, vom religiösen Ritus bis zum Varieté, zum Film. Alles will schauen, um zu genießen, um zu verstehen, um zu glauben. Und so sind wir auch des „trocknen Tons" selbst all der neuesten Erkenntnisse, Bekenntnisse, Errungenschaften und lyrischen Seligkeiten endlich satt, wir wollen Beweise, Taten sehen! Welche Kunst aber wäre der Verwirklichung in Fleisch und Blut näher und vorbildlicher als die sichtbare? Ist sie nicht schon einmal, wo sie sich zur höchsten Höhe entwickeln durfte, weil sie heilig geachtet wurde, Erfüllung gewesen, die der Wirklichkeit nicht nachäugte, sondern der Verwirklichung vorausging? Es wäre ein Irrtum, zu glauben, die griechische Hochkunst sei nur ein Abglanz des griechischen Lebens gewesen — nein, sie war vielmehr, sie durfte vorbild-

lich sein, das Leben zu befruchten, sie war ebenso ein Künstlertraum wie dies die unsrigen sind, nur kam ihr das Leben doch etwas mehr entgegen. Soweit sie aber Abglanz war, ist die schöpferische Kunst es auch heute wieder; denn unsere Idealisten schildern auch nur den Abglanz ihres Innenlebens und tätlichen Strebens, für das sie aber heute, unter einer plutokratischen Weltherrschaft, eher geächtet als gefeiert werden. Daß die „Leistungen" unserer Künstler dabei nicht zur raschen Vollendung kommen, ist natürlich. Aber wahre Künstler würden sich doch schämen, wie Seiltänzer beklatscht zu werden und dabei ihr Leben zu einem Hohne auf ihr papierenes oder farbiges Bekenntnis zu vernachlässigen. Ihre Kunst ist im wahren Sinne Wirklichkeitskunst; denn sie schildern nichts, an deren Verwirklichung sie nicht glaubten oder deren irgendwelche innere Wirklichkeit sie nicht kennten; jedenfalls wollen sie eine schönere Wirklichkeit schaffen helfen, allen Pessimisten zum Trotze.

Friedrich Naumann ist gewiß ein Realästhetiker, aber auch er schrieb vor einiger Zeit ungefähr: Wenn das Naturbedürfnis der Naturalisten und der Großstadtmüden einmal so weit gestillt wäre, daß sie wieder einigermaßen mit der Natur lebten, brauchten wir, wie der Bauer, keine „Naturstudien" in der Kunst, sondern wieder „Könige und Heilige", die „Natur" sähen wir dann alle Tage größer und herrlicher als alle Impressionisten uns vermitteln könnten; sollte die Kunst uns dann noch etwas sein, so müsse sie etwas über die „Natur" hinausgehen, etwas was das Gemüt nun mal nicht entbehren kann.

Auch ich habe es als „Naturstudent" oft empfunden, wie erbärmlich es ist, über dem Erhaschen, ja Erquälen beim Festhalten einer einzigen „Stimmung" im Bilde, hundert andere zu versäumen — und zu welchem Zwecke? Um dem faulen Großstadtpublikum die Königin Natur intim näher zu bringen, oder meinetwegen auch sich selbst, wenn man stolz l'art pour lui-même treibt und vier Fünftel des Jahres auf dem Pflaster oder im Kaffeehause zubringt. Wer aber selbst natürlicher lebt, verliert immer mehr den Geschmack an den wetteifernden Raritäten unserer zeitgenössischen Naturkunst und ersehnt sowohl für sich wie für seine aufrichtigeren und natürlicheren Mitmenschen Schönheiten, die nirgends oder doch selten zu „beobachten" sind, der zeigt in seinen Werken weniger seinen Scharfblick oder „Liebe zur Natur", als Liebe zu den nach neuer Schönheit, nach neuen Charakteren, nach neuem Geiste hungernden Menschen. Er betreibt und verbirgt sein „Naturstudium" als unscheinbares Werkstättengeheimnis und zieht nicht damit zu Markte, nämlich zur Ausstellung, auch wenn hundert Journalisten ihm deshalb den Befähigungsnachweis für seine sonst „inkommensurablen" Leistungen abfordern. Gerade er empfindet dies ganze Wetthetzen mit Beobachtungseffekten oder sich Überschreien mit öden, abgedroschenen begrifflichen Motiven, wie es trotz aller Aufklärung unter dem Deckmantel moderner Technik sich gern wieder breit machen darf, als schülerhaft und marktschreierisch und wartet, unentwegt schaffend und vor allem nach seiner Art lebend, die Zeit ab, wo das deutsche Volk, das im elementaren und gesellschaftlichen Leben schon auf gesunden Wegen ist, als seine „öffentliche Meinung" glaubt, wo dies Volk endlich auch seine glaubenseigenen „Könige und Heiligen", ja seine Wunder verlangt und seine Feste, Paläste und Tempel dazu.

Fidus

Dürer als Nothelfer

In Zeiten der Not halten nur wenig Freunde stich. Auch von der Kunst und den Künstlern, die wir lieben, sind es nur wenige, die uns wahrhaft helfen und uns vorwärts bringen. Denn daß uns die Kunst die Not der Zeit vergessen helfe, daß sie uns ein Eiland sei, auf das wir uns aus den stürmischen Wogen retten können, ist zwar viel, aber doch nicht das, was uns eigentlich nottut. Durch Flucht ist noch kein Leid und keine Not überwunden worden. Nicht das Verkriechen an einen sicheren Ort kann uns wirklich helfen, sondern nur wenn wir

offenen Auges in den Kampf gehen, können wir durch ihn hindurchschreiten zum Siege. Auch dazu kann uns die Kunst Helferin sein, und vor allem die deutsche Kunst. „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen", hat der deutsche Musiker Beethoven gesagt, und was er als persönliches Bekenntnis gegen die eigene schwere Heimsuchung sich vorgesetzt hat, ist auch der Inhalt seiner Kunst, die uns zeigt, daß sich seine Zuversicht, das Schicksal werde ihn nicht zu überwinden vermögen, erfüllt hat. Und wie Beethoven ist auch Albrecht Dürer als Mensch und Künstler ein Kämpfer und Überwinder, einer, der sich durchgerungen hat durch Trübsal und Not zu Freude und Sieg. Und gleich der Musik Beethovens kann uns darum die Kunst Dürers in diesen Zeitläuften mehr sein als Freude und Trost, sie wird in uns die Kräfte aufrufen, um es ihrem großen Vorbilde gleichzutun.

In einer schwer verängsteten, schwarzseherischen Zeit war Dürer geboren. Man erwartete um 1500 den Untergang der Welt, und Not, Teuerung, vielerlei Kriegs- und Krankheitselend ließ diesmal weniger als um das Jahr 1000, wo man auch schon die Vollendung der Laufbahn der Erde erwartet hatte, das Weltgenießen aus Trotz aufkommen. Nicht nur die Stimmen der Bußprediger, als deren gewaltigste drunten in Italien die Savonarolas dröhnte, predigten die Abkehr von der Weltlust, auch sonst stiegen aus den Tiefen des menschlichen Empfindens die düsteren, lichtfeindlichen Mächte empor. Alchimisten und allerhand Zauberervolk trieben ihr Unwesen, vor allem aber umnebelte der Hexenwahn (1489 erschien der „Hexenhammer") die Geister und Gemüter. Der Teufel, der dann noch durchs ganze 16. Jahrhundert in der Literatur sein Unwesen trieb, verdüsterte und verängstete mit phantastischem Spuk die Gemüter; Herzensfreudigkeit, Welt- und Gottfröhlichkeit schienen geschwunden.

In diesem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts ist Dürer herangewachsen, und seine nähere Umgebung tat nichts dazu, das Gewölk aufzulichten. Dem früh alternden Vater war das Leben nicht so gelungen, wie er es wohl gehofft hatte, in der viel jüngeren Mutter erdrückten Kinder-, Krankheits- und Sorgenlast — sie hat achtzehn Kindern das Leben gegeben — den Frohmut, falls sie einen solchen in die Ehe mitgebracht hat. Wer hat jemals die Zeichnung, die ihr Sohn von der dem Tod verfallenen Greisin geschaffen hat, ohne tiefe Erschütterung gesehen? „Sie forcht den Tod hart", und ihre groß stierenden Augen haben sicher immer im Menschenleben das Grausame und Harte gesehen, wie auch aus Dürers Aufzeichnungen hervorgeht, daß im Hause die Gottesfurcht so groß war, daß die Gottfreude gar nicht aufzukeimen wagte. Es kommt auch später, wenn Dürer rückschauend über seine Jugend berichtet, kein froher Ton auf. Das Selbstbildnis des Dreizehnjährigen zeigt einen versonnenen, eher etwas melancholischen Knaben. Daß ihm der Vater den Übergang von der Goldschmiedkunst zur Malerei gestattete, weil ihn die „Lust mehr dorthin trug", wird ein Lichtstrahl gewesen sein. Aber von den „Knechten" des Meisters Wohlgemut, zu dem er in die Lehre kam, hat er wieder „viel leiden müssen". Das Selbstbildnis des Zwanzigjährigen, eine schnell hingeworfene Federzeichnung, die die Erlanger Universität bewahrt, zeigt ein fast bis zum Ingrimm vergrübeltes Gesicht, und immer wieder gemahnen die Augen — er mochte sie von der Mutter ererbt haben — an den Blick der „Melancholie" auf dem berühmten Kupferstich.

Ja gewiß, unser Dürer hat an seiner Zeit gelitten wie nur einer. Und die Kunst als solche half ihm nicht. Ich glaube nicht an die erste italienische Reise, sonst hätte er sie irgendwo erwähnt. Sollte er aber wirklich schon damals, 1493, über die Alpen gekommen sein, so würde gerade dieses Schweigen bezeugen, unter wie schwerem Drucke er ging. Denn wie hat der fünfunddreißigjährige Mann die „Freiheit" des Südens empfunden? Eben weil er selber frei geworden war. Diese Freiheit hat er sich errungen, erkämpft durch seine Kunst, ähnlich wie es der freilich viel glücklichere Goethe mit dem „Werther" getan hat. Er hat das Gefühl seiner Zeit, wo es am stärksten, allerdings auch am düstersten war, mit aller Kraft in sich aufgenommen, sich hineinverbohrt, es ausgeschöpft bis ins letzte, es danach in die gewaltigste künstlerische Gestaltung gebracht und sich dadurch davon befreit. Die Holzschnittfolge der Apokalypse (1498) hat die vielfach chaotischen und wahnhaften, überall aber ungefüg schweifen-

den Gesichte des Johannes zur Form gemeistert und so durch alle Vorstellungen des Schreckens und Entsetzens den Weg gewonnen zur sieghaften Lichtkraft Gottes.

Das war urdeutscher Geist. Wie in der alten Mythe die Welt durch den Vernichtungsbrand hindurchschreiten muß, um ins glückliche Zeitalter zu gelangen; wie in der Heldensage hinter dem wütenden Kampf der Humor steht und im Märchen gerade die furchtbarsten Abenteuer ein Lachen auslösen, so kann Dürer auf den letzten Blättern die Erschrecklichkeiten des Geschehens bereits überlegen behandeln. Das ist schon die Stimmung, die ein Vierteljahrhundert später Luther zu seinem mannfrohen „Und wenn die Welt voll Teufel wär', es müßt' uns doch gelingen" befähigte.

Von nun an lebt Dürer in der Freude Gottes. Sie ist nicht laut. Er ist die Schwere der eigenen Jugend und der Zeit niemals in dem Sinne losgeworden, daß er sie nicht mehr gesehen und empfunden hätte. Er war dazu auch ein zu deutsches Temperament, zu sehr auf das Ringen mit der Welt eingestellt, überall das Problematische witternd und in allen Erscheinungen der sinnlichen Welt Beziehungen spürend zum Ewigen. Auch ihm war alles Irdische nur ein Gleichnis, auch in ihm lebte die faustische Seele, die so zwiefältig ist, daß Faust meinen kann, es lebten zwei Seelen in seiner Brust. Aber was zwiefältig ist, braucht nicht zwiespältig zu sein. Die Zwiespältigkeit zur Einheit zusammenzuschmieden, das ist die deutsche Art, glücklich zu sein. Sie hat Dürer erreicht, aus ihr wächst seine Gütigkeit gegen die Welt. Den verlorenen Sohn stellt er nicht als schreienden Prasser, auch nicht als in Zerknirschung Heimkehrenden dar. Sondern mitten in der elendesten Stunde seines Jammerdaseins als Schweinehirt fällt in ihn ein Lichtstrahl von oben: das Gefühl, das Kind eines Vaters zu sein. Und wenn Chrysostemus zur Buße seiner schweren Sünde als ein Tier auf der Erde kriecht, so schiebt er den entwürdigten Menschen in den Hintergrund und lenkt unsern Blick auf das Weib, das aus der sündhaften Vergewaltigung Mutter geworden ist und nun im Anblick ihres Kindes Schmach und Untat beglückt vergißt. Auch dem Hexenwahn ist er nicht verfallen. Wenn er den Stich mit den drei üppigen Frauengestalten mit „Hexen" unterschreibt, zeigt er, daß er den Urgrund des unglückseligen Wahns in einer mißleiteten Sinnlichkeit wohl erkannt hat. Ihm aber wird das Weibliche zu jenem Ewigen, das uns heranzieht. Und immer wieder verkündet er, daß dieses Ewig-Weibliche auf Erden verwirklicht wird in der Mutter und daß es eine Heimstätte hat in der echten Häuslichkeit. Das ist der Sinn seines „Marienlebens" in der immer wiederkehrenden Darstellung der heiligen Familie, die er nicht deshalb schuf, weil der Gegenstand marktgängig war, sonst würde er nicht so oft in den nicht für den Verkauf bestimmten Zeichnungen wiederkehren. So ist er dann zum größten deutschen Heilanddichter herangereift, der das Heldentum Christi gestaltet hat wie kein anderer. Und wenn dieser deutsche Christus so viel von Dürers eigenen Zügen trägt, liegt darin keine blasphemische Überhebung des Künstlers, sondern die natürliche Folge der wirklich erlebten Nachfolge Christi.

Damit war Dürer auch reif geworden zum Größten: zur Überwindung des Todes. Als „Trilogie des Todes" hat man sehr gut jene beinah gleichzeitig entstandenen drei Kupferstiche bezeichnet, die auch heute noch die berühmtesten und bekanntesten in seinem Werke sind: „Melancholie", „Ritter, Tod und Teufel" und „Hieronymus im Gehäus". Die innere Verwandtschaft der Gestalt der Melancholie mit der Mutter auf der Zeichnung ist nicht zu verkennen, obwohl die Mutter, eine lahme, dem Tod verfallene Frau, von fast erschreckender Häßlichkeit, die Gestalt der Melancholie ein in Kraft blühendes, mit gewaltigen Schwingen versehenes Weib ist. Gelähmt ist sie trotzdem durch das Entsetzen. Und wenn sie einen grünenden Kranz trägt, so ist das nur der Trost der Schönheit, der uns auch im tiefsten Leiden bleibt. Aber reicht diese ergebene Melancholie gegenüber den Schrecknissen der Welt, gegen den Tod, aus? Für die Frau vielleicht. In seinem Bericht heißt es von der Mutter: „Und sie forcht den Tod hart, aber sie saget, für Gott zu kummen fürchtet sie sich net". Aber der Mann?! — Dürer gibt die Antwort. Der mutige Ritter — so heißt das Blatt „Ritter, Tod und Teufel"

auch — wird von Tod und Teufel aufs härteste bedrängt, aber er hat keinen Blick für sie; er sieht geradeaus nach seinem Ziele und reitet unentwegt darauf zu. Ob er es erreichen wird? Der Ritter selbst denkt daran erst in zweiter Linie. Seine Pflicht ist es, mutig vorwärts zu reiten.

Und ein noch größerer Überwinder ist der heilige Hieronymus. Da sitzt der Greis im Gehäus. Der Löwe schnurrt vor Behagen. Die Sonne scheint durch die Butzenscheiben. Der Alte selbst sitzt am Tisch und schreibt. Er arbeitet in Frieden. Im Stundenglas an der Wand rinnt unablässig der Sand. Der Alte hat dafür keinen Blick. Der Sand muß rinnen und muß verrinnen. Die Zeit des Wirkens muß zu Ende gehen, aber er wird wirken bis ans Ende. Erst der Tod kann ihm die Feder aus der Hand nehmen. Was hat das zu bedeuten? Die Sonne wird trotzdem weiter in die Stube scheinen. — Sitzt nicht Dürer selber an Stelle des heiligen Hieronymus? Er, der als ein vom Tod gezeichneter Mann aus den Niederlanden zurückkam und auf einer Selbstzeichnung die Stelle vermerkte: „Da tut's mir weh". Unablässig hat er gearbeitet bis ans Ende und auch als Wissenschaftler noch versucht, seine theoretischen Erkenntnisse zur Speise des „Malerknaben" zu sammeln.

Aber nicht nur so als Künstlermensch hat Dürer ein Lebensbeispiel uns vorgelebt, auch im engeren Sinne der Kunstentwicklung hat er eine Lösung der für uns Deutsche so schweren Frage des Verhältnisses zur Fremde gegeben. Er wächst auf im Geiste der germanischen Gotik, die innerlich wesensverwandt ist jener ältesten germanischen Kunst, die wir in der Verzierung der Geräte der Bronzezeit bewundern: Auflösung der geschlossenen Form ins Dekorative, wucherndes Phantasiespiel in tausend Einfällen, geheimnisvolles Rätselwerk zwischen der treu erfaßten Erscheinung der Wirklichkeit und beziehungsweiser Hineindeutung von Geheimnissen. Dann kam er in die Kreise der Humanisten und lernte die Stiche Mantegnas kennen. Erst erlernt er an diesen die Antike, wie ein Schüler, dann macht er sich frei und nutzt das Erworbene gegenüber der Natur. Es ist sehr bezeichnend für ihn als Deutschen, daß er die einfache Größe der Antike nicht als bloße Naturform begreifen will, daß er vielmehr an ein geistiges Formgesetz glaubt. Er hat diesen Gesetzen der menschlichen „Proportion" nachgespürt bis ans Ende.

In der höchsten Blüte seines Mannestums kommt er nach Italien, nach dem prächtigen Venedig. Es ist ihm da ergangen, wie es so vielen großen Deutschen da ergangen ist. Es war ihm, als erfasse er das Leben selbst, statt der Probleme des Lebens. Goethe hat diesem Empfinden, in dem das Geheimnis der Lockkraft des italienischen Südens für die deutsche Kunst liegt, in den ersten Versen der siebten Elegie meisterlichen Ausdruck gegeben:

„O, wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank."

In Dürers oft so derben venetianischen Briefen lautet es härter, aber es bedeutet dasselbe: „O, wie wird mich nach der Sonne frieren! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer." Er hat das Zeug dazu gehabt und ist rasch ein Gentiluomo geworden, bewundert vom Kreise der Kenner und rasch mit einem Jahresgehalt umworben, das ihm die Freiheit des Schaffens gewährleistete. Er ist der Versuchung nicht erlegen und ist wieder heimgekehrt. Als Maler hat ihm Italien sehr viel gegeben, aber doch nicht so viel, wie es ihm an innerem Künstlertum genommen hatte. Der geräumige freie Aufbau, die große Geste — es ist letzterdings doch nur Form. Und Dürer wußte zu entsagen, um wieder ein voller Deutscher zu werden. Er hat die große Malerei aufgegeben und ist zu Holzschnitt und Stichplatte zurückgekehrt. Das ist wirklich ein Deutschsein um der Sache willen, in klarer Erkenntnis, daß es auch Begrenzung bedeutet, aber doch für den Deutschen das Höchste, weil es eben deutsch ist. Wir werden es

in den nächsten Jahren so schwer haben, wie nur je, dieser Liebe zum Deutschen treu zu bleiben. Dürer kann uns dazu helfen, denn auch er hatte Grund, seiner Heimat, seinem Volke zu grollen.

Unser Hausbesitz an Dürer ist in der letzten Zeit um einige wertvolle Gaben vermehrt worden. An erster Stelle steht ein Quartband: „Albrecht Dürers Zeichnungen", mit einer Einleitung herausgegeben von Willibald Franke (Leipzig, Grethlein & Co.; 5 M). Den Band muß man sich als Ergänzung zu dem die Gesamtheit der Bilder, Stiche und Holzschnitte bergenden roten Bande der „Klassiker der Kunst", der in keinem deutschen kunstfreudigen Hause fehlen dürfte, einstellen. Zum erstenmal werden hier Dürers Zeichnungen dem nur über bescheidene Mittel verfügenden Kunstfreunde dargeboten. Das gewaltige Monumentalwerk von Lippmann ist selbst vielen Bibliotheken zu teuer, Wölflins Ausgabe ist mehr für Studierende berechnet. Hier hat ein Liebhaber für Liebhaber gesammelt, neunzig Zeichnungen sind vereinigt, der Druck ist gut, das Format der Blätter ist genügend groß, um den Originalen nichts Wesentliches schuldig zu bleiben. Neunzig Zeichnungen sind vereinigt, darunter eine große Zahl jener Bildnisse, die als erste bedeutsame Seelenstudien in unserer Kunst stehen, als erste nicht nur der Zeit, sondern auch dem Range nach. So fein wie in diesen Zeichnungen ist Dürer sonst kaum wieder zu belauschen. Von hier aus wird man vielleicht am allerleichtesten den Weg der Liebe zu ihm finden. Und die Liebe macht auch hier wissend.

Eine recht sinnige Gabe bietet der Theologie-Professor an der Berliner Universität Georg Stuhlfauth unter dem Titel: „Das Heilandskind" (Potsdam, Stiftungs-Verlag; M 5,40). Neben einer guten Darstellung von Dürers Leben und Schaffen werden neun Abbildungen nach Kupferstichen und Holzschnitten und eine farbige Wiedergabe des bekannten kleinen Heilandsbildchens aus der Albertina in Wien zu einer Gesamtdarstellung der Kindheit Jesu vereinigt. Die Verkündigung, der Besuch Marias bei Elisabeth, die Geburt, die Anbetung der heiligen drei Könige, die Darbringung im Tempel, die Flucht nach Ägypten, der Aufenthalt in Ägypten, Maria mit dem Wickelkinde und der heilige Christophorus, also meistens Stücke aus dem Marienleben, wirken in dieser so naheliegenden und trotzdem noch nie versucht n gedanklichen Verbindung mit neuem Reize. Man kann dieses Büchlein bereits Kindern schenken. Man tut gut daran, die Jugend recht früh zu unsern alten deutschen Meistern zu führen, bevor sie durch die klassische und die Renaissancekunst zu ganz anderen Idealen erzogen und damit für die deutsche Art doch etwas verschlossen ist.

Auch ein „Leben Albrecht Dürers" haben wir neuerdings aus deutsch-volkstümlichem Geiste heraus dargestellt erhalten durch Willy Pastor (Berlin, Reichsverlag Hermann Kalkhoff; 4 M). Die Darstellung ist gut eingestellt in die Kulturgeschichte der Zeit und in die Dauerprobleme der deutschen Kunst. Ohne daß gefachsimpelt wird, erhält man eine gediegene Einführung in Dürers Art und Werk und eine zuverlässige Übersicht über des Künstlers Bedeutung für seine Zeit und die Nachwelt.

Karl Storck

Karl Goepfart

Es gibt ein schweizerisches Liedchen, das mit gutmütigem Spott die schweren Lebensbedingungen schildert, unter denen die Bauern, oder man müßte richtiger sagen: Bäuerlein der gebirgigen Gegend um den Brienzer See ihr Leben fristen. Das geht dann immer in den Kehrreim aus: „Es isch ke Norreti, e Brienzer Bürli z'si." (Es ist keine Narretei, ein Brienzer Bäuerlein zu sein.) Ich weiß nicht, aber es fällt mir immer dieses Verslein ein, wenn ich an die deutschen Tonsetzer der Gegenwart denke. Es sind ihrer drei, vier von den ernsten, Großes erstrebenden Komponisten, deren neue Werke die sichere Aussicht haben, bald und an mehreren Orten zur öffentlichen Aufführung gebracht zu werden. Ich gaube, ich habe mit der Zahl schon zu hoch gegriffen. Jedenfalls ist außer Richard Strauß

keiner, um dessen neue Werke so ein Geriß wäre. Das erleben eigentlich nur die Operettenkomponisten und die Fabrikanten der Schlagerware.

Für alle andern aber ist es wahrhaftig keine Narretei, ein deutscher Komponist zu sein. Unser Vorrat an noch immer lebensfähiger, ja von Lebenskraft strotzender Musik der Vergangenheit ist ganz gewaltig und wird durch wissenschaftliche Ausgrabung noch ständig vermehrt. Nicht einmal der Konzertsaal, geschweige denn das musikalische Haus des Liebhabers ist imstande, diesen Vorrat aufzubrauchen. Und da kommt nun hinzu, daß für den musikalischen Genuß die Neuheit eines Werkes keinen Anreiz, ja eher eine Erschwerung bedeutet. Nur der Fachmann wird an sich durch das musikalisch Neue interessiert. Während auf den andern Kunstgebieten der geschäftliche Vermittler aus Geschäftsrücksichten neue Ware anbietet, verbietet in der Musik eigentlich dieser geschäftliche Standpunkt das Arbeiten mit neuen, dem Abnehmerkreis des Publikums unvertrauten Werken. Jeder Konzertgeber, ob Solist oder Dirigent, ist sicher, gerade mit den bekanntesten Werken die stärksten Erfolge zu gewinnen. Man wird etwa bei einem Liederabend auch der berühmtesten Sängerin den Beifall ganz nach dem Bekanntsein der vorgetragenen Lieder abstufen können, so daß es auch solchen beliebten Künstlern schwer fällt, ganz neuen Kompositionen einen lauten Erfolg zu verschaffen. Das braucht keineswegs an der Minderwertigkeit dieser Neuschöpfungen zu liegen, sondern beruht von vornherein auf der Unvertrautheit des Publikums.

Es ist danach leicht begreiflich, daß mit der wachsenden Kapitalisierung unseres öffentlichen Musikbetriebs die Stellung des Komponisten immer schwerer geworden ist. Konzertsänger und solistische Spieler können den Aufwand an Arbeit für das Studium neuer Werke geschäftlich nicht verantworten, und sie glauben in ihren Konzerten die mit neuzeitlichen Programmen verbundene Verminderung des Beifalls (und auch des Besuches) nicht wagen zu können. In noch schwererer Lage sind die Orchesterdirigenten, weil hier der Geldaufwand für ein neues Werk, ob es bereits gedruckt ist oder in den einzelnen Stimmen noch abgeschrieben werden muß, bleibt einerlei, recht beträchtlich ist. Soweit solche Konzerte von Konzertagenturen abhängig sind, wirken diese der Aufführung von Neuheiten noch entgegen, weil sie dadurch die Komponisten zu eigenen Konzerten zwingen, falls sie überhaupt ihre neuen Werke bekannt machen wollen. Gewiß trägt zur Verminderung der Neuaufführungen auch der Streit zwischen der Genossenschaft Deutscher Tonsetzer und den Musikverlegern bei, aber im Grunde ist dieser Streit bereits eine Folge der üblen Lage auf diesem Gebiete. Wirklich: „Es isch ke Norreti, e Brienzer Bürli z'si."

Karl Goepfart, der am 8. März in das siebente Jahrzehnt seines Lebens eintritt, kann auch in den Kehrreim einstimmen. Die musikalische Begabung zeigte sich so früh und deutlich, daß der Knabe wohl auch ohne die musikalische Umgebung, in die er hineingeboren war, der Musik zugeführt worden wäre. So aber fand er gleich die beste Anleitung, die bei seinem Vater, dem als Organist, Komponist und Dirigent wohlbekannten Christian Heinrich Goepfart. Als Weimarer besuchte Karl danach die Großherzogliche Musikschule, die er 1875 verließ, um eine Konzertreise nach Nordamerika auszuführen. Der Siebzehnjährige hat sich nicht nur als Klavierspieler bewährt, sondern auch als Kapellmeister am Theater der Concordia in Baltimore die Sporen verdient. Dann aber zog es ihn wieder nach Weimar zum geliebten Meister Franz Liszt, der Goepfart sehr schätzte, ihn zur Vertonung des reizenden Weihnachtsmärchens vom Beerenlieschen anregte und durch seine Empfehlung die Laufbahn als Chor- und Orchesterleiter eröffnete.

Als Komponist hat sich Goepfart auf allen Gebieten bewährt, leider ist aber die weitaus große Mehrzahl seiner Werke Manuskript geblieben. Eine ganz außerordentliche Verbreitung haben einige seiner Männerchöre und gemischten Chorwerke erlangt. Das „Trinklied vor der Schlacht" nach Körner ist in fünfzig Auflagen verbreitet, „Am Chiemsee" (Scheffel) in fünfunddreißig Auflagen. Seine Vertonung von Conr. Ferd. Meyers prachtvollem Bismarck-Hymnus „Der Schmied" gehört zu den erfolgreichsten Chören der Gegenwart. Die beiden

als Festspiele vielfach aufgeführten Werke für gemischten Chor „Das große Jahr“ (1870/71) und „Die Liebesquelle zu Spangenberg“ mögen uns zu den Bühnenwerken hinüberführen. Seine erste Oper „Quintin messis“ war auf Liszts Betreiben in Weimar angenommen worden. Doch erlebte der Meister die erfolgreiche Aufführung nicht mehr. Die nachhaltigsten Erfolge hat Goepfart mit seinen Märchenspielen, vor allem dem „Beerenlieschen“ und den echt volksmäßigen Singspielen „Der Geiger zu Gmünd“ und „Der Müller von Sanssouci“ davongetragen. Dieses reizvolle Rokokostückchen hat auch in Berlin in der leider längst wieder eingegangenen Volksoper schönen Erfolg gehabt, „Der Geiger zu Gmünd“ ist regelmäßig in der schönen schwäbischen Stadt als Festspiel aufgeführt worden. Eine komische Oper „Camilla“ und das große Musikdrama „Sarastro“, die Fortsetzung der Mozartschen Zauberflöte, harren noch der Vorstellung auf der Bühne.

Sehr ausgiebig hat Goepfart auch die Kammermusik angebaut. Die weiteste Verbreitung haben darunter wohl die zwei Trios für Holzbläser und Klavier und die zwei Quartette für ähnliche Besetzung gefunden. Auch von den Liedern erfreuen sich einige, wie „Schneeglöckchen“, „Am Brunnen“, „Selige Zeit“, „Der Glöckner“ und die Carmen Sylva-Lieder einer vornehmen Volkstümlichkeit. Der Verbreitung der großen Orchesterwerke, u. a. einer Sinfonie in D-Moll, stehen die oben geschilderten allgemeinen Verhältnisse um so mehr im Wege, als diese Werke Manuskript geblieben sind. Sehr zu wünschen wäre es, daß der Komponist noch eine größere Auswahl seiner Klavierkompositionen herausbringen würde. In allen seinen Werken erweist er sich als gesunder, kerndeutscher Musiker, der keinerlei Zugeständnisse macht, aber sich andererseits auch nicht bewußt künstlich gebärdet. Eine echte Thüringer Singenatur, mit der sich jeder befreunden wird, der sie nur erst kennen lernt. Möge der Komponist in einem ruhigen Lebensabend noch eine Besserung der auf dem zeitgenössischen Musikschaffen so schwer lastenden Verhältnisse erleben und sie vor allem zugunsten seiner eigenen Werke erfahren.

K. St.

Zu den Kunstbeilagen

Fidus, der seinen künstlerischen Absichten selber ein beredter Fürsprech ist, ist vor einigen Monaten fünfzig Jahre alt geworden. Er ist als Hugo Hoeppener am 8. Oktober 1868 in Lübeck geboren. Auf der dortigen Gewerbeschule vorbereitet, kam er als Neunzehnjähriger zum Kunststudium nach München. Doch sagten seiner ganzen Art die Verhältnisse an der Akademie so wenig zu, daß er innigen Anschluß an den sonderlinghaften Carl Wilhelm Diefenbach suchte. Dieser hatte trotz mancher Seltsamkeiten als Mensch mehr zu geben wie als Künstler, so daß Fidus — diesen ihm von Diefenbach verliehenen Namen behielt er von nun ab bei — nochmals das Studium in München aufnahm. Dann kam er gemeinsam mit dem Theosophen Hübbe-Schleiden nach Berlin, in dessen Nähe (Woltersdorf) er sich ein Heim aufgeschlagen hat. Er lebt ganz abseits vom lärmenden Kunstgetriebe Berlins und ist, da er Ausstellungen nicht beschickt, weiteren Kreisen kaum als Maler bekannt. Dagegen sind seine Zeichnungen zu immer tieferer Wirkung gelangt. Neben den anmutigen Gebilden jugendlicher, in froher Bewegung sich tummelnder Leiber steht da die große Gruppe jener Blätter, in denen tiefste seelische Vorstellungen eine überraschend sinnfällige Gestaltung gefunden haben. Auch als Waffe im geistigen Leben hat Fidus seine Kunst benutzt und vor allem im Weltkrieg auf seine Art mitgekämpft. Dem Künstler aber wird man nicht gerecht, wenn man ihn nur nach diesen leichteren Gebilden beurteilt. Wir zeigen im vorliegenden Hefte, wie gelegentlich schon früher (Dezember XXI. Jahrg.) Wiedergaben einiger Gemälde und behalten uns vor, diese Seite seiner Tätigkeit bald einmal ausführlicher darzustellen.



Türmers Tagebuch

Die alte Geschichte · Verwalter der eigenen Konkursmasse · Unsern Gehorsam kann nichts ermüden · Die Taktik der Verzweiflung · England und der Bolschewismus · Eine Frage zur Selbsteinschätzung

In einem Stimmungsbilde aus Weimar finde ich: „Wenn diese Stadt Stimmungen hat, so gehen sie ganz gewiß nicht von dem Hause aus, vor dem die Gestalten Goethes und Schillers stehen, in dem heute Deutschlands Nationalversammlung tagt, sondern sie kommen aus dem winterstillen Park, von den Stätten, wo unsere Dichter lebten und aus den engen Gassen, die nachts nur der Glanz des Schnees erleuchtet. Leidige Kritik zu üben, in bissigen Worten seinem geistigen (und leiblichen) Mißvergnügen Ausdruck zu geben, verschmähen wohl alle, die jetzt hier sind, aber die Gefühle der Resignation zu bekennen ist wohl erlaubt... Immer noch pulst der Herzschlag der Weimarer Tagung nicht im Parlament, sondern in den staatlichen und parlamentarischen Körperschaften außerhalb des Hauses. Der Idealismus der Dichter und Denker wurde erst nur als politische Münze verausgabt. Wohl hörten wir die Botschaft, aber ideale Leidenschaften erklingen weder in dem Gruß an unsre deutschen Brüder in Österreich, noch im Schmerz um den Verlust des deutschen Elsaß. Hat die Versammlung sich zu einer spontanen Kundgebung erhoben, als diese Noten erklangen? Die geistige und Gefühlsarmut war groß in diesen Tagen..." —

Wir haben nun den Nachfolger Kaiser Wilhelms II. und die neue Regierung. Nach den Versicherungen der Revolutionäre soll jetzt wieder auf den Boden des Rechts und der Verfassung getreten werden, nachdem man sich eine neue Grundlage dazu geschaffen hat. „Ob die Berufung der Götter, wie sie in diesen Tagen vor sich ging," meint die „Tägl. Rundschau", „ein so herrliches Schauspiel war und so viel besser ist als die Anstellung neuer Männer unter dem alten Regime, darüber braucht wohl nach dem, was man zu sehen und zu hören bekam, nicht viel gesprochen zu werden. Die neue Zeit hat sich eingeführt unter den üblichen Zeichen des elenden Kuhhandels, wie er schon vor der Revolution im alten Reichstage zutage trat, nur daß diesmal die Begleitumstände noch viel übler waren als sonst. Früher stritt man sich im Reichstage um die Durchsetzung dieser oder jener Vorlage, bei der die Parteien Geschäfte zu machen hofften, diesmal saßen sie alle gierig an der Parteikrippe und hofften einen fetten Posten zu erhalten. Es ist nicht nach Recht und Sitte, nicht nach dem Verstande vorgegangen worden, vielmehr wurden die Posten nach den Bedürfnissen der Parteien besetzt; jede

der sich als regierungsfähig betrachtenden Gruppen beanspruchte eine Anzahl Sitze, und sie mußten geschaffen werden, wenn sie nicht vorhanden waren. So sehen wir als Ergebnis, daß die meisten der bekannten Parlamentarier aus Demokratie und Sozialdemokratie jetzt glücklich untergebracht sind, und das Regierungsgeschäft mit Herrn Ebert als Reichspräsident und Herrn Scheidemann als Ministerpräsident oder, wie er sich nennen will, als Kanzler kann beginnen."

Die alte Geschichte! „Hauptsache bleibt, daß die Verzichtmehrheit des alten Reichstags neu ersteht und die Regierung gemeinsam bildet, so wie sie es schon im September, anderthalb Monate vor der Revolution, getan hat. Es hat sich also eigentlich wenig geändert; denn auch die sozialdemokratische Führung bestand schon damals, da Prinz Max von Baden nur die Puppe in den Händen der Ebert und Scheidemann war, wie ja noch dieser Tage der ‚Vorwärts' bestätigte, als er hervorhob, daß erst die Tätigkeit der Ebert und Scheidemann in der Regierung den Ausbruch der Revolution ermöglicht habe. Es ist also nicht nur die Nationalversammlung eine Fortsetzung des alten Reichstags, nur mit anderen Parteibezeichnungen, auch die alte Regierungsmehrheit des Herrn von Bethmann ersteht wieder, und die Regierung selbst ist nur eine Umbildung der Regierung vom 29. September mit diesmal offener sozialdemokratischer Firmierung, während man damals noch unter Deckadresse spielen mußte.

Wer die Taten und Unterlassungen dieser Reichstagsmehrheit, die vor der Geschichte als die Hauptschuldige unseres Zusammenbruches dastehen wird, übersieht, wird schwerlich den Mut aufbringen, viel von ihr zu hoffen. Immerhin kann man es im Augenblick nicht bedauern, daß sie sich neu gebildet hat. Es ist logisch, daß sie für ihr Werk auch die Verantwortung übernimmt, wenn es zum Zahlen der Zeche kommt. Sie wird es unter der auch von Ebert gebrauchten unwahrhaftigen Vorspiegelung tun, daß sie nur der Verwalter einer fremden Konkursmasse sei; aber auf die Dauer wird es sich doch nicht verhüllen lassen, daß das Geschäft, das Konkurs anmelden mußte, von keinem Alldeutschen, keinem Konservativen, keinem Nationalliberalen, sondern vom ersten Tage des Krieges an eben von dieser Reichstagsmehrheit und ihren Vertrauensmännern in der Regierung geführt und betreut wurde."

* * *

Mit Recht nennt Graf Westarp in der „Kreuzzeitung" die Rede des Herrn Ebert einen unfreiwilligen und deshalb um so wirksameren Beweis dafür, wie bis heute jede Hoffnung auf die Revolution so grausam und bitter enttäuscht worden sei. Denn der leitende Staatsmann, der den neuen Abschnitt der deutschen Geschichte einleitete, scheine dabei keine dringendere Aufgabe zu kennen, als diejenige, die Verantwortung für den jetzigen Stand der Dinge, wie er sich durch die Revolution und seit dieser gestaltet hat, abzulehnen. „Wir haben den Krieg verloren," — so heißt es gleich in einem der ersten Abschnitte der Rede — „diese Tatsache ist keine Folge der Revolution. Es war die kaiserliche Regierung des Prinzen Max von Baden, die den Waffenstillstand einleitete, der uns wehrlos machte." Dann weiterhin: „Die Revolution lehnt die Verantwortung ab für das Elend, in das die verkehrte Politik der alten Gewalt und der Übermut der

Militaristen das deutsche Volk gestürzt hat. Sie ist auch nicht verantwortlich für unsere schwere Lebensmittelnot." Aber damit noch nicht genug; in späteren Absätzen treibt es den Redner immer wieder in diesen Gedankengang hinein. „Die provisorische Regierung hat eine sehr üble Erbschaft angetreten. Wir waren die Konkursverwalter des alten Regimes." Viele Unternehmer hätten es versäumt, die notwendige Initiative zu entfalten. Über die nur auf äußeren Glanz gestellte Zeit der Wilhelminischen Ära seien die klassischen deutschen Denker und Dichter nur im Kranichzug hinweggezogen. Wer so von der Revolution, von sich selbst und von seiner Partei jede Verantwortung für die gegenwärtigen Zustände ablehnt, die er selbst von jeher erstrebt und herbeigeführt hat und seit Monaten mit diktatorischer Gewalt beherrscht, dem scheine es klar geworden zu sein, daß das Erreichte dem einst gewollten Ideal so gar nicht entspreche.

„Wie kann", so fragt Graf Westarp, „Herr Ebert einen Unterschied zwischen sich, seiner Partei, der Revolutionsregierung und der ‚kaiserlichen Regierung des Prinzen Max von Baden' machen wollen? Als durch Erlaß vom 29. September v. J. die Bildung einer parlamentarischen Regierung angeordnet wurde, geschah dies unter dem Drucke der sozialdemokratischen Partei. Man verfolgte den ausgesprochenen Zweck, durch Beteiligung sozialdemokratischer Führer an der Regierung die Arbeitermassen zufriedenzustellen, dem Auslande aber den Beweis zu erbringen, daß das beabsichtigte Waffenstillstands- und Friedensangebot ernst gemeint sei und von einer Volksregierung ausgehe. In Spaa dachte man dabei noch an ein Koalitionsministerium aller Parteien. Dieser Gedanke wurde am 30. September in den interfraktionellen Besprechungen sofort in sein Gegenteil verkehrt. Gerade auf Verlangen der Sozialdemokratie bildete der Prinz Max von Baden ein einseitiges Parteiministerium, und der Rechten wurde ausdrücklich mitgeteilt, man wolle ihre Mitwirkung nicht, einmal weil man nur so im Inneren Zufriedenheit zu schaffen glaubte, vor allem aber, um das Friedens- und Waffenstillstandsangebot bei den feindlichen Regierungen wirksamer zu machen. So führte das Ministerium des Prinzen Max die Waffenstillstandsverhandlungen von Anfang an in klar bewußter Weise als ein Ministerium der sozialdemokratisch-demokratischen Mehrheit. Will Herr Ebert bestreiten, daß er und seine Freunde, die diesem Ministerium angehörten, mit all unseren Noten im Oktober und November 1918 und mit der darin enthaltenen Annahme jeder Forderung Wilsons voll einverstanden gewesen sind, ja daß diese Politik der vollen Unterwerfung gegen manche Widerstände maßgebend auf den sozialdemokratischen Einfluß zurückzuführen gewesen ist? Ludendorff und die Oberste Heeresleitung haben das Waffenstillstandsangebot veranlaßt; aber sie haben, wie ich bestimmt weiß, vom ersten Tage an nicht die bedingungslose Unterwerfung unter jede, noch so unannehmbare Bedingung gewollt, sondern in Aussicht genommen und für möglich gehalten, noch einmal militärisch und politisch Front zu machen, sobald die Verhandlungen eine mit Deutschlands Ehre und Dasein unvereinbare Entwicklung nehmen würden. Auch Prinz Max von Baden selbst stellte ja noch ‚den Endkampf auf Leben und Tod' in Aussicht, ‚wenn die Antwort

auf unser Angebot von dem Willen, uns zu vernichten, diktiert werden sollte'. Als man es nach der zweiten Antwort Wilsons gegen Ludendorffs Vorschlag unterließ, zu einer schärferen Sprache zurückzukehren, als man gegen das Votum der Obersten Heeres- und Flotten-Leitung den U-Boot-Krieg einseitig und vorzeitig aufgab, als man den Wilsonschen Forderungen auf Beseitigung der Monarchie entgegenkommend antwortete, als man trotz des fortgesetzten Drängens der konservativen Fraktion den Entschluß nicht finden konnte, die materiellen und moralischen Kräfte des Volkes noch einmal zu erneutem Widerstande zusammenzufassen, als endlich die Unterhändler zu den Waffenstillstandsverhandlungen mit der Weisung abreisten, jede, aber auch jede Bedingung zu unterschreiben, geschah dieses alles nicht nur unter der mit voller Zustimmung verbundenen Verantwortung, sondern unter dem maßgebenden Einflusse gerade der sozialdemokratischen Regierungsmitglieder. Das Ultimatum der Sozialdemokratie veranlaßte den Prinzen Max von Baden unter dem Irrwahn, daß er dadurch Monarchie und Dynastie retten könne, zu dem Drängen auf Abdankung des Kaisers. Ihr zuliebe erließ er die gefälschte Bekanntmachung über die Abdankung, durch die er auch das Heer des Obersten Kriegsherrn beraubte. Die unsagbar schwere Schuld an der Herbeiführung des vernichtenden Waffenstillstandes und der Revolution, mit der das Ministerium des Prinzen Max von Baden beladen ist, trifft in voller Schwere die Sozialdemokratie und die aus ihr hervorgegangene Revolutionsregierung."

Die Sozialdemokratie mag sich noch so eifrig drehen und winden, die Schuld von sich abzuwälzen, — sie verwaltet nur ihre eigene Konkursmasse, sie hat mit der Verelendung nach der von ihr erzwungenen bedingungslosen Annahme des Waffenstillstandsdiktats, Abschaffung der Monarchie und Heraufbeschwörung der Revolution nur das Erbe ihrer eigenen Taten angetreten. Das ist schon heute eine geschichtliche Tatsache, daran ist nicht zu rütteln.

* * *

Alles, was man mit Recht oder Unrecht der revolutionären Regierung auf dem Gebiete der inneren Politik zum Vorwurf machen kann, verschwindet vor den verhängnisvollen Unterlassungssünden in der auswärtigen Politik — es ist der sozialdemokratische Politiker Paul Lensch, der diese wuchtende Anklage gegen die Führer seiner Partei erhebt (im roten „Tag" vom 29. Januar): „Seit Ausbruch der Revolution haben wir eine auswärtige Politik schlechterdings nicht mehr gehabt. Ihr Ziel hätte die schleunige Herbeiführung des Friedens sein müssen, und es ist auch kein Zweifel, daß sich die Regierung Ebert-Scheidemann eben dieses Ziel als das erste und wichtigste gesteckt hat. Allein hier dreht es sich um die Frage, was sie getan hat, um dieses Ziel zu erreichen. Und da muß man leider sagen: ihre Tätigkeit bestand bisher darin, die Befehle der Entente entgegenzunehmen und sie so schnell und so genau wie nur irgend möglich zu erfüllen. Sie hatte sich augenscheinlich vorgenommen, durch pünktlichste Erfüllung der Waffenstillstandsbedingungen der Entente jeden Vorwand zum Einmarsch oder zu Repressalien zu nehmen. Und der Erfolg dieser

Taktik? Wir stehen heute dem Frieden genau so fern wie am 9. November. Der Fortschritt der Zeiten aber dokumentiert sich darin, daß die Ententebourgeoisie in ihren Forderungen nur um so unverschämter wurde, je mehr die sozialistische Regierung der deutschen Republik sich beeilte, auch ihre brutalsten Zumutungen schweigend zu erfüllen. Den Herren um Foch, die augenscheinlich nur banale Revanchepatrioten, aber keine Staatsmänner sind, die die ‚Nationalrache' in vollen Zügen genießen wollen, macht es augenscheinlich ein sadistisches Vergnügen, die nach dem Frieden zappelnden Deutschen möglichst lange zappeln zu lassen und ihnen inzwischen immer schwerere, immer unmöglichere Bedingungen aufzuerlegen. Vielleicht haben die Herren mal die Worte gehört, mit denen im 18. Jahrhundert einmal ein deutscher Patriot seinen Landesfürsten anhündelte: ‚Niemals, o Cäsar, werden deine Befehle unseren Gehorsam ermüden!' Vielleicht legen es Foch und seine Spießgesellen darauf an, zu versuchen, ob dieses Kennwort der deutschen Bedientenhaftigkeit nicht auch noch heute gilt, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt nach dem Sturz der deutschen Kleinfürsten es fremde ‚Cäsaren' sind, denen man seinen Gehorsam zu Füßen legt, und daß das nicht mehr das deutsche Spießbürgertum aus Anno Toback täte, sondern die Wortführer der deutschen Revolution und der jungen Republik. Als Bourgeois wie als Revanchepolitiker könnten sich die modernen ‚Cäsaren' um Foch gleichmäßig gekitzelt fühlen.

Man vergegenwärtige sich nur einmal die Methode, nach der bisher Deutschland bei Erfüllung der Waffenstillstandsbedingungen behandelt worden ist. Es war vorgesehen, daß die deutsche Kriegsflotte — die Überwasserschiffe — in neutralen Häfen und nur in deren Ermangelung in Häfen der Entente interniert werden sollte. England brach dieses Abkommen. Es fragte bei keiner neutralen Macht an, ob Häfen zur Verfügung ständen, und internierte kurzerhand die deutsche Flotte in englischen Häfen. Man darf gespannt sein, wie unter diesen Umständen die ‚Abrüstung' aussehen wird, von der jetzt so viel gesungen und gesagt wird. Aber immerhin: die deutsche Flotte befindet sich in der Gewalt der Feinde, die deutsche Armee existiert nicht mehr. Jeder Anlaß also, neue Forderungen zur ‚Sicherung' aufzustellen, ist damit für die Entente weggefallen. Nichtsdestoweniger haben die alliierten Mächte am 16. Januar die Verlängerung des Waffenstillstandes an Bedingungen geknüpft, die deutlich die Absichten erkennen lassen, mit denen die Entente den Krieg von langer Hand vorbereitet hat: die wirtschaftliche Erdrosselung Deutschlands. Man hat uns die Abgabe landwirtschaftlicher Maschinen auferlegt, da man weiß, daß man uns dadurch die Bestellung der nächsten Ernte unmöglich macht. Die Leiter des Reichsernährungsamtes und des Reichswirtschaftsamtes haben denn auch erklärt, daß es besser gewesen wäre, die Verhandlungen abzubrechen. In Trier jedoch hielt man es für angemessen, nach der bisherigen Praxis sofort zu unterschreiben. Darüber hinaus aber wies man offiziös in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' nach, daß eine Schädigung unserer Landwirtschaft ‚ausgeschlossen' sei. Die Lieferungen könnten sofort aufgenommen werden. Voraussetzung sei freilich — doch das ist augenscheinlich eine Kleinigkeit —, daß in den Arbeits-, Transport- und Kohlenverhält-

nissen Deutschlands ‚kein weiterer Rückgang' eintritt. Diese Naivität ist gretchenhaft. Sehen wir uns an, ob die Entente bisher nicht alles getan hat, um diesen ‚Rückgang' unserer Arbeits-, Transport- und Kohlenverhältnisse systematisch herbeizuführen. Die weitere Aufrechterhaltung der Blockade, die militärisch vollkommen sinnlos ist, und die ihren Grund lediglich im bösen Willen der Entente hat, macht den weiteren wirtschaftlichen Zerfall Deutschlands zu einer unabweisbaren Konsequenz. Dazu kommt die andauernde Weigerung der Entente, die rund 800000 deutschen Kriegsgefangenen freizulassen. Von allen seelisch beruhigenden Wirkungen abgesehen, die ihre Zurückführung auf das deutsche Volk ausüben würde, kommt aber auch hier das wirtschaftliche Element in Frage: ihre Arbeitskräfte fehlen uns. Trotzdem für den Rücktransport der noch am Schwarzen Meer befindlichen deutschen Truppen sowie der deutschen Frauen und Kinder in der Türkei deutsche Schiffe in den dortigen Gewässern zur Verfügung stehen, verschließt ihnen die Entente den Seeweg und verweist sie auf den Landweg. Das bedeutet natürlich für die Betroffenen den sicheren Tod. Die Entente weiß das, aber es macht ihr nichts aus. Als Erzberger den Ententevertretern diese Konsequenzen ihrer Haltung vorhielt, antwortete Foch überhaupt nicht, der englische Admiral aber erwiderte mit Stockfischlaune: ‚Ich habe keine Antwort zu geben.' Was nun unsere Kohlenverhältnisse angeht, so brechen unsere großen Städte sowie unsere Industrie unter dem Mangel an Kohlen zusammen. Währenddessen gehen täglich nach dem in französischer Hand befindlichen Lothringen und Luxemburg gewaltige Kohlentransporte ab. Am 3. Januar wurden beispielsweise 900 t abgeführt, am 6. Januar 4600 und am 7. Januar 6800 t, und schließlich: unsere Transportverhältnisse, in denen ebenfalls ‚kein weiterer Rückgang' stattfinden darf, sind unter den Forderungen der Entente glücklich in vollkommener Auflösung begriffen. Hier war das Verhalten der Entente besonders raffiniert. Die deutschen Eisenbahnbehörden, sämtliche deutschen Lokomotivwerkstätten und Wagenbauanstalten haben seit Wochen nur für die Feinde gearbeitet. Doppelschichten wurden in den Betrieben eingeführt, bestehende Betriebe vergrößert, neue Betriebe für Lokomotiv- und Wagenbau herangezogen und der deutsche Verkehr auf das geringste Maß heruntergedrückt. Die Alliierten begnügten sich nicht mit der Durchschnittsgüte des deutschen Materials, sie verlangten die stärksten Lokomotiven, ohne Rücksicht darauf, daß durch die Blockade die Verwendung minderwertigen Ersatzes an Metallen und Schmierölen notwendig geworden war. Lokomotiven, die nach deutschen Begriffen und im Verhältnis zum jetzigen Stand des Lokomotivparks zum besten Material gehören, wurden zurückgewiesen, auch nachdem sie in den deutschen Reparaturwerkstätten einer gründlichen Aufbesserung unterworfen waren. Kleine und kleinlichste Anforderungen — wenn alles sonst in Ordnung war, bemäkelte man die Sauberkeit der Bemalung! — hinderten die schnelle Erledigung der Übergabe. Von 56 Wagen, die eine Eisenbahndirektion für die Abnahme ausgewählt hatte, wurden 46 zurückgewiesen. Bis zum 13. Januar waren 6949 Lokomotiven geprüft, angenommen wurden 2683, zurückgewiesen also 4296. Im ganzen sollten 5000 abgeliefert werden. An Eisenbahnwagen sollten 150000 abgeliefert werden. Bis zum 5. Januar waren 105583 Wagen geprüft,

zurückgewiesen wurden davon über 40000. Man wollte nur neuestes, bestes und allerbestes Material haben, genau so wie jetzt bei den landwirtschaftlichen Maschinen. Nur auf diesem Wege war es der Entente möglich, zu sagen, Deutschland habe die Waffenstillstandsbedingungen nicht erfüllt. So verschaffte man sich den Vorwand zur Verweigerung des Präliminarfriedens und zur Verschärfung der Bedingungen.

Die größte Unverschämtheit beging die Entente jedoch mit der Auslegung des Paragraphen 19 des Waffenstillstandsvertrages, wonach während der Dauer des Waffenstillstands Deutschland keine öffentlichen Werte beseitigen dürfe, welche den Verbündeten als Pfänder für die Deckung der Kriegskosten dienen könnten. Aus diesem Paragraphen wurden von der Entente Rechte abgeleitet, die die völlige Finanzsklaverei Deutschlands bedeuten, die gesamte deutsche Privatwirtschaft der Ententekontrolle unterwerfen und auch den Privatkredit der deutschen Kaufleute im Ausland ruinieren würden. Man ging so weit, uns vorzuschreiben, ob deutsche Beamte im Ausland ihr Gehalt beziehen und die Reichsgeschäfte besorgen dürften. Um den ‚Ton' der Note zu kennzeichnen, in dem der Franzose Martin diese Unverschämtheiten der deutschen Reichsregierung mitteilte, sei nur folgender Passus wiedergegeben: ‚Die Note ist nicht etwa das Resultat einer Vereinbarung, sondern gibt lediglich vorläufige Anweisungen des Finanzkommissars an die deutsche Regierung wieder, deren Abänderung, Ergänzung oder Verschärfung er sich jederzeit vorbehält.' . . .

Was hat die proletarische Regierung der deutschen Revolution getan, um das ganze System zu kennzeichnen, von dem ich einige Proben gegeben habe? Nichts, so gut wie nichts! Mit der Resonanz, die ihr die Revolution gibt, hätte sie an die Spitze der Nation treten und mit lautester Stimme über die Meere und Kontinente hinweg gegen die sadistischen Methoden der Entente-bourgeoisie Protest erheben müssen. Statt dessen hat sie kaum dafür gesorgt, daß die infamen Praktiken unserer Feinde in Deutschland auch nur bekannt wurden. Gerade weil unsere materiellen Waffen zerbrochen sind, gilt es, die moralischen um so kräftiger zu schwingen. Auch die Stellung unserer Feinde starrt von Schwierigkeiten, auch sie haben die soziale Revolution im Leibe, und wenn Herr Foch sich mit dem Sätzchen: Ein siegreiches Land macht keine Revolution, über die Schwierigkeiten hinwegsetzt, denen auch Frankreich, und erst recht wohl Frankreich, entgegengeht, so beweist er nur, daß er wie die meisten Soldaten über die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse seines Landes völlig im dunkeln ist.

Was man auch von der revolutionären Regierung sagen mag, in einem Punkte weist sie eine erschreckende Ähnlichkeit mit der des alten Systems auf: in ihrem Mangel an Temperament und ihrem Übermaß an ‚Korrektheit'. Das sind gewiß schätzbare bürgerliche Tugenden, ob sie aber in den Zeiten der Weltrevolution die richtigen Eigenschaften sind, will mir fraglich erscheinen. Es gilt, dem gesamten deutschen Volke mit eindringlichster Deutlichkeit die Situation klarzumachen, in die uns die räuberische Bourgeoisie der Entente stoßen will. Da muß man die Angst vor dem Patriotismus überwinden, da muß man

aufhören, sich lediglich als Führer einer Klasse oder gar nur einer Partei zu fühlen, da muß man als Volksführer auftreten können ..."

Die Angst vor dem Patriotismus und der Gehorsam gegen die Feinde —: damit hat Lensch den Nagel auf den Kopf getroffen. Unsern Gehorsam kann nichts ermüden, eher schon läßt sich die Angst vor dem Patriotismus abgewöhnen.

* * *

Aber wie jedem Dinge seine Grenzen gesteckt sind, so sieht sich auch unser — sonst unermüdbarer — Gehorsam vor die äußerste Grenze seines **Könnens** gestellt. Das hat denn auch Herr Ebert erkannt und ausgesprochen. „Wir warnen", sagte er, „die Gegner, uns nicht zum Äußersten zu treiben. Wie General Winterfeldt, könnte eines Tages jede deutsche Regierung gezwungen sein, auf weitere Mitwirkung an den Friedensverhandlungen zu verzichten und den Gegnern die ganze Last der Verantwortung für die Neugestaltung der Welt zuzuschieben. Man stelle Deutschland nicht vor die verhängnisvolle Wahl zwischen Verhungern und Schmach. Auch eine sozialistische Volksregierung und gerade diese muß daran festhalten: Lieber ärgste Entbehrung als Entehrung! Wenn zu den Millionen, die im Krieg alles verloren haben, und **nichts mehr zu verlieren haben**, auch noch diejenigen kämen, die glauben, Deutschland habe nichts zu verlieren, dann würde sich unwiderstehlich die **Taktik der Verzweiflung** durchsetzen."

Eine Warnung, keine Drohung, bemerkt die „Frankf. Ztg.". Aber: „Wenn schon ein so gesetzter Mann wie Ebert erklärt, unter Umständen zur Verzweiflung bereit zu sein, wird man sich nicht wundern, daß es im Lande Leute gibt, die bereits eine bestimmte Taktik der Verzweiflung für diskutabel halten: Es sind Leute, die ihren Anschauungen nach von Bolschewismus weit entfernt sind, die aber dennoch sagen: **Wenn schon alles kaput gehen solle**, wenn dies das Schicksal sei, das man uns bereiten wolle, **dann wollten sie lieber selber alles zusammenschlagen** und, mit einem Wort, **selber Bolschewismus machen**. Diese Leute wissen ganz gut, was das für uns bedeutete. Aber die Gegner, wenigstens die Chauvinisten, scheinen noch immer nicht zu wissen, was es **für sie** bedeuten würde, wenn sie uns gänzlich zugrunde richteten. Sie haben zwar eine Angst vor dem Bolschewismus, die nicht gering ist. Darum bemühen sie sich in den besetzten Gebieten sehr, ihre Truppen von allen Einflüssen fernzuhalten, geben an manchen Orten Lebensmittel, damit die Arbeiter satt werden, und wollen sogar das Wirtschaftsleben wieder in Gang bringen, um dort die Arbeitslosigkeit zu beheben. Aber wenn sie es einrichten könnten, daß der Bolschewismus Deutschland verzehrte, **ohne daß er nach dem Westen übergriffe**, so wäre es **ihnen recht**. Nur das eben, das würden sie nicht können. Sie können uns wohl zur Verzweiflung treiben, aber nichts in der Welt wäre imstande, zu verhindern, daß das Beben eines in Mitteleuropa herrschenden Bolschewismus bis an den Atlantischen Ozean und darüber hinaus schlüge. Niemand, der weiß, was eine Taktik der Verzweiflung ist, wird sie wünschen. Aber es ist durchaus möglich, daß sich eine ganze Generation bewußt oder unbewußt, freiwillig oder genötigt, selber opfere, um den Kommenden das Leben zu gewinnen, das man

ihr nicht lassen will. ‚Unwiderstehlich‘ würde es kommen, und das ist wahr, für uns und für die anderen.“

Die Entscheidung liegt in der Frage, ob die Gegner es in der Tat nicht „so einrichten können, daß der Bolschewismus Deutschland verzehrte, ohne daß er nach dem Westen übergriffe“. Oder, was in der Zielsetzung auf das selbe hinausliefe, ob sie nicht Mittel an der Hand zu haben glauben, es „so einzurichten“. „Was soll eigentlich die Entente dagegen haben,“ fragt die „Deutsche Zeitung“, „daß Bolschewismus, Spartakismus und Kommunismus uns durchschütteln, so lange an uns etwas zu schütteln ist? Weshalb soll sie es verhüten? Aus Angst, daß der Brand auf ihr eigenes Haus überspringen könnte? Darüber, daß das nicht geschieht, wird mit den Herren, die das Geschäft betreiben, gegen eine anständige Sicherheitsprämie zu reden sein, zumal man wahrscheinlich auch sonst längst in Geschäftsverbindung mit ihnen steht, und ganz abgesehen davon, daß man im Gegensatz zu Deutschland keinen verlorenen Krieg hinter sich hat. Oder gar aus zarter Sorge um unser wirtschaftliches Wohlergehen, der von uns beizutreibenden Kriegsentschädigungen wegen?

Alles Unsinn! Auf Grund schwächlicher und ängstlicher Klügeleien seinen bis dahin gefährlichsten, entschlossensten und leistungsfähigsten Wettbewerber vor einer an sich erzielbaren Vervollständigung seines Zusammenbruchs zu retten, ist ganz gewiß besonders Englands Art nie gewesen. Ganz im Gegenteil wird es das Seine tun, den Bankerott des anderen, will sagen unseren Bankerott, nach Kräften zu vergrößern, um unser Wiederaufkommen möglichst weit hinauszuschieben.

Es wäre frivoler Leichtsinn, es wäre der ruchlose Optimismus, gegen den Schopenhauer eifert, wenn wir in Sachen des bolschewistischen Vorstoßes gegen uns in Deutschland mit irgend etwas anderem als der denkbar ungünstigsten Lage der Dinge für uns rechnen wollten. Auf sie haben wir uns einzurichten. Wir können unsere Wirtschaft nicht der Gefahr weiterer Mißhandlungen und weiteren Blutverlusts aussetzen. Sie ist am Ende ihrer Kraft.

Der ungünstigste Fall aber, für den wir uns hiernach vorzusehen haben, ist, daß die Entente in russischer Vermummung hinter der Spartakusbewegung steckt, — daß ferner der bolschewistische Vorstoß gegen unsere Ostgrenze ihr Werk ist. Mit anderen Worten: daß sie die bolschewistisch-spartakistischen Treibereien gegen uns finanziert, und damit deren Stoßkraft verzehnfacht, und daß wir gleichzeitig vom Westen und von der See her an Schikanen alles zu erwarten haben, was sich zur Erhöhung unserer Schwierigkeiten irgend ersinnen läßt.

Man wird in diesem Zusammenhang vor allem die Frage aufwerfen müssen, was eigentlich aus der Northcliffe-Propaganda geworden ist ... Ist eine Beteiligung der Pfundmillionen des edlen Lords an dem russischen Vorstoß gegen unsere Grenzen und der Spartakusbewegung im Reich zu erkennen?

Die Dinge liegen hier ähnlich wie bei der Bewegung, die mit dem 9. November ihren Höhepunkt erreicht hat. ‚Nichts Gewisses weiß man nicht.‘ ... Sonst kommt es in der ganzen Welt nirgends zu ernsthaften Revolutionen, wenn England nicht will ... Spartakus schwimmt im Gelde — schwamm zum mindesten

darin, solange er in Berlin herrschte und von dort die bequemen Verbindungen mit dem Osten hatte. Es war für kleine Leute ein gutes Geschäft, ihm zu dienen, — wenigstens als die ‚Bluthunde‘ Ebert, Scheidemann und Noske sich noch nicht zu der Brutalität entschlossen hatten, Gleiches mit Gleichem zu erwidern, und seine Büchsenträger ihrerseits unter Feuer zu nehmen. Die Russen aber haben auf einmal wieder gut bewaffnete Truppen, sie können nach wie vor so viel Geld über ihre Westgrenze bringen, als dies irgend angezeigt erscheint... Und allerdings: schikanös behandelt werden wir im Westen reichlich. Schikanös behandelt zu Lande und zur See. Jedenfalls müssen wir mit der Begünstigung des Spartakismus und der ihm verwandten Erscheinungen durch die Entente rechnen. Erweist es sich nachträglich als an sich nicht nötig, um so besser!“

* * *

Paul Lensch sieht die Lage anders an. In Wahrheit sei auch in England — und in Frankreich — die gesellschaftliche Zersetzung ebenfalls im vollen Gange. „Täglich meldet der Draht von Unruhen, und besonders in den letzten Tagen (Anfang Februar) ist die englische Streikwelle gewaltig gestiegen. Diese Streike haben keine politischen Ziele und am allerwenigsten etwa das Ziel, dem deutschen Volke ‚zu Hilfe‘ zu kommen. Hätten sie das, so wären sie politisch bedeutungslos; denn eine solche Phantasterei könnte nie eine Massenbewegung werden und müßte bald zusammenbrechen. Daß außerdem die englischen breiten Massen, wenn es auf ihre Absichten ankäme, kräftig dabei helfen würden, das deutsche Volk bis aufs Hemd auszuplündern und dann zu versklaven, haben die letzten Wahlen bewiesen. Allein es kommt nicht auf ihre Absichten und Wünsche an. Sie tun nicht, was sie wollen, sondern was sie müssen. Und gerade in der Zwangsläufigkeit der Bewegung ruht die Sicherheit dafür, daß die Streike die Vorläufer sind für den Zusammenbruch auch des englischen Gesellschaftssystems. In meiner Schrift: ‚Drei Jahre Weltrevolution‘, die vor anderthalb Jahren erschien, habe ich die soziale Revolutionierung Englands als unvermeidliches Ergebnis seiner durch den Krieg total umgewälzten Arbeiterverhältnisse bezeichnet. Was sich aber jetzt in England vorbereitet, ist in der Tat die Höhe der weltrevolutionären Bewegung, die nicht gemacht wird, sondern entsteht und sich weiter wälzt und dann Konsequenzen nicht bloß für den Friedensschluß, sondern für den Zusammenhang des gesamten englischen Weltreiches möglicherweise von der allergrößten Tragweite sein werden ...“

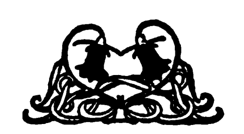
Daneben stelle man die Ausführungen Lloyd Georges im Unterhause (12. Februar) über die gegen den Bolschewismus zu beobachtende Haltung und — versuche in der englischen Seele zu lesen: Manche Leute rieten zur Intervention. Er könne nicht die gewissen Ziffern, die eine Intervention erfordern würden, enthüllen. Aber kein vernünftiger Mann würde dies Ansinnen gutheißen, wenn er die Ziffern gesehen hätte. Die militärische Macht der Bolschewisten sei gewachsen und sei groß. Aber die Alliierten ebenso wie Deutschland sind zu beschäftigt, um sie anzugreifen. Ein zweiter anempfohlener Kurs sei die Unterstützung der Gegner der Bolschewisten, neben der moralischen Unterstützung hätten die Alliierten zum Beispiel Feuerwaffen, Munition, Ausrüstungsgegen-

stände geliefert. Was die Sendung von Mannschaften anbelangt, sei es die Frage, wer sie senden werde. Amerika würde weder Mannschaften, noch Geld, noch Material senden. Deshalb werden die ganzen Lasten tatsächlich auf Frankreich und Großbritannien fallen. Der dritte anempfohlene Kurs sei nur, das Feuer ausbrennen zu lassen. Dies sei eine brutale Politik. Man habe sich entschlossen, einen Versuch zu machen, diese Leute zu einer Konferenz aufzufordern, um dort zu irgend einer Verständigung zu gelangen, die die Wiederherstellung der Ordnung ermöglichen würde. An den Grenzen Indiens sei das Unterhandeln mit Räubern und sogar Mördern keineswegs unbekannt, wenn man irgend eine Art von Ordnung wiederherstellen möchte, anstatt eine teure Expedition auszusenden. Die Bolschewisten versprechen die Zurückzahlung der Anleihen und Wiederherstellung der von Frankreich und England innegehabten Konzessionen, von denen sie wußten, daß alles für den Verbrauch Rußlands selbst war. Das bolschewistische System könne nicht ewig währen. Aber inzwischen habe er erfahren, daß die Drohung, zu intervenieren, den Bolschewisten die gemäßigten Elemente in die Arme treibe. Er teile den Abscheu vor dem Bolschewismus und weigere sich auch, ihm die Hand zu reichen. Aber das dürfe einem nicht verhindern, nicht nur im Interesse Rußlands, sondern auch Großbritanniens und der ganzen Welt sein Bestes zu tun, die Ordnung und eine gute Regierung in diesem verwirrten Lande wiederherzustellen.

* * *

Und nun, unter Zurückstellung der hier aufgeworfenen Frage, eine andere Frage, nur zu unserer Selbsteinschätzung: haben wir in den viereinhalb Kriegsjahren (und schon vorher) von leitender Stelle auch nur eine Kundgebung vernommen, die von dem staatsmännischen Geiste dieser getragen gewesen wäre? Und doch bedeutet sie nur den Durchschnitt der im anderen Lager üblichen, sogar eine Verlegenheitsrede! Wird uns hier der Unterschied nicht klar zwischen Politik und Nichtpolitik, zwischen durchdachter politischer Sachlichkeit, die bei aller klugen Berechnung und Verhüllung doch immer auch das moralische Gesicht als eine Selbstverständlichkeit zu wahren weiß, und unserem in „biederen" Sentimentalitäten sich entleerenden politischen Geschwätz?

Was wir aber jetzt zu hören bekommen —: damit wollen wir aus dem großen selbstverschuldeten Schiffbruche auch nur die paar Planken retten, die noch zu retten wären? Mit diesen abgestandenen Naivitäten, die kein Mensch außer uns ernst nimmt? — Dabei sind viele auch bei uns gar nicht so naiv. Aber es liegt in ihrem Interesse, sie wollen wieder ins interkapitalistische Geschäft kommen — was geht sie Deutschland sonst an? Die andern aber, die fröhlich mitgemacht haben und mitmachen, die haben noch immer nicht ihr letztes Erwachen erlebt. Das kommt erst!



Auf der Warte

Scheidemann und Bismarck

Am 9. November, erinnert die „Deut. Ztg.“, rief Herr Scheidemann vom Balkon des Reichstages: „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt!“ Und am Tage darauf verkündete sein Werkzeug, der Arbeiter- und Soldatenrat im Zirkus Busch: „Die sozialistische Republik ist allein imstande, die Kräfte des internationalen Sozialismus zur Herbeiführung eines demokratischen Dauerfriedens auszulösen.“ — Seitdem sind drei Monate Revolution vergangen. Wir brauchen sie nicht zu schildern, ein jeder hat die Früchte dieses Tages am eigenen Leibe genossen. Man sollte meinen, selbst Herr Scheidemann wäre allmählich still geworden; aber wer das glaubt, kennt den Herrn Ministerpräsidenten der deutschen Republik nicht. Denn einem Berliner Journalisten gegenüber erklärte er: „Wir müssen heute ganz umlernen, wir müssen resolut über die Bismarcksche Gedankenwelt hinaus“. Die Bismarcksche Epoche werde heute mit ganz anderen Augen angesehen wie bisher. Die deutsche Demokratie von 1848 habe eine „glänzende historische Rechtfertigung“ gefunden. Mit einer Handbewegung erledigt er die Bismarcksche Gedankenwelt. Und in derselben Minute schreit von allen Litfaßsäulen und in allen Zeitungen ein großes Plakat die Deutschen an: Rettet uns, werdet wieder Soldaten, das Vaterland in schwerster Gefahr! —

Alles, aber auch alles das hat versagt, was Scheidemann am 9. November dem deutschen Volke als Errungenschaft gegeben hat. Die A.- und S.-Räte werden von demselben Scheidemann, der sie geschaffen, heute als eine Gefahr für das Volk erkannt; man sammelt ein Heer gegen die Soldatenräte, man muß sich an die alten königstreuen Elemente wenden, um überhaupt notdürftige Ordnung zu schaffen, an die Elemente, die da wurzelten in dem unerschütterlichen Grund und Boden Bismarckscher Weltanschauung. Macht nichts! Stolz kündet der große Mann in Weimar: Wir müssen resolut über die Bismarcksche Gedankenwelt hinaus!

*

Unmögliche Figur, aber eiserner Bestand

Herr Mathias Erzberger — wer denn sonst? „Wenn wir uns recht entsinnen,“ schreibt die „Deutsche Ztg.“, „so hat einmal derselbe Mann davon gesprochen, wenn er nur eine Stunde mit Lloyd George oder seinen Leuten zusammensitze, so werde er den Frieden zustandebringen. Er sitzt nun schon seit Monaten mit Engländern, Franzosen und Amerikanern zusammen, und jeder junge Tag kündet uns eine neue Gemeinheit unserer Feinde, zu der der ewig lächelnde Herr Erzberger mit einer leicht protestierenden Handbewegung, die ihm so wundervoll steht, schließlich doch ja und Amen sagt. Wir wollen den Frieden des Jahres 1919 — er wird ein ewiger Vorfrieden sein! — den ‚Erzberger-Frieden‘ nennen. Er muß so fortleben in dem Gedenken unseres Volkes als Erinnerung an diesen Erz-Schädling. Der Wahlkampf mit seiner etwas veränderten Aufmarschtaktik hat die Sünden des Herrn Erzberger in den Hintergrund treten lassen, und dazu die Sünden vergangener Tage, die selber aber nie vergehen können, und die Sünden der letzten Tage. Viel Klägliches schon weist die deutsche Geschichte auf —, Kläglicheres aber, als die Art dieser Waffenstillstandsverhandlungen, hat es noch nie gegeben. Herr Erzberger aber kündet jeden Tag dem staunenden Volke, daß er von neuem Deutschland eine ‚wesentliche Erleichterung‘ verschafft habe. Der amtliche Draht steht ihm ja nach Belieben zur Verfügung. Am nächsten Tage meldet

dann derselbe Draht, daß es mit dieser Erleichterung leider nichts sei. Wäre es ein anderer als Herr Erzberger, und lebte er zur Zeit des alten Systems, er wäre längst von der Bildfläche verschwunden als eine unmögliche Figur. So aber bleibt er der eiserne Bestand."

Eben darum.

*

Von Goethe zu Erzberger

In einem Stimmungsbilde aus Weimar von Friedrich Hussong im „Tag" begegnet man auch — wo begegnet man ihm nicht? — Herrn Erzberger: „Eben noch trug man geisterhafte Stimmen im Herzen und dachte fast den verschneiten Weg von seinem Gartenhause her den Jüngling-Mann, Johann Wolfgang, an dem ackerfarbenen Haus mit den Orangenbaumkübeln herschreiten zu sehen, da wird unter den Mauern des Schlosses eine ganz andere Stimme wach und ein ganz anderes Gesicht sichtbar. Herr Erzberger, frisch, rosig, vergnügt, wohlgenährt und laut tönend. Von Goethe zu Erzberger ist nur ein Schritt im Weimar des Jahres des Unheils 1919.

Der Mann, der rosig und frisch blieb, als er das Dokument der tiefsten Schmach Deutschlands unterschrieb, der rosig und frisch blieb, als er unsere Flotte hergab; der die Tag für Tag, Glied um Glied schwer und schwerer lastende Kette der Versklavung Deutschlands immer noch trägt, wie eine Ehrenkette für sich selbst; der in unserer täglich sich erneuernden Niederlage immer noch einen Erfolg für sich fand; er ist dabei, frisch, rosig, lächelnd die deutsch-christliche Volkspartei, die eben aus dem erbittertsten Wahlkampf mit der Sozialdemokratie von Berlin nach Weimar kommt, als die Verbündete dieser Partei von Weimar nach Berlin zurückzuführen...

Genußfreundlich blinkend, glänzend von Gesundheit und von der Zuversicht, in allem Elend doch noch auf seine persönlichen Kosten zu kommen, geht die Sonne Mathias' in dem dunklen Torbogen unter, jenseits dessen das Schloß glänzt, in dem die Ebert-Scheidemann-Erzberger die Schicksale Germaniens verwalten..."

Die bolschewistischen Morde im Baltenland

Grauenhaft ist, was den „Stimmen aus dem Osten" von unterrichteter baltischer Seite gemeldet wird:

In langer Reihe ziehen sie an uns vorbei, unsere Toten. Sie lassen uns nicht schlafen und klagen uns an: „Denkt an uns, haltet uns die Treue, die wir bis zuletzt gehalten haben."

In Dorpat wurden etwa 40 Personen, in der Mehrzahl Esten, in den Kellern der Dorpater Bank am 14. Januar teils erschossen, teils mit Beilen erschlagen. Darunter befanden sich der griechisch-orthodoxe Bischof mit zwei Priestern, der Theologieprofessor Hahn von der Dorpater Universität, der evangelische Pfarrer Schwartz, Redakteur v. Tideböhl, der Stadtrat Seeland und mehrere Gutsbesitzer. „Der Anblick", berichtet der Arzt, der die noch warmen Leichen sehen durfte, „war grauenerregend. Der Boden des ganzen Raumes war bedeckt mit übereinanderliegenden Leichen in den unnatürlichsten Stellungen ... Mehr zur Mitte zu lagen die Leichen in drei Schichten übereinander, alle nur mit Unterwäsche bekleidet ..."

In Wesenberg haben während der Schreckensherrschaft der Roten eine große Anzahl Personen ihr Leben lassen müssen. Die Mörder kannten kein Erbarmen. Ohne Ansehen des Alters und Geschlechts sind die unglücklichen Opfer tierischer Roheit hingemordet worden. Unter den Verhafteten befanden sich Bauern, Hausbesitzer, Beamte, Lehrer, Pastoren, Frauen und Kinder. — Die zum Tode Verurteilten wurden aus dem Gefängnis geführt und gezwungen, sich selber das Grab zu graben. Sie wurden an dessen Rand gestellt und aus nächster Nähe erschossen. Die drei Gräber umfaßten Dutzende von Leichen, diese, notdürftig zugeschüttet, reckten Köpfe, Arme und Beine empor. — Der Tischler Kuldwere ward vom Schlage gerührt, als er hörte, daß sein Sohn als Bolschewik das Todesurteil gegen den allbeliebten Pastor Paucker mitunterzeichnet hatte. — Ein Fräulein Hariet v. z. Mühlen erbot sich, an Stelle

ihrer verurteilten Mutter in den Tod zu gehen. Die Unholde nahmen dieses Opfer hohnlachend an und erschossen das tapfere Mädchen.

In Kurland und Riga sind gleichfalls Frauen und Kinder und verdiente ältere Männer teils erschossen, teils in bestialischer Weise abgeschlachtet worden. Wir nennen Probst Bernewitz-Kandau; in Riga: Viktor v. Behrens-Bersohn, William von Blankenhagen-Drobbusch, Baron Heyking-Petertal, Fritz Baron Recke, Dr. Meyer, Inspektor des Städtischen Krankenhauses und James v. Loudon.

Verschleppt sind in Kurland die Baronin Osten-Sacken aus Pobuschen mit ihren drei Töchtern, die Baronin Osten-Sacken aus Dondangen und deren Tochter Charlotte; der Gatte, Baron Christian O.-S. wird mit seinem Oberförster Katterfeld und seinem Gutsinspektor Michelson in Talsen gefangen gehalten. Über das Schicksal aller dieser Personen wagt man keine Vermutungen zu hegen; es kann ein fürchterliches sein.

Die deutsche Öffentlichkeit sollte an diesen grausigen Tatsachen nicht teilnahmlos vorübergehen. Hier erfährt sie, was Bolschewismus und Spartakismus als Begleiterscheinungen zeitigen. Das Blut der Ermordeten im baltischen Lande schreit zum Himmel. Schützt die Ostgrenze vor den hereinflutenden fremden Mordbuben!

*

Die deutschbaltische Landeswehr und ihr Dank

Als der Bolschewikieinfall in das Baltikum drohte, waren die Deutschbalten die einzigen im Lande, die diese Gefahr als eine solche erkannten, gegenüber der jeder innere Zwist und Hader zu verstummen habe. Sie machten sich sofort daran, eine baltische Landeswehr zu begründen. Hindernisse wurden ihnen von allen Seiten in den Weg gelegt, von den Esten sowohl wie den Letten, aber leider auch von einem Teil der damaligen deutschen Behörden, die nicht bloß den Deutschbalten Waffen geben zu können vermeinten, und daher eine Waffenausgabe zu ihrem eigenen Schaden, wie sie später merken mußten, verzögerten.

Als die Bolschewiki das Land von Osten her überfluteten, war die deutschbaltische Landeswehr die einzige opferbereite, disziplinierte und gut geführte Truppe, die dem Feinde Widerstand leistete. Zu schwach an Zahl, mußte sie einen großen Teil Nordlivlands und Estlands unter ständigen Kämpfen aufgeben, bis anderweitig Hilfe herankam, denn die Esten rührten selber kaum einen Finger zur Verteidigung des Landes. Nur klägliche Reste der früheren Schützenregimenter verdienten noch den Namen einer regulären Truppe und nahmen an den Kämpfen teil.

In Estland kam die Hilfe durch die Finnländer unter dem Kommando des Majors Ekström, die gemeinsam mit der deutschbaltischen Landeswehr den Feind verdrängten.

Statt den Deutschbalten aber für ihre Opferbereitschaft dankbar zu sein, eröffneten die Esten in der eigenen und in der finnischen und schwedischen Presse einen Lügenfeldzug gegen die estländischen Deutschbalten. Kein baltischer Baron, heißt es da, habe sich dem estnischen Heere angeschlossen. Nur die Esten und Finnen allein hätten das Land befreit. Die unerhörte Dreistigkeit dieser Behauptung wird durch die Tatsache widerlegt, daß 80 v. H. der deutschbaltischen Landeswehr aus jungen Adligen bestehen und daß hohe Anerkennung sowohl vom estnischen General Tõnnison wie auch vom englischen Admiral Sinclair der Landeswehr gezollt worden ist. Der Admiral ließ, wie den „Stimmen aus dem Osten" gemeldet wird, die deutschbaltische Stoßkompagnie nach erfolgreicher Abwehr der Feinde antreten und drückte ihr in deutscher Sprache seine Bewunderung und seinen Dank aus: „Die englische Marine sei stolz auf die deutschbaltischen Vettern. England werde niemals vergessen, mit welcher Bravour und Opferbereitschaft jene den Kampf gegen den Bolschewismus aufgenommen haben."

Objektive Beurteiler der Lage sind sich darin einig, daß die estnische Regierung es einzig und allein der Gegenwehr der deutsch-

baltischen Landeswehr zu verdanken hat, daß Reval gehalten und das Land vom Feinde befreit werden konnte. Noch größer ist die Rolle, die die deutschbaltische Landeswehr in Kurland spielt. Hier ist sie bis zum heutigen Tage der Kern der gesamten Truppenmacht, die gegen die anstürmenden Bolschewiki operiert. Der lettischen Regierung stehen eigene nationale Verbände nicht zur Verfügung, sie ist daher ausschließlich auf die Mitwirkung der Deutschbalten bei der Wiedereroberung des Landes angewiesen. St. O.

*

Der Verrat an der Ostmark

Von einem „demokratischen Ostmärker“ wird der „Deut. Tagesztg.“ geschrieben:

„Viele Kräfte, die Wichtigeres tun könnten, sind jetzt eifrig an der Arbeit, die angeblich am Kriege schuldigen deutschen Volksgenossen zu suchen. Mit noch größerem Eifer werden wir Ostmärker einst Rechenschaft fordern, ob Unfähigkeit maßgebender Stellen oder parteipolitische Taktik uns in das schmachvolle Elend polnischer Raub-„Ritterlichkeit“ hat versinken lassen. Der Hohn über die nationale Ehre Deutschlands gellt durch die Ostmark. Wut befällt einen, wenn man ansehen muß, wie unsere Ostmärker im heldenhaften Kampfe gegen übermächtige polnische Horden hilflos verbluten, während unzählige ‚Räte‘ im braven ‚freien‘ Vaterlande wild schwätzen, sich wichtig und unentbehrlich stellen, raufen und auf Staatskosten einen guten Tag leben. Hut ab vor den deutschen Ostmärkern, die sich von ihrem Volke elend verraten fühlen und dennoch in einmütiger Entschlossenheit auf der Schanze stehen, für ihr Deutschtum Leben und Habe opfernd. Noch weht durch die Ostmark ein heißes Gefühl nationaler Ehre. Wie lang noch? Wir nähern uns dem Zeitpunkt, wo diese leuchtende Liebe zum Vaterlande und zum deutschen Namen sich in einen Fluch gegen Deutschland wandeln wird.

Obwohl Demokrat, gebe ich diese Zeilen der rechtsstehenden Presse, die uns in dankenswerter Weise den Rücken stärkt. Die gelegentlichen reservierten Betrachtungen der linken Seite empfinden wir als Verlegenheitsäußerungen — beeinflußt vom Parteistandpunkt — oder wie die Bekundung eines unbeteiligten Galerieinteresses. Feststellen will ich hier aber, daß der Name Noske bei uns guten Klang hat. Dieser Mann scheint das heute mehr als je nötige Rückgrat zu besitzen. Nicht der schöne Ärmel, sondern der starke Arm schlägt den Feind!“

*

Schwere Anklagen gegen das Zentrum

Die „Tägliche Rundschau“ vom 13. Februar (Abendausgabe) schreibt:

„Der Gedanke der Gründung einer rheinischen Republik ist bekanntlich vom Zentrum ausgegangen und von den rheinischen Zentrumsleuten propagiert worden. Einzelne Ententemächte hatten an der Förderung dieser Idee lebhaften Anteil, und sie begünstigten im besetzten rheinischen Gebiet alles, was auf eine Abtrennung der westdeutschen Gebiete von Preußen hinauslief. So hatte man neulich die ‚Kölnische Zeitung‘ auf zehn Tage verboten, weil sie sich gegen die westdeutsche Republik ausgesprochen hatte, während die englische Zensur der ‚Kölnischen Volkszeitung‘, dem rheinischen Zentrumsblatte und seiner auf Absplitterung gerichteten Politik freie Hand ließ. Die Zentrumsabgeordneten haben nun auch in Weimar für die Absplitterung Propaganda zu machen gesucht. Führende Zentrumsparlamentarier beriefen eine interfraktionelle Konferenz der Abgeordneten aus Westdeutschland zusammen, in der die Zentrumsleute für die Republik Stimmung machten. Aber das Zentrum erlitt hier eine glatte Niederlage. Die Besprechung, die vertraulichen Charakter trug, ergab eine große Mehrheit gegen die Bildung eines neuen Freistaates, die lediglich in Trimborn einen Fürsprecher fand. Es ergab sich mit voller Schärfe, daß der Gedanke der Abgliederung lediglich auf Zentrumsseite Anhänger hatte. Nach der Ablehnung der Kölner Pläne in der Aussprache in Weimar ist zu hoffen, daß der Gedanke der Abgliederung vorläufig er-

ledigt ist. Natürlich wird es notwendig sein, daß man im Rheinlande den Zentrumsgrößen und ihren Propagandaversuchen noch sehr auf die Finger sieht, damit die Herrschaften nicht zusammen mit der Entente über den Kopf der Bevölkerung hinweg irgendwelche Übertrumpelungsversuche unternehmen."

Hier wird also maßgebenden deutschen Zentrumskreisen nichts Geringeres vorgeworfen als ein Zusammengehen mit der Entente, das natürlich nur auf Kosten der Einheit und Sicherheit des Deutschen Reiches geschehen könnte. Der Vorwurf ist so schwer, daß die beteiligten Kreise ihn nicht deutlich und beweiskräftig genug widerlegen und zurückweisen können.

*

In Österreich entdeutscht

Einer jener Wiener Politiker, die gegen die Angliederung Deutsch-Österreichs an die deutsche Republik Stimmung machen, ist Heinrich Graf Lützow, einer der früheren Botschafter des Kaisers. In der „Neuen Freien Presse" vom 26. Januar wandte er sich gegen die „deutsche Gefühlspolitik", die angeblich allein den Anschluß an Deutschland verlange, ließ durchblicken, daß eine Zolleinigung Deutsch-Österreichs mit Deutschland die deutsch-österreichische Industrie zugrunde richten würde, und versicherte schließlich, er könne kein Verräter an Deutschland sein, denn seine Familie stamme aus dem Reich, aus Mecklenburg.

Ehedem holten sich die Habsburger mit Vorliebe ihre obersten Berater aus dem Deutschen Reich und fanden oft, was sie suchten, ergebene und zuverlässige Diener, die ihren neuen österreichischen Patriotismus nach Art von Überläufern hervorkehrten. Zu nennen wären vor allem Metternich und Beust. Dazu kamen später welfische Aristokraten wie die Kielmannsegge und wurden von Gesinnungsgenossen begleitet, so u. a. vom Baron Vogelsang, der aus einem protestantischen Mecklenburger zu einem klerikalen Österreicher wurde. Alle diese Zuzügler aus Deutschland bekundeten eine entschiedene Abneigung bis zur Gegnerschaft und Feindschaft gegen das Deutsche Reich, und so erscheint die Versicherung des Grafen Lützow, er könne deshalb kein Verräter an Deutschland sein, weil er aus Mecklenburg stamme, unbegründet.

*

Wer hat die Revolution gemacht?

Bisher, schreibt die „Kreuzztg.", hat sich immer nur die Unabhängige Sozialdemokratie gerühmt, durch jahrelange geheime Wühlarbeit im Heer die Aera des Eidbruchs, der Offizierschändung, der Spartakistenputsche und Finanzvergeudung der A.- und S.-Räte, die man alles in allem die „Errungenschaften der Revolution" nennt, vorbereitet und herbeigeführt zu haben. Jetzt enthüllt der „Vorwärts" die Mitschuld der Männer von der Mehrheitssozialdemokratie, die im Kabinett des Prinzen Max von Baden saßen. Das Regierungsorgan schreibt:

„Die Revolution vom 9. November — auch das muß einmal rund herausgesagt werden — war ein Kinderspiel, weil damals die Sozialdemokratie schon in der Regierung saß und dadurch jede Gegenwehr des alten Regimes verhinderte."

Nun wissen wir's... Und peinlich wird es den Männern, die durch die Revolution zur Macht gelangt sind, in die Ohren klingen, was in einem Spartakusprozeß in Moabit ein Angeklagter (s. „Vorwärts" Nr. 63) gesagt hat: „Ich habe keine Gewalttätigkeiten begangen und glaube nicht gegen die Gesetze verstoßen zu haben; denn ich habe nichts weiter getan als Ebert und Scheidemann am 9. November, die nicht unter Anklage gestellt sind."

*

Straflose öffentliche Verhetzung

Eine polizeiliche Kundgebung verheißt:

„Gegen die immer mehr zunehmende Verbreitung von Druckschriften und Flugblättern, die eine Aufforderung oder Anreizung zu Verbrechen oder Vergehen

gegen die öffentliche Ordnung enthalten, und bei denen vielfach die Namen der Verfasser und Drucker fehlen, wird in Zukunft von der Polizei unnachsichtig durch Beschlagnahme und Herbeiführung der Bestrafung der Verfasser, Hersteller und Verbreiter vorgegangen werden."

An diese amtliche Mitteilung knüpft die „Deutsche Tagesztg." folgende beachtenswerte Betrachtungen:

Es ist allerdings an der Zeit, daß gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit, die ihre Voraussetzung, das Verantwortungsgefühl gegenüber der Öffentlichkeit, vollständig außer acht läßt, energisch durchgegriffen wird. Und es wird dabei allerdings nicht Halt zu machen sein bei Flugblättern mit oder ohne Angabe des Druckers, sondern das Augenmerk wird auch zu richten sein auf die periodisch erscheinenden Hetzorgane der deutschen Bolschewisten. Die Tatsache, daß jemand eine Zeitung herausgibt, darf ihm noch nicht das Recht verleihen, Tag für Tag zu Staatsverbrechen, Aufruhr und Landesverrat aufzureizen, gemeine Verbrechen als revolutionäre Heldentaten zu verherrlichen und das Rechtsgefühl der Massen durch schwerste Verunglimpfung der Justiz zu erschüttern. Was wir jetzt nicht nur in Berlin, sondern vielfach auch in der Provinz an Auswüchsen der Preßfreiheit erleben, das macht diese geradezu zu einer öffentlichen Gefahr. Es darf nicht geduldet werden, daß die selbstverständlichen Freiheiten des Volkes auf diese Weise von extremen Elementen mit Füßen getreten und zum Widersinn gestempelt werden.

*

Neues oder altes System?

Das Regierungsblatt, der „Vorwärts", verkündet:

„Allerdings muß eine sozialdemokratische Regierung darauf sehen, daß die leitenden Stellen im Staate, die für die Durchführung der allgemeinen Politik von Wichtigkeit sind (Minister und Staatssekretäre, Ober- und Regierungspräsidenten, Landräte und ähnliche Beamte), von Leuten besetzt sind, die nicht gegen die von der Regierung betriebene Politik arbeiten. Deshalb ist es selbstverständlich, daß diese Posten, soweit sie bisher von reaktionären Beamten besetzt sind, deren Tätigkeit auf eine Wiedereinführung des alten Systems hinausläuft, durch Anhänger des neuen Systems ersetzt werden. Bei allen übrigen Beamten denkt die Regierung oder die Sozialdemokratische Partei gar nicht daran, ihnen irgendwelche Vorschriften über ihre politische Gesinnung zu machen, soweit sie nicht ihr Amt zu einer bestimmten politischen Beeinflussung mißbrauchen."

Ja wie denn? Das alte System sollte doch restlos zusammengebrochen sein, und nun lebt es sich fröhlich weiter aus, nur in anderen Bekleidungsstücken? Denn dieselben Forderungen mit denselben Gründen hat ja das alte System immer für sich geltend gemacht, nur wurde es damals auf das schärfste bekämpft, während es heute als „selbstverständlich" anerkannt wird. Aber das ist doch kein — Systemwechsel?

*

Im Zirkus

gibt's Verwandlung. Am Ende der Nummer tritt ein Trupp gewandter Diener ein, um aufzuräumen. Da ist es ein beliebtes Spiel für die lustige Person, bei dem Werk mitzutun. August stellt sich auf und zeigt mit befehlender Hand, was geschehen soll; natürlich geschieht das Gegenteil. Oder er faßt selbst mit an, aber am unrechten Ende, stößt sich, stolpert, hindert überall und liegt meist am Boden. Großer Beifall ist ihm sicher. Täte es nicht manchem Staatsmann von heute gut, sich sein Spiegelbild einmal anzusehen? Vielleicht findet er es nicht einmal so ähnlich, denn der Clown verdient sein Geld redlich, aber Minister und Soldatenräte bezahlt das Volk eigentlich nicht dafür, daß sie Dummheiten machen und daß sie denen im Wege stehen, die arbeiten wollen.

A. P.

*

Der Hang zum Kotau

Ein Bericht vom Internationalen Sozialistenkongreß in Bern schließt mit dem Hinweis, daß die Versammlung Herrn Eisner eine Huldigung darbrachte, an der sich auch die Franzosen beteiligten.

Die hatten auch allen Grund, mit dem bayerischen ungekrönten König zufrieden zu sein. Er brachte es fertig, den Deutschen in der Gefangenenfrage überhaupt das Recht des Protestes abzusprechen. Was rührt Herrn Eisner, dem ein wohlgeheizter Salonwagen zur unbeschränkten Verfügung steht, während kaum ein Dutzend ausgekältete D-Züge im Betrieb sind, was rührt ihn das Elend der Kriegsgefangenen! Selbst der „Vorwärts" richtet aus diesem Anlaß die Frage an Herrn Eisner, ob er sich denn nicht vor den Franzosen schämt.

Ein würdiges Gegenstück leistete sich auf derselben Tagung Herr Kautsky, der es für selbstverständlich erklärte, daß Elsaß-Lothringen ohne Volksabstimmung schlankweg zu Frankreich geschlagen werde.

Man könnte vor Scham in den Boden sinken, daß auf einem internationalen Kongresse deutsche Interessen so von Deutschen preisgegeben wurden. Von Deutschen? Da ist es denn doch am Platze, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, daß Herr Eisner seiner Abstammung nach Jude, Herr Kautsky Tscheche ist.

*

Harden als Gehilfe der Entente

Die deutsche Presse in dem von den Belgiern besetzten Gebiet wird von den belgischen Besatzungsbehörden zur Aufnahme von Deutschland verunglimpfenden Artikeln gezwungen. Materiallieferant für diese antideutsche Propaganda ist Herr Isidor Witkowski. Der in Moers erscheinende „Niederrheinische Generalanzeiger" brachte in seiner Nr. A 136 folgenden Artikel in französischem und deutschem Text:

Die deutschen Verbrechen!

Maximilian Harden zieht in der „Zukunft" nachstehende Bilanz über die deutschen Verbrechen:

„51 Monate Herrschaft in Belgien mit getrennter Verwaltung, Raub von Rohmaterialien, von Maschinen, von Waren aller Art, von 3 Milliarden Bargeld oder Banknoten, Rechtsverletzungen, Zuchthausstrafen, zwangsweise Abschiebungen, und zuletzt noch Zerstörung der industriellen Städte, Plünderungen, Verwüstung von Nordfrankreich, von Kathedralen, von Denkmälern, von Hüttenwerken und Fabriken, von Obstgärten, Luftbombardements gegen das Völkerrecht, Torpedierungen von Handels- und Lazarettschiffen, Pakte mit Irland und den Vlamen, Einführung von Bomben und Bazillen in neutrale Länder, überall Bestechung, Schmuggel, Diebstahl, geheime und öffentliche Rechtsverletzungen, Armenien mit dem Blut seiner Bevölkerung durchtränkt, und dies alles ohne eine einzige Stimme zugunsten Deutschlands."

Man sieht, bemerkt die „D. T.", daß Herr Maximilian Harden auch außerhalb des jüdischen Berlins mit Behagen genossen wird. Seine Verdienste um das deutsche Volk sind beinahe so groß wie die um die deutsche Sprache.

*

„Astronomische Zahlen"

Ein über russische Verhältnisse sonst gut unterrichteter Pariser Berichterstatter brachte in dem „Petit Parisien" vom 20. Januar eine merkwürdige Angabe des russischen Volksbeauftragten für die Finanzen namens Honkowsky an die Öffentlichkeit. Danach hatten die Ausgaben „astronomische Ziffern" erreicht, d. h. sich nach Abschluß des Friedens mit den Mittelmächten und nach Entlassung des Heeres auf 80 bis 100 Milliarden jährlich erhöht. Wovon werden diese ungeheuerlichen Ausgaben gedeckt? Zum kleinsten Teil durch Steuern und aus den Beschlagnahmen des Vermögens und der Besitzungen wohlhabender Adels- und Bürgerkreise, im übrigen durch die Notenpresse. Ende Dezember 1918 sollen in Rußland nicht weniger als 100 Milliarden Papiergeld im Umlaufe gewesen sein. Sicherlich würde man noch mehr Noten ausgegeben haben. Aber die Presse versagte. Auch fehlte es an geeignetem Papier. H

Unter solchen Umständen verloren die Noten wie die Assignaten der französischen Republik von 1791 ihren Wert und zugleich ihre Fähigkeit als Wertmesser. Wenn die Noten 80 Prozent ihres Wertes verloren haben und nur noch auf 20 stehen, so muß ein Brot, das sonst 1 Rubel kostet, ohne teurer geworden zu sein, mit 5 Rubeln bezahlt werden. Indessen steigen die Preise ins Uferlose, und immer häufiger zahlt man bei dem Ankauf von Waren nicht in Geld, sondern durch Naturalien oder sonst in Tausch, weil der Wert des Papiergeldes von Tag zu Tage sinkt und kaum noch festzustellen ist.

*

Das unartige Kind

Eine unangenehme Überraschung hat das weibliche Stimmrecht seinen Vätern und Müttern bereitet. (Den Vätern = den Sozialdemokraten, den Müttern = den frauenrechtlerischen Demokraten.) Mit wohlbedachter Weisheit haben die ersteren, mit wirklicher Zärtlichkeit die letzteren, es rasch und schmerzlos zur Welt gebracht. Aber das ungezogene Kind zeigt sich seiner Eltern nicht würdig. Sowie es auf seinen Beinchen steht, läuft es in ganz andrer Richtung, als ihm vorgeschrieben ist, und die erschreckten Eltern rufen entsetzt, aber noch mit gedämpfter Stimme, damit die Leute nichts merken, hinter ihm her. Doch wenn sich das schlimme Kind nicht bessert, werden sie ihren Zorn bald nicht mehr halten können und am Ende werden sie gar das ungeratene Geschöpf mit eignen Händen meuchlings ermorden und der Welt sagen, es sei erstens überhaupt nicht ihr Kind, sondern ein Wechselbalg, und es sei zweitens „von selbst“ gestorben.

Ins Ernsthafte übersetzt, heißt das Geschichtchen:

Als die Sozialdemokraten und die Demokraten das weibliche Stimmrecht einführten, rechneten sie damit, daß sie zwar ihre eignen weiblichen Parteigenossen fest in der Hand hätten und durch sie ihren Stimmenzuwachs mindestens verdoppeln könnten, aber daß alle Frauen und Mütter, die der Familie angehörten und für Politik bisher weder Zeit noch Neigung gezeigt hatten, sich wie zuvor schweigend, politisch willenlos verhalten würden.

Diesen Glauben teilten auch wir, und er war in ruhigen, glücklichen Zeiten berechtigt. Nun aber hat die furchtbare Not des Volkes die deutschen Frauen aufgeweckt. Unerwartet stark ist die Teilnahme der bisher schweigenden Frauen. Sie fühlen, was auf dem Spiel steht. Durch die schwer gefährdete Zukunft ihrer Kinder ruft sie das Vaterland. Und sie bringen noch den gesunden Menschenverstand mit, der in der Vertrottelung eines in leeren Theorien (siehe das Schlagwort von der „Objektivität“) herumstampfenden politischen Lebens der Deutschen verloren ging. Daher erfassen grade diese Frauen die Politik im Sinne des gesunden Menschenverstandes, d. h. im nationalen Sinne.

Es hat sich bei den Wahlen im steigenden Maße gezeigt und wird weiter steigen. Eine sozialdemokratische Zeitung klagt bereits, daß durch die Frauen der reine Sieg der Sozialdemokratie vereitelt wäre. Ähnliches sieht die Demokratie, die dem internationalen Kapitalismus dient, kommen. D.

*

Wir Sklaven!

Wie weit unsere Versklavung bereits fortgeschritten ist, wie tief die Ketten in unser persönliches Lebens- und Verfügungsrecht schneiden, beleuchtet grell folgende Notiz aus dem „Berliner Tageblatt“:

„Welche Auswahl und Mengen von Lebensmitteln wir aus der Schweiz beziehen könnten, zeigt das Angebot, das ein Berner Nahrungsmittelgeschäft soeben an eine Dresdener Firma gerichtet hat. Die Schweizer Firma bietet, wie uns von unserem Dresdener o-Korrespondenten geschrieben wird, u. a. folgendes an: 24 000 Büchsen Sardinen (Büchse zu 500 Gramm, 3,90 bis 4,85 Fr.), 15 000 Büchsen verschiedenster Fleischkonserven, zum Beispiel Rinderzunge zu 2 bis 4 Fr., Dauerschinken 1 Pfund zu 8 Fr., gedörrte Früchte (1 Pfund zu 2,60 bis 3,20 Fr.), Kakao (3,40 Fr. das Pfund), Kaffee (1,50 bis 1,75 Fr. das Pfund), ferner

Ceylon-, Pekou- und Souchontee, Schokolade, Wein, Spirituosen, Konfitüren u. a. m. zu ähnlichen Preisen. Außerdem gewährt die Firma 5 Prozent Rabatt. — Es wäre natürlich sehr wünschenswert, wenn diese Lebensmittel nach Deutschland kämen. Nach dem letzten Finanzabkommen hängt aber die Einfuhrbewilligung nicht von den deutschen Behörden, sondern von der Entente ab, und es ist leider nach den bisherigen Erfahrungen kaum anzunehmen, daß die Entente diese Bewilligung erteilen würde."

*

Die Angst vor der Intelligenz

In einer Versammlung des Bürgerrats von Groß-Berlin äußerte der Handwerkskammerpräsident Obermeister Rahardt: Über Vettern- und Cliquenwirtschaft bei Kandidatenaufstellungen herrsche tiefe Mißstimmung und Erbitterung. Der gewerbliche und kaufmännische Mittelstand wolle sich nicht länger gefallen lassen, daß hauptsächlich Akademiker als Kandidaten aufgestellt werden. Nicht von Herren mit dem Doktortitel, sondern von eigenen Vertrauensleuten wolle die gewerbe- und handeltreibende Bevölkerung vertreten werden.

In dieser Äußerung spiegelt sich das ganze Elend unseres politischen Lebens wieder. In Wahrheit weiß Herr Rahardt ganz genau, daß die Vettern- und Cliquenwirtschaft genau die gleiche sein würde, wenn die „kleinen Leute" unter sich blieben. Was er befürchtet, ist die Übertragung des Mandats auf eine Person, die keine umumschränkte Gewähr dafür bietet, daß sie nun auch wirklich keinen Fingerbreit von dem schmalen Pfad des Berufsinteresses abweiche. Sie wollen eben die Welt durch ein Insektenauge sehen und deswegen erblicken sie ihr Ideal in einem Kandidaten, dessen Gesichtsfeld durch seinen Bildungsgrad nicht über die Grenze hinaus erweitert ist, die das rein berufliche Interesse umfaßt. Die kleinen Geister wollen unter sich sein. Es entspringt derselben Ursache, wenn wie im alten, so im neuen Reichstag, der vorübergehend „Nationalversammlung" heißt, die wirklichen „Köpfe" völlig in der Menge zünftiger Interessenvertreter verschwinden.

Die kleinbürgerlichen Kreise würden sich selbst am meisten schädigen, wenn sie sich von dem kritiklosen Haß des Proletariers gegen die Bildung anstecken ließen. Wohin die Ausschaltung der Intelligenz führt, lehrt ein Blick auf die Mißwirtschaft der Arbeiter- und Soldatenräte.

*

Wahnsinn!

Der Wahnsinn der ständigen Arbeitsverkürzung und Lohnerhöhung in Deutschland nach dem revolutionären Dogma: „Revolution ist Lohnerhöhung!" fängt bereits unsern Nachbarn an aufzufallen. So findet sich in der Börsenübersicht im Morgenblatt des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" vom 12. 1. 19 folgende eindringliche Mahnung: Was die mit rasender Geschwindigkeit zunehmenden Forderungen der Arbeiter bedeuten und zu welcher Zerrüttung des wirtschaftlichen Lebens sie führen können, lehrt uns neben Rußland Deutschland. Während man gehofft hatte, daß das Ende des Krieges auch das Ende der andauernd höher werdenden Lebensunterhaltskosten bringen würde, tritt gerade das Entgegengesetzte ein. Durch die außerordentlichen Lohnerhöhungen sind die Preise aller Rohstoffe dermaßen gestiegen, daß Roheisen jetzt drei bis viermal so viel kostet als vor dem Kriege, während Fertigwaren sechs- bis siebenmal teurer geworden sind. Das Schlimmste hierbei ist, daß die Konkurrenz mit dem Auslande dadurch unmöglich geworden ist. Die Vereinigung der Industriellen in Sachsen teilte z. B. dieser Tage mit, daß Maschinen in England um 100 v. H. billiger geliefert werden können als in Deutschland. Die Fabrikation von Kunstblumen, die in Deutschland 24 bis 30 ℳ das Dutzend kosten, ist in Frankreich um so viel billiger, daß sie dort für 9 Frs. das Dutzend verkauft werden können. Stoffe, die in Deutschland in der Fabrik 3 ℳ das Meter kosten, werden im Auslande für die Hälfte und noch billiger angeboten. Das sind nur

einige herausgegriffene Beispiele, die aber bereits zur Genüge erkennen lassen, daß unter diesen Umständen die Aussicht auf Ausfuhr für Deutschland, vorläufig wenigstens, geschwunden ist, damit aber auch die Aussicht auf wirtschaftliche Wiederherstellung, die in der Hauptsache gerade durch die Wiederaufnahme der Ausfuhr zu erreichen wäre. Derart sind die Aussichten eines Landes, das noch vor wenigen Jahren an der Spitze des Welthandels stand! Und unter den heutigen Verhältnissen, die eine Einfuhr nur durch Warenausfuhr ermöglichen, weil nicht genügend Gold zur Begleichung der Schulden im Ausland vorhanden ist, wo Deutschlands Rettung also von der größtmöglichen Anspannung seiner Arbeitsleistung abhängt, wird die tägliche Arbeitszeit aufs äußerste verkürzt, werden die anormalsten Lohnforderungen gestellt und wird das Land im Innern durch Bürgerkrieg zerfleischt.

*

Auch die Schmarotzer fordern!

Was zuviel ist, ist zuviel! Wir haben es über uns ergehen lassen müssen, daß Müllkutscher, Straßenbahnschaffner, Kellner und Bergleute Löhne und Abfindungen verlangten und mit Gewalt durchsetzten, die in keinem Einklang mit der geleisteten Arbeit standen. Aber der Gipfel der Unverfrorenheit ist es doch, wenn jetzt auch die — Angestellten der Kriegsgesellschaften mit maßlosen Lohnforderungen aufzutreten wagen.

Man sollte meinen, daß gerade diese Herrschaften den zwingendsten Anlaß hätten, von ihrem Vorhandensein so wenig Aufhebens wie nur möglich zu machen. Was wollen sie überhaupt noch? Der Krieg ist zu Ende. Ihrem Wirken, das unserem Wirtschaftsleben geradezu zum Verhängnis gereicht hat, fehlt jede, aber auch jede positive Unterlage. War es schon ein Skandal und eine unverzeihliche Sünde, daß die alte Regierung diese Gesellschaften, die ein Dorado für Schieber und Drückeberger bildeten, mit den weitgehendsten Befugnissen und Vorrechten jeder Art freigebig ausrüstete, so ist es völlig unbegreiflich, daß eine sozialistische Regierung, die doch das Allgemeinwohl in allererster Linie im Auge haben müßte, diese schlimmste aller Schmarotzerpflanzen nicht umgehend mit Stumpf und Stiel ausgerottet hat. Was haben diese Kriegsgesellschaften auf unserer Wirtschaft gelastet, wie ist durch sie die drangvolle Lage des Volkes bis zur Unerträglichkeit gesteigert worden! Hat man denn ganz und gar vergessen, wie diese Schieberinstitute größten Kalibers die Konjunktur ausgebeutet haben, wie sie mit unersättlicher Gefräßigkeit über unser Volksvermögen hergefallen sind, wie sie allmählich alle Prachthotels, Mietspaläste, ja ganze Häuserblocks für ihre „gemeinnützigen“ Zwecke in Anspruch nahmen? Und das alles, während die da draußen bei immer schlechter werdender Nahrung, bei kargem Sold, in Dreck und Trommelfeuer den Feind fernhalten mußten!

Und da kommen die Angestellten dieser nicht einmal mehr dem Namen nach daseinsberechtigten Organisationen und erheben dreist und laut „Forderungen“. Sie, die ihre behaglichen Stellungen zum größten Teil der Protektion verdanken, sollten sich lieber nach einer reellen Betätigung umsehen, anstatt ihr Drohnenleben durch Streckung der Arbeit künstlich zu verlängern. Die Herren in leitenden Stellungen haben, wie jedermann bekannt ist, während des Krieges spielend Millionen verdient, aber auch die andern bis herab zu den ungezählten Scharen der Tippfräuleins werden von dem reichlichen Gehalt, der ihnen gezahlt werden konnte, ein schönes Stück Geld auf die hohe Kante gelegt haben. Außerdem bietet sich für gar manchen jetzt die Gelegenheit, das im Kriege Versäumte nachzuholen: Freiwillige werden verlangt!

Nächst der verluderten Etappe tragen die Kriegsgesellschaften ohne Zweifel die Hauptschuld an unserm Niederbruch. Wenn sie jetzt sehr zur Unzeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenken, sollte von allen Seiten einmütig der erbitterte Ruf nach Abbau dieser staatsschädlichen Gebilde erhoben werden. K. Sch.

Bürgerliche Streikbrecher

In den verschiedenen deutschen Städten hat das Bürgertum, nachdem jede Unterstützung seitens der Reichsregierung unterblieben war, zur Selbsthilfe gegriffen und gegen die schamlose Wirtschaft der Spartakisten den Streik in Anwendung gebracht. Dieses drastische Mittel hat auch durchweg den erwünschten Erfolg gezeitigt. Nur in der Kommunistenrepublik Düsseldorf, wo es am wildesten hergeht, ist der Ordnungsstreik mißglückt und zwar in der Hauptsache deswegen, weil einzelne vorgesetzte Behörden den Beamten in den Rücken gefallen sind. So hatte die Telegraphen- und Fernsprechdirektion ihr allerhöchstes Mißfallen über das Vorgehen der Beamtenschaft ausgedrückt und die sofortige Wiederaufnahme des Dienstes angeordnet!

Hier liegt ein typischer Fall bureaukratischer Verbohrtheit vor. Die hohen Herren bilden sich sicher viel darauf ein, daß sie sich als Säulen unentwegter Pflichterfüllung erwiesen haben. Die Moral der Amtstreue in allen Ehren — aber hat denn der gesunde Menschenverstand heutzutage gar keine Daseinsberechtigung mehr? Eine geringe Denkübung hätte doch unschwer zu dem Ergebnis führen müssen, daß ein gegen den Bolschewismus gerichteter Streik mindestens dieselbe Geltung beanspruchen darf wie etwa der Akt der Notwehr. Solange der Perückengeist der behördlichen Spitzen sich nicht zu dieser Erkenntnis durch„ringt“, wird Spartakus sich wohl noch manchmal auf Kosten der Sicherheit und Ordnung ins Fäustchen lachen können.

*

Vom guten Ton

Es wäre wohl angebracht, für den republikanischen Handgebrauch einen neuen Knigge herauszubringen. Was sich tagtäglich die Führer der Proletarier gegenseitig für Freundlichkeiten an den Kopf werfen, geht bald auf keine Kuhhaut mehr. So weit ist es nun schon gekommen, daß man sich die verhaßten Typen des alten Regimes als Muster vor Augen hält. Es entbehrt nicht ganz des Humors, wenn beispielsweise Herr Kuhnt, der selbstherrliche „Präsident“ des Freistaates Oldenburg-Ostfriesland, über den Oberkommandierenden Noske folgendes Werturteil fällt:

„Die alten Berufsgeneräle waren brutal, aber sie hatten Tradition und das gab ihnen eine gewisse Haltung und Zurückhaltung, — der neue Parvenugeneral aber hat ihnen nur abgeguckt, wie man sich räuspert und wie man spuckt, — er hat nur die Brutalität geerbt, aber nicht die Haltung. — Es ist traurig, sagen zu müssen, daß der neue rote Cäsarenwahn schlimmer zu sein scheint, als der alte junkerliche.“

Also so ganz unempfänglich für „Tradition“ und „Haltung“ scheint man selbst auf dem radikalsten Flügel der roten Couleur nicht zu sein. Nur, daß man es eben immer am andern vermißt. Dadurch, daß sie sich gegenseitig an Verunglimpfungen überbieten, liefern die Vertreter der Arbeiterschaft nicht gerade den Beweis, daß diese reif und berufen sei, die oberste Gewalt innezuhaben.

*

Xenien ins Stammbuch

Adolf Hoffmann.

Es ist nichts schrecklicher, als eine tätige Unwissenheit. *Goethe.*

Spartakus.

Das Fürchterlichste ist, wenn platte, unfähige Menschen zu Phantasten sich gesellen. *Goethe.*

Es ist die sozialistische Wochenschrift „Die Glocke“, die diese treffenden Sinnsprüche mit feinem Verständnisse herausgesucht hat. Man kann es den gebildeten Sozialisten schon nachfühlen, daß ihnen die Brüder gekennzeichneter Art „das Fürchterlichste“ sind und daß sie dieser Gesellschaft schließlich den dicksten und dümmsten Bourgeois vorziehen würden. Gr.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

XI. Jahrg. März 1919 Heft 9



Der Türmer

Inhalt: Seite

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Verlag von Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 6 Mark Einzelne Hefte 2 Mark 20 Pfg.

Hierzu eine Prospekt-Beilage vom Hakenkreuz-Verlag, Hellerau (Amtshptm. Dresden)

Der Universalentwickler

„Agfa"-Rodinal

Für Fachleute wie Amateure
Für Platten, Filme, Papiere
Für Negative wie Diapositive
Für Schalen- wie Zeit- und Tankentwicklung
Für richtige, wie Über- und Unterexposition

Bequemste Anwendung,
nur nach Anweisung mit 10—30 Teilen Wasser zu verdünnen.

Leistungsfähig, zuverlässig
Außerordentlich haltbar

$^1/_{20}$, $^1/_{10}$, $^1/_4$, $^1/_2$ Liter Originalflaschen.

Näheres über sämtliche „Agfa"-Photoartikel
im

„Agfa"-Photo-Handbuch

181.—200. Tausend. 75 Pfg.
Durch Photohändler!

„Agfa", Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin SO 36



Monatlich 3 Mark bei allen Postanstalten
und beim Verlag Ullstein & Co, Berlin SW 68

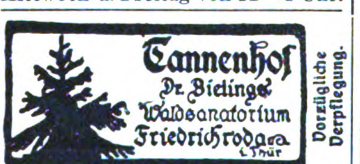
Für Kur und Erholung

Bad Lippspringe
Pension Villa Waldfrieden
herrlich am Walde gelegen für **Leichtlungenkranke** und **Erholungsbedürftige.** Helle freundliche Zimmer mit Zentralheizung — gute Verpflegung. Auch für **Winterkuren vortrefflich geeignet.**

Dr. Möller's Sanatorium
Dresden-Loschwitz
Diätetische Kuren.
Gr. Erfolge i. chron. Krankh.
Billige Zweiganst. — Prosp. fr.

Kinder-Erholungsheim
Braunlage im Oberharz
Sommer- und Winteraufenthalt für Kinder und junge Mädchen gebildeter Stände. Prospekte durch
Gertrud Wetzel.

Zuckerkranke,
die bisher alles umsonst angewandt, lassen sich sofort kostenlos aufklärende Broschüre von der **Aerztlichen Heilanst. f. Zuckerkranke, Berlin W 35, Kurfürstenstrasse 149,** senden. Zahlreiche Dankschreiben aus allen Kreisen. Dr. med. W. Domann. Sprechzt. d. Arztes: Montag, Mittwoch u. Freitag von 12—1 Uhr.



Vorzügliche Verpflegung.

„Godeshöhe". Kuranstalt für Nervöse, Erholungsbedürftige.
Schönste Lage Rheinlands.
Prospekt durch
Godesberg a. Rh. Dr. Bernard.

Bad Warmbrunn. Seit 1281 bekannter Kurort am Fuße des Riesengebirges.
Bahnstat. — 8 schwefelhaltige stark radioaktive Thermalquellen. — Angezeigt geg. alle Formen v. chron. Gelenk- u. Muskel-Rheumatism., Gicht, Zuckerharnruhr, Nieren- u. Blasenleiden, b. Nerven-, Frauen- u. Hautkrankh. **Kriegsverletzungen.** — Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielpl. usw. Kurzeit Mai—Oktober. — Brunnenversand der „Neuen" und „Kleinen Quelle" sowie des Tafelwassers „Ludwigs-Quelle" des **Herm. Kunicke in Hirschberg** i. Schl. — Auskunftsbücher frei durch die Badeverwaltung.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)
Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt.
Prospekt und Auskunft d. d. Verwaltung.



Frankfurt a. Main / Kölner Hof
Bekannter Gasthof guten Ranges am Hauptbahnhof, rechts.
150 Zimmer mit 180 Betten von M. 2.50 bis M. 4.— / Zimmer mit Bad / Dampfheizung / Fahrstuhl / Elektr. Licht.
Besitzer: **Herm. Laaß.**

Gossmann's Sanatorium Wilhelmshöhe-Cassel
Beste Heilerfolge. Auch für Erholungsbedürftige. Arzt und Ärztin. Gesunde, reichliche Verpflegung (eigene Landwirtschaft).



Heidelberg : Hotel Victoria.
Haus allerersten Ranges • Auto-Garage.



Schierke a. Harz, Hotel Fürst zu Stolberg
200 Zimmer und Salons / Bäder / W.-C.
Näheres durch die Direktion.

Braunlage Oberharz. **Fremdenheim Haus Sophienhöhe.**
Fernspr. Nr. 36. Best empfohlenes Haus zur Kur und Erholung. Gute Verpflegung. Inhaberin **Clara Hardt.**

Dr. Lahmanns Sanatorium



in Weißer Hirsch bei Dresden
Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilfaktoren
einschl. Höhensonne- und Röntgen-Therapie. Thermopenetration, d'Arsonvalisation, Franklinisation, Neuzeitliches Inhalatorium. Luft- und Sonnenbäder.

Stoffwechselkuren.

Für kurgemäße Verpflegung ist **bestens gesorgt.**
Physiol.-chem. Laboratorium (Vorstand Ragnar Berg).
Prospekte kostenfrei.

Briefe

Dr. **Gr. F. A. R. 270.** Ihre Anfrage konnten wir Ihnen nicht eher beantworten, weil wir nur Ihre Feldadresse besaßen. Wir geben die uns von dem Verfasser des Aufsatzes „Lustspiel und Politik" übermittelte Antwort, die sich übrigens auch verzögert hat, weil der Verfasser auf dem Rückmarsch war, an dieser Stelle wieder: Von Bauer sind erschienen: „Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen" (Tübingen 1914, J. C. B. Mohr) sowie „Der Krieg und die öffentliche Meinung" (ebendort 1915). Von französischen Darstellungen der Massenpsychologie verweise ich insbesondere auf Le Bon, Psychologie der Massen (deutsche Übersetzung, Leipzig — ich glaube 1910 —, Verlag Klinkhardt).

D. A. J., Stuttgart. In seinen „Mitteilungen" veröffentlicht das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart ein **Preisausschreiben** zur Klärung der Frage der **Wahlfähigkeit von Auslanddeutschen**, die im Besitz einer deutschen Staatsangehörigkeit sind, und zwar auch solcher, die vielleicht auch noch eine zweite Staatsangehörigkeit besitzen, sowohl nach der völkerrechtlichen wie auch nach der staatsrechtlichen Seite hin. Positive Vorschläge über die praktische Durchführung, insbesondere über die Aufstellung von Kandidatenlisten und das Wahlverfahren, sowie eine rechtsvergleichende Darstellung werden erwartet. Es sind zwei Preise von 1000 ℳ und 500 ℳ für die besten Bearbeitungen ausgesetzt. Die besten Arbeiten werden vom Ausland-Institut veröffentlicht. Das Preisrichteramt haben die Universitätsprofessoren: von Blume-Tübingen, von Anschütz-Heidelberg, Mendelsohn-Bartholdy-Würzburg, Partsch-Freiburg i. Br. und Dr. K. Strupp-Frankfurt a. M. übernommen. Die Arbeiten sind bis zum 1. Mai 1919 einzusenden. Näheres ist durch die Geschäftsstelle des Deutschen Ausland-Instituts, Stuttgart, Königstraße 16, zu erfahren. Da die Frage der Wahlfähigkeit der Auslanddeutschen gerade jetzt die Öffentlichkeit in Deutschland stark beschäftigt, wird wohl eine rege Beteiligung zu erwarten sein. In den „Mitteilungen" werden des weiteren eine große Anzahl Stimmen von Auslanddeutschen zur gegenwärtigen Lage in Deutschland veröffentlicht, eine Rundschau über die Schicksale der Auslanddeutschen bringt allerdings wenig Erfreuliches. Bemerkenswert ist auch die regelmäßig in den „Mitteilungen" erscheinende Bibliographie der Neuerscheinungen auf dem Gebiete des Auslanddeutschtums und der Auslandkunde.

„Sie wittern Morgenluft." Dieses geflügelte Wort wird in Deutschland meist auf die bekannte Stelle im „Hamlet" zurückgeführt. Mehr hat aber die Meinung eines Lesers der „T. R." für sich, der dafür die Stelle aus Bürgers Leonore in Anspruch nimmt, wo der gespenstische Reiter, als er auf den Kirchhof zusprengt, sein Roß mit den Worten anfeuert: „Rapp, Rapp, ich witt're Morgenluft". „Zur Begründung möchte ich anführen, daß Bürgers ‚Leonore' viele Jahrzehnte lang beinahe jedes deutsche Kind teilweise auswendig wußte, was man von der betreffenden Stelle im ‚Hamlet' nicht sagen kann. Auch erinnere ich mich, das Zitat oft aus Volksmund vollständig mit dem Zusatz ‚Rapp, Rapp' gehört zu haben.

Was die Deutung des Wortes betrifft, so findet sie sich schon, etwas knapper gefaßt, bei Büchmann — der Shakespeare und Bürger zitiert —; es heißt da S. 316 (der 24. Aufl.): ‚Es wird fast immer im Sinne sich vorbereitender freiheitlicher Ideen zitiert, während Hamlet die stillschweigende Schlußfolgerung daran knüpft: ‚Ich muß zurück ins Schattenreich'."

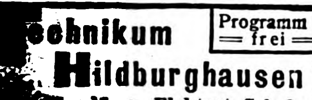
Abgeblitzt. „Köln. Volksztg.": In einem niederbayerischen Städtchen kam in das Ordinationszimmer eines Zahn-

Zur gefl. Beachtung!

Wenn Sie mit nebenstehenden Anstalten in Briefwechsel treten, dann bitten wir immer hervorzuheben, daß Sie die Anzeige im „Türmer" gelesen haben.

Glauchau i. Sa.
Pädagogium
Erziehungs- und Unterrichtsheim f. nervöse, willensschwache schwer lernende Knaben mittlerer und höherer Schulen.
Prosp. d. d. Leiter: K. Richter.

Vorbildung z. Einjähr., Prim., Abit.-Prfg. i. Dr. Harangs Anst., Halle S. 39



Heinrichs Einjährigen-Institut Hildburghausen
bereitet seit 20 Jahren mit bestem Erfolge, besonders auch bei mangelnder fremdsprachlicher Vorbildung, auf die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung vor. Kleines Internat (ausreichende Verpflegung). Mäßige Preise. Auch für Damen und Kriegsbeschädigte.

Kieler Privat-Realschule, Kiel. Vorschule, Klassen VI—U. II (I) und **Sonderkurse** für Einjährige, Fähnriche, Seekadetten u. sämtl. Schulprüfungen schnell u. sicher. Günstigste Erfolge. Mäßige Preise. Prospekte und Berichte Dir. Dr. Heine.

Einjährigen- und Fähnrichs-Kurse Königsberg, Pr.
Vord. Vorst. 38 II, r.
H. Hermenau, Inst.-Dir. a. D., bisher Leiter und Besitzer des Stolper Schülerheims, Stolp, Pom.

Prospekte von den hier anzeigenden Bildungs-Anstalten liegen zu einem großen Teil in unserer Geschäftsstelle aus oder werden auf Verlangen gegen Porto-Ersatz zugesandt von der Anzeigenverwaltung des Türmer, Berlin W. 35.

Bublitz, Pom. Pfarrer Kranenbergs Einj.-, Prim.- u. Fähnr.-Institut. Internat. O.-Tert. bestand. schon nach 5 Woch., U.-Tert. nach 4 Mon., Dorfschül. ohne sprachl. Vorbildg. nach 1 Jahr d. Einj.-Prüfg.

v. Hartungsche Anstalt
Cassel-Wilhelmshöhe Vorbereitung für alle Schul- u. Notexamina, besonders Fähnrichexamen. — Prospekt d. den Direktor K. Topf.

Coburg | Stadlers Schülerheim | Coburg
Einjährigen-Vorbereitung.

Dresden, Vorbereitungs-Institut Riss (vorm. Pollatz) Einj., Fähnr., Prima, Abitur., — auch Damen. Gegr. 1860. • Marschnerstr. 3. — Pensionat. — Prospekt

Pädagogium Traub, Frankfurt a. Oder 4.
Einjährig-Freiwillige, Primaner, Abitur. Uebertritt in alle Klassen. Damenabteilung. Vorzügliche Erfolge bei großer Zeitersparnis. Bestempfohlenes Schülerheim. Prospekt und Erfolge frei.

Frankfurt a. M. Prof. Dr. Brunner
[illegible]

Gießener Pädagogium.
Höhere Privatschule für alle Schularten. Sexta—Oberprima
Einjährigen-, Primareife-, Abiturienten-Prüfung.
Schülerheim in etwa 25000 qm großem Park. Gute Verpflegung. Charakterbildung durch Arbeit und Pflichten. Musik, Sport.
Drucksachen durch Dir. Brackemann, Giessen a. d. L., Wilhelmstr. 16.
Nähe Universität.

Kaufmännische Privatschule
Höh. Handelsfachklasse d. Prof. O. Kühne, Direktor d. Evang. Pädagogiums
in Godesberg a. Rhein
Gründliche Ausbildung in allen kaufm. Wissenschaften. Sonderabteil. für Knaben u. Mädchen. Internat für Knaben in Familienhäusern des Pädagogiums, für Mädchen in gutempfohlenen Familien am Ort.

Dr. H. Krause Höhere Vorbereitungs-Anstalt f. Abitur.-, Prim.-, Einj.-Examen u. alle Klass. höh. Lehranstalt. 26jähr. glänz. Erfolge. Pens. Besond. Damenklasse.
Halle a. S. Bish. best. 245 Abitr., dar. 116 Dam. Prosp. fr. d. Dir. Dr. E. Busse.

Gildemeister's Institut, Hannover, Leopoldstr. 3. Sexta bis Oberprima (auch Damen). Einjährige besondere Klassen. Schularbeiten unter Aufsicht. Von Herbst 1914 bis Herbst 1916 bestanden 58 Abitur., 24 Prim. bez. Fähnr., 171 Einj.-Freiw. Prospekt durch die Direktion, W. Johst.

Meyers Vorbereitungs-Anstalt, Hannover, Hedwigstraße 13, Fernspr. Süd 5296 für Einjährige, Primaner, Fähnriche und Abiturienten, auch Damen. In 25 Prüfungen 1917/18 bestanden alle Schüler / Schularbeiten unter Aufsicht / Pension im Hause. MEYER, ehemaliger Mitinhaber des Gildemeister-Instituts.

Pädagogium Karlsruhe, B. Ruhige Lage zwischen Gärten. — Führt in kl. Kl. bis Abitur (auch Damen.) — Fam.-Anschluß. — Seit 1907 best. 78 Zögl. f. V b. O. I; 30 d. Einjähr.-Ex.; 5 d. Fähnrich-Ex. und 15 Hosp. d. Abitur. Kriegerwaisen schulgeldfrei. B. Wiehl, Besitzer.

Lähn i. Riesengeb. bei Hirschberg. ✲ **Pädagogium** Ländliche Schulanstalt Begründet 1873.
Kl. Klassen, real, realgymn. u. gymn. Ziel: Einjähr. u. Vorbereit. auf Obersekunda. Streng gereg. Internat fam. Charakt. Beste Pflege, Unterr. u. Erziehg. Oekonomie. Sport. Wandern. Bäder. Medizin. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Prosp. frei durch die Direktion.

arztes noch spät abends ein Arbeiterrat. Eingedenk seiner hohen Würde trat er mit Kommandogewalt auf und sagte: Richten Sie mir meinen Zahn, aber sogleich, denn ich habe Eile! Ganz höflich erwiderte der „Bourgeois"-Zahnarzt: Bedaure sehr, mein Herr, heute abend kann ich Ihnen den Zahn nicht richten; mein Achtstundentag ist bereits zu Ende.

„**Papiermangel.**" In der „Voss. Ztg." finden wir folgende bewegliche Klage:

Der Papiermangel hält an! Das Publikum wird es kaum begreifen, wenn die Zeitungen nach wie vor über Papiermangel klagen. Tatsächlich genügt ja ein Blick auf die Straße, um festzustellen, daß alles in Papier schwimmt. Man muß manchmal durch ein Meer von Flugblättern waten, in die Schaufenster kann man nicht mehr hineinblicken, weil sie vollgeklebt sind, und zwar nicht etwa bloß mit Wahlaufrufen, sondern neuerdings auch mit Ankündigungen aller, manchmal sogar recht zweifelhafter Art. Wie ist es demgegenüber zu erklären, daß die großen Zeitungen manchmal aus Papiermangel in Verlegenheit sind, wie sie ihren einfachsten Berichterstatterpflichten genügen können und wie sie wenigstens diejenigen Anzeigen unterbringen, deren Zweck nur erfüllt wird, wenn sie am nächsten Tage erscheinen? Die Antwort ist zwiespältig, aber doch einfach: Erstens, weil es an Kohlen fehlt, kommt tatsächlich zu wenig Papier auf den Markt, zweitens aber, das Druckpapier für die Tageszeitungen wird bewirtschaftet, das Papier für Flugblätter aber und dergleichen ist „markenfrei". Die Kriegswirtschaftsstelle versagt, und der Schleichhandel blüht.

Es gibt aber noch einen anderen, sehr erheblichen Mißstand. Man sollte denken, daß die übereifrige Propaganda, für die unter dem alten System alle erdenklichen Regierungsstellen eingespannt waren, durch die Revolution eine Einschränkung erfahren hätte. Weit gefehlt! Die Besetzung der Propagandastellen hat vielleicht gewechselt, die Mißwirtschaft aber hält an. Vielfach kennt man nur die eine Überlegung, wie man die Millionenauflagen bei irgend einer Druckerei unterbringt. Die weit schwierigere Überlegung, wie man eigentlich ein paar Millionen

Flugblätter unterbringt, kommt gewöhnlich erst später oder zu spät. Daher die paketweise Ausstreuung von Drucksachen auf der Straße und deshalb manchmal die Zustellung ganz veralteter Drucksachen unter Streifband oder in einem dicken Umschlag. Auch aus anderen Gründen wäre es an der Zeit, daß dieser Mißwirtschaft endlich ein Ende gemacht wird. Es gibt nämlich Werbeleiter, deren größter Erfolg darin besteht, daß sie drei oder vier gut bezahlte Posten dieser Art in einer Person zu vereinigen wissen. Auch in anderen Zweigen der Verwaltung findet eine merkwürdige Ämterhäufung statt. Eigentlich haben wir ja kein Geld dafür, um solche Verschwendung zu treiben, aber dafür ist genug Papier da, um das Papiergeld für diese Ämterjäger zu drucken!

M. K., Rittergut Fr. Sie machen uns auf eine „Feldzeichnung" aufmerksam, die von der „Deutschen Tageszeitung" in den „Bildern zur Zeitgeschichte" gebracht wird. In der Tat sollte man doch endlich mit diesem üblen Byzantinismus brechen, der uns den dilettantisch verzeichneten Studienkopf eines Feldgrauen doch wohl bloß aus dem Grunde auftischt, weil er vom ehemaligen deutschen Kronprinzen entworfen ist. Und dann noch dazu folgender Text:

„Gleich seinem großen Vorfahren, dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., hat unser früherer Kronprinz die Mußestunden, die ihm als Heerführer oft recht karg zur Verfügung standen, als ‚Soldatenmaler' ausgefüllt. Irdend ein braver helläugiger deutscher Junge, der sich bei einer Patrouille in den Argonnen oder der Champagne durch Schneid ausgezeichnet hatte, diente ihm als Modell für ein schnell, aber treffsicher hingeworfenes Blatt in Rötel, Pastell oder Farbstift, wie deren unsere Abbildung eines aus Berliner Privatbesitz zeigt."

Auch uns scheint das eine ganz unangebrachte Methode zu sein, um Sympathien für den Verbannten zu erwirken.

G. in Z., Niederösterreich. Verbindl. Dank für Ihre freundlichen Zeilen. U. a. schreiben Sie uns: „Der Krieg und erst recht das traurige Kriegsende haben uns sehr unsanft mit der Nase auf die Judenfrage gestoßen. Es ist ja unglaublich, daß nun tatsächlich dahergelaufene Juden das deutsche Volk regieren. In der Hinsicht ist fast das alte Österreich einmal dem Deutschen Reich über. Wir dürften hier einige entscheidende Stellen weniger von Juden besetzt haben. Aber die Abrechnung wird kommen, und es wäre sehr bedauerlich, wenn der ‚Türmer‘ in dieser Hinsicht seinen Weltblick und seine Kampfesfreude vermissen ließe.“

Wir sind gewiß die letzten, die sich über die Gefahr der jüdischen Durchdringung unseres Regierungssystems nicht vollauf im klaren sind, und wir werden wie bisher, so auch in Zukunft nicht verfehlen, zu unserem Teil an der nötigen Aufklärung beizutragen. Aber ebensowenig können wir uns bereit finden, den Boden sachlicher Auseinandersetzung zu verlassen. Für eine Kampfesweise im Stil der Ahlwardt und Pückler haben wir schon aus Gründen des guten Geschmacks nichts übrig. Man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.

W. P., H. Sie vermögen unsere Auffassung über die Flucht des Kaisers nicht zu teilen. Nach weiteren, inzwischen ans Licht gekommenen Berichten kann in der Tat ein abschließendes Urteil heute noch nicht gefällt werden. Jedenfalls geben wir Ihrer Zuschrift, für die wir Ihnen bestens danken, an dieser Stelle Raum:

„Ich habe den Kaiser viel kritisiert, solange ihm noch alles zujubelte, fühle mich aber im Gewissen verpflichtet, für ihn zu sprechen, wo ihm jetzt nach meiner Meinung so viel Unrecht geschieht. Als jener Türmeraufsatz geschrieben wurde, waren wohl die näheren Umstände noch nicht bekannt, durch die der Kaiser zu seiner Reise nach Holland bewogen worden ist. Jetzt sind darüber nähere Nachrichten veröffentlicht worden. Danach spreche ich den Kaiser von irgend einem Vorwurfe frei. Wenn die übermächtigen Feinde, die uns ihren Willen über kurz oder lang aufzwingen konnten, seine Abdankung verlangten, wenn ein großer Teil des deutschen Volkes das gleiche forderte, vor allem die Sozialdemokratie, die in geschickter Weise die politische Macht in ganz Deutschland an sich gerissen hatte, wenn die Flotte und das Heer unter Bruch des Fahneneides überall meuterten und aufrührerische Teile im Besitz aller wichtigen rückwärtigen Verbindungen waren, wenn dann seine militärischen Ratgeber wie die zivilen ihm zur Abdankung und zur Abreise nach Holland rieten und er sich schweren Herzens dazu entschloß, gewiß in erster Linie, um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, so kann ich diesen Entschluß nicht tadeln. Die Abdankung war kaum durch irgendwelche Mittel zu verhindern. Als einfacher Mann, ohne mehr Macht als jeder einfache Bürger, konnte er uns aber kaum doch irgend etwas mehr helfen. Im Gegenteil. Unseretwegen brauchte er zu jener Zeit seine Entschlüsse nicht mehr so oder so zu fassen. Es stand damals nicht mehr in seiner Macht, uns irgendwie ein Helfer in dem kommenden Schweren zu sein. Ich hätte es allerdings für richtiger, für königlicher gehalten, wenn der Kaiser zu einer früheren Zeit versucht hätte, inmitten seiner Truppen im Kampfe zu fallen, doch das braucht hier ja nicht näher ausgeführt zu werden, Ihre Bemerkung bezieht sich ja auf jene kritischen Novembertage. Ich weiß ja als alter Türmerleser, wie sehr Sie immer bemüht sind, gerecht zu sein, ich hoffe, Sie werden auch unserem früheren Kaiser gegenüber bestrebt sein, durchaus Gerechtigkeit walten zu lassen und Gelegenheit nehmen, in einem späteren Heft die Sache nach den jetzt

bekannten Tatsachen richtigzustellen und so auch den Schein zu vermeiden, als schwämme auch der Türmer, wenn auch nur vorübergehend, in dem Strom der Allzuvielen mit.“

Soweit Ihre Zuschrift. Wir behalten uns ein nochmaliges Eingehen auf diese Angelegenheit für später vor.

Bücherbesprechung

Die Standarte. Ein Almanach. Herausgegeben von **Hans Heinrich Bormann.** (Saarlouis, Hausen, Verlagsgesellschaft; 2,50 M.) Als eine Festgabe zum fünfzigsten Geburtstage des Literaturkritikers Johannes Mumbauer, hat sich so ziemlich das ganze katholische deutsche Dichtertum der Gegenwart in diesem Buche ein Stelldichein gegeben. Die Lyrik überwiegt, doch sind auch eine Reihe von Prosabeiträgen eingesprengt. Neben bekannten Tönen klingt auch manches Neue an und zeigt, daß die katholische Jugend unvoreingenommen alle Mittel des literarischen Ausdrucks nutzt und in allem Formalen nichts anderes sieht, als eben Form. Es kann unserer Literatur nur gut tun, wenn sich so auch jene Kräfte regen, die allzu lange geschwiegen haben.

Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch. XXXIX. Jahrgang 1918. (Halle a. S., Richard Mühlmann, Verlagsbuchhandlung [Max Grosse]; brosch. 3, eleg. geb. 4 M.) Dieses altbewährte Buch wird in der immer mehr betonten Form als Jahrbuch allen evangelisch-christlichen Familien willkommen sein. Dieser Jahrgang atmet natürlich Kriegsgeist, aber wirklich aus innerem Erleben heraus. Des Mitherausgebers Julius Kögel Aufsatz „Krieg und Frieden“ verdient ernsthaft nachgedacht zu werden. Auch die Belletristik ist gut vertreten. Freiherr von der Goltz bietet Einzelbilder aus dem Revolutionsjahr 1848. Gedichte und verschiedene Abhandlungen runden den Inhalt zu einem schönen Ganzen ab.

Mutter. Eine Sammlung von Gedichten zum Preise der Mutterliebe. Herausgegeben von **Fritz Droop.** (München, Hanfstaengl; 3 M.) Eine mit guter Kenntnis aus der deutschen Dichtung zusammengestellte Anthologie, deren erster Teil unter dem Titel „Deutsche Männer und Frauen an ihre Mütter“ zusammengefaßt ist. Ein Chor der Dankbarkeit und Verehrung. — Der zweite Teil ist überschrieben: „Wie die Mutterliebe noch verherrlicht wird“ und bringt bunteren Inhalt. — Der dritte Teil schöpft aus der Kriegslyrik eine schöne Folge neuester Lyrik. Etwa 150 Dichter sind in der Sammlung zu Worte gekommen, in der ich nur das durch Yvette Guilbert allerdings in der verbreiternderen Fassung Richepins bekannt gewordene bretonische Volkslied „Der Mutter Herz“ gern vermißt hätte. Das paßt in keine deutsche Sammlung hinein. Man könnte es geradezu für eine volkspsychologische Untersuchung als deutsche von französischer Fühlweise charakteristisch unterscheidende Probe verwerten.

Karl Hagemann, Weltreise-Chronik. „Ich bin wohl der Letzte, der die alte Welt, die Welt vor dem Kriege, bewußt bereist hat.“ Mit diesen Worten beschließt Karl Hagemann, der bekannte Mannheimer Theaterdirektor, seine „Weltreise-Chronik“ (München, Georg Müller. 6 M). „Erlebnisse, Betrachtungen und Anekdoten“ steht als nähere Ergänzung beim Titel. Es ist ein sehr bewußtes Buch. Der Mann versteht sich auf die Szene und die Inszenierung. Er ist durchaus Impressionist. Scharf und rasch zublickend, den Eindruck mit wenigen Strichen festhaltend, will er nichts, als sein Erlebnis, seinen Eindruck geben. Es kommt

also weder auf vollkommene Beherrschung des betreffenden Stoffes, noch gar auf irgendeine wissenschaftliche Ergründung an, sondern ein gebildeter Europäer sammelt Eindrücke und verarbeitet sie in seine fertig mitgebrachte Weltanschauung, seine abgeschlossene Bildung hinein. Man wird bei einem solchen Buche nicht in den objektiven Ergebnissen den Wert suchen; der hängt ganz von der Kraft des Subjektes ab. Ich gestehe gern, daß ich Hagemann mit vieler Freude zugehört habe. Das Buch wirkt wie die Unterhaltung eines echten Weltmanns. Auch der Humor fehlt nicht. Manches, was er über die Deutschen im Auslande sagt, ist beherzigenswert. Besonders scharf betont er zu Recht den Mangel an Lebensform, was sich keineswegs bloß mit den äußeren Manieren deckt, obwohl die damit zusammenhängen. „England herrscht durch eine wohltemperierte Tüchtigkeit der Nation, und zwar durch das Medium der Form. Der selbstbewußte, zielsichere und nicht zuletzt wohlerzogene Mann, der Gentleman, regiert die Welt. Gentlemen zu erziehen, tüchtige Gentlemen, ist das Streben aller englischen Pädagogik. Leute mit voraussetzungslosen Manieren. Nicht alle können begabt sein, nicht alle angeborenen Takt haben, nicht alle menschlich bedeutend und verläßlich sein. Aber Formen kann man ihnen beibringen, Lebensart. Auf einen Kodex der guten Sitte kann man sie festlegen. Und das geschieht in England."

Diese Lebensform umschließt natürlich nicht nur die Betätigung des einzelnen als Privatmann, sondern auch als Glied seiner Nation. Der Deutsche versagt hier wie dort. „Die Deutschen spielen in Johannesburg wirtschaftlich eine große Rolle. In den maßgebenden Finanzkreisen sitzen ihrer viele. Seit einigen Monaten erscheint sogar eine deutsche Zeitung. Es ist jedoch sehr fraglich, ob sie sich wird halten können. Denn jeder unserer Landsleute beansprucht so ungefähr seine eigene Ausgabe. Das alte Lied. Jeder Engländer hält in den Kolonien die englische Zeitung, wenn es eine gibt. Aus Grundsatz. Wenn sie ihm inhaltlich gegen den Strich geht, liest er sie nicht. Aber er hält sie und unterstützt sie. Der Deutsche aber nörgelt und nörgelt so lange, bis er die Zeitung eines Tages abbestellt. Es ist ein Jammer, daß wir uns noch immer nicht als Nation zu finden wissen. Was könnte aus uns werden! Was wäre aus uns schon geworden!" — Werden wir in dieser Hinsicht immer in der unerfüllten „Wenn"-Form sprechen müssen?

Das Litauen-Buch. Eine Auslese aus der Zeitung der 10. Armee. (Leipzig, K. F. Köhler; kart. 6 M.) Diese Sammlung von Artikeln aus der Zeitung der 10. Armee wird dauernden Wert behalten, sie ist zu einer Volkskunde Litauens geworden, wie wir sie bisher nicht gehabt haben. Die 10. Armee hatte unter Führung des Generaloberstten von Eichhorn Litauen von der russischen Knechtschaft befreit und behielt danach dauernd die Besetzung des Landes. Es stellte sich natürlich das Bedürfnis ein, mit Land und Leuten bekannt zu werden, und die Leitung der Zeitung hat systematisch das Litauertum in allen seinen Schattierungen und Beziehungen darzustellen gesucht. Einzelne Lücken, die geblieben waren, sind nun bei der Zusammenstellung zum Buche aus anderer Literatur ergänzt worden. — Der erste Teil behandelt das Land und seine Bewohner und gibt den geschichtlichen Überblick, die Landeskunde und Geologie, schildert die Völker Litauens, behandelt die Sprache und die Landwirtschaft. Dann folgt ein Abschnitt „Litauisches Volkstum". Literatur, Kunst, Volks- und Aberglaube. Gerade erhalten wir hier durch die Mannigfaltigkeit der Verfasser der einzelnen Artikel die Be-

leuchtung mancher Einzelheiten, die bei der systematischen Darstellung durch einen einzelnen Forscher leicht ausfallen. So ist die Betrachtung der litauischen Grabkreuze sehr lehrreich. Und für die Beurteilung der litauischen Volkslieder ist es wesentlich, zu erfahren, wie die Litauer selbst ihre Volkslieder singen. — Sehr ausgiebig ist der Abschnitt über „Geschichtliche Denkwürdigkeiten". Auch hier finden wir neben den umfassenderen Darstellungen Einzelmitteilungen von besonderem Reize. Dankbar wird man auch die litauische Dichtung entgegennehmen. Unter den Übersetzungen sind vor allem die Oskar Wöhrles sehr gut gelungen. Im ganzen haben über dreißig Mitarbeiter zu dem Buche beigesteuert, dessen Benutzung durch ein eindringliches Namen-, Sach- und Schlagwort-Verzeichnis erleichtert ist. Als wertvolle Beigabe kommt ein Bilder-Anhang hinzu, der neben durchweg sehr gelungenen Photographien des heutigen Litauens gute Abbildungen über ältere litauische Volkskunst und zahlreiche ältere Trachtenbilder und Dokumente bringt. — So ist das Werk neben seinem wissenschaftlichen Werte ein schönes Zeugnis für deutsche Kriegsarbeit.

Lettische Volkslieder. Ausgewählt und übertragen von **Inga Bielenstein.** (München, Georg Müller; 2 M.) Schon Herder hat in seinen „Stimmen der Völker" dem lettischen Volksliede eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. Aber das ihm zur Verfügung stehende Material war nicht sehr ausgiebig und auch wohl nicht überall sehr zuverlässig. Inga Bielenstein, die Herausgeberin dieses Bändchens, ist die Enkelin jenes Pastors Dr. August Bielenstein, dem die Erforschung des lettischen Volkstums im wesentlichen zu danken ist. Sie hat die Auswahl aus der Masse des vorliegenden Materials getroffen und gewährleistet die möglichst sinngetreue Übertragung. „Was dem lettischen Volkslied seinen eigentlichen Zauber verleiht, ist das starke, innige und natürliche Erfassen aller, dem ursprünglichen Menschen sich offenbarenden Erscheinungsformen des Lebens. Die Schlichtheit der Formgebung und das naive, sichere Zugreifen, mit dem jeder Stoff herangezogen und bei aller Einfachheit der Gestaltung doch nach bestimmten rhythmischen Gesetzen zum Lied verarbeitet wird, verleihen dem lettischen Volkssange ein ganz eigenartiges Kolorit. Es liegt in diesen einfachen kleinen Liedchen ein süß-herber Duft, ein wehmütiger Zauber, wie er Wald, Flur und Feld in den blassen Sommernächten des Nordens umfängt. In ihrer stillen, rührenden Färbung kann man diese Ausdrucksform einer scheuen, verschlossenen, selbst im Jubel nur gedämpfte Töne findenden Volksseele wohl mit einem schönen Feldblumenstrauß vergleichen, in dem feine Gräser und Blüten sich mit derberen Blumen zu einem harmonischen Ganzen vereinen, das bei aller Frische und Buntheit doch nicht grell und aufdringlich wirkt. Mag im Liede das Bild der Natur gezeichnet werden, Liebe und Freude, Leid und Haß zur Geltung kommen, mögen es Fest- oder Kinderlieder, Scherzgedichte oder schwermütige Weisen sein, — überall findet das Volkslied einen eigenen, manchmal vielleicht wunderlichen, aber immer ursprünglichen und treffenden Ausdruck für das, was die einfache, innig mit der Natur verknüpfte Seele des Letten bewegt." Die künstlerische Bearbeitung der Lieder stammt von dem jungen baltischen Dichter Johannes von Günther, der über seine Grundsätze besondere Rechenschaft ablegt. Es sind etwa anderthalb hundert Lieder ausgewählt, die in die Abteilungen „Liebe", „Ehe", „Kinderlieder", „Der Gesang", „Balladen", „Scherz, Spott und Prahlerei" und „Vermischte Gedichte" eingeordnet sind. Die Masse der lettischen Volkslieder ist Legion, aber die Auswahl ist so geschickt getroffen,

daß sie eine Vorstellung von dem ganzen Gebiete vermittelt.

„**Die Lerche.**“ Auswahl schwäbischer Dichtung von den Anfängen bis auf die Gegenwart von **Ludwig Finckh.** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; 6 *M.*) „Das starke Stammesbewußtsein der Schwaben hat zu allen Zeiten sammelnd und erhaltend gewirkt. Man sprach einst von einer schwäbischen Dichterschule ... Da ich nicht nach einem bestimmten Grundton auszulesen hatte, sondern nichts wollte, als einmal die Schwaben unter einen Hut bringen, so ergab sich die Mannigfaltigkeit der Sammlung von selbst. Denn so viele Seiten der schwäbische Charakter hat, die Schwermut, den Humor, die Grobheit, die Kauzigkeit, die Frömmigkeit, so bunt spiegelt er sich in seinen Gedichten wider. In diesem großen Garten wachsen Feldblumen und Gärtnerpflanzen nebeneinander. Ich habe deshalb keine ästhetische Grundstimmung vorwalten lassen, sondern habe mich an die zeitliche Reihenfolge gehalten, die im Aufeinander der sich entwickelnden und ablösenden Stilarten ihren eigenen Reiz hat, habe mich auch nicht gescheut, bei einzelnen Dichtern die berühmten Sachen auszuwählen, neben weniger bekannten — eben weil ich ins Gedächtnis bringen wollte, wer eigentlich Schwabe und was schwäbischen Ursprungs ist. Wenn jemand dennoch finden sollte, daß irgendein roter Faden sich durch das Gewebe hindurchziehe, so wollte ich es nicht leugnen.“ — Soviel aus dem Vorwort des Herausgebers, der seine schöne Aufgabe mit eindringender Kenntnis und gutem Geschmack gelöst hat. Schön war die Aufgabe, weil die Schwaben wie kein anderer deutscher Volksstamm von den Anfängen unserer Literatur bis zur Gegenwart immer wacker und wohltönend mitgesungen haben. Es eröffnet sich deshalb aus der Enge der Landsmannschaft immer wieder der Blick auf die Gesamtheit unseres Schrifttums, um so mehr, als in Schwaben selber Heimbrödelei und schweifender Weltsinn dicht beisammen wohnen. Aus der älteren Zeit von 800 bis 1550 sind neunundzwanzig Dichter vertreten. Natürlich hätte aus der großen Zahl der Minnesänger die Auswahl auch anders gestaltet werden können. Man vermißt vor allem die doch auch vorhandenen derberen Töne. Die Zeit von 1550 bis 1750 ist entschieden zu schwach vertreten. Es wären da mit Gewinn die Liederbücher heranzuziehen gewesen. Für das darauffolgende Jahrhundert aber ist Schwaben so glänzend an unserem Schrifttum beteiligt, daß man sich einmal die Namen vergegenwärtigen muß, um die volle dichterische Kraft dieses kleinen Stammes zu ermessen. Um nur die bedeutendsten zu nennen: Schubart, Wieland, Schiller, Hölderlin, Kerner, Uhland, Knapp, Mörike, F. Th. Vischer, H. Kurz, Gerok, Herweg, Schnek-

lenburger. Sehr Ergötzliches bietet die Abteilung „Mundart“. Und auch die Neuzeit ist so ausgiebig und wertvoll, daß wohl stimmen muß, was Finckh in der Vorrede sagt: „Wie es sich bei den Bruderstämmen verhält, kann ich aus Erfahrung nicht sagen. Von uns aber weiß ich: der Schwabe wird als Dichter geboren. Meist verliert sich die Gabe im späteren Leben wieder, sie wird durch die Schule ausgetrieben und durch tatsächlichere Künste ersetzt. Bei einigen aber bleibt etwas hängen, und sie müssen dichten, ob sie wollen oder nicht, ihr Leben lang.“

Die deutsche Schwester in Sibirien. Aufzeichnungen von Schwester **Magdalene von Walsleben.** (Berlin, Furche-Verlag; 2,80 M.) Es sind die Aufzeichnungen, die sich diese tapfere Schwester auf einer im Auftrage der deutschen Regierung durch die sibirischen Gefangenenlager unternommenen Reise gemacht hat. Der weite Weg führte vom Ural bis Wladiwostok und war ein Leidensweg mit nur wenigen Stationen einer halbwegs menschenwürdigen Behandlung. Das Herz krampft sich einem in Schmerz und Empörung zusammen, wenn man hier liest, was unsere braven Soldaten haben aushalten müssen. Und wenn wir hören, wie die Liebe zum Vaterlande sie doch aufrecht erhält, wie sie der sicheren Zuversicht sind, durch ihre Leiden der Gesamtheit ihres Volkes zu nutzen, so steht man fassungslos vor den Tatsachen, die wir inzwischen haben erleben müssen.

Meine Erlebnisse während der Kriegszeit in Deutsch-Ostafrika. Von **Ada Schnee.** (Leipzig, Quelle & Meyer; geh. 2,40 M, geb. 3,20 M.) Die Gemahlin des deutschen Gouverneurs schildert hier auf Grund eigener Anschauung den großartigen Kampf, den unsere deutsche Kolonie gegen den übermächtigen Feind geführt hat. Wie die Männer alle zu Kriegern wurden, jeden Fußbreit Landes zäh verteidigten, so haben die Frauen alle sich zusammengefunden, um in zäher und kluger Arbeit und unermüdlichem Liebeswerke diesen Kampf zu ermöglichen. Belgier und Engländer werden es vor der Geschichte niemals von sich abwälzen können, wie sie hier ganz überflüssigerweise die Kulturarbeit langer Jahre zerstört haben und auch der eingeborenen Bevölkerung ein schier unerträgliches Maß von Leiden zufügten. Eine Anzahl von Bildern schmücken das frisch erzählte Buch.

Franz Ehregott Hauptvogel: Als gemeiner Soldat zum Landsturm ausgehoben ins Feld. (Leipzig, Max Koch; geh. 3 M, geb. 4 M.) Die verlegerischen Anzeigen über das Buch nehmen den Mund so voll, daß der Leser natürlich enttäuscht werden muß. Darüber darf man das Gute nicht vergessen. Die Stimmung des ungedienten gebildeten Mannes in dem schweren Dienst, ohne jede Berücksichtigung der Verhältnisse, in denen er aufgewachsen ist, teilt sich uns überzeugend mit. Wie verbitternd viele Umstände wirken, die leicht als nebensächlich angesehen werden, fühlen wir dem Verfasser nach, und so dient das Buch in der Tat mit zur Aufklärung für manches, was seit dem 9. November geschehen ist.



Der vor drei Jahren plötzlich aus dem Leben geschiedene Generalsuperintendent der Rheinprovinz Lic. Christian Rogge hat in seinen mancherlei Publikationen uns immer viel zu sagen gehabt. Ein reicher Geist, ein Mann mit weitem Blick, ein durchaus moderner Mensch, ein feinsinniger Denker, bei dem das Warum seines frühzeitigen Hinscheidens allen, die ihn kannten, immer wieder schwer auf die Seele fällt. Er hat biblische Streifzüge und Charakterbilder unter dem Titel „Nimm und lies" seinerzeit veröffentlicht, und es ist dankenswert, daß der Verlag sich zu einem unveränderten Neudruck (3.—4. Tausend) entschlossen hat[1]). Es sind 14 kleine Skizzen, nach jeder Richtung hin neu, originell, lesenswert, anregend. So die Charakterzeichnungen von Jephtha, Elias, Johannes dem Täufer, Judas, Nicodemus — so die Skizzen „Liebe und Haß, zwei Episoden aus der Geschichte Sauls" und „Die Bergpredigt, ein Spiegel des menschlichen Lebens". Fein und sinnig sind 11 und 12 („Grabesstille auf Golgatha" — „Es ist der Herr"). Gern liest man auch, was Rogge zu sagen weiß über den Humor der Bibel, vor allem aber den ersten einleitenden Aufsatz, der auf 50 Seiten „Die Bibel als ein Buch voll Geist und Leben" behandelt. Manche dieser Skizzen sind die Grundlagen zu Predigten gewesen; sie werden jedem Prediger, der sie liest, willkommene Anregung sein für Ansprachen bei Familienabenden, Gemeindeabenden, Festfeiern u. a., oder er begnüge sich damit, bei ihrem Lesen ein paar stille, feine, sinnige Stunden zu verleben, die ihn innerlich heben und bereichern; auch das ein nicht zu unterschätzender Gewinn.

Theologie der Gegenwart 1915, Heft 2

[1]) Rogge, Christian: Nimm und lies! 2. Auflage. 204 S. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer 1914. 3 Mk.

Die Rhapsodien von der Freude. Die Rhapsodien des Lebens. Beide von Paul Steinmüller. Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. Das erste 1.50 Mk., das zweite 1.75 Mk.

Die beiden Büchlein sind seit einiger Zeit meine ständigen Begleiter und erquicken mich manchmal bis ins tiefste. Immer wieder kann man diese feingeschliffenen, seelenvollen Rhapsodien lesen, und schließlich schwingt unsere Seele in ihren Melodien und ihr wird leicht und froh zumute, und eine helle Stärke erfüllt sie. Ist das nicht Segens genug, der von diesen Büchlein, die Carlos Tips so anmutig mit Titelzeichnungen versah, ausgeht?

Deutsche Nachrichten (Reinhold Braun).


Kaliklora
Weisse Zahnpasta
„Erhält Ihre Zähne"



